Vervehmt.
Roman aus der Gegenwart
von
August Becker.

Berlin, 1868
Otto Janke.

Erster Band.

Erstes Capitel. Führt zu einem Einsiedler in einer groszen Stadt.

Lange gerade Häuserlinien ziehen sich von dem Ringe freier Plätze und breiter Straßengürtel, welche die Altstadt umspannen, nach Westen und Nordosten, um sich als regelmäßige Vorstadtstraßen weit draußen in grünen Wiesen und Haideflächen oder über sanft ansteigende Höhen hin im kahlen Blachfeld zu verlieren. Kein Thurm erhebt sich über die ausgedehnten Häuserquadrate dieser großen Vorstädte. Nur aus manchem Fenster der hohen Stockwerke hat man einen Blick auf die Thürme und Kuppeln der lärmvollen Altstadt, oder an diesen vorüber auf die Hochalpen, die blau und weiß am fernen Horizont aufsteigen und deren gewaltiger Kamm in langer Kette über das grüne Vorland zur Stadt niederschaut.

Während ein Gang durch die verkehrreichen Straßen der Altstadt dem sinnenden Beschauer allenthalben lebendige Bilder und mannigfache Kurzweil bietet, würden die neueren Stadttheile vor den Thoren nur langweiligen Anblick gewähren, wenn die gedehnten Straßenzeilen nicht da und dort von weiten, modernen Plätzen unterbrochen wären, auf denen sich die Kunsttempel im heitern, antiken Styl erheben und Architekturbilder schaffen, deren freundlicher Gegensatz zu jenen der Altstadt angenehm überrascht. Einige dieser Vorstadtstraßen sind auch von Reihen niedlicher Blumengärtchen begleitet,

die zur Zeit der Flieder- und Rosenblüthe den dahinter liegenden Häusern den Reiz anmuthiger Wohnlichkeit verleihen. Dann hauchen die überhängenden Syringen, die Centifolien und Remontanten berauschend und erquickend den Spaziergänger an, der durch die langen Straßen der Vorstadt hinauswandert, um auf der blumigen Wiese und der luftigen Anhöhe eine reinere Atmosphäre einzuathmen. Nicht ohne Neid sieht er über die Planken auf das kleine, reizende Blumenrevier, in welchem ein alter Herr im Hausrocke dämelnd umherschreitet, Kinder auf den schmalen Kieswegen spielen, alte und junge Frauen in der durchsichtigen Laube den Nachmittagscaffee schlürfen, die Modezeitung lesen, Stickmuster verarbeiten oder Toilette, Lebenswandel und Intriguen beliebter Opernmitglieder besprechen, während die Schwarzamsel im dichten Laube daneben ungehört ihr schönstes Frühlingslied durch den goldgelben Schnabel flötet.

Auch das Haus, in welches wir den Leser einführen, ist gleich allen in der Reihe durch ein solches Gärtchen von der staubigen Straße getrennt, die gerade nicht zu den ruhigen zählt, sondern belebter ist, als den Bewohnern lieb sein mag. Das Haus zeichnet sich vor den andern durch nichts als durch seine Styllosigkeit und durch eine Höhe aus, die in keinem Verhältnisse zu seiner geringen Breite steht. Vier Fenster gehen nach der Garten- und Straßenseite in jedem Stock; von diesen Fenstern ist das vierte des Erdgeschosses von davor stehenden Bäumen und überhängendem Fliedergebüsch so verdeckt,

daß man es von der Straße aus fast nicht bemerkt. Das Licht, das es einem langen, schmalen Zimmer spendet, ist somit kein besonders reichliches; und wenn wir aus dem Freien kommend in das Zimmer eintreten, umfängt uns eine milde Dämmerung, die geheimnißvoll über den Gegenständen waltet, während wir uns in dem Raume umsehen.

Der tiefen Fensternische gegenüber am andern Ende des Zimmers öffnet sich ein hoher, mit gelben Vorhängen versehener Rundbogen, der in eine alkovenartige Verlängerung des Raumes führt, welche offenbar als Schlafkabinet dient. Dadurch gewänne das Gelaß etwas heimlich alterthümliches, wenn die graublaue Tapete, welche mit ihrem unruhigen Arabeskenmuster Kanten und Flächen der Wände gleichmäßig überzieht, den Eindruck nicht sehr ernüchtern würde. Die Wirkung dieser Mauerverkleidung ist jedoch wieder gelähmt durch hohe Bücherschränke, aus denen bis zur Zimmerdecke empor die Rücken der Bände glänzen, während die breiteren Wandflächen alle mit – aus vielen einzelnen Blättern zusammengesetzten – Karten deutscher Lande behängt sind. Wenn nun diese Wandverkleidung schon für das gewöhnliche Auge wohlthuender ist, als das langweilige, in nichtssagenden Arabesken sich immer wiederholende unruhige Tapetenmuster, so müssen die Schraffirung der Bodenplastik und das übrige Detail dieses Kartenwerks noch anheimelnder auf den verständnißvollen Beschauer wirken.

Dennoch macht das Gemach im Ganzen einen ziemlich melancholischen Eindruck, den die gelbe Eichenfarbe der Möbel nur wenig mildert. Zwei große Schreibtische, jeder mit einem Aufsatze von Schriftenfächern und Büchergestellen, verengen den Raum schon sehr; noch mehr in der Mitte des Zimmers ein plumpes, niederes Doppelpult vor einem schwarzledernen, zwischen Schrank und Tisch eingeklemmten Divan. Außer dem milchweißen Kachelofen beschränkt sich so die ganze Einrichtung auf Gegenstände, die zum Studiren, Lesen und Schreiben dienen. Ueberall liegen Bücher, Mappen, Hefte, beschriebene und unbeschriebene Blätter, Chartenrollen, Bleistifte und Stahlfedern umher; staubige Tintengläser stehen in den Ecken oder von Manuskripten verdeckt auf den Tischkanten, und der Anblick bietet jene Unordnung, die man reizend zu nennen liebt, was sie jedoch weder für den Besucher noch den Bewohner sein dürfte. Denn in letzteren fährt etwa alle vier oder fünf Monate ein wahrhaft berserkerwüthiger Ordnungssinn, der dann rücksichtslos und mit solchem Erfolge aufräumt, daß er alle Mühe hat, das Aufgeräumte je wieder zu finden.

Für die Nachbarn und die nächtlicher Weile heimkehrenden Bewohner der Straße birgt dies Zimmer ein Geheimniß, vielmehr ein Räthsel. Seit vor einem halben Jahre das Erdgeschoß des Hauses, zu welchem das

Gärtchen gehört, von einer neuen Parthei bezogen worden, fiel aufmerksamen Beobachtern auf, daß allnächtlich, wenn in allen Fenstern des Hauses und der Nachbarschaft die Lichter erloschen, ein schwacher, gedämpfter Schimmer aus jenem Fenster durch die noch nicht völlig belaubten Zweige der Bäume und Gesträuche in die Frühlingsnacht herausfiel, bald kaum ersichtlich, bald stärker. Die weiter außen in der Straße wohnenden Pensionairs und Privatiers, denen das einmal aufgefallen war, unterließen nicht, von der Bierbank heimtrollend, immer wieder nach dem fast verdeckten Fenster zu schauen und mit gedankenvollem Kopfschütteln fürder zu wanken, wenn der röthliche Schimmer auch noch nach Mitternacht durch das Geäste leuchtete, während doch die Straßenlaterne schon gelöscht war und ägyptische Finsterniß über der schlafenden Vorstadt brütete. Der Lampenmann, welcher nach Mitternacht das Gaslicht erstickte und die Beleuchtung der Straße auch dann den Sternen am Himmel überwies, wenn sie sich hinter den Wolken einer Sturmnacht bargen, pflegte ebenfalls einen Blick nach dem seltsamen Fenster zu werfen, dessen rosiger Glast[1] keineswegs von einem gewöhnlichen Nachtlichte herrühren konnte, da er schon einigemal plötzlich erloschen war, während der Lampenmann eben zu ihm hinüberschaute. Eine Haushälterin im gegenüberliegenden Gebäude sah aber, wenn sie aus irgend welchen Gründen in der Nacht aufstehend hinaus lauschte,

[1] Glanz, Schein, Schimmer, Leuchten, von einem Naturelement ausgehend (Sonne, Feuer, Blitz, Sterne).

bei klarem Himmel wie in finstern, stürmischen Nächten, das geheimnißvolle Fenster beleuchtet, oft noch, wenn sie zum neuen Tagewerk aufstand, so daß sie dann in unruhiger Betrachtung durch das bewegte Gezweig nach den schwacherhellten Scheiben zu schauen pflegte, bis der Schein in den frühen Morgenstunden mit einem Male verschwand und das Fenster so dunkel und hohl in die Finsterniß hereinsah, wie jedes andere.

Kam nun der Tag mit seinem klaren Lichte, so konnten die Nachbarn oft eine junge, schlanke Frau in Trauerkleidern an den Fenstern sitzen sehen, auf deren Schoos sich ein kleiner pausbäckiger Junge abmühte, das breite Fenstergesims zu erklimmen, das schon von seinen um wenige Jahre älteren Brüderchen besetzt sein mochte. War mildes, trockenes Wetter, so tummelten sich dann wohl auch die hübschen Kinder auf den Kieswegen des Hausgärtchens umher, sahen den frischaufgeblühten Tulpen oder Schwertlilien neugierig in die Kelche und jauchzten laut auf, wenn eine Hummel, eine Biene, ein Käfer oder gar ein Schmetterling darinnen schwelgte; oder sie liefen zur Mutter, die den kleinsten mit seinen noch schwankenden Beinchen über den Kies geleitete, um ihr zu verkünden, was sie da gesehen und was in den Blumen vorgehe. An besonders sonnigen Tagen trug wohl auch eine Magd den Jüngsten auf dem Arme hinaus auf die Straße und weiter, während die andern Kinder mit der Mutter folgten. Dann standen die Fenster des Erdgeschosses weit auf, mit Ausnahme jenes vierten, halbversteckten, das sogar mit Doppelfenstern verschlossen blieb.

Diese Doppelfenster öffneten sich regelmäßig dreimal des Tags auf kurze Zeit – Morgens, zur Zeit des Mittagessens und in der Abenddämmerung. Dann konnte es wohl geschehen, daß man einen Herrn von etwa fünfunddreißig Jahren in Hausschuhen und dunkelm Rocke in dem Gärtchen erscheinen sah. Die Nachbarschaft, welche sich darum kümmerte – und sonst kümmerte sich Niemand weiter darum – hatte alsbald herausgefunden, daß dieser Herr von ernstem, ziemlich regelmäßigem Angesichte und von kräftigem Wuchse, nur wenig über mittlere Größe, war. Sein reiches blondes, übrigens schlichtes Haupthaar trug er lang und zurückgestrichen; ein Vollbart umfaßte das ziemlich große Gesicht. Da und dort blieb er vor einer knospenden Pflanze oder blühenden Blume des noch dürftigen Gärtchens stehen, indem er die ausgegangene Cigarre zwischen den Fingern hielt. Dann sah er wohl auch in die grünen Baumkronen empor nach einem Buchfink, der sein Lied herunterschmetterte, oder saß auf einer einfachen Bank im Schatten, um den Vögeln einige Brosamen hinzuwerfen. Nun kam es auch vor, daß hinter den Fenstern des Erdgeschosses die junge Frau mit dem pausbäckigen Knäblein erschien, das so lange verlangend und zärtlich stammelnd die dicken Aermchen nach dem Manne im Garten ausstreckte, bis dieser sich emporreckte, um den Kleinen durch's Fenster zu heben und auf die Kniee zu nehmen. Viele Leute gingen außen vorüber und sahen über die Planken herein, manche hielten auch zu Wagen außen vor einem vielbesuchten Künstleratelier, – der Mann im Garten achtete

nicht darauf und sonnte sich nur an den lichten, sprechenden Augen und lebhaften Bewegungen des Kindes auf seinen Knieen, das den Vögeln und Schmetterlingen nachwollte.

Aus solchen Beobachtungen schlossen die Nachbarn, daß der blonde Herr der Gemahl jener Frau sein müsse. Warum aber, fragten sie sich hiebei, warum begleitete er Mutter und Kinder nie bei deren Spaziergängen, – warum sah er stets so ernst und verschlossen drein, ging überhaupt nie aus und verschwand auch aus dem Gärtchen immer sehr bald wieder? Warum wurden dann jene Doppelfenster jedesmal wieder geschlossen, aus denen in stiller Mitternacht und oft bis zum Morgen der räthselhafte Schimmer strahlte? Auch bemerkte man nicht, daß er je Besuche empfing, wohl aber hatte man schon gesehen, daß er während seines kurzen Verweilens im Garten dem Postboten Briefe und Pakete abnahm, also mit der fremden Welt draußen in einigem Verkehre stand. Wenn er nun der Bewohner jenes Zimmers war, das sein Licht von dem halb hinter dem Laubwerk versteckten Fenster empfing, was trieb er in der Nacht, in der langen Nacht bis zum Morgen? –

Nun lag nach stürmischen Wochen ein schöner Maientag über der Stadt und dem Lande. Die Sonne schien warm in die Straße herein und auf die feuchten Beete des Hausgärtchens, so daß sich die niedergedrückten Blumen wieder hoben und neue Knospen farbenduftig aufbrachen. Alle Fenster im Erdgeschoß waren der hellen Sonne und der würzigen Luft geöffnet. Auch das Doppelfenster

jenes Zimmers stand offen, welches fast unheimlich dunkel das Auge angähnte, das von außen hineinzudringen wagte.

Innen gestaltete sich freilich das Bild etwas anders. Zwar herrschte in dem Gemache, das wir bereits kennen, kein so helles, blendendes Licht, als in den anstoßenden Räumen; dennoch waren alle Gegenstände klar und deutlich zu erkennen, und selbst auf der hintersten Karte an der Wand der Name jedes Flüßchens, jedes Weilers mühelos zu lesen. Denn warm und glänzend lag das Sonnenlicht auf dem blühenden Flieder, der seine Zweige zu einem herrlichen Laub- und Blüthendache vor dem Fensterbogen wölbte, so daß ein mildes, grünes Licht in das Zimmer fiel, während einzelne Strahlen in ungebrochener Goldfarbe durch die Laublücken hereinleuchteten. Eine angenehme Kühle herrschte selbst zu dieser Nachmittagsstunde hier. Der Raum war erfüllt von dem lieblichen Dufte, den die großen Fliederbüsche durch das offene Fenster herein hauchten.

Jetzt war es heimlich, ja fast poetisch traulich hier, trotz der staubigen Bücher in den Wandschränken und den unordentlich umherliegenden Blättern und Heften. Dabei herrschte eine Stille, in welche nur die Laute von der Straße eine Unterbrechung brachten. Doch, horch! Wie ein Orgelton tönt es durch den engen Raum, – es ist das Gesumme einer Hummel, welche sich durch das offene Fenster herein verirrt hatte. Und lauschte man aufmerksamer, so konnte man Laute vernehmen, die wie das leise Picken einer Taschenuhr hinter der verschlossenen,

graublauen Tapete vernehmbar wurden, – der Holzwurm bohrte da innen.

Doch diesen hörte die junge Frau nicht, welche eben leise die Zimmerthüre öffnet. Während ihre großen Augen im Raume umher suchen, lauscht sie einem tiefen, wenn auch nicht lauten Athemzuge, der von dem Ledersopha hinter dem Schreibepult herzukommen scheint. Unhörbar tritt sie auf den Zehen noch einige Schritte vor, während ihre Hand den Kindern abwehrt, da diese hereindringen wollen. Auf dem Divan hinter dem Pulte liegt der Bewohner des Zimmers; der blondbärtige Kopf hebt sich plastisch von dem dunkeln Lederkissen ab; ein Buch ist der Hand entsunken und ein zur Hälfte beschriebener Bogen ruht auf der einen Pultseite, während die regelmäßig auf- und niederwogende kräftige Brust des Mannes mit ihrem ruhigen Athemzuge auf tiefen Schlummer deutet.

Eine Weile ruht das Auge der Frau auf dem Manne, dann wendet es sich zu den Kindern im anstoßenden Gemache zurück, von wo der Austritt aus dem Hause genommen werden soll. Mitten im Jubel über den Gang in's Freie sehen die Kleinen jetzt ernst drein.

»Dürfen wir dem Papa nicht die Hand geben?« fragte das ältere der Kinder. »Sag' doch, Mama!«

»Nein!«

»Warum denn nicht?«

»Ihr stört ihn.«

»Warum stören wir ihn denn?«

»Papa schläft,« antwortete die Mutter seufzend. »Er hat wieder in der Nacht nicht geschlafen.«

»Warum denn, Mama?« fragten die Kinder im Weitergehen.

»Papa mußte arbeiten.«

»Warum muß er denn arbeiten? Warum schreibt er denn nur immer?« lauteten die kindlichen Fragen weiter.

»Damit ihr spazieren und in Schule gehen könnt, um einmal tüchtige Männer zu werden,« versetzte die Mutter in halb unterdrücktem, bekümmerten Ton, der den Kleinen nicht vernehmbar sein sollte.

Das Thema fortspinnend wollte nun das Eine der Kinder einmal ein Prinz werden, weil die nichts zu lernen und zu arbeiten brauchen, das Andere wollte aufpassen, wenn's Sternthaler regne, um recht viele auflesen zu können. Draußen auf der blumigen Wiese am Ende der langen Straße vergaßen die Kinder ihre Wünsche und was hinter ihnen lag; denn die grüne Aue lag weit und prächtig vor ihnen in gold- und silberfarbiger Blüthe, wie von Sternthalern besät. Gleich den Engeln sprangen sie im Grase, nach den Lenzblumen und Schmetterlingen haschend, indem sie das kurze Paradies unsers Menschenlebens in glücklicher Unbewußtheit genossen. Daheim jedoch im dämmerigen Arbeitszimmer des Vaters stand der freundliche, trostspendende Bruder des Todes unsichtbar neben dem Schlummernden, um ihm die Furchen des Denkens und die Rinnen und Gruben der Sorge von der Stirne zu glätten.

Vielleicht umwehen den Schlafenden Bilder der eignen Kindheit, die ihm in einem der anmuthigsten Thäler des Vaterlandes verflossen. Vielleicht geleitet ihn der Traumgott wieder durch das Eden, aus welchem ihn hoffnungsvoller Ehrgeiz schon lange in die Welt hinausgetrieben, wo der Baum seines schönen Glaubens an die Menschen Blatt um Blatt verloren und nur noch wenige grüne Zweige treibt. Die tiefe Ruhe, welche über das Antlitz des Mannes gebreitet ist, deutet wenigstens auf eine freundliche Spiegelung des hier waltenden Friedens in der Seele des Schlummernden.

Ein jäher, gellender Ton, der jetzt durch die Stille drang, unterbrach diese Ruhe. Es war das Klingen der Hausglocke, das wohl den Schlummernden stören, ihn jedoch nicht aufwecken konnte. Er wendete den Kopf und änderte die Lage, damit auch den Ausdruck seines Antlitzes. Die Stirne faltete sich, die bärtige Lippe warf sich auf und stieß heftige unartikulirte Laute, wie in tiefem Grimme, aus, – ja, die schlaff herunterhängende Hand ballte sich zur Faust und die rasch sich hebende und senkende Brust trieb den Athem schnaubend durch die Zähne. So lag der Träumende wie zu tödtlichem Kampfe bereit, ein seltsames Bild. Es mußte ein böser Traum sein, der wie in Sturzwellen über die bewußtlose Seele des Schlafenden hinfluthete und sie im Strudel auf- und niederhob.

Man weiß, wie rasch sich Träume abspinnen. Im Momente des Erwachens kann man ein ganzes Leben durchträumen. Es ist eine finstere Seite unsers Erdenlebens,

daß auch der Traum so selten der versöhnliche Ausgleicher menschlicher Geschicke ist, daß auch seine Hand nur zu oft härter und rauher auf den Mühseligen und Beladenen dieser Welt liegt, als auf den Günstlingen des Glückes. Unbarmherzig taucht er seine Opfer alsdann in die trübe Fluth böser Erinnerungen oder Befürchtungen, und durchtränkt in einem einzigen Augenblick das Gemüth, das im wachen Zustande Lethe gefunden und getrunken hätte, mit aller Bitterkeit einer leidvollen Vergangenheit oder sorgenvollen Zukunft. Es mußte ein böser Traum sein, in dem der Schlummernde dorten befangen war, als er die geballte Faust erschlafft sinken ließ und ächzend und stöhnend sich auf dem schwarzen Ledersopha wälzte.

Nochmals gellte der durchringende Ton der Hausglocke in das Gemach und erweckte den Schläfer, der mit trüber und verstörter Miene den Kopf aufrichtete. Ein erleichternder, tiefer Seufzer hob seine Brust, als er sich im Zimmer umsah und sich vergewisserte, daß er nur geträumt habe. Aber seine Miene klärte sich nicht völlig auf. Mit gedankenvoller Stirne trat er an das offene Fenster, vor welchem sich die blühenden Syringenbüsche wölbten. Er sah über das Gärtchen hin nach der Straße, wo mehrere Wagen vor dem gegenüberliegenden Atelier hielten und viele Menschen vorüber kamen, ohne daß er auch nur einen bemerkt hätte. Sein Sinn war jetzt, wo das Gemüth noch unter der Nachwirkung des Traumes litt, nicht offen für äußere Wahrnehmungen. Immer wieder athmete er krampfhaft auf.

Im Hause war es stille. Auch die gewohnten Kinderstimmen, welche oft störend, öfter aber noch erqickend und anregend wie Musik, durch die Thüren gedämpft in die Einsamkeit seines Zimmers drangen, waren verstummt. Vielleicht war es Sehnsucht nach dem Anblicke der Kleinen, was ihn jetzt durch das anstoßende Zwischengemach nach der Familienstube trieb. Als er diese leer fand, kehrte er in das eigne Zimmer zurück.

Hier öffnete er mit zögernder Hand ein Schubfach seines Schreibpultes, nahm einige Blättchen mit grotesken Compositionen, von Kinderhand gezeichnet, heraus and betrachtete sie mit wehmüthigem Lächeln.

Dann faßte er ein größeres umwickeltes Blatt und schlug die Umhüllung zurück, – das Bild eines schönen sechsjährigen Knaben in photographischer Aufnahme stand vor seinen schwimmenden Augen, – das Haupt bekränzt, die Hände gefaltet, auf den holden Zügen der Ausdruck seligen Friedens.

Ein heftiger Schmerz prägte sich auf den Zügen des Mannes aus; seine Brust zog sich krampfhaft zusammen und durch die Stille des Zimmers gingen wimmernde Klagelaute, die Niemand, Niemand hörte

»Mein Kind! Mein Kind! O mein Kind!« stöhnte es so leise, daß das Tiken der »Todtenuhr« im Wandschranke dadurch nicht übertäubt wurde.

Einige Minuten verstrichen so. Dann ward das Blatt eben so zögernd, wie es hervorgeholt worden, wieder in die Schublade versenkt. Aber der Mann legte, wie segnend, seine Hand über dieselbe.

»Wohl Dir, daß Du diesem Erdenleben entrückt wurdest, als seine Täuschungen an Deine reine Seele heranzutreten begannen. Untröstlich weintest Du und wolltest Dich der Weihnachtsbescheerungen nicht mehr freuen, als Deine kleinen Schulgenossen Dir offenbarten, daß nicht Christkindel, sondern irdische Hände sie darbrächten. Nur wenige Wochen hieltest Du noch aus, und dann gingest Du den dunkeln Weg, um zu schauen, ob Wahrheit, ob Wahn, was uns auf Erden bewegt und erhebt, erfreut und tröstet. Wo bist Du jetzt? Was bist Da? Staub Dein Leib, Deine Seele ein Nichts? Oder schwebt sie um die Sterne, nach denen Du von den Mutterarmen ahnend geschaut und die Händchen verlangend gestreckt? Ein Astronom wolltest Du immer werden, – wird Dein Sehnen nach Erkenntniß des Getriebes jener goldenen Weltfunken gestillt, oder ruht Deine kaum erwachende Seele schon ausgelöscht für die Ewigkeit? Nein, Dein Tod lehrt mich an Engel glauben, Du verklärter Genius unserer Familie. Du wolltest uns ein Engel *bleiben*, – drum gingest Du so frühe von hinnen.«

Zweites Capitel. Erzählt, wie man Einsiedler werden und was man in stillen Nächten hören kann.

Ueber dem kleinen Hausgärtchen vor dem Fenster lag ein warmer Maientag. Köstlich duftete der Flieder. Fink und Amsel sangen verlockend von den Bäumen.

So sehr die Arbeit drängte zog es den Einsamen nun dennoch hinaus in den engen, grünen Raum. Aus der einfachen Laube schaute er nun auf das verblühende Gaisblatt und die leise nickenden Springensträuße, auf den Goldlack und die wenigen Tulpen in den Beeten. Er vermißte neben den duftigen Gelbveigelein seine Lieblingsblume, nach welcher ihn schon oft sehnlichst verlangt hatte, die große, trauerfarbige Sammtviole, welche die Gärtner »Doctor Faust« nennen. So klein die Ausgabe für ein solches Beet, hatte er sie bei seinen Verhältnissen doch gescheut. Nun sah er mit wehmüthigem Ernst auf den kleinen Gartenraum.

»Wäre das Plätzchen mein Eigenthum, es genügte zu friedlicher Verborgenheit und Vergessenheit, um im Pflanzen und Hegen dieses ahnungslosen Lebens Freude zu finden. Aber indem ich heute den Keim lege, muß ich an den Abschied denken, den ich von den sprossenden Stämmchen zu nehmen habe, sobald es dem Herrn des Hauses gefällt. Ueberall dasselbe Loos.«

»Herr Doctor Herbert!« rief jetzt eine weibliche Stimme aus dem abgetrennten Hofraume in das Gärtchen herein.

Das Dienstmädchen einer andern in demselben Hause wohnenden Familie stand vor der Gartenthüre mit einem Pakete und Briefe in der Hand. Sie erklärte, daß beide von einem Livréebedienten gebracht worden seien, der nicht in die untere Wohnung gekonnt hatte. Auch habe ein schwarzgekleideter, fremder Herr vergeblich die

Glocke gezogen, und sei deshalb wieder seines Wegs gegangen.

»Ohne sich zu nennen?« fragte der Mann im Garten freundlich, indem er Paket und Brief hinnahm.

Als das Mädchen verlegen den Kopf schüttelte, fügte er noch die Frage hinzu:

»Hinterließ er keine Karte?«

»Ja,« kam zögernd über die Lippen der Erröthenden. »Aber – wo habe ich sie nur hingebracht?«

»Also verloren!«

»O nein! Wo steckt sie nur?«

»Beruhigen Sie sich darüber,« tröstete er, obgleich ärgerlich, das verwirrte Dienstmädchen. »Beschreiben Sie mir die Person und ich errathe den Besuch. Wie sah der Fremde aus?«

»Ein recht sauberer, junger Herr!« erwiederte sie jetzt mit einfältigem Lachen, mit welchem sie von ihrer Befangenheit loskommen wollte.

Diese Personalbeschreibung däuchte dem Fragenden doch zu allgemein, da es viele junge Herren geben mochte, die dem Gänschen gefielen. Um genügende Anhaltspunkte zu bekommen, forschte er weiter, konnte aber keine weitere Auskunft erlangen, als daß der Herr schöne, dunkle Haare, schöne Augen, einen schönen, braunen Schnurrbart gehabt habe, daß überhaupt Alles an ihm schön gewesen sei. Was die Größe anbelangte, sei er mindestens zwei Köpfe größer gewesen, als der Herr Doctor selbst.

»Also ein Riese!« dachte er, indem er dankend das einfältige Ding entließ.

Unter seinen Bekannten befand sich übrigens kein Riese, und wenn auch einer derselben wie Saul um eines Hauptes Länge alles Volk überragte, so reichte diese Höhe doch nicht an die der dienstmägdlichen Schilderung. Jener lange Rheinländer kam ihm zu Sinne, der, in harmloser Schaulust im Parket eines Pariser Theaters *sitzend*, von den Franzosen hinter ihm stets stürmischer aufgefordert wurde: »*Asseyez-vous, Monsieur! Asseyez-vous!*« bis sich der Germane zu erheben begann zur vollen Höhe, – ein *argumentum ad hominem* von so drastischer Wirkung daß man das Schauspiel vergaß und heiteres Erstaunen durch »nicht endenwollenden Applaus« kundgab.

Wenn der Besuch nun dieser riesige Sohn des Vaters Rhein nicht war, wer mochte der Gigante dann wohl sein?

Jedoch erhielten seine Gedanken rasch eine andere Richtung, als sich seine Aufmerksamkeit nur einmal dem Briefe und Pakete zuwendete, die er dem Dienstmädchen abgenommen hatte. Der Ausdruck seiner Miene veränderte sich dabei merklich. Erstaunen und Verwunderung, bittere Erregung gab sich in den Zügen kund und die Frage: »Was soll das?« lag seinen Augen und auf seinen Lippen. Die Adresse des Pakets zeigte seine eigenen Schriftzüge:

»Sr. Hochwohlgeboren Herrn Baron v. Buchberg dahier, königlicher Kämmerer &.«

Die Siegel waren unverletzt, die Sendung kam uneröffnet zurück mit einem beiliegenden Billet von fremder Hand an seine eigne Adresse:

»Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Ernst Herbert dahier.«

Der Mann im Garten verfärbte sich und blickte mit einer Miene, in der sich Erstaunen und Unmuth erstaunend ausdrückten, bald auf das Paket, bald auf das versiegelte Schreiben. Endlich erbrach er letzteres, indem er das Wappensiegel herunterriß. Dann öffnete er das kleine inliegende Blatt Papier und überflog den schlecht geschriebenen Inhalt mit starrem Blicke. An der Hauptstelle blieb sein Auge länger haften. Sie lautete:

> »Ihnen für Ihr gefälliges Andenken bestens dankend, bedauere ich, Ihre gewiß interessante litterarische Production nicht benützen zu können, während mich vielseitige ernste Angelegenheiten zur Zeit beschäftigen.«

Längere Zeit verharrte Herbert in dumpfem Schweigen. Halb unbewußt knüllte er den Papierwisch zusammen und warf ihn auf den kleinen Composthaufen in einer Ecke des Gärtchens. Dann preßten seine zusammengepreßten Lippen leise, fast zischend die Worte hervor:

»Ich glaube gar, der – Kerl nahm es für eine Bettelei!«

Noch eine Weile sah er schweigend vor sich hin durch die Zweige der Laube, in die er sich zurückgezogen hatte. Die golden hereinfallenden Sonnenstreifen, die nickenden Fliedersträuße spiegelten sich ungesehen auf der

Netzhaut seiner Augen, welche ziellos hinausfunkelten. Sichtbar pulsten die Adern an seiner Schläfe, er athmete keuchend, wie mit großer Anstrengung: unverkennbare Merkmale großer innerer Erregung. Es tobte in ihm. Das Gefühl verachtungsvoller Entrüstung ward nicht wenig verbittert durch eine demüthigende Empfindung, durch eine beschämende Unzufriedenheit mit sich selbst.

War denn diese Erfahrung noch nöthig gewesen zur Bereicherung seiner Menschenkenntniß, zur Verstärkung seiner Menschenverachtung? Bedurfte er denn immer neuer Enttäuschungen zur Kräftigung seiner Weltklugheit gegen den Rest vom schönen Glauben an die Menschen? Und – hatte man ihn nicht schon früher gewarnt, dem baronisirten Spekulanten einen Act scheinbar uneigennütziger Opferwilligkeit nicht zu hoch anzurechnen?

Immerhin war dieser reiche Baron Buchberg unter all den hervorragenden und vielvermögenden Männern des Landes, welche sich zu einem politischen Zwecke vereinigt hatten, fast der einzige gewesen, der werkthätigen Willen gezeigt, während Herbert dabei die schwere Last journalistischer Propaganda übernommen hatte, bis er nach Jahren aufreibendster Arbeit die Vergeblichkeit derselben einsehen mußte. Wie Herbert alle Last auf sich genommen, trug er dann auch den Schaden. Auf sich allein angewiesen, hatte er sich von da an in Einsamkeit und Zurückgezogenheit durch trübe, schwere Tage und

Nächte mühsam aufzuarbeiten, um mitten im feindseligen Coterietreiben für sich wieder jenes literarische Terrain zurück zu erobern, das er im Wahne ersprießlicherer politischer Thätigkeit einst aufgegeben hatte. Das erste Werk nach langer Unterbrechung lag endlich wieder vor ihm; eine momentane Eingebung verleitete ihn durch Uebersendung desselben an Baron Buchberg dem Manne zu bedeuten, daß dessen Leistung für die gemeinsame Sache von dem Verfasser nicht vergessen sei. Herbert hatte keine Ahnung, daß seine Motive einer Mißdeutung ausgesetzt sein könnten. Und nun diese unerwartete Aufnahme seiner wohlgemeinten Erinnerung!

Seine stolze Zurückgezogenheit in der unverschuldeten Noth hatte ihn also nicht vor solchem Mißverständniß geschützt, – er hatte umsonst gelitten! Der spekulirende Baron, der einst dem Redacteur so freundschaftlich zu schmeicheln gewußt, wies die bescheidene Aufmerksamkeit des zurückgezogenen Schriftstellers in einer kaum mehr zweideutigen Weise ab.

Tiefe Entrüstung war es, nicht eigentlich Zorn, was Herberts Seele bewegte. Und wenn er erzürnt war, zürnte er seiner eignen Empfindungs- und Handlungsweise, die ihm als Thorheit erscheinen mußte.

»Warum bin ich denn noch immer Narr genug,« sagte er mit bitterm Lächeln zu sich selbst, »an irgend welche reine unverfälschte Empfindung in diesen Menschen zu glauben! Es geschah mir Recht! Wie konnte ich erwarten, daß nicht jeder Schritt in ihrer gemeinen Art gedeutet

werde. Und dennoch – was hab' ich je gethan, was sie zu solchen Deutungen auch nur veranlassen konnte!«

Und nun versenkte er sich in peinigend lebhafte Erinnerungen jener qualvollen Tage vergeblicher Arbeit, wo er in ständiger Aufregung für einen kraftlosen Staat und für eine träge, undankbare Parthei sich aufzehrend, zum Schrecken der Seinigen nach Tag und Nacht fortdauernder Arbeit oft förmlich zusammenbrach und endlich erschöpft und mittellos sich zurückzog, um über den öffentlichen Angelegenheiten nicht länger seiner Familie zu vergessen. Er dachte der bittern Zeit, die dann folgte, an Noth und Drang sorgenvoller Arbeitshast für das so lange hintangesetzte Wohl seiner Familie, – und dachte an den damals erfolgten Tod seines Lieblings. Wie sehnsuchtsvoll hatte der liebe Knabe, die Sorgen des Vaters ahnend, nach heiteren Mienen desselben verlangt, – und vergeblich sehnend war er gestorben.

Herberts Erregung steigerte sich dabei zum bittersten Schmerze. Die kleine Herrlichkeit seines Gärtchens war vergessen, dasselbe zu seinem Gethsemane geworden, – das Gärtchen, wo vor einigen Monaten noch sein todtes Kind gewandelt. Menschenhaß und Menschenverachtung vergällten ihm die leidvolle Erinnerung.

Er konnte sich eben nicht enthalten, sein Kind als Opfer derselben Verhältnisse anzusehen, unter denen er litt, die jedes frischere Element im trägen Leben des Staates erstickend seine Lage schufen, – derselben Verhältnisse,

welche die Unerquicklichkeit des gesellschaftlichen Treibens und jene vulgäre Sinnesart gebaren, die es als Thorheit verlacht, Opfer zu bringen statt »zuzugreifen« und ihm noch als Schuld anrechnete, daß er nicht mit der gemeinen Lebensklugheit seine Stellung für sich auszubeuten verstanden. Seitdem gereichte ihm das sichtliche Verkommen dieses Staates beinahe zur Befriedigung, als ob das Schicksal selbst seine Rache an demselben übernommen hätte, – so tief fraß sich die Verbitterung bei ihm ein. Der sogenannten Gesellschaft aber hatte er gerade zur Zeit seines herbsten Verlustes in die Larve zu schauen Gelegenheit gehabt. Das Grab seines Lieblings lag als breiter Abgrund zwischen ihm und derselben, und er wollte diese Kluft nie wieder überspringen.

Seit Jahren war es ihm leicht gewesen, die Gesellschaft, deren innern Unwerth er längst erkannt, zu entbehren. Nun war ihre Vermeidung zur Nothwendigkeit geworden. Denn wie sie sich als theilnahmslose Zuschauerin seines Unglücks gezeigt, war sie ihm von je doch nur eine Störerin seines innern Friedens gewesen, dessen er zum Wohl der Seinigen jetzt mehr bedurfte als je. Sein Entschluß hatte ihm darum keine Ueberwindung gekostet, noch schuf er eine Entsagung von Belang. Nicht im Mindesten war seine Empfindlichkeit berührt, daß die Gesellschaft sein Ausscheiden mit Gleichgültigkeit übersah. Sie war ihm nichts mehr, er wollte ihr nichts mehr sein. Frei von ihren nichtigen und doch beugenden Verpflichtungen, frei von Erwartungen fremden

Wohlwollens trug er die Nachtheile seiner Abgeschlossenheit leicht im Genusse des Lebens in und für seine Familie und im Bewußtsein der schweren aber dankbaren Aufgabe: durch seines Geistes selbsteigene Kraft sich aus der Lage zu helfen, in welche er durch die Selbstsucht und Undankbarkeit seiner Partheigenossen gerathen war.

Freilich war im trauten Familienverkehr, im innigen Anschluß und Anschauen seiner ihm gebliebenen Kinder noch manche Seelenwunde zu heilen, die ihm die Welt geschlagen. Zu klar, zu augenscheinlich war ihm, daß jene, welche ohne Antrieb zur entgeltenden Theilnahme seine Hingebung für die politischen Interessen hingenommen hatten, mit derselben Gemüthsruhe ihn mit all den Seinigen zu Grunde gehen sehen würden. Daß der übrigen Welt sein Schicksal völlig gleichgültig sei, war erkennbar. Glück genug, wenn es nicht Viele gab, die seine Lage als wohlverdiente betrachteten. In einer politisch bewegten Zeit der Partheikämpfe fehlte es nicht an solchen Gönnern einer öffentlichen Wirksamkeit gegenüber, die weder nach oben geheuchelt, noch nach unten geschmeichelt. Im Uebrigen hatten sich selbst sogenannte Freunde nicht weiter um Lage und Verhältnisse gekümmert, obgleich sie ihnen vertraut genug sein mußte, um sich nicht mit dem bekannten Trost abfinden zu dürfen: wenn wir es gewußt hätten! Auf die Sinnesart derjenigen aber, welchen Herbert noch ein besseres Andenken wahren zu müssen glaubte, warf nun die Handlungsweise des Baron Buchberg ein aufklärendes Licht.

Bei aller Resignation fand sich somit für Herbert Stoff genug für düstere Versenkungen und Erinnerungen in seiner selbstgewählten Abgeschiedenheit. Zum großen Theil stammte der Stoff noch aus der Zeit vor seiner politischen Thätigkeit, da er bei den eigenthümlichen Zuständen des Landes erst durch Entmuthigung in seiner rein belletristischen Laufbahn auf journalistische Feld gerathen war. Gar oft wurden solche Erinnerungen zu qualvoller Lebhaftigkeit erweckt durch ein Wort, einen Namen oder eine entfernte Beziehung zu Verhältnissen, deren er nie ohne starke Erregung gedenken konnte. Denn trübe, schwere Tage lagen unmittelbar hinter ihm, und die vor ihm lagen, waren noch dunkel und voll schwarzer Schatten.

Aber durch sorgenbange Finsterniß, durch die Nacht der Gegenwart und Zukunft leuchtete ihm ein Licht: der Glaube an sich, die Ueberzeugung seines reinen Wollens und Strebens, das Vertrauen in die eigne Kraft.

Wenn ihn nun auch Geringfügiges in unnütze, selbstquälerische Nachempfindungen des Vergangenen stürzen konnte, so hatte doch ein wirklicher Schlag, ein wesentlichen Uebel stets die entgegengesetzte Wirkung. Je mehr ein Fehlschlagen sicherer Erwartungen gegen jenen Glauben an sich selbst, gegen jenes Vertrauen in die eigne Kraft gerichtet schiern, – je wirksamer seinen Muth niederzuschlagen der Fall geeignet war: um so ruhiger und fester erhob sich jedesmal seine Seele zu jener Zuversicht, welche unerschütterliche Kraft und Ausdauer zum endlichen Gelingen führt. Jetzt, wo er allein stand im

Kampfe für die Seinigen und jede Hoffnung auf fremde Hülfe aufgegeben, konnte ihn nichts mehr wankend machen. Wie gegen das Urtheil der Welt, war er auch gegen jede Anfechtung seines Muths gefeyt. Dabei mochte der Seelenstärke immerhin jener Trotz zur Seite stehen, der dann in dem Ausspruche, mit welchem er sich zum eisernen Entschluß aufzurichten pflegte, durchklang:

»Sie sollen meinen Untergang nicht erleben!«

Auch an jenem Nachmittage hatte er sich endlich zu ähnlicher Stimmung aufgerafft. Wie klein erschien ihm nun wieder die Ursache seiner Gekränktheit, und nur noch mit verächtlichem Lächeln gedachte er des Barons Buchberg und seiner Gesinnungsverwandten. Mächtig fühlte er sich wieder zur Arbeit angeregt und getrieben. Der Wägen, welche vor dem gegenüberliegenden Atelier hielten, achtete er nicht, als er im Begriffe stand in sein Arbeitszimmer zurückzukehren. Eine ältere Dame und ein noch sehr junges, schönes Mädchen mit prächtiger, gelber Lockenfülle stiegen von einem derselben und betraten das Atelier, während Herbert vor der Gartenthür auf ein schüchtern vorüberschleichendes Frauenzimmer stieß, in welcher er eine Näherin zu erkennen glaubte, die öfter im Hause für seine Frau arbeitete.

Es schien heute sein Loos zu sein, mit Leuten der dienenden Klasse zu verkehren. Die bescheidene Miene der schon ältlichen Person trug noch den Abglanz eines verblühten Lenzes, Spuren früherer Schönheit. Herbert glaubte sich erinnern zu können, durch seine Frau einmal

etwas über die Lebensschicksale der armen Thekla vernommen zu haben, eine auf dem Boden der großen Stadt spielende alte Geschichte, die bei den sozialen Verhältnissen derselben immer neu bleibt und ihm im Gedächtniß haftete, weil einer seiner früheren Bekannten und Partheigenossen, ein reicher und »ehrenwerther« Mann, die bedeutendste Rolle in derselben spielte. Das arme Mädchen hatte dabei sich in einer Weise benommen, welche sehr beschämend für jenen ehrenwerthen Mann gewesen wäre, wenn er sich überhaupt hätte schämen wollen. Herbert hatte, seit er diese Geschichte, wenn auch nur oberflächlich kannte, sich einer gewissen mitleidsvollen Theilnahme für die arme Thekla nicht entschlagen können. Doch hatte sein steter Ernst der Näherin im Hause von je eine gewisse Scheu, ja Furcht eingeflößt. Als sie sich nun zum ersten Male in ihrem Leben von ihm angeredet hörte, stand sie erröthend und mit der Antwort zögernd da, so freundlich er auch fragte, ob sie zu seiner Frau wolle. Endlich bejahte sie es nüchtern und fügte hinzu, daß sie etwas für die Kinder habe.

»Wollen Sie mir's zur Besorgung anvertrauen?« fragte er wieder.

Aber sie schien eine Belästigung des Herrn Doctors zu fürchten und versetzte, sie wolle später wieder kommen. Herbert wußte jedoch, daß sie kränklich war und sprach ihr freundlich zu, sich nicht noch ein Mal zu bemühen und die Gegenstände da zu lassen, da er fertige Kinderhemdchen oder Kleidchen vermuthete und der armen Näherin den Lohn auszuzahlen gedachte, so wenig

er sich sonst um solche hauswirthschaftliche Kleinigkeiten kümmerte. Wie erstaunte er aber, da die Näherin jetzt dem Korbe eine höchst zierliche Arbeit aus Pappe und Goldstreifen enthob, die er sogleich als eine Miniaturbühne erkannte, wie sich sein verstorbener Oskar immer gewünscht.

»Ah, ein Theater!« rief er überrascht und sah bewundernd und voll wehmüthiger Freude an dem Werke auf den goldverbrämten Vorhang, die Coulissen und Figuren, indem er die Schönheit und Feinheit der Arbeit lobte. Das war für die arme Näherin ein so hoher Triumph, daß er ihr ein unwillkürliches Geständniß entlockte, das, sobald es nur heraus war, auch ihre Wange schamhaft färbte.

»Der Wendel hat's in seinen Freistunden gemacht!« sagte sie mit leuchtenden Augen.

Der Wendel. Wer war dieser Wendel? Herbert fragte nicht; es ließ sich unschwer errathen, in welcher Beziehung dieser geschickte Wendel zu der armen Thekla stand. Herbert vermuthete alsbald in diesem auch den Leser aller jener Bücher, die sich Thekla öfter von seiner Frau aus seiner Bibliothek erbeten. Sie hatte solche wieder mitgebracht. Da er jedoch die arme Person nicht ohne Bezahlung gehen lassen wollte, fragte er nach dem Preise des prächtigen kleinen Theaters. Fast betreten hörte es Thekla; was würde der Wendel sagen, daß man sein Werk nicht als Geschenk für die Kinder des Hauses annehmen wolle, wo sie selbst so viel Gutes erfahren, wo man sie verpflegt habe und behandeln ließ, da sie krank geworden.

Herbert war erstaunt über so viel unvermuthetes Zartgefühl, das er nicht weiter verletzen durfte. Er gedachte es seiner Frau zu überlassen, den Dank in passender Weise abzustatten. So nahm er der Näherin nur noch die Bücher ab, um ihr andere herauszuholen, die er der glücklichen Näherin auch übergab, worauf sie mit schüchternem Abschiedsgruße ihrer Wege ging.

So stand er wieder allein in dem engen Gärtchen vor dem Tische, auf welchem das zierliche Liliputtheater glänzte. Durch das junge Laub sah der blaue Himmel herab, die blühenden Fliederbüsche in Blau und Lila beugten sich bewegungslos herunter, – im Nachbargarten starrte die sonst beim leisesten Luftzuge sausende Tannengruppe ohne Laut und Regung in die golddurchglühte Abendluft. Nicht ohne wehmüthige Anwandlung sah Herbert nach der kleinen Bühne. Abgesehen von dem Wunsche seines todten Kindes, rührte ihn die Dankbarkeit, welche sie dargebracht. Wie oft hatte er auch bei eigner Noth noch sich Andern hülfreich gezeigt und war froh gewesen, von denselben Menschen nicht später wie von wüthenden Kläffern angefallen zu werden.

»Seltsam! Seltsam!« sprach er dabei für sich, mit einem Blick auf das zurückgesandte Paket und fas dargebrachte Geschenk für seine Kinder. »Wie haben mir die Reichen, die Mächtigen dieses Staats gelohnt, dem ich alle Kräfte bis zur Erschöpfung gewidmet! Wäre es denn wahr, daß hierorts nur noch die Leute mit den schwieligen Händen sich offenen Sinn und reine Empfindung

gewahrt haben, während die sogenannte Gesellschaft in widerlicher Selbstsucht und Apathie dahin lebt!«

Gleich einem Vorwurf empfand er es, wie gleichgültig ihm seither die Interessen des arbeitenden Standes geblieben, und sein Schicksal erschien ihm fast eine Sühne für diese Unterlassungssünde.

Jubelnde Kinderstimmen unterbrachen seinen Gedankengang, die Stimmen seiner eignen hereinstürmenden Kinder, die heimkehrend schon von der Straße aus das kleine Theater bemerkt hatten. Auch die Mutter kam nach, während das Kleinste auf der Wärterin Arm die dicken Aermchen verlangend über die Gartenplanken herein steckte.

Eben hatten die beiden Damen, welche das Atelier besucht, außen auf der Straße wieder ihren Wagen bestiegen. Nur flüchtig fiel jetzt Herberts Blick auf die Fremden, wobei ihm die jugendliche Anmuth und Schönheit der jüngeren Dame auffiel. Diese hatte sich schon zurecht gesetzt und sah nun mit Interesse auf die Familienscene im Garten. Die tiefblauen Augen strahlten in hohem Wohlgefallen, ihre ganze Miene lachte, wobei ihr Mund lieblich geöffnet stand, bis die feinen Lippen in Bewegung geriethen, als sich das schöne Mädchen zu ihrer älteren Begleiterin wandte und dieselbe mit lautem Zuruf auf die jauchzenden Kinder aufmerksam machte.

Bereits hatte jedoch der Kutscher die Pferde angetrieben. Nochmals wandte sich das Mädchen herüber. Dann verschwanden ihre goldgelben Flechten hinter dem Rande der nächsten Laubkronen.

Nun beeilte sich die hereinkommende Wärterin, ihrer Frau mitzutheilen, daß das fremde Mädchen von den hübschen jubelnden Kindern im Gärtchen und von dem Glücke gesprochen habe, in so großer schöner Stadt ein fast ländliches Stillleben führen zu können.

»Hast Du das schöne Mädchen bemerkt, Ernst?« wandte sich jetzt die Mutter der Kinder zu deren Vater. »Sieh', wir werden noch beneidet.«

Mit einem Blicke auf die vor dem kleinen Theater stehenden Kinder sagte Herbert zu seiner Frau:

»Sind wir denn nicht zu beneiden, Bertha?«

Nun wurde der Abend glücklich im Familienkreise unter den Syringen verlebt. Erst die Dunkelheit scheuchte die Familie in die Betten, und den Vater hinein zur Arbeitslampe, welche nun lange fortbrannte an dem schönen Abende.

Und wieder war es späte Nacht und früher Morgen geworden. Die letzten Tritte vereinzelter Nachtschwärmer waren draußen auf dem Trottoir verhallt. Der Lampenmann hatte schon das Gaslicht des eisernen Candelabers gelöscht. Alle Fenster der Straßenreihen sahen dunkel in die Finsterniß und nachmitternächtige Stille. Da leuchteten nur noch die Sterne in das enge Gärtchen, und aus dem Fenster fiel ein röthlicher Schimmer auf die schwankenden Zweige.

Auch im Zimmer herrschte Stille. Man hörte nur das leise Geräusch der Stahlfeder, welche über das Papier

glitt. An einem der Schreibtische in der Tiefe des Gemachs saß der Bewohner desselben in gedeihlicher Arbeit. Nichts störte den ruhigen Fluß einer Gedanken, der ungehemmt auf der weißen Blattfläche durch die Federspitze seinen sichtbaren Lauf nahm. Die späte Stunde der Nacht, die kleine Welt im Zimmer und die große draußen waren vergessen und versunken hinter der geistigen, die allein noch thätig und lebendig war in gestaltungsvollem Treiben.

Es ging rasch von statten. Nicht die Feder, nicht die Tinte, nicht das Papier versagte den Dienst der schöpferisch wirktenden Kraft, – kein Satz hinkte, kein beschriebenes Blatt mußte wegen störender Correcturen im Eifer des Schaffens weggeworfen und durch ein anderes ersetzt werden. Und ein schwieriges Capitel, das dem Verfasser gar manche Befürchtung erweckt hatte, war in der geweihten Stille der Nacht vollständig und glatt der Feder entquollen.

Diese Freude des Schaffens, welche für so viele weniger glückliche Stunden entschädigte, ward unbewußt wie jedes höchste Glück genossen. Gestalten gleichsam aus dem Nichts zu bilden, an welche die Menschen glauben, mit denen sie fühlen, empfinden, denken, ist die Lust der Götter und der gottbegnadeten Sterblichen. Diese allen andern unbekannte Schöpferlust ist wohl werth, um ihretwillen auch zu leiden und die Genüsse der Welt zu entbehren.

Alle Verbitterung war jetzt aus Herberts Seele gewichen und den Menschen Alles verziehen, denn er dachte

nicht an sie. Vergessen waren alle die schweren nächtlichen Stunden, die er hier in Herzensangst, Gram und Sorgen verbracht, den Kopf auf den Schreibtisch gestützt, während die Welt schlief und Niemand von dem gequälten Vaterherzen träumte, Niemand den einsamen Mann sah, auf dessen harmvolle Miene der Lampenschein fiel, während seine beklommene Seele die Frage des Propheten empor schickte:

»Hüter ist die Nacht schier hin?«

Da war es manchmal über ihn gekommen, daß er verzweifelnd die Faust erhob, oder die brennenden Schläfe in den Händen preßte, wenn die ängstliche Hast seine Arbeit nicht förderte, sondern störte und verwirrte. Heute aber gedieh sie, ihre beruhigende Kraft war über ihn gekommen. Das letzte Wort war geschrieben. Er legte die Feder weg. Von dem Thurme der nächsten Kirche schlug es zwei Uhr, als er ein frisches Blatt vornahm, um ein neues Capitel zu beginnen.

Durch den tiefen zweimaligen Glockenschlag, der noch die Nacht durchdröhnte und die Luft durchbebte, waren jedoch seine Sinne wieder der Außenwelt geöffnet.

Er horchte.

Draußen ging durch die Luft ein tiefes, dumpfes, gleichmäßiges Rauschen und Tosen.

Das Wetter mochte sich geändert, der Morgenwind erhoben haben und durch das blühende Laubwerk vor dem Fenster sausen. Vielleicht auch rauschte unverhofft ein

nächtlicher Maienregen nieder, oder der Föhn brauste durch die Nacht.

So hatte er ja in diesen Frühlingsnächten oft genug den Lauten der Natur gelauscht, denen nach dem Lärm des Tages die späten Stunden der Nacht überlassen blieben, sich auszutoben, wenn ihre geisterhafte Sinfonie mit dumpfem Geheul begonnen, ansteigend bis zum pfeifenden Gewimmer und wieder abfallend zum tiefsten hohlen Tone spielte; oder wenn es in stoßweisem Tosen durch die Bäume gesaust war, daß sich deren Kronen krampfhaft schüttelten, während die hohe Fichtengruppe im nächsten Garten gleich mächtigem Wassersturz rauschte, dazu die Läden klapperten, die Thüren dröhnten und unheimliches Stöhnen im Kamine laut ward.

Aber alle diese Stimmen einer Sturmnacht blieben heute aus. Das Getöse draußen war vielmehr ein stetes gleichförmiges, ein fortwährendes ununterbrechenes Brausen, das seltsam und geheimnißvoll durch die sonstige Stille der Nacht klang.

Herbert war so sehr davon berührt, daß er nicht mehr weiter schreiben konnte. Nun trat er an das nur halb zugelehnte Fenster und öffnete es, um hinauszuhorchen. Herrlicher Wohlgeruch hauchte ihm entgegen aus dem unbewegten blühenden Gebüsche draußen. Kein Blatt im Fliederstrauche rührte sich. Klar und mit goldenem Glanze, wie selten, stand das bestirnte Firmament oben. Kein Lüftchen athmete in der herrlichen Maiennacht. Ueber die verödete Stadt her jedoch ging laut und mächtig das geheimnißvolle Tosen, als rollten fern im Osten

tausend Kriegswägen über eine steinichte Wahlstadt, als brause ein Orcan durch weltferne Wälder, als nahe die acherusische[1] Fluth, oder als rausche das Meer der Ewigkeit vernehmbar über den Erdrand.

Es war ein eintöniges, aber gewaltiges Lied, das da die Natur in der stillen Nacht sang, während der Lärm der Menschen schlief, – ein mächtiger Ruf, den sie an das Gemüth des einsam Wachenden ertönen ließ. Und dieser wußte ihn zu deuten.

Dieses Sausen und Brausen in der Luft, das jetzt klang, als rühre es von der Reibung des Erdenlaufs im Aether her, so weltfern und feierlich in der Nacht, – dieses geheimnißvolle Getöse war der Verkünder schöner Lenztage: Der Wellensang des an der Morgenseite der Stadt vorüberfließenden Alpenstromes, vom Ostwinde durch die ruhige Luft über die schlafende Stadt her getragen und auf stundenweite Entfernung von dem lauschenden Ohre noch ebenso deutlich, ja lauter vernommen, als an den Ufern des rauschenden Flusses selbst.

Wundersam schlug das ferne Getöse an Herbert's Sinne. Dazwischen klang in der nächtlichen Stille von ferne ein in der langen Straße allmälig sich nähernder Tritt. Aber noch ward er von dem fern tönenden Rauschen und Brausen des Stroms übertäubt. So unheimlich für Andere auch die Erscheinung dieser nächtlichen Laute an und

[1] acherusisch = acherontisch, zum Fluß Acheron gehörig.

für sich sein konnte: seinem Herzen klangen sie freundlich, wie die Stimme einer treuen Mutter. Eine tiefe Sehnsucht nach der ewig schönen Natur, nach den lebendigen Bergwässern, nach den grünen Gestaden der blauen Seen regte sich in ihm, indeß der fernher hallende Schritt des Einsamen draußen langsam näher kam und in der nächtlichen Stille sich vernehmbarer mit dem eintönigen Rauschen mischte.

Herbert hatte die Feder auf das Pult gelegt und war in das anstoßende dunkle Zimmer getreten, da dessen Fenster einen freieren Blick nach der Pracht des Firmaments zuließ und dem fernen Brausen, welches über die Altstadt hertönte, ungehemmten Zugang zu dem Gehör des Lauschenden gewährte. So horchte er hinaus in die stille Nacht, im ungestörten Verkehr seines Geistes mit den Stimmen der Luft, welche ihm Geschichten von der ewig quellenden Schönheit zuflüsterten, von der Schönheit, die nicht der Menschenhand, dem Menschengeiste entquollen, – von dem grünen Hochlande und seinen blauen Seen und von allen Reizen der Alpennatur.

Wie lange war er nicht mehr hinausgekommen, wo Gottes Tafel gedeckt ist für den, der Göttliches zu genießen weiß. Die tiefe Sehnsucht nach dem lauschigen Leben der Natur trieb ihn fast zu dieser Stunde hinaus, um an dem fernher rauschenden Strome in der Maiennacht zu wandern. Nur die Erwägung, daß er zu der Lösung seiner Aufgabe auf Erden auch der Ruhe bedürfe, hielt ihn zurück.

Draußen klang der Männerschritt aus dem Trottoir jetzt laut, hohl und metallisch in der verödeten Straße, indem er dumpfen Wiederhall an den Häusern weckte. Es war ein Einsamer, der da wandelte, wie jener Andere, der auf die Stimmen der Nacht horchte.

Kein Lichtstrahl, außer dem zu fernen der Sterne des Firmaments erhellte die Dunkelheit der Straße. Herbert sah nur die Contouren einer Gestalt vor den Planken auf dem Trottoir. Da ging ein Mann, langsam, mit schwerem Tritt. Verwundert bemerkte nun Herbert, daß der nächtliche Spaziergänger seinen Gang plötzlich hemmte, was mehr durch das Verstummen der klirrenden Laute seines Tritts kund ward, als durch das Stehenbleiben der kaum bemerkbaren Gestalt. Nur so viel sah er, daß dieselbe über das Gärtchen her nach den Fenstern des Hauses zu schauen schien.

Herbert, der im Dunkel stehend, nicht gesehen werden konnte, verhielt sich ruhig, um das Thun und Verhalten des Mannes draußen beobachten zu können. Eine feindselige Absicht schien nicht vorzuliegen, denn die dunkle Gestalt rührte sich einige Sekunden lang gar nicht. Plötzlich aber ward ein Geräusch merkbar. Wenige Schritte von Herbert's Standpunkt fiel etwas schwer in den mittleren Gartenweg; es mußte hereingeworfen worden sein.

»Was ist das?« rief jetzt Herbert hinaus, als er sah, daß sich die dunkle Gestalt an den Planken emporhielt und den Körper möglichst über dieselben beugte.

Es erfolgte keine Antwort.

»Wer da?« rief Herbert entschiedener.

»So zu sagen Gutfreund, Herr Doctor!« antwortete jetzt eine kräftige Baßstimme. »Gute Nacht. Schlafen Sie wohl!«

Und damit entfernte sich die Gestalt draußen mit langsamen, erst nach und nach in der Ferne verhallendem Schritte. Die vorige Stille, nur von dem fernen Wasserrauschen durchtönt, lag wieder über der Nacht. Von dem Gartenwege her aber schimmerte etwas, wie ein großes, weißes, in einen Pack zusammengelegtes Tuch, welches die Neugierde Herbert's so sehr weckte, daß er nach den Hausschlüsseln suchte und in das Gärtchen hinaus ging, nachdem er sich ein Wachsstümpfchen und Zündhölzchen zugesteckt hatte.

In der That war es ein grobes leinenes Tuch, dessen Inhalt aus weichen Pflanzen bestand. Rasch zündete er sein Wachskerzchen an und entdeckte nun, da er das Tuch aufknüpfte, mehrere Dutzend Stöcke der schönsten Sammtveilchen, die in großen dunkeln Farben prachtvoll blühten. Dabei lag ein einfach zusammengelegter Zettel, auf welchem nichts stand, als die mit großer steifer Schrift geschriebenen Worte:

»Dem Doctor Herbert von einem ehrlichen Manne und guten Freunde! Möge es ihm Freude machen.«

Herbert war sehr überrascht. Es war ihm nicht möglich, zu errathen, wer dieser gute Freund, der ihm auf so zarte Art einen Wunsch nach seinen Lieblingsblumen erfüllte, sein mochte. Er legte dann die Pflanzen an einen geschützten Ort, um sie andern Tags in die Beete zu setzen, und ging wieder in's Zimmer. Und nachdem er noch

lange am offnen Fenster gestanden und in die Maiennacht hinaus und emporgeschaut, bis die ersten Lichtstrahlen des beginnenden Tages den Glanz des Firmamentes erbleichen ließen, suchte er Ruhe, da ein neuer Tag anbrach. Wollte er doch im Verlaufe desselben an den Ufern des Stromes wandeln, dessen fernes Rauschen wunderbar durch die schwindende Nacht tönte.

Drittes Capitel. Gefällt sich in unliebenswürdigen Aufschlüssen.

Die Vormittagssonne warf ihre hellsten Lichter über die Auen und durch die prächtigen Laubkronen des Parks, an dessen klaren Wässern Herbert hinunter schritt bis zu den großen Brücken, auf welchen er das andere Stromufer gewann. Von da ziehen sich herrliche Anlagen die Uferhöhe entlang zur Stadt zurück, deren Bild sich von hier eigenthümlich schön gestaltet. Die anmuthig verschlungenen Pfade, die sich am Uferrande bald heben, bald senken, bald im Buschwerk verschwinden und dann wieder in offene Halden führen, leiteten ihn, während er seinen Gedanken über den nächtlichen »guten Freund« nachhing, zu einem altanartigen Vorsprunge. Dort schließt sich um eine schattige Linde in weitem Kreise eine Ruhebank, auf der er schon zu jeder Jahres- und Tageszeit eines immer fesselnden Anblicks genossen, der sich besonders an Spätherbstabenden steigerte, wenn die Stadt, in der Glorie des Abends schwimmend, ihre Thürme in dasselbe Farbenmeer von unbeschreiblichem

Glanze taucht, in welches die Alpenspitzen im Südwesten tiefblau aufragen.

Hier ließ sich Herbert auch heute nieder, da der sonnige Maientag verklärend über der Landschaft lag und die Heerschaaren der Vögel ringsum jubelten. Welche Landschaft! An dem Uferhange in allen Farben blühendes Gebüsch, – helle Birken, duftige Wehmuthskiefern, golden beschienene Rasenhalden, – unten die tosende blaugrüne Fluth des reißenden Alpenstromes, auf welchem große Holzflösse von Hochländern gelenkt, abwärts glitten, jenseits im hellen Lichte der Vormittagssonne die vielthürmige ausgebreitete Stadt, deren Lärm sich in das Rauschen des Stromes mischte, – stromaufwärts zu beiden Seiten riesige Neubauten, steinerne Brückenbögen, wilde Kiesbänke, grüne Inseln, über dem Laubwerk des Ufers der zierlich durchbrochene gothische Thurm einer Vorstadtkirche, – dahinter in duftiger Ferne der gewaltige Hochgebirgskamm als schönster und großartigster Abschluß eines lebenvollen Bildes von ergreifender Wirkung.

Wie immer war auch heute der Beschauer hingerissen. Die wenigen Spaziergänger, welche auf den Pfaden auftauchten, um bei der nächsten Wendung hinter'm Strauchwerk wieder zu verschwinden, störten seine Versunkenheit nicht. Hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß sich auf derselben Bank ein zweiter Bewunderer der Landschaft niedergelassen. Denn seine Blicke waren gefesselt von dem Bilde, das sich da stromaufwärts, von den

Kuppeln der Stadt bis zu den Schneefirnen der Alpen farbenprächtig aufrollte.

Erst ein unwillkürlicher, halblauter Ausruf der Bewunderung, der gleichsam als Echo seiner eignen Empfindung an seiner Seite hörbar wurde, riß ihn aus dem Banne des Naturzaubers. Unwille über die Störung oder auch die Regung unbewußter Neugierde bei dem Klang dieser Stimme veranlaßte ihn, siehe umzuwenden. So bemerkte er erst jetzt die Anwesenheit eines Herrn, der unbekümmert um seinen Nachbar auf der Bank saß. Dessen gerad' aus in diese Landschaft gerichtetes Antlitz zeigte sich im Profil. Dasselbe mochte unserm Freunde auffallen, da seine Augen wiederholt hinüber streiften.

Der ausdrucksvolle, fein und edelgezeichnete Männerkopf hob sich scharf von dem Baumschlag des Hintergrunds ab und hatte für den Blick etwas Anziehendes, dem Herbert nicht widerstand. Die Formen desselben waren sehr vergeistigt, während ein eigenthümlicher Zug um den Mund und der Ausdruck der Augen auf starkes Selbstgefühl deuten konnte. Der Fremde hatte den weichen Filzhut neben sich auf die Bank gelegt, so daß das dunkelbraune Haar natürlich gelockt über die eine Seite der Stirne, und fast bis zur Schläfe herabfiel. Das leicht gebräunte Antlitz war von einem wohlgepflegten Schnurrbarte beschattet, während jene künstlerische Eleganz, welche alle Steifheit der Mode zu vermeiden weiß, den schwarzen Anzug kennzeichnete.

Nochmals schweiften Herberts Augen nach dem Fremden hinüber.

»Dieses Gesicht sollte ich doch kennen,« dachte er bei sich.

Dennoch schien er den Wunsch, darüber Gewißheit zu erlangen, nicht zu hegen. Herbert hatte nie besondere Sehnsucht nach Erweiterung seines Bekanntenkreises oder nach vielseitigem Umgange empfunden; und seine jetzige Abgeschlossenheit und Zwückgezogenheit hatte die Liebe zur Einsamkeit in ihm zur Sache der Gewohnheit gemacht, die keinen geselligen Trieb besonders aufkommen ließ, noch irgend welche Annäherung ermunterte.

So erhob er sich denn von seinem Sitze, um seines Weges zu gehen. Dadurch erst war die Aufmerksamkeit des Fremden erregt und dieser richtete sich rasch ebenfalls auf und betrachtete Herbert mit auffallend theilnahmsvollen und musternden Blicken. Ja, er näherte sich jetzt dem Weggehenden höflich, und als Herbert seine Blicke mit gleich musternden erwiederte, sprach der Fremde mit zurückgehaltener, achtungsvoller Herzlichkeit:

»Bitte um Entschuldigung, – wäre ich im Irrthum, wenn ich Herrn Dr. Ernst Herbert vor mir zu sehen glaube?«

Herbert richtete überrascht den Kopf auf und sagte, daß dies sein Name sei.

»Und erinnern Sie sich nicht mehr des Architekten Wildhoff?« fragte der Andere.

»Heinrich Wildhoff?« fragte nun Herbert mit blitzenden Augen zurück, indem er beide Hände ausstreckte,

welche der Fremde mit Lebhaftigkeit in warmer Aufregung ergriff.

»Welche Freude!« rief dieser. »Welche Freude, Sie hier zu treffen, nachdem ich gestern vergebens bei Ihnen angeläutet.«

Herbert hatte nun die Aufklärung über seinen Besuch und maß die schlanke, hohe, wenn auch nichl der dienstmägdlichen Beschreibung ganz entsprechende Gestalt desselben mit wohlgefälligen Augen, während beide sich jetzt wieder der Bank zuwandten und auf derselben in vertraulicher Nähe niederließen. Ein Riese war der Zurückgekommene nicht, sondern nur um einige Zoll höher als sein untersetzter Freund. Flüchtig erzählte nun Wildhoff, daß er nach langjährigem Verweilen im Süden wieder in's Vaterland zurückgekehrt sei, und auch Herbert gab dann kurze, oberflächliche Kunde über seine eigenen Verhältnisse, daß er sich verheirathet habe und Familienvater sei.

»Ich langte gestern früh hier an,« fing dann Wildhoff wieder an, »ohne jedoch meine Tante in der Stadt zu treffen. Ich wollte meine Verwandten überraschen, aber die Tante ist mit Ida auf einem Ausfluge begriffen. So galt mein erster Besuch Ihnen, lieber Freund, – Sie erlauben doch, daß ich Sie so nenne.«

»Wäre ich auch an Freunden so reich, als ich es nicht bin,« erwiederte Herbert mit herzlichem Ernst, »so bliebe mir Ihre Freundschaft noch immer eine besondere Genugthuung. Und nun, lieber Wildhoff, was trieb Sie aus Hesperien zurück?«

»Die Sehnsucht nach dem Vaterlande, der Wunsch ihm dienen zu können,« erwiederte Wildhoff. »Ich habe das Glück gehabt, auf classischem Boden in den Jahren verweilen zu dürfen, wo man noch das Schöne in *succum er sanguinem* aufnimmt. Meine Lehrjahre in den großen Städten des Nordens waren kein übles Fundament für meinen Aufenthalt im Süden. Ich darf mir das Zeugniß geben, meine Studienzeit wohl angewandt zu haben, wobei ich mich auf mehrere gewonnene Preise bei Concurrenzplänen berufen kann. Nun will ich meine Erfahrungen im Vaterlande verwerthen und nutzbringend machen. Nach Allem, was ich in den neuen Stadttheilen hier von architektonischen Experimenten gesehen, scheint mir noch ein weites Feld dafür geblieben zu sein.«

Herbert schaute dem jungen Architekten jetzt voll in's Gesicht.

»Unser neuer Baustyl scheint Ihren Beifall nicht zu haben.«

»Nein, wahrlich nicht!« war die lachende Antwort.

»In der That, Sie bringen keinen sonderlichen Respect vor unserm neuen Styl mit.«

»Flößt Ihnen derselbe Achtung ein?« fragte Wildhoff verwundert zurück.

»Das ist irrelevant, – ich bin Laie!« meinte Herbert. »Und wenn er mir nicht behagt, so sag' ich mir: es ist eben der neue Styl.«

»Will man diesen barbarischen Mischmasch sich innerlich widerstrebender Motive wirklich als »neuen Styl« geltend machen?«

»Allerdings. Man hat ihn darum erfunden und schwelgt in diesem Bewußtsein.«

»Erfunden? Erfindet man hierlands dergleichen?«

»Ja wohl!«

»Aber Herbert!« erwiederte Wildhoff mit unmuthigem Erstaunen. »Warum erfindet man nicht etwa auch eine neue Sprache?«

»Nur ruhig! Kann Alles noch kommen!« versetzte Herbert trocken. »Natürliche Entwicklung, Anknüpfen und Fortbauen am Bestehenden ist langweilig geworden in der Zeit des Dampfes. Der Homunculus der Gegenwart kann nicht zuwarten.«

»Das ist anderwärts doch ein wenig anders,« warf Wildhoff ein.

»Hier ist's, wie es ist – entweder der alte Schlendrian, oder unnatürliche, unfruchtbare Experimente – *invita Minerva*! Sie werden in diesem Geiste mitthun müssen.«

»Nein, das werde ich eben nicht müssen!« sprach Wildhoff mit nachdruckvoller Entschiedenheit.

»Was wollen Sie aber thun, wenn Sie sich hier einen Wirkungskreis schaffen wollen?«

»Nichts, was meinen moralischen und künstlerischen Ueberzeugungen widerstrebt.«

Herbert antwortete nicht, sondern sah schweigend nach dem edeln Kopfe seines Freundes, dessen Antlitz mit dem Ausdrucke bestimmter, ruhiger Entschlossenheit in die großartige Landschaft hinaus gerichtet war, von der sein Auge jedoch jetzt nichts aufnahm. Schon in frühern Jahren hatte ihm der junge, talentvolle Architekt

ob seines gediegenen Strebens und Wesens Achtung und Zuneigung eingeflößt. Aber die sonstige Charaktermilde hatte ihm doch keine sichere Gewähr für die Entwicklung einer Festigkeit und Stärke gewährt, welche aus den Worten desselben eben zu sprechen schien. Eine warme Theilnahme lag in dem Blicke, mit welchem Herbert jetzt in Wildhoffs Mienen forschte. Er hätte ihm gerne gesagt, daß er bei solcher Gesinnung auf den gewünschten Wirkunsbereich verzichten müsse, um nicht durch bittere Enttäuschungen gekränkt zu werden. Aber er unterdrückte für jetzt diese Mahnung, und, als ob er den Gegenstand fallen lassen wollte, fragte er:

»Und wie haben Sie es sonst bei uns gefunden?«

»In Manchem verändert.«

»Zum Guten oder Schlimmen?«

»Nach beiden Richtungen hin.«

»Zum Exempel?«

»Die Umgebung der Stadt scheint mir an Reiz sehr gewonnen zu haben,« meinte Wildhoff. »Zum Beispiel diese Stelle hier. Vor zehn Jahren stand ich da noch an einem wüsten Abgrund; der unten wüthende Strom fraß Stück um Stück von dieser Höhe, und kahle Sandrisse, überhängende Lehmstücke, auf welche sich nur der Fuß des Tollkühnen getraute, machte dieses einstürzende Felsufer unheimlich wild ohne eigentlichen pittoresken Reiz. Wie lebt es noch in meiner Erinnerung, daß ich eines Abends mit der Tante und der kleinen, verwegenen Ida den halb

versunkenen Weg hier zur Stadt zurücknahm und welchen Schrecken wir empfanden, wenn das wilde Mädchen neckisch die dunkeln Locken schüttelnd von uns weg an den Rand des Abgrunds sprang, um der unten lockenden, gefährlichen Nixe des Stroms in die wasserblauen Augen zu schauen. Und jetzt – ich bin völlig überrascht über diese herrliche Anlage! Es ist einer der schönsten Spaziergänge in der Nähe einer großen Stadt, von ganz eigenthümlichem Reize. Wahrlich, eine des Fürsten würdige Schöpfung.«

»Seine schönste!« bekräftigte Herbert.

Wildhoff sah ihn jetzt voll an. Die bestimmte Kürze dieser Bemerkung oder der trockene Ton, in welchem Herbert gesprochen, mußte ihm aufgefallen sein. Es lag ein Zweifel in seinen Worten, als er jetzt sagte:

»Die schönste? Ist nicht nach andern Richtungen hin höchst Bedeutendes geschehen?«

»Ja, zum Beispiel im neuen Baustyl!« war Herberts ironische Antwort. »Mit gutem Willen und schwacher Einsicht wurde noch Vieles begonnen, nichts, was so gedieh, so reinen Genuß gewährte, nichts dankenswertheres, als diese Anlagen, die Jedermans Freude und Vergnügen, Niemanden Benachtheiligungen, Kummer und Verdruß bereiten, – es müßte denn sein, daß sich dem Spaziergänger ein schwachherziger Philosoph oder ein resignirter Weltreisender, der sich hier als Klatschbase niedergelassen hat, an die Ferse heftet.«

Wildhoff hörte mit einiger Verwunderung zu und äußerte nach einer Weile, indem sein Blick noch immer in der Miene Herberts forschte:

»Sie schlagen da eine Saite an, die ich schon einigemal beben hörte.«

»Und was bebte sie?«

»Ich finde eine Niedergedrücktheit der Gemüther, eine apathische Verdrossenheit, die mit dem fröhlichen Aufschwunge und künstlerisch heitern Leben vor zehn Jahren im seltsamsten Contraste steht. Was ist das? Sie selbst sind – verändert . . .«

»Um zehn Jahre älter, Freund!« meinte Herbert lächelnd. »Es hat inzwischen oftmal gereift, wie Ihnen die Köpfe Ihrer Bekannten von damals andeuten mögen.«

»Der Ihrige ist jedoch nur dunkler geworden,« versetzte Wildhoff. »Ich kannte Sie noch in ziemlich lichtem Blond. Damals – als bei dem Künstlerfeste im Uferwäldchen der König aus Ihrem Becher den Maiwein nippte, – Ihr »Oswald der Geiger« war eben erschienen, dessen Lieder mich seitdem überall hinbegleitet haben, – ja, damals, welche Hoffnungsfreudigkeit in Ihrem Wesen, welche Wärme und Frische, welche glückliche Zuversicht –«

Wildhoff hielt inne, aus Furcht, bereits mehr gesagt zu haben, als das Zartgefühl gestatten wollte. Lächelnd bemerkte es Herbert und sagte:

»Und nun finden Sie mich als vergrämten Misantropen, als kalten, finstern Egoisten.«

»Das möchte ich weder sagen noch glauben, wenn ich Sie auch allerdings anders gefunden, als Sie mir seitdem vorgeschwebt. Insofern erlebte ich nun freilich – entschuldigen Sie das Wort – eine Enttäuschung.«

»Das Leben bringt sie, lieber Freund!«

So ruhig Herbert dies sagte, entging es Wildhoff doch nicht, daß er innerlich bewegt war. Wiederholt hatte Herbert mit bebender Brust krampfhaft aufgeathmet, wie man es auch bei Kindern nach schmerzlichen Aufwallungen bemerkt. Bei Erwachsenen stets die unwillkürliche Aeußerung der Sorge oder nachempfundenen Unglücks, ist es ein sicheres weil unbewußtes Symptom von Kummer. Seufzt doch die Seele dabei gleichsam nach Erlösung, wenn sie auch äußerlich mit Anderm beschäftigt erscheint. Der heitere Ton, welchen Herbert suchte, vermochte denn auch dessen Freund nicht zu täuschen, obgleich diesem das Unglück kein vertrauter Gefährte durch das Leben war, sondern ein ihm fremder Begleiter Anderer, dem er zufällig einmal begegnete.

»Damals,« fuhr Herbert mit erzwungenem Lächeln fort, »damals sah ich die Dinge und Menschen anders an, als ich sie seitdem gefunden. Wie Du die Welt ansiehst, so bist Du! sagt man. Und nach dieser Maxime haben Sie mich jetzt für schlimmer zu nehmen, als Sie mich zu finden hofften.«

»Vielleicht auch nur für – weniger glücklich!« meinte Wildhoff rücksichtsvoll zögernd, indem sein warmer Ton das Indiscrete seiner Meinung deckte. Dennoch stieß er

auf unerwarteten Widerspruch. Denn Herbert versetzte überzeugend:

»Da sind Sie nun doch im Irrthume, wie ich es war, als ich ein Glück suchte, wo es für mich nicht zu finden, vielleicht überhaupt nicht liegt. Jenes ersehne ich nicht mehr und möchte nicht den mindesten Theil des mir Gewordenen dagegen verlieren. Bittere Erfahrungen und leidvolle Sorgen – von beiden ist allerdings ein voll und gerüttelt Maß über mich gekommen – machen noch nicht unglücklich, wenn man es überhaupt nicht sein will.«

Wildhoff hatte für den Augenblick auf die Erklärung Herberts nichts zu erwidern, jedoch Manches zu denken. Schweigend verglich er den Mann dieser Resignation mit jenem, den er vor zehn Jahren im schönen Glauben an die Menschen und die eigne Zukunft, voll edeln Ehrgeizes zurückgelassen. Hinter den Worten mochten sich trübere Verhältnisse bergen, als sie zugestehen wollten. Auch das Schweigen, welches Herbert jetzt beobachtete, war beredt genug. Nur der Lärm der Stadt, das Brausen des unten schäumenden Stromes und der Jubel der Vögel in den blühenden Hecken füllte die Pause aus, welche eingetreten war, während beide Freunde nachdenklich in die weite Landschaft hineinsahen. Endlich unterbrach Wildhoff das Schweigen.

»Man hat in den Zeitungen,« sagte er, »soviel von einer neuen literarischen Aera gelesen . . . «

»Ja, man verstand das!« fiel Herbert ein. »Was veranlaßt Sie, an diese neue Aera mehr zu glauben, als an den neuen Baustyl?«

»Mich? Ich kenne die Verhältnisse nicht – bitte mich aufzuklären.«

»Was ist da viel aufzuklären? Kümmert sich, wer die Landesflora nicht mag, sondern ein Treibhaus will, ob durch den Bau desselben eine eben aufblühende Rosenhecke entwurzelt, oder ihr Sonne und Feuchtigkeit entzogen wird, da die Quellen in's Treibhaus geleitet werden müssen?«

»Hole der Henker das Treibhaus!« fuhr Wildhoff auf. »Ich glaube, Sie zu verstehen, Herbert, ohne vollständig zu begreifen, wie man es anstellte, so allgemein und auch Sie zu entmuthigen.«

»Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.«

»Wenigstens scheint zwischen Ost und West dieses Staates so Manches vorgegangen zu sein, worüber genügende Auskunft fehlt,« meinte Wildhoff. »In der That – ich bin überrascht, dergleichen zu hören, von Ihnen zu hören, der Sie doch damals die neuen Bestrebungen so vorurtheilslos betrachteten. Also auch hierin das kindische Verlangen nach Neuem, die Eitelkeit und Sucht, von sich reden zu machen, – keine Entwicklung des Bestehenden, kein Anknüpfen an das Vorhandene, keine organische Fortbildung –«

»Rücksichten auf das Vorhandene in der neuen Aera! Was träumen Sie! Es hatte die Wahl, entweder der Treibhausvegetation als Folie zu dienen, eher als Unkraut behandelt zu werden, dessen Fortkommen durch alle Mittel erschwert werden müsse.«

»Und ich kenne Sie darum, daß Sie in dieser Treibhausperiode vorzogen, Unkraut zu scheinen.«

Herbert lachte bitter.

»Allerdings, zur eignen Genugthuung. Vervehmt zu sein erniedrigt wenigstens nicht vor sich selbst. Immerhin, glauben Sie mir, ist es, wo Ehrgeiz dem Stolze sich zugesellt, gerade keine Lust, in solchen Verhältnissen zu leben.«

»Sie zogen vor, den Ehrgeiz dem Stolze zu opfern,« entgegnete Wildhoff, und Herbert fuhr fort:

»Ja, der Selbstachtung wegen. Andere, eitler als stolz, vermochten es allerdings nicht über sich, lieber den Ruhmesassekuranzen fern zu bleiben, ihren Agenten verachtungsvoll den Rücken zu kehren und todtgeschwiegen zu werden, als an dem demoralisirenden Treiben der Reclamen-cameraderie Theil zu nehmen, einem Treiben, das neben dem Betrug des Publikums die Erstickung jedes urwüchsigen Keimes zum Zweck, die öffentliche Mißachtung des litterarischen Strebens zur schließlichen Folge hat. In dieser Zeit – sie war auch die der politischen Reaction – war es Prinzip: im Lande kein selbstständiges geistiges Aufstreben zu dulden, sondern die intellectuellen Interessen als Privatliebhaberei des Fürsten, die nur aus der Ferne unterhalten werden dürfe, zu behandeln. Und – das muß man sagen – mit fanatischer Consequenz hat man an dem Prinzip festgehalten.«

»War man denn toll?!«

»Nur pfiffig und albern, Eigenschaften, die sich vperwandter fühlen, als man gemeiniglich glaubt,« erwiederte Herbert. »Wie, wenn die Elemente jenes Regimes, welche dem guten Willen des Fürsten solche Richtung gaben, – Cabinetssekretäre, Minister und Günstlinge – sich gegenseitig in die Hände arbeitend, die Absicht hatten, ihn von dem Regierungsgeschäfte so fern zu halten, daß es ihnen völlig überlassen blieb, – ihn dem eignen Volke und den Angelegenheiten des Landes so zu entfremden, daß er stets nur ihrer bedurfte gegenüber den Volkswünschen!? Wie, wenn die Reaction sich klar darüber war, daß so die geistige und moralische Kraft im Volke am raschesten und sichersten gebrochen würde?«

»Das wäre ja corrupt! Das müßte ja zum Ruin führen!«

»Meinen Sie? Nun erklären Sie sich die Verstimmung und Niedergedrücktheit der Gemüther, die Sie in Ihren Bekanntenkreisen gefunden. Wornach die höchsten Wünsche der Tüchtigsten im Lande ihr Lebenlang vergeblich gehen, das wird mühelos von dem nächsten Besten erreicht, der mit dem Willen herein kommt, um jeden Preis etwas zu gewinnen. Und wer will nur immer vergeblich streben! Zuletzt versucht es keiner mehr. Man ergibt sich oder geht unter. Drum wird auch bei uns nicht mehr studirt, um etwas zu lernen, sondern um auf dem breiten bequemern Weg, der frei geblieben, in den Staatsdienst zu rutschen, auf Landeskosten ein Bureaukrat zu werden, wie man ihn wünscht, und sich um geistige Interessen den Teufel zu scheeren! Sie sehen, das System hatte Erfolg.«

»Gott sei's geklagt! Warum trat man aber dem ncht entgegen?«

»Das war nicht so leicht. Der gute Wille des Fürsten wurde nicht verkannt und wollte geschont sein; wußte man doch selbstberechtigte Kritik gegen seine Schützlinge als persönliche Beleidigung seiner selbst aufzufassen. Dann hat man hier, auch ein Symptom, keine anständige unabhängige Presse. Zumeist hielt aber die Furcht vor der Anklage der Gemeinschaft mit dem Ultramontanismus ab;[1] denn jedesmal, wenn ein freies Wort nach dieser Richtung hin ertönte, wurde in wohlberechneter Weise ein Geschrei über ultramontane Agitation erhoben, daß Jeder zurückschreckte.«

»Das sind ganz neue Aufschlüsse,« sagte Wildhoff und fuhr kopfschüttelnd fort: »Seltsam! seltsam! Man hat außen keine Ahnung von dem Zusammenhang der Dinge, aber er gibt mir die Erklärung für die Symptome, die mir aufgefallen. Ich gestehe, bei meiner Rückkunft den Eindruck empfangen zu haben, als ständen wir auf einer schiefen Ebene, als ginge es stark abwärts –«

»Das unterliegt keinem Zweifel mehr,« bestätigte Herbert. »Die moralische und intellectuelle Spannkraft ist denn auch bereits gebrochen. Die Apathie und Indolenz überwuchert Alles, kein geistiger Gedanke kann mehr Theilnahme erregen, – jedes gemeinnützige Unternehmen, das Höheres bezweckt, als den rohen Sinnengenuß,

[1] Ultramontanismus, von ultramontan »jenseits der Berge [Alpen]«, bezeichnet den romtreuen politischen Katholizismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

darf des Untergangs und selbst des Hohns über den Thoren gewiß sein, der sich noch einbildet, für das Bessere Opfer bringen und Theilnahme finden zu müssen.«

»Gehen Sie nicht in Ihrer Bitterkeit doch zu weit, lieber Freund?« fiel Wildhoff jetzt ein.

»Ich kann Ihnen mit einer ganzen Reihe von Belegen dienen und mit einem aus eigner Erfahrung, dessen Darlegung Sie als satyrische Uebertreibung ansehen müßten, wenn Ihnen mein Wort nicht Bürge für die nackte Wahrheit wäre. Doch was soll das in der Stunde des Wiedersehens!« unterbrach sich Herbert. »Ist es nicht Sünde gegen die Herrlichkeit des Tags, der Natur, sich die Lust durch solche Betrachtungen zu vergällen! Sehen wir uns dies prächtige Bild der großen Stadt an, wie eine gelungene Theaterdecoration, ohne an das Treiben hinter den Coulissen zu denken. Oder reden wir über ein erquicklicheres Thema, – erzählen Sie von Italien, lieber Freund, von den Bauten des Bramante, Michel Angelo und Palladio, von Ihren Touren in der Campagna und im Albaner Gebirg.

Im Walde lagen Trümmer,
Paläste auf stillen Höhn
Und Gärten im Mondenschimmer.
O Welschland, wie bist du so schön!«

»Erlauben Sie, daß ich erst später an diese Eichendorff'sche Reminiscenzen anknüpfe. Bitte, verweigern Sie mir Ihren Beleg nicht,« sagte Wildhoff dringlich. »Es ist mir wichtig genug, das Terrain kennen zu lernen, auf dem ich bauen will, in die Verhältnisse eingeweiht zu

werden, in denen ich zu leben, mit denen ich zu rechnen habe. Stehen Sie mir mit Ihren Erfahrungen bei.«

»Die Erinnerung erregt Bitterkeit,« erwiederte Herbert. »Jedoch die Bitterkeit ist nun einmal da und soll sich in Worten entladen. Hab' ich doch ohnehin einiges Recht erworben, darüber zu sprechen und – wenn es sein muß – scharf zu sprechen. Gut denn. Nachdem ich sah, daß für mich kein Raum mehr blieb und wie allein literarische Erfolge zu erzielen waren, strebte ich nicht mehr nach solchen. Das ganze Treiben kam mir schal, ja geradezu lächerlich vor. Nicht auch das Schaffen. Ich arbeitete, ohne zu veröffentlichen oder that dies doch nur anonym oder pseudonym. Das genügte meinem Stolze eher, als im Gefolge der Treibhausgrößen eine geduldete Existenz fortzuführen. Die Zeit forderte ohnehin andere Thätigkeit; der Druck des schlechten Regimes hatte politisches und nationales Bewußtsein zur Opposition geweckt und man kehrte sich allgemeiner und entschiedener gegen das reactionäre, polizeigewaltige Ministerium. Die Bewegung, welche der eintretenden Fäulniß einen Damm entgegensetzen konnte, ließ mich nicht unberührt, – ich arbeitete journalistisch mit. Außerhalb des Landes erklärte man sich damals diese freiheitliche Regung als Wirkung der »neuen Aera«, während doch gerade deren Coriphäen die Bewegung in Wirklichkeit mit Angst verfolgten und den endlichen Sturz des Reactionsministeriums erschreckt und erschüttert hinnahmen. *Sapienti sat!* Ein neues, liberales Regime folgte, in der That das mildeste

unserer constitutionellen Entwicklung, – nur der seitherige Cultusminister, eine Null, blieb. Denn auch die neuen Lenker des Staates huldigten dem Wahne, daß die intellectuellen Interessen wie seither behandelt werden dürften, daß ein gezähmter Büreaukratismus genüge, um das Land glücklich, kräftig, blühend und gegen jede nationale Anwandlung oder »deutsche Schwärmerei« unzugänglich zu machen. Es war eine Verkennung der bewegenden Faktoren eines Staatswesens, die Kurzsichtigkeit des Partikularismus, der keine Fühlung der Zeitströmung hat. So kann man heute nach den Resultaten urtheilen, – bei Beginn des neuen Regimes hoffte man.«

»Was hoffte man – erlauben Sie mir doch die Zwischenfrage,« fiel Wildhoff hier ein. »Hoffte man nativistische Restauration und Ausschluß alles Nichteinheimischen?«

»Bewahre Gott!« rief Herbert. »Wer dem geistigen Leben überhaupt noch eine Bedeutung zuerkannte, und das waren ziemlich wenige, hoffte allerdings auf Gleichstellung, freie Concurrenz. Mehr wäre denn doch als Albernheit erschienen. Sie, Wildhoff, lassen hoffentlich *prinzipielle* Zurücksetzung der Landeskinder ebenso wenig als Ausfluß besonderer Staatsweisheit gelten, wie den Abschluß gegen die Träger der nationalen Intelligenz, die allen Stämmen gemeinsam, keinem »Fremde« sind oder sein dürfen. Diese Frage lag übrigens damals mir selbst ziemlich ferne, die politische näher. Nun kam es ohne mein Zuthun, daß sich das eigentliche Haupt, die Seele des neuen Ministerums mir in einer Weise näherte und

erklärte, welche mich überzeugen konnte, durch publizistische Unterstützung einer liberalen und wohlgesinnten Regierung Ersprießliches für die nationalen Interessen und die Einigung Deutschlands im föderativen Prinzip wirken zu können. Daß ich damit Uneigennützigkeit that, brauche ich nicht erst zu versichern. So leitete ich ein neugegründetes Blatt, das Organ einer der Regierung sich anschließenden großen, deutschen Parthei, zu welcher sich die ersten, einflußreichsten und reichsten Männer des Landes, zählten, während die Uebrigen in unfruchtbarer Negation sich gefielen. Ich war naiv genug, an die Opferwilligkeit und politische Einsicht der Parthei glaubend, den Mangel am hinreichenden Betriebskapital für's Erste zu übersehen und auf Theilnahme des Volkes zu rechnen, da unsere Prinzipien seiner Stimmung entsprachen. Aber das große Publikum blieb bei den Pfennigblättern, und unsere Parthei unterstützte ihr Organ mit vollen dreihundert Gulden.«

»*Täglich* – nun das ist im Verhältniß zu den Journalfonds in Wien und Berlin nicht wenig, sogar viel,« meinte Wildhoff mit dem Kopfe nickend. »Hören Sie: Ich finde 300 fl. täglich für hiesige Verhältnisse *sehr* anständig. Damit läßt sich schon *Bedeutendes* ausrichten.«

»Man gab aber diese Summe *nicht* täglich,« erwiederte Herbert.

»Wöchentlich? Nicht möglich. Das reicht ja kaum für Satz, Druck, – geschweige denn Papier.«

»Auch nicht wöchentlich gab man die Summe.«

»Man wird doch nicht gewagt haben, Ihnen monatlich einen Bettel von dreihundert Gulden zur Unterhaltung eines neuen Journals anzubieten,« meinte jetzt Wildhoff erregt.

»Gewiß hat man es nicht gewagt. Man gab diese Summe auch nicht monatlich, auch nicht jährlich, sondern diese große Parthei, der ich anzugehören die Ehre hatte, unterstützte ihr Organ während seines mehrjährigen Bestehens im Ganzen mit 300, sage in Worten dreihundert Gulden. Doch – ich will ihr nicht Unrecht thun – sie gab nachher noch aus Großmuth eine ähnliche Summe, – zur Entschädigung!!«

Wildhoff war aufgesprungen und lachte gerade hinaus. Dann sagte er:

»Na, Herbert, wenn Sie einmal satyrisch sein wollen, so wissen Sie stark genug aufzutragen.«

»Bitte, bitte,« entgegnete Herbert, indem er ruhig sitzen blieb. »Lassen Sie Ihre Zweifel. Es fiel uns bitter genug, an die Thatsache glauben zu müssen. Und nun die Anforderungen, die man ob dieser edelmüthigen Unterstützung an uns stellte! Man hatte nicht übel Lust, mich zu behandeln, wie irgend einen der Pfennigliteraten unserer kleinen Raubpresse. Es blieb allerdings bei dem einmaligen Versuch, – Sie können sich denken, wie ich auftrat! –«

»Aber, es ist ja unglaublich,« sagte Wildhoff, indem er sich wieder niedersetzte. »Und während Ihr Name doch allenthalben in Deutschland gekannt ist und mit Achtung

genannt wird, fragt draußen keine Seele nach all' diesen – wer sie auch sein mögen . . .«

»Lassen wir das,« bemerkte Herbert ruhig. »Nach Allem, was ich Ihnen erzählt, durften Sie Achtung für geistige Arbeit hier nicht erwarten, und ich führe solche Beispiele nur an, um Ihnen zu beweisen, welchen Erfolg, welche Wirkungen jenes System erzielt hat, wie fremd man jeder geistigen Thätigkeit gegenüber steht. Was meinen Sie, daß der Präsident unsers Vereines erwidert hat, als ihm bedeutet wurde, daß Artikel auch Honorare verlangen? Unbezahlte sind mir schon lieber! sagte der Weise.«

»Und hat er solche geliefert? Oder dient er dem Staate ohne Besoldung?«

»Gott bewahre!«

»Und wer war denn dieser – Edle!«

»Ein hoher Staatsbeamte, einer unserer ausgezeichnetsten und bekanntesten, einer unserer intelligentesten.«

Wildhoff schlug mit allen Zeichen entrüsteten Erstaunens die Hände zusammen und schüttelte den Kopf. Dann meinte er:

»Da fehlt ja jeden Verständniß! und wie lange hielten Sie es denn aus? Wirklich jahrelang?«

»Wir mußten wohl – in der Hoffnung, es endlich durchzureißen. Ich arbeitete mit verdoppelter und verdreifachter Anstrengung, in der Hoffnung, durch solche Thätigkeit den Mangel an Fonds ersetzen zu können. Am Tage schrieb ich Leitartikel, die politischen Uebersichten,

besorgte alle sonstige Redactionsarbeit und die Verwaltung des Blattes, – bei Nacht schrieb ich natürlich gratis für unser Feuilleton Aufsätze und Novellen. Wenn ich Morgens fertig war stand schon der Setzerlehrling da, um Manuscript zu holen, und die Redactionsarbeit begann von Neuem. So ging es oft Tag für Tag. Ich sage Ihnen, es war amusant, der Rivale von Sisyphus im Orcus zu sein. Oft lag mir das Gehirn wie verkohlt im Schädel, und zum Tode erschöpft fand ich nicht einmal mehr im Schlafe Ruhe. Mich quälten noch im Traume die sehr intensiven innern Streitigkeiten der sonst sehr indolenten Parthei. Dabei litt ich unter der Mißgunst der gesinnungsverwandten Presse, die unser Blatt noch beneiden zu müssen glaubte. Und Verläumdung und Verunglimpfung durch die Gegner nahm kein Ende. Dazu persönliche Herausforderungen blutdürstiger politischer Dilettanten und literarischer Landsknechte, die sich zum Opfer bringen wollten: ein fechtender *Amanuensis* ward beinahe zur Nothwendigkeit. Doch wie gesagt, wir harrten aus, da eine über Deutschlands Zukunft entscheidende folgenreiche Frage gebieterisch an uns und unsere Regierung herantrat. Wir ermunterten letztere, Hand anzulegen, sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, die fernere Existenzberechtigung durch Thaten zu erweisen. Eine wahrhaft unbegreifliche, dickhäutige Indolenz trat uns entgegen. Es fehlte an jeder Erkenntniß des entscheidungswichtigen Moments. Wir stellten der Regierung täglich dar, was eintreffen mußte, wenn sie sich der kurzsichtigen, verhängnißvollen Unthätigkeit

überlasse und sich nicht aufzuraffen vermöge: jede Mahnung prallte an dem ehernen Panzer ohnmächtiger Vertrauensseligkeit ab, die nur Gefahr im Handeln, in den Warnern Revolutionäre sah. Es zeigte, sich schon so bei der ersten Gelegenheit, daß dieses Staatswesen, dem es an dem belebenden, dem geistigen Factor fehlte, innerlich gebrochen, ohnmächtig, kraftlos, ein Spiel künftiger Zufälle war. Da, endlich – mit der Einsicht und ausdrücklichen Erklärung, daß hier Hopfen und Malz verloren sei – traten wir vom Schauplatz ab, vergeblicher Arbeit müde.«

»Und der endliche Lohn für alle Mühe?«

»Verunglimpfung, Einbuße an Gesundheit und den besten Lebensjahren, – ich stand mit meiner Familie vor einer ungewissen Zukunft mit dem nackten Leben, zwar reich an Erfahrungen, aber dieser Gewinn half mir für den Augenblick blutwenig.«

»Und hat man, als die Folgen der politischen Unfähigkeit sichtbarer wurden, Ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen?«

»Gerechtigkeit!!«

»Also keinerlei Ersatz?«

»Man sieht,« sagte Herbert, »daß Sie mit unseren Verhältnissen und Zuständen nicht vertraut sind. Meinen Sie denn, daß in diesem Staate, in welchem so viel an Schwindel und schamlose Mittelmäßigkeit verpufft wird, auch nur eine Seele daran dachte, daß ich irgend welchen Anspruch habe?«

»Und jener Minister –«

»Wußte mich immer zu finden, wenn er etwas von mir wollte.«

Wildhoffs Miene verrieth Unmuth und Verachtung, bis er nach einer Pause sagte:

»Warum ließen Sie sich aber auch mit diesen Leuten ein, warum glaubten Sie da journalistisch wirken zu können! Warum blieben Sie nicht dieser Jämmerlichkeit ferne, bei Ihrer Poesie.«

»Hören Sie, lieber Wildhoff, bemerkte jetzt Herbert, »Ihre nachträgliche Weisheit macht keinen Effect. So weise bin ich jetzt auch. Und das Neuerliche sagte mir unser edler Herr v. Rixner, als er das Feuilleton der officiellen Zeitung ausnützend für einen wahren Rattenkönig abgelagerter Novelletten – haarsträubenden Gedenkens – dem Staatssäckel lächelnd erkleckliche Summen enthob. Und ein gewisser Jensen mit dem sinnigen Wahlspruche: »Zugreifen muß man!« hat in praktischer Durchführung dieser glücklichen Theorie wenige Jahre nach seinem Erscheinen im Lande von demselben Minister eine Stelle erschwindelt, welche unsere verdienstvollsten Gelehrten als das Höchste ihrer Wünsche ansahen.«

»Warum haben Sie selbst in Ihrem Verkehr mit dem Minister nichts erbeten?«

»Ich konnte das nicht, – dachte auch gar nicht daran. Das Verhältniß mußte wenigstens meinerseits ein uneigennütziges sein.«

»Ich begreife das, lieber Freund! Aber daß nicht dennoch –«

Herbert winkte wegwerfend mit der Hand.

»Wer nicht bettelt, bedarf nichts, wer nicht unverschämt fordert, hat kein Verdienst,« fuhr er dann fort. »Die Consequenzen jenes geschilderten Systems treten mehr und mehr zu Tage in stüpider Apathie, gepaart mit dem größten Egoismus, der nur noch antreibt, von dem Staatsschiff so viel als möglich für sich selbst zu retten, und dann sich zurück zu ziehen – verachtet und zufrieden. Der Nepotismus leistet an Schamlosigkeit das Menschenmögliche. Selbstsucht und Indolenz gehen wie immer Hand in Hand. – – Sehen Sie, ich zähle unter meinen Bekannten die einflußreichsten Persönlichkeiten, – nicht Einer dachte daran, mir meine Lage, die Alle kannten, erleichtern zu helfen. Nach Allem, was hinter mir lag, durfte ich mich nicht auch noch der Demüthigung einer Fehlbitte aussetzen. Ich mußte mir selber helfen, und das ist zuweilen nicht leicht, mein Freund. Stunden, die ich selbst meinen ärgsten Feinden nicht wünschen mag, lehrten mich das. Ich bat und bettelte also nicht, obgleich – ich will es Ihnen gestehen – das geringste Zeichen von Theilnahme mir damals, um meiner Familie und meines nun todten Knaben willen, wohlgethan hätte.«

Herbert blickte bei diesen Worten über den Strom nach der Gegend des Friedhofs hin, so daß Wildhoff von seinem Gesichte wenig sehen konnte. Die eingetretene Pause wollte dieser nicht unterbrechen, obgleich er noch

manche Frage auf dem Herzen hatte. So saßen sie geraume Zeit schweigend neben einander, Wildhoff im warmen Mitgefühl, Herbert in kaum unterdrückbarer gramvoller Versunkenheit. Aus dieser mußte er gerissen werden, und es war dies Wildhoffs Absicht, als er sagte, gleichsam für sich:

»Das sind Symptome der nahenden Auflösung!«

Aber die Worte schienen nicht zu wirken.

»Ja, *der* Staat ist reif, gepflückt zu werden,« hub er nochmals an.

»Meinen Sie das?« fragte Herbert jetzt.

»Ja, wenn Sie nicht zu schwarz malten.«

»Ich glaube, dies nicht gethan zu haben.«

»Dann sicher.«

»Nun, – ich meine es auch!«

»Und hat man eine Ahnung, wohin man treibt?«

»Noch nicht die mindeste, – nicht einmal in den sogenannten politischen Kreisen. Diese selbstgefällige Gelassenheit, die sich ihres Daseins freut und von den Umständen schaukeln läßt, wie ein Wiegenkind, – trotz mannigfacher, unangenehmer Empfindungen noch diese lächelnde, insipide Zuversicht auf den eingebildeten, wurzelfesten Bestand, dem das herannahende Wetter nichts anhaben werde, – diese Blindheit vor dem schicksalsschweren Gang der Zeit, in der die Garben gesammelt und gedroschen, die morschen Bäume umgehauen werden – Sie sollten Alles das sehen, um zu staunen.«

»Und Keinem stillt es ein, sich dem Verderben entgegen zu stemmen?«

»Man glaubt es noch ferne, während es schon an der Thür pocht,« erwiederte Herbert. »Und was hülfe es? Wo ist die Kraft im Lande, die es könnte! Es fehlt uns an Männern, welche die Lage und anderen Ursache erkennen, welche den Wirkungen und Folgen vorzubeugen Energie und Geschick genug hätten. Ich sagte Ihnen, daß ich reich an Erfahrung aus den Prüfungen der letzten Jahre hervor gegangen bin. Ein trübseliger Vortheil, aber immerhin einer, da er mich von Illusionen geheilt. Ich habe die einflußreichen Persönlichkeiten kennen zu lernen so ziemlich Gelegenheit gehabt. Glauben Sie mir, daß ich oft über das widerspruchsvolle Geheimniß nachgedacht, warum dieser Herr v. Luxenthaler, Herr v. Holzstadt, dieser Herr v. Altmüller, Rixner und wie sie alle heißen nicht als Mädchen zur Welt gekommen sind, um in einer männerbedürftigen Zeit ohne Schaden für das Allgemeine ihren lieblichen Kaffeekränzchen und sonstiger anmuthiger Thätigkeit unbelästigt nachgehen zu können.«

»Warum aber,« fragte Wildhoff, »bekämpfen Sie diese Zustände nicht? Das gäbe Stoff für andere Juniusbriefe!«

»Dann müßte ich ein anderer Junius und der Stoff mir weniger gleichgültig sein,« antwortete Herbert. »So viel hebe ich doch erkannt, daß da nicht viel mehr zu bessern, mit diesen Elementen nichts zu schaffen ist. Die Entwicklung Deutschlands nimmt andern Gang, als wir es gedacht, und wenn ich zurücksehe, möchte ich es nicht einmal beklagen.«

»Aber wie?« fing Wildhoff wieder an. »Warum verarbeiten Sie Alles das nicht z. B. in einem Roman?«

»Dazu ist mir der Stoff zu schlecht, der Gegenstand zu schal,« erwiederte Herbert, indem er sich mit leichterem Herzen von seinem Sitze erhob und Wildhoff seinem Beispiel folgte. »Auch mag ich diese Gattung nicht, die doch nur Sensation zu erregen, keine ästhetische Befriedigung zu gewähren vermag. Der Erbärmlichkeit ist so viel in der Welt, – warum auch noch Bücher damit füllen! Uebrigens über diese Frage ein andermal, und lassen wir für jetzt überhaupt das unerquickliche Thema. Erzählen Sie mir –« Herbert hielt plötzlich inne.

Die Freunde waren nämlich im Begriffe, den Platz zu verlassen und sich zur Stadt zurückzuwenden, als sich leichte, flüchtige Schritte hinter dem blühenden Buschwerk näherten, und gleich darauf eine schlanke, jugendliche Frauengestalt auf einem der herführenden Pfade nach dem freien Raum eilte, der als ein natürliches Belvedere den Scheitel des gegen den Strom abfallendem altanartigen Vorsprungs der Anhöhe einnimmt. Gleich einem Genius des Lenzes erschien die holde Gestalt am grünen, blühenden Orte und schritt ohne Ahnung, ein Gegenstand der Beobachtung geworden zu sein, bis zur Brüstung der Umzäunung mit einem Ausrufe freudiger Ueberraschung vor.

Herbert hatte sich selbst unterbrochen, als er die liebliche Erscheinung von gestern Abend erkannte, – Heinrich Wildhoff ließ ein verwundertes, leises: »Ah!« hören.

Viertes Capitel. In welchem mehreres über den Helden unserer Geschichte verlautet und am Schlusse kühles Wasser rauscht.

Das dichte Gebüsch, welches die Zugänge zu dem Rondell umfaßt, hatte dem Mädchen, während es dem Aussichtspunkte zueilte, die Gestalten der beiden Männer verborgen, und nun war die junge Dame von dem Blicke auf Strom und Stadt so sehr gefesselt, daß sie die Herren nicht bemerkte, welche eben den Platz verlassen hatten.

Mit genugthuender Freude am Schönen sah Herbert, daß dem geistig bewegten innigen Ausdruck des Antlitzes Wuchs und Haltung entsprachen, welche im Verein das anmuthigste Wesen schmückten. Ihr Gesicht leuchtete in ruhigem Entzücken. Gleichsam verklärend schwärmten ihre Augen über Laubwerk und Rasenböschung hin in die vorliegende Landschaft, während die schlanke, holde Gestalt im hellen Sommergewand, leicht auf das Geländer gestützt, die reizendste Staffage eines Bildes war, an welchem Kunst und Natur gleich meisterhaft zusammen gewirkt hatten.

Als sich das Mädchen nun umwandte, um in einen der umbuschten Zugänge hinein zu rufen, streifte ihr Blick die Männergestalten am Höhenrande. Wildhoff griff zum Hute, auch Herbert grüßte. Verwunderung und Ueberraschung, ja, eine leichte Wallung des Blutes spiegelten sich auf dem schönen Gesichte, – dann aber ward der Gruß etwas fremd, wenn auch nicht befremdet, mit ungesuchter Grazie erwiedert. Zu gleicher Zeit erschien eine ältere

Dame auf dem Platze; wieder grüßten die beiden Herren, und die Dame dankte mit höflicher Zurückhaltung, flüsterte dann dem schönen Mädchen etwas zu und folgte mit den Blicken einen Moment lang den Weiterschreitenden.

Am Rande der Böschung auf dem Wege zur Stadt weiter wandelnd, warfen auch unsere Freunde noch manchen Blick nach dem altanartigen Vorsprung zurück, so lange das lichte Gewand des schönen Mädchens durch das Grün der Umgebung leuchtete. Bald aber verschwand die liebliche Erscheinung ganz hinter den Rändern des Buschwerks, welches die Pfade eirahmte, so daß rückwärts nur noch der Blick auf die Straße frei war, wo ein zweispänniger Hotelwagen langsam vorfuhr.

»War das etwa Ihre Cousine Ida?« fragte jetzt Herbert den nachdenklich stillen Gefährten.

»Nein!« antwortete dieser, gleichsam aufschreckend.

Nach einer kleinen Pause fing Herbert wieder an:

»Wünschen Sie nicht, daß sie es wäre?«

»Wie kommen Sie zu dieser Frage!« meinte Wildhoff lachend.

»Weil ich diesen Wunsch hege.«

»Und warum?«

»Mein Wunsch befremdet Sie! Seltsam! Was hätten Sie denn gegen ein Bäschen von solchem Liebreiz, der nur die äußere Erscheinung von Reinheit und Schönheit der Seele sein kann, einzuwenden?«

Wildhoffs Lächeln war verschwunden, und ernsthafter als die Veranlassung zu fordern schien, sprach er jetzt:

»In der That, das junge Wesen ist eine gewinnende Erscheinung. Jedoch, warum soll es Bäschen Ida nicht ebenso sein?«

»Zugegeben! In der That erklärt die Fama Ida von Luckner für eine der glänzendsten Schönheiten der Hauptstadt, – ein starker Magnet für den Salon Ihrer Tante. Frau von Luckner ist ja Ihre Tante, nicht wahr?«

In dem heitern Tone, mit welchem die Unterhaltung wieder angeknüpft worden war, wurden auch diese letzten Worte gesprochen. Herbert fühlte sich nach den unerquicklichen Erörterungen erleichtert; mit den Worten war die Bitterkeit vom Herzen gewälzt, in welche er sich durch jede Erinnerung an die trüben Erfahrungen versetzt fühlte. Seine Brust war frei. Munter wie seit lange nicht mehr, sprach er mit dem Freunde, dessen Begegnung zu seiner glücklichen Stimmung wesentlich beitrug. So bemerkte er nicht den Eindruck seiner Worte auf Wildhoff, der zum Mindesten nicht angenehm berührt, wenn nicht beunruhigt war. Mit gespanntem Blicke forschte dieser jetzt in Herberts Miene. Aber diese war so unbefangen und unverhohlen, daß seine Aeußerungen sicher keine besondere Meinung verlarvten.

»Allerdings ist die verwittwete Ministerialräthin Luckner meine Tante,« hub dann Wildhoff an, »und mehr als das – meine zweite Mutter. Sie wissen, daß ich frühe meine Eltern verlor. Mittellos und unversöhnt mit ihrer Schwester, starb meine Mutter in der Provinz. Da aber nahm sich jene Schwester meiner an, behandelte mich

mit ebenso viel Liebe, ließ mir eine ebenso sorgfältige Erziehung angedeihen, als sei ich ihr leiblicher Sohn. Was ich bin, danke ich ihr. Meine edle Tante hat mir so sehr die Wege durch's Leben geebnet, daß der frühe Tod meiner Eltern die einzige schmerzliche Erinnerung für mich ist. Und wäre mir eine unverhoffte Erbschaft aus der Verwandtschaft meines Vaters nicht zugefallen, so daß ich ganz meinen Wünschen und Neigungen leben kann, – meine Tante würde mich in den Stand gesetzt haben, eben so lang auf dem klassischen Boden der Kunst leben zu können, als es geschehen.«

»Ich zweifle nicht im Mindesten daran,« sagte Herbert, über den Eifer des Freundes verwundert und erheitert. »Warum erwähnen Sie jedoch Ihres schönen Bäschens nicht? Und doch brennen Sie vor Begierde, Näheres zu erfahren über die Entwickelung des wilden Lockenkopfs, der Sie damals, am Rande des Abgrunds taumelnd, in Schrecken setzte.«

»Ich bin drüber nicht so ganz ununterrichtet,« meinte Wildhoff, »da nach des Onkels Tod Wittwe und Tochter mich in Italien besuchten.«

»Und Ida von Luckner ist das Wunder, für das sie gilt?«

»Nur eine andere Ausgabe derselben Frauenschönheit, die Sie vorhin bewunderten – ein dunkler Prachtband neben dem Goldschnitt, wenn Sie wollen. Die Parallele kam mir schon früher.«

»Ah, Sie kennen die schöne Blondine von vorhin!«

»Keineswegs.«

»Sie grüßen wohl alle junge Schönen?«

»Nicht alle, nur manche in Erinnerung früherer Begegnung,« meinte Wildhoff lachend und erzählte auf den fragenden Blick des Freundes:

»Es war auf der Rückreise aus Welschland, auf dem Comer-See. Ich fuhr von dem Paradiese Bellagio hinüber nach der Villa Carlotta am andern Ufer, von welchem eben ein Kahn abstieß, der unsere Fahrbahn kreuzte. Die Schiffer sangen in den Glanz des Abends hinein, so daß es melodisch über die Fluth klang:

O pescator dell' onda, Fidelin!
Vieni pescar in quà
Colla bella sua barca
Colla bella se ne và.

Leise summte ich den deutschen Text mit: »Das Schiff streicht durch die Wellen.« Die Heimwehseligkeit desselben ergriff mich noch mehr, als ich in dem Kahne die Gestalt jenes Mädchens neben ihrer ältern Begleiterin erblickte und ihre blonden Flechten mir Loreley und was unsere deutsche Romantik von Frauenschönheit träumt, in's Gedächtniß riefen. Dem Mädchen, das sinnend am Rande des Kahnes saß, entfiel ein Tuch, das im Wasser schwimmend beim Vorüberfahren von mir ausgefangen ward. Um es wieder zurückzustellen, gab es einen kleinen Aufenthalt, einen auf wenige Worte beschränkten flüchtlgen Verkehr, der ihrerseits nur in einem lächelnden Dank bestand. Dann gingen die Kähne wieder ihre entgegengesetzten Bahnen. Als ich aus der Gondel auf die breiten Treppen sprang, die zum eisernen Gitterthor

der Villa führen, sah ich zwar das Schifflein dem jenseitigen Strande zuschweben, konnte jedoch die Gestalten darin kaum mehr unterscheiden.«

»Nehmen Sie das unvermuthete Wiedersehen als einen Wink der Götter!« sagte Herbert nach einer Pause.

»Was hätten die zu winken?«

»Ich sitze nicht im Rath der Unsterblichen.«

»Viel zu bescheiden. Dichter und Propheten werden ja beigezogen. Also, was winkten die Götter.«

»Für den, der so holdem Wesen spröd und blöde gegenüber bleiben kann, nichts.«

»Sollte ich mich als den Retter ihres Tuches aus den Wellen des Comer Sees zu erkennen geben? Der Vorstellung würde mindestens das Komische nicht fehlen!«

»Lieber Wildhoff,« sprach jetzt Herbert mit Laune. »Ich will das Panzerhemd Ihres Gemüths nicht weiter betasten.«

»Verlorene Vorsicht. Ich bringe mein Herz so frei in's Vaterland zurück, als ich es fortgetragen.«

»Frei, bis auf den Raum, den der dunkle Prachtband einnimmt!« fiel Herbert im leichten Spiel der Worte ein und bemerkte nicht, wie dabei eine leichte Röthe über Wildhoffs Antlitz flog.

Dieser schritt jetzt nachdenklich neben ihm her zwischen den grünen Laubeinrahmungen des Wegs, der am Rande der Höhe hinführte. Wildhoffs Gedanken waren offenbar sehr beschäftigt, aber er hatte keine Lust, sie zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen, oder das

angeschlagene Thema weiter zu verfolgen. So war eine Stille eingetreten, die der Architekt plötzlich mit den Worten unterbrach:

»Ich freue mich Ihrer heitern Laune. In dieser Stimmung geben Sie mir nunmehr Ihr Urtheil über die gesellschaftlichen Verhältnisse hierorts.«

Eine unruhige Bewegung Herberts gab dessen unangenehme Ueberraschung kund. Mit verzogenen Brauen fragte er:

»Wofür diese plötzliche Wendung in's Unerquickliche?«

»Muß sie es nothwendig sein?«

»Ja, weil die gesellschaftlichen Zustände die öffentlichen spiegeln. Uebrigens liegen die Brücken geselliger Verbindung abgebrochen hinter mir.«

»Wer brach sie ab?«

»Ich selbst war so frei,« sprach Herbert einen Zweig vom Gesträuche reißend, während Wildhoff nach ihm hinsah, indem er fragte:

»Sie entbehren doch nicht alles Umgangs?

»Beinahe doch, und entbehre nichts damit, nichts, als was ich gern entbehre: Alltagstreiben, Alltagsreden, Alltagsgesichter. Oder was verlieren wir an den Gesichtern, die nach ihren eigenen langweiligen Stirnrunzeln die Furchen des Schicksals in unserer Seele deuten?«

»Lassen Sie mich fragen, was Sie mit der Isolirtheit gewinnen?«

»Freiheit, Unabhängigkeit von den Fesseln der Gesellschaft, von ihrem Urtheil, ihren Anforderungen und Täuschungen.«

»Nur ein negativer Vortheil, darum ein problematischer. Nennen Sie mir einen positiven.«

»Zeit vergeudend holte ich mir sonst Ungenügen, wo ich der Sammlung bedurfte. Jetzt lebe ich gedeihlicher meiner Familie, meiner Arbeit – ich dächte auch in Sorgen und Nöthen ein sehr positiver Vortheil.«

»Der mir nur zu theuer erkauft scheint!« erwiederte Wildhoff und übersah dabei den düsteren Schatten, welcher Herberts Stirne überflog. »Der Mensch ist einmal ein geselliges Thier – wir müssen für die Gesellschaft leben, in ihr wirken.«

»Für sie, nicht gerade in ihr,« warf Herbert ein. »Auch in ihr. Gerade in Ihrem Berufe muß man sie kennen.«

»Weil ich sie kenne, wich ich ihr aus.«

»Das durften Sie eben nicht – Sie sollten sie beständig beobachten.«

»Wie? Kennt die Gesellschaft, wer sich in ihrem Getümmel verliert, von ihm sich treiben läßt, oder büßt er nicht vielmehr den Blick für das Eigenthümliche derselben ein, weil es ihm als alltäglich erscheint? Glauben Sie mir, lieber Wildhoff, je mehr man sie zu beherrschen wähnt, desto bälder ist man ihr Sklave, ein Spielzeug ihrer Laune, treibt im Strudel willenlos umher, während der Beobachter am Strande ruhig auf das Getriebe sieht.«

»Hm!« machte Wildhoff. »Um Gewalt und Tiefe des Strudels zu kennen, muß man sich hinein gewagt haben.«

»Und um vor ihm warnen zu können, muß man sich aus ihm gerettet haben.«

»Das ist wohl Ihr Fall mir gegenüber.«

»Nehmen Sie's so – es schadet so wenig, als es hilft.«

Wildhoff lachte etwas übermüthig, als er erwiederte:

»In der That, bin ich gesonnen mich kopfüber in den Strudel zu stürzen, wäre es auch nur, um Ihnen zu zeigen, wie ein guter Schwimmer mit der Welle spielt.«

»Und die Welle mit dem Schwimmer?«

»Wie? Sie prophezeien Unglück?« fragte der junge Architekt stehen bleibend.

»Vielleicht nur Enttäuschungen. Sie sind ganz so geartet, die Bedeutung des Wortes hier zu erfahren.«

»Ich? Warum ich?«

»Vielleicht weil in der Gewöhnlichkeit nur das Gewöhnliche gedeiht, was über das Niveau ragt, leicht abknickt.«

»Ich könnte zufrieden sein mit Ihrer guten Meinung,« sprach jetzt Wildhoff nachkommend, »und bin es wirklich so sehr, daß mich die dahinter steckende Warnung nicht schreckt. Ich will einmal auf dem Grunde bauen, den Sie als so tückisch schildern.«

»Was bauen?«

»Eine Wirksamkeit,« sagte Wildhoff die Schultern leicht wiegend, »eine Wirksamkeit durch ein Amt, eine Professur –«

»Nun das läßt sich erreichen,« fiel Herbert ironisch ein. »Lehnen Sie sich nur am rechten Pfeiler an und empfehlen Sie sich durch die Qualifikation zum Schwiegersohn. Wir leben hier in der Blüthezeit der Schwiegersöhne.«

»Glückliches Land,« sagte Wildhoff lachend. »Jeder ist's, war's, oder will's doch werden.«

»Sie lachen? Lachen Sie nicht, wenn Sie nicht ein Schwiegersohn *par excellence* werden wollen, der mit der Frau auch Genie und Beruf zu Amt und Würde erlangt. Halten Sie sich zu den Meistern, die den Stein der Weisen entdeckt haben und Blei im Kopfe flugs in gediegenes Gold verwandeln, wenn es ihnen taugt. Anders geht es einmal nicht.«

»Dann ist's nichts mit Amt und Würde!« meinte Wildhoff heiter. »Ich werde den Laboratorien dieser Adepten möglichst fern bleiben und mich ihren Experimenten nicht aussetzen. Der Inhalt meiner Hirnschale genügt mir auch ohne Transmutation. So werde ich mich bescheiden, es uneigennütziger als freier Künstler zu versuchen, und mich mit dem Spruche trösten: Kunst macht Gunst.«

»Gunst macht Kunst – das ist die rechte Lesart,« sprach Herbert jetzt mit Nachdruck. »Gunst ist das Agens, Günstlinge sind die treibenden Kräfte unseres Staatswesens, das d'rum auch so merkwürdig gedeiht. Geben Sie sich also keinen Illusionen hin, Freund. Halten Sie sich in dieser Gesellschaft rein, handeln Sie uneigennützig, und Sie werden den andern als unbegreiflich erscheinen, ein Narr oder noch Schlimmeres. Je edler Ihre Motive, desto trüberer Deutung unterliegen Sie.«

Wildhoff sah in diesen Aussprüchen eine Verbitterung und Herbheit des Urtheils, die ihm als Uebertreibung erscheinen mußte. Er lachte, indem er sich auf eine Bank in einer tiefen Bucht des Gebüsches warf. Und als Herbert sich ebenfalls niedersetzte und nach dem Grunde seiner Heiterkeit fragte, erzählte der Architekt, daß er in Florenz einen jungen Italiener aus gutem Hause kennen gelernt habe, der oft versicherte, während seines Aufenthaltes in hiesiger Stadt für einen Schwindler gehalten worden zu sein, weil er gut gelebt *ohne* Schulden zu machen. Die Anecdote erschien Herbert eben so echt als lustig, daß er in die Heiterkeit des Architekten gern einstimmte.

Während sie nun noch stille für sich hinlachten, unterbrachen nahende Schritte das augenblickliche Schweigen. Zwei Herren kamen in vertrautem Gespräche des Wegs, so vertieft in ihr Thema, daß sie nicht rechts noch links sahen. Sie gingen langsam, blieben öfter stehen und jetzt wieder – fast unmittelbar vor der Ruhebank im Buschwerk, während der Kleinere mit einem dünnen tonlosen Stimmchen eifrig sprach und dabei sein Hamstergesicht dem Größeren so nahe brachte, daß dieser sein zartes Antlitz beständig etwas abseits hielt und mit der dünnen, feinbehandschuhten Hand sich fortwährend Kinn und Bart von den goldenen Ohrringen an abwärts strich. Jetzt aber neigte er unmuthig das Haupt und sagte mit einer sanften, melodischen, fast weiblichen Stimme zu dem eifrig sprechenden, kleineren Begleiter:

»Ja, ja, Herr Intendant. Aber was meinen Sie, daß zu thun wäre?«

»Zugreifen! Zugreifen muß man, Herr Geheimerath!« wisperte der Kleinere mit dem Hamstergesichte heftig, fast zischend, indem er an seiner silbernen Brille rückte.

Das Männchen suchte sich offenbar als starken, entschiedenen Charakter geltend zu machen, mit welchem Bemühen die schwache Stimme und die scharfe Aussprache des s vor p, t und ch einen seltsamen Gegensatz bildete. Bedeutsam fuhr er fort:

»Die Geschichte lehrt, daß alle große Männer zugriffen, – auch mein General Holk!«

»Den Sie poetisch verherrlicht haben,« warf der Geheimerath sanft ein, indem ein Lächeln seine zarten Züge belebte. Der Andere aber fuhr fort:

»Das allein bringt vorwärts. Die Ministerkrise ist da, der Staat bedarf seiner Männer, – man ist für das Auswärtige förmlich auf Sie angewiesen, darum von unendlicher Wichtigkeit, daß Sie zugreifen, Herr Geheimetah.«

Mit möglichster Verdünnung der Stimme verstieg sich der Eifrige bei dem Worte »unendlich« in die höchste Fistel. Der Geheimerath strich sich aber sein Kinn noch sanfter und sprach unendlich weich:

»Nein, lieber Freund, so weit gehen *meine* Wünsche nicht. Ich liebe die stillere Laufbahn, das bedingt schon mein bescheidenes Talent. Aber Sie, Herr Intendant, ein Mann von Ihrer Befähigung –«

Und der Geheime hielt inne und sah sehr wohlwollend auf seinen Begleiter, dessen Miene sich erwartungsvoll zusammenzog. Die Ungeduld, als der Satz unvollendet blieb, peinigte den Kleinen.

»Ja,« wiederholte der Geheimerath wieder höchst melodisch, – »*Sie* –«

»Wär' es nicht zu frühe, lieber Freund?« fragte jetzt der Herr Intendant mit schlecht verborgenem Schmunzeln. Sein Wangenbart erschien dabei wie sein Paar Backentaschen, die Platz genug für ein Portefeuille boten. Ueber die Züge des Geheimeraths aber zuckte Erstaunen, Hohn und Befriedigung. Jedoch erst, als der Intendant heuchelnd einwarf, daß ihm diplomatische Praxis fehle, tönte des Geheimeraths sanfte Stimme wieder mit verlockender Weichheit:

»Nun, auch das Cultusministerium wird vacant werden.«

»Je nun, – jjja!« Und des Intendanten Augen leuchteten katzengrün durch die Brille. »Aber – zu kurze Zeit im Lande!! Nicht wahr?«

»Oh!« sprach der Geheime unwiderstehlich liebenswürdig. »Kein Hinderniß für Sie. Seit Sie hereinkamen, haben Sie schon viel erreicht. Was unserer Talente höchstes Ziel, erreichten Sie alsbald – eine ordentliche Professur . . . «

»Aber die Universität protestirte.«

»Was hat *Sie* das gekümmert. Jetzt sind Sie Intendant der Landesmuseen, – unsere verdienstvollsten Männer beneiden Sie darum. Was geht Sie das an?«

Unangenehm berührt und wie ein Hamster fauchend, meinte jetzt der Kleine:

»Längst wurde mir die Stelle versprochen von dem verstorbenen –«

»Ja! Sie beriefen sich darauf, und –« die Verstorbenen widersprechen nicht, war die Meinung des Geheimen, die er jedoch dahin ausdrückte: »Und mit vielem Rechte. Ich gratulire Ihnen zu der Krönung Ihrer Carrière. Herr von Altmüller, der Staatsminister, der Ihnen die Intendanz verliehen, wird Sie gewiß auch freudig als College begrüßen.«

»Steht dahin!« flüsterte der Intendant verdrießlich, fast keuchend, und fuhr dann, dem Geheimen sich nähernd, fort: »Sagt er doch, er wolle sich die Haare ausreißen, daß er sich von mir übertölpeln ließ. Denken Sie!«

In den Augen des Geheimen leuchtete es voll vergnüglichen Spotts. Dann aber neigte er das Haupt wehmüthig, strich sein Kinn und sagte:

»Das hätte Herr von Altmüller nicht sagen sollen. Trösten Sie sich, ein mächtigerer Gönner lebt Ihnen im Cabinet.«

»Aber der König will sich nicht mehr leiten lassen, – die Hofcavaliere gewinnen an Einfluß . . . «

»Nur Einer,« sprach der Geheime gleichgültig.

»Wer, Herr Geheimerath, wer?«

»Herr von Leith.«

»Der unbedeutende junge Mensch!« fuhr der Intendant auf; worauf aber der Geheime sehr mitheilsam und sehr wohlwollend sagte:

»Der unbedeutende Mensch, wie Sie ihn nennen, wird auch für Sie bald von größter Bedeutung sein.«

»Bitte, lieber Freund, ich sagte blos junger Mann!« berichtigte der Intendant und hielt beschwörend die Hand

empor. Und nun sprudelte über seine Lippen eine Sturzfluth von Worten, welche das unvorsichtige Prädikat, jeder Erinnerung fern, weit hinwegschwemmen mußten. »So, der schmucke, junge Ordonnanzofficier!! Distinguirtes, aristokratisches Air, feiner Cavalier, höchst anziehend und gewinnend, besonders Damen gegenüber. Was er mir doch jüngst klagte, daß er gerade auf Besuch der liebenswürdigen Baronin war, als auf Buchberg Haberfeld getrieben wurde. Recht unangenehmer Zufall, nicht wahr. Sehr, *sehr* unangenehm!«

Schweigend hörte der Geheime zu, strich sich Bart und Kinn und fragte erst ganz zuletzt:

»Wo trafen Sie denn Herrn von Leith?«

»Abends bei Frau von Luckner!«

»Bei Frau von Luckner!« wiederholte der Geheime mit einem Hinaufziehen der Brauen, als ein Geräusch ihn nach der Seite blicken ließ, wo auf der Bank im Gebüsch zwei Herren saßen, von welchen er alsbald Dr. Herbert erkannte. Rasch zog der höfliche Geheimerath den Hut, welchem Beispiele sein verblüffter Genosse folgte; auf dessen Kosten verklärte ein zartes Lächeln des Geheimen Antlitz; dann bogen sie schnell um die Ecke des Gebüsches und fragten sich verdutzt mit Blick und Wort, was dieser Herbert wohl von ihrem Gespräche gehört haben möchte.

Wildhoff aber erfuhr von seinem Gefährten, daß der eine Geheimerath Rixner, der andere Intendant Jensen sei, während er selbst sich gedankenvoll von der Bank

erhob und mit Herbert seinen Weg fortsetzte. Wie beiläufig fragte er dann:

»Nannte man zuletzt nicht den Namen meiner Tante?«

»Ja. Sie können somit im Salon der Frau von Luckner die Bekanntschaft des angehenden Günstlings machen.«

»Pah!« machte Wildhoff scheinbar gleichgültig, während er ärgerlich und unruhig war. »Was geht mich der Günstling an! – Nur keine wahrsagende Miene, lieber Freund. Sie werden allzu zuversichtlich, weil der Zufall die Beiden vorübergeführt, um als Belege Ihrer Aufstellungen zu dienen. Dennoch urtheilt Ihre Empfindlichkeit im Allgemeinen zu bitter.«

»Wollen sehen!« meinte Herbert ruhig. »Meine Erfahrungen glaubte ich auch für den Freund gemacht zu haben. Jedoch gilt Ihnen die Meinung der Welt . . . «

»Nicht Alles, aber doch sehr viel, ja!«

»Zuviel also für Ihre künftige Zufriedenheit.«

»Sie machen mir bange, und doch spricht man von der Gemüthlichkeit des hiesigen Lebens.«

»Auf der Wirthsbank!« sprach Herbert trocken. »Wenn Sie es einmal ungemüthlich finden werden, trösten Sie sich mit dem eigenthümlichen Reize dieser Natur, dieser großen Landschaft.«

»Schade, daß sie nicht heilend auf Ihre Misanthropie wirkt.«

»Ach,« erwiederte Herbert mit ernstem Lächeln. »Eine Fülle von Menschenachtung und Liebe wird mich noch lebenslänglich Täuschungen aussetzen. Und wie gerne

will ich einst beschämt Ihrer glücklichsten Laufbahn gegenüberstehen!«

»Davon, verehrter Freund, bin ich völlig überzeugt. Aber – me Hercule!« unterbrach sich Wildhoff, indem er plötzlich stehen blieb und den Kopf zurück warf. »Was ist das? Was soll der monströse Coloß? *Cospetto di bacco* – was soll das werden!«

Diese Ausrufungen galten einem unfertigen Riesenbau, in welchem nach Herberts Erklärung die künftigen Staatsmänner, Dichter und sonstige Größen gezogen werden sollten. Der erstaunte Architekt murmelte Citate vor sich hin, wie: »Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll!« und: »Wer lange lebt kann viel erfahren,« welche er der Scene im Faust von der Erschaffung des Homunculus entnahm. Endlich aber wandte er sich mit den Versen:

»Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschlossnen Raum«

von dem Ausblicke hinweg. Denn Herbert rief von der Brücke her:

»Hieher! hieher! Ein Stück Natur! Wie der Strom braust und wider die Pfeiler schlägt, die sein Joch tragen! Haben Sie je so fröhlich wildes Wasser durch eine große Stadt rauschen sehen!«

Dort stürzt nämlich der Strom im Frühlinge mit dumpfem Brausen über gewaltige Wehre und umtost die Insel, über welche sich die Brücke auf mächtigen Pfeilern von

Ufer zu Ufer schwingt. In der Farbe des Smaragds, schäumend in der des Schnees, rauscht das klare Alpenwasser zwischen Kiesgerölle daher – ein Stück Hochlandsnatur mitten in der glänzenden Hauptstadt. Fern sehen die Schneefirnen der Alpen herein, welche den Strom speisen, daß er als ächter Hochlandssohn johlend durch die Königsstadt springe.

Niederblickend auf den wallenden Crystall und mit Sehnsucht nach den grünen Matten und blauen Seen seiner Heimath gingen die Freunde über die Brücke, welche den beliebtesten Corso der Hauptstadt abschließt. Gleich andern Spaziergängern lehnten sie dann an der Brustwehr des Flußarms, dessen Fluth durch eine Schleuse gespannt lärmend überstürzt und in kleinen Cascadellen das hölzerne Bett hinuntergleitet, während sich das Fahrwasser für die Hochländer Flösse durch einen gemauerten Canal drängt und mit furchtbarer Gewalt wie flüchtiges Glas schief abwärts in die Tiefe schießt, um unten sprühend als Gischt und Schaum in wilder Wallung aufzubäumen. Schon manches Floß brach hier, daß die Stämme, aus dem Schnee der Wallung steigend, wild im Strome forttrieben. Die sichere Brücke bildet so eine Schaubühne für den interessanten Moment, wo die Flüsse durchschießen, und lockt dann immer die Vorübergehenden an, nach den kühnen Hochländern im Kampfe mit der Stromgewalt auf der abschüssigen Bahn zu schauen.

Eben waren oben an der Stromlände, wo die kleinen Bierkneipen stehen, Flösse angefahren und hatten Bewohner des Oberlandes zur Königsstadt gebracht. Floßknechte mit den Aexten auf den Schultern begrüßten die schmucken Dirnen, und prächtige hochländische Männergestalten in Spitzhut und Joppe sprangen an's Land.

Wildhoff hatte auch in der Fremde oft der Stunden gedacht, wo er mit den jungen Genossen unter den Bäumen beim Bier gesessen unter den Burschen und Mädchen des Hochlandes, die mit Hutschwenken und Jauchzen gelandet waren. Jetzt genoß er nach langen Jahren des Anblicks wieder. Dort neben der Schichte gewaltiger Stämme stand eine Gruppe von Flössern auf ihre Aexte gestützt, bei ihnen Bursche mit kühngeschnittenen Gesichtern und den herausfordernden Birkhahnfedern auf den grünen Hüten, – einer oder der andere vielleicht als kühner Raufer oder Wildschütz in den oberländischen Clan's berühmt, ein Gewaltiger im geheimnißvollen Bunde der Haberfeldtreiber, nicht Ansehn und Macht der Person scheuend, die dem nächtlichen Rügegericht verfallen ist.

Der romantische Nimbus, welchen Erinnerung und Entfernung um solche Erscheinung weben, büßte Wildhoff nicht ein, als er sie wieder im klaren Lichte eines Maientages vor Augen hatte. In jüngeren Jahren hatte er selbst wochenlang unter diesem Volke verlebt, über dessen Streitbarkeit und gewaltthätige Sinnesart so mancher unheimliche Zug, so manche bluttriefende Geschichte

durch Zeitungen und Bücher in die Welt hinaus getragen worden. Er war damals von Berlin gekommen und hatte vor seiner großen Kunstreise nach Italien die Tante auf ihrem Landsitze besucht, war mit der kleinen Ida gesprungen und gewandert auf den grünen Hügeln des Alpenvorlandes, in welches er sich wieder zurückziehen wollte, wenn ihm einst das Treiben der städtischen Gesellschaft verleidet sein sollte, wie es nach der Schilderung Herberts leicht möglich war. Keine Ahnung, unter welchen Verhältnissen dies einst geschehen solle, trübte ihm den Augenblick. Aber es überraschte ihn, daß, als er sich eben umsah, ein Hotelwagen vorüber fuhr, in welchem das schöne, blonde Mädchen saß, dessen feenbleiche Erscheinung seine Gedanken an Ida kreuzte. Er konnte dem Wagen noch lange nachsehen, da dieser unaufhaltsam in die prächtige Straßenperspective hinein rollte, welche sich von der Brücke aus bis in's Herz der Stadt öffnet.

Gedankenvoll stand er dann wieder am Brückengeländer lehnend, während Spaziergänger kamen und gingen, und oben an der Lände sich Bewegung zeigte, als sollte eine Floßfahrt abwärts stattfinden. Bald aber vergaß er Alles um sich her und gab sich schwärmerischen Anwandlungen hin, die sonst selten über ihn kamen.

Die Erinnerung an sein schönes Bäschen, dessen aufblühende Schönheit während ihres Verweilens in Italien ihm nicht entgangen war, hatte sein Herz allerdings gegen andere weibliche Reize seither gewappnet, wobei ein

starkes, lebhaftes Pflichtgefühl gegen die Tante mitwirkte, deren Wunsch ihn mit Ida verbunden zu sehen, aus verschiedenen Andeutungen früherer Briefe hervorleuchtete. Er hatte sich an den Gedanken, Ida als die seinige zu betrachten, gewöhnt; an irgend welches Hinderniß hatte der vom Glück begünstigte junge Mann noch nicht ernstlich gedacht, und kamen ihm einmal flüchtige Beklemmungen, so schmeichelte ihm seine Eigenliebe mit leichter Ueberwindung von Schwierigkeiten, welche er ja auch auf dem Gebiete seiner Kunstbestrebungen stets mühelos besiegt hatte. Es lag nämlich in Wildhoffs gediegenem Wesen viel von jenem Selbstvertrauen, das an eignes wie fremdes Unglück schwer glaubt, weil es sich stets vor ihm zurückgezogen, weil er überhaupt demselben bis zu jenem Momente noch nicht nahe genug in's Antlitz geschaut. Drum vermochte selbst der Gedanke an den Schwarm der Anbeter seines Bäschens seine Zuversicht nicht zu erschüttern. Ja, oft malte er sich den Moment aus, wie er unversehens auftreten und den Gegenstand so mannigfacher Bewunderung als ihm gebührenden Preis fordern wolle, den ihm Niemand streitig machen könne.

Jetzt aber, auf der Brücke dorten, blühten ihm im Anblicke des unten wallenden Stroms jene glücklichen Sommerwochen wieder auf, welche er auf der Tante Landsitz verlebt. Da sprang wieder vor ihm das wilde Stadtkind, die kleine, sommerbraune Ida auf der grünen Matte, – da hob der Wind ihr fliegendes Röckchen, da sie über die

Heuhaufen setzte, bis er selbst, der herangereifte Jüngling, gleich dem zehnjährigen Mädchen sich im duftigen Berggrase wälzte. Und die kleine Ida wandelte vielleicht eben jetzt als hochgestaltete Jungfrau wieder dorten, um sehnsuchtsvoll des Vetters zu gedenken, den sie noch fern wähnte.

Er wollte den wohlthuenden Gedanken festhalten. Seltsamer Weise aber konnte er es nicht. Schattenhaft, kühl anschauend ging es plötzlich über sein Gemüth, ja selbst seinen Körper fröstelte es, als deckten Wolken die warme Maiensonne. Was flog ihn so mit einem Male an? Was kam beklemmend über ihn?

Wirkten Herberts Reden nach?

Herbert stand nicht mehr an seiner Seite. Andere hatten dessen Platz an der Brustwehr eingenommen. Man sprach laut ringsum; das Wasser unten rauschte lauter. Wildhoff achtete nicht darauf; er war eine Beute der seltsamen Empfindung. Und diese gestaltete sich rasch zu dem Gefühle einer nahen Gefahr, als träte etwas Feindseliges an ihn heran, als nahe ihm finster sein Geschick.

Wie etwas Greifbares erschien ihm das Gefühl, das ihn so plötzlich überkommen hatte, ohne daß er sich irgend welche äußere Veranlassung auch nur denken konnte.

Da klang ihm eine fremde Stimme und ein ihm wohlbekannter Name in's Ohr.

»In der That, förmlich eine blonde Ausgabe von Ida Luckner!« sagte Jemand hinter ihm.

Wildhoff wandte sich rasch um. Von wem konnte diese kurz vorher von ihm selbst gezogene Parallele angewandt werden?

Ganz in seiner Nähe standen einige junge Herrn von stutzerhaftem Ansehen, dabei zwei Officiere, von welchen einer in dunkler Artillerieuniform mit nachlässig eleganter Haltung sich auf Säbel und Brückengeländer stützte.

Fünftes Capitel. Handelt von einigen Cavalieren, einem gelehrigen Pudel und vier schönen Pferden.

Es ist nichts Ungewöhnliches auf einer Brücke, über welche der modische Corso einer Hauptstadt führt, aristokratischen Stutzern und flanirenden Officieren zu begegnen oder auf Gruppen junger Cavaliere zu stoßen. An heitern Tagen des Frühsommers bietet sich da treffliche Gelegenheit, bekannten und unbekannten Schönen bewundernde oder musternde Aufmerksamkeit zu bezeugen. Und diese lassen es niemals daran fehlen, zu besagtem Zwecke vorüber zu wandeln.

Die Gruppe, auf welche Heinrich Wildhoff jetzt prüfende Blicke warf, schien sich aus zufälliger Begegnung gebildet zu haben. Die Herren waren in lebhaft heiterer Unterhaltung begriffen, ohne auf ihre Umgebung Acht zu haben. Nur hie und da warfen sie Blicke die lange Straßenperspective entlang nach den Spaziergängerinnen, die daher oder vorüber kamen. Arm in Arm, schlank wie ein Pappelpaar standen die beiden jungen Cavaliere in Civil, der eine sehr blond, der andere sehr braun, fast

schwärzlich. Beide spielten mit ihren zierlichen Stöcken in den freien Händen, klopften sich hie und da die Bekleidung ihrer dünnen Beinsäulen gelinde aus oder maßen absichtslos die ansehnliche Länge derselben. Der dritte im Kreise war ein etwas stark in der Breite gerathener Cürassierofficier mit dickem, rothen Gesichte, das den Ausdruck biderber Gutmüthigkeit und etwas gröberer Sinnlichkeit trug. So bot er in seiner Erscheinung einen auffallenden Gegensatz zu dem vierten im Bunde, dem Artillerieofficier, welcher das eine Bein auf den Sockel der Brückenrampe gestellt hatte und in vornehm nachlässiger Haltung und ungesucht interessanter Tornüre sich dabei leise hin und her bewegte.

Seine dunkle Uniform schien vom feinsten Geschmacke gewählt, seine schöne geschmeidige Gestalt auf das Vortheilhafteste zu zeigen. Leuchtend hob sich das Gold der Epaulets auf derselben ab und die mattvergoldete Säbelkoppel umspannte den untadeligen Wuchs. Diesem entsprechend und ihn krönend, saß ein Kopf auf dem Halse, dessen männliche Schönheit allenthalben auffallen mußte. Der Officier nahm eben seine Mütze von dem Scheitel, ließ sein Augenglas fallen und strich sich durch die braunen Locken, sodaß Wildhoff eine weder zu hohe noch zu breite Stirne übersah, welche mit der fein und scharf geizeichneten Linie dichter Brauen über einer geraden griechischen Nase abschloß. Die ausdrucksvolle Schöneit des untern Gesichtes wurde durch den ins olivenfarbige spielenden Teint nicht verdunkelt, sondern vielleicht nur noch gehoben. Der Bart, ein dunkler Henri quatre

im Style des zweiten Kaiserreichs mit vortheilhafter Modification, gab dem Gesichte viel militairische Würde. Er war über der Oberlippe an den Enden etwas aufgestrichen, geflockt statt zugespitzt und paßte so zu dem Zusammenschluß der beweglichen, wellenlinigen Lippen, um dem nachdenklichen Ausdruck den Reiz des Interessanten zu geben. Auch bei gröberen Formen hatte des dunkle, melancholische Feuer der Augen und der sinnige Ernst seiner Miene den jungen Officier zu einer anziehenden Erscheinung gemacht. So wirkte jedoch alles zusammen, um seiner Persönlichkeit das distinguirte der Vornehmheit zu geben, welche auch durch Haltung und Bewegung sich in ausdrucksvoller Weise geltend machte.

Wildhoff hatte Zeit genug zu diesen Beobachtungen. Denn die Herren, welche da am Brückengeländer beisammen standen, sprachen lebhaft und heiter und beachteten seine Nähe nicht. Die ungewöhnliche Schönheit des Artillerieofficiers konnte ihm natürlich nicht entgehen, aber sie wirkte nichts weniger als einnehmend auf ihn. Die Gestalt, die ihn unwillkürlich an eine Romanfigur, einen Graf Leicester oder Fersen erinnerte und jenen militairischen Elegants am Hofe der schönen Kaiserin Eugenie glich, hatte für ihn nichts Bestechendes. Wildhoffs Miene drückte Alles eher als Zufriedenheit aus, da er seine Augen forschend, fast finster auf dem Officier haften ließ, gleichsam mit der zurückgehaltenen Frage im Blicke: wer sich da erlaube, von seiner schönen Cousine zu sprechen.

Unterdeß hatte die Unterhaltung der Vier ihren lebhaften Fortgang; ohne daß Wildhoff daran achtete – denn nicht einmal seine gereizte Stimmung hätte ihm erlaubt auf das Gespräch zu horchen – schlug ihm nur hie und da ein Name ins Gehör.

»Und wer ist denn die *blonde* Ida?« fragte der Cürassier mit langsamer und etwas schwerfälliger Ausgsprache. »Wer war denn diese Schöne im Wagen, die Euch also ebenfalls auffiel?«

Die beiden Herren im Civil zuckten mit den Achseln und der Blondin meinte:

»Eine Fremde jedenfalls!«

»Köstlich! Du Verdienst das Hubertuskreuz für die Auskunft, *Leinberg*!« erwiederte der Cürassier. »Wollen die Beide als Lions gelten und können einer so zierlichen Gazelle nicht auf die Spur kommen.«

»Der furchtbarste Löwe ruht jagdmüde an Deiner Seite, lieber Schönthal!« sagte der schwärzliche Cavalier zu dem Cürassier, indem er einen Seitenblick nach dem Artillerieofficier warf, der sich an dem Gespräche wenig betheiligte. Schönthal aber entgegnete mit affectirt theilnahmsvoller Wärme:

»Erwin?! Erwin schmachtet.«

»Warum schmachtet Erwin?« fragten die beiden Langen gleichzeitig im nämlichen Tone, indem sie auf den schönen Officier niederblickten.

»Erwin schmachtet nach einem hochländischen Pathmos . . . «

»Seiner mütterlichen Freundin zu Buchberg,« fiel der Blondin ein. »O Poveretto! Die heilige Vehme hat ihn wohl für immer von da vertrieben!«

»Und rachedürstend erkennt er in dem ruppigen Flösser dorten wohl einen seiner furchtbaren Vehmrichter,« meinte der mit den schwarzen Haaren.

Der Geneckte dagegen hörte alles mit Gleichmuth an und antwortete nur mit einem verächtlichen, wegwerfenden: Hm! indem er sich den flockigen Schnurrbart durch die Finger gleiten ließ. Dagegen übernahm der dicke Schönthal des Cameraden Vertheidigung, indem er sagte:

»Auch die jungfräuliche Freundin hat ein Pathmos im Oberlande.«

»Schon bezogen?«

»Vorläufig nur auf wenige Tage.«

Als ob gelangweilt durch eine Unterhaltung, deren Gegenstand er selbst war, nahm der schmucke Artillerieofficier, noch immer schweigend, sein Glas vor die Augen und sah in der Richtung des Flusses bei Seite, so daß die Gestalt des Architekten in seine Sehlinie trat. Gedankenlos starrte er in das fremde, etwas verfinsterte Gesicht, das sich eben noch mehr zu verdüstern schien. Etwas in demselben mochte ihn einen Augenblick lang fesseln. Dann aber ließ er gleichgültig und nachlässig sein Glas wieder fallen und wandte sich zu seinen Freunden im Kreise, ohne jedoch sein Schweigen zu brechen.

Viele Spaziergänger kamen jetzt vorüber, Herren und Damen, darunter manche, denen die Blicke der Stutzer

folgten. Einige verblühte Schönheiten in einem Aufzuge, der die neueste Mode noch karikirte, entlockten dem langen schwärzlichen Herrn den Ausruf:

»Wie neckisch!«

Die Freunde sahen sich mit unterdrücktem Lachen an. Der Blondin erläuterte aber die Bemerkung seines Genossen mit den Worten:

»*Sporn* macht jetzt Studien im romantischen Mittelalter!«

»Oft interessant und lohnend,« versicherte mit Kennermiene der Cürassier. »Uebrigens seht doch die hübsche Bonne mit ihrer prächtigen Büste! Ah, sie reißt beim Anblick Erwins die Kinder herum! Sie wendet verlegen um! Teufel auch – wie sie in üppigster Kraft dahinsteigt! Aber,« fuhr er fort, »ist es denn mit diesem Erwin auszuhalten? In der schönsten Carriere, voll der glücklicher Aussichten, der erklärte Liebling unserer großen Welt, von uns Allen beneidet, von den Männern gefürchtet, von den Weibern vergöttert, unterhält er eine so blasirte und verdrossene Laune, wie ein abgelebter Padischah.«

»Der verwöhnte Undankbare!« scherzte der lange Blondin, welcher Leinberg genannt worden war, und fiel plötzlich in einen andern Ton. »Achtung! Die kleine runde Adele Waldburg! Sie hat Erwin schon erkannt! Wie sie dabei aufblüht!«

Die Herren setzten sich in Positur, um eine junge Dame von kleiner Gestalt zu grüßen, welche mit einer Gesellschafterin auf dem Trottoir der anderen Brückenseite

daherkam und in der That nicht ohne erröthende Befangenheit den Gruß zu erwiedern vermochte. Als sie vorüber war, meinte der dicke Schönthal:

»Freilich kann sie sich mit der junonischen Ida nicht messen, – auf dem letzten Hofball ging sie Dir kaum an's Herz, Erwin. Du sahst tief auf sie nieder.«

Diese Aeußerung schien dem Geneckten die Zunge endlich zu lösen.

»Hm!« machte er wieder. »Gräfin Adele steht dennoch so hoch in den Aesten ihres Stammbaums, daß man hinsieht, wie der Fuchs in der Fabel.«

»*Cur, amice?*« fragte der blonde Leinberg.

»*Fabula docet*: die Trauben hängen zu hoch!«

»Na, na, na, na!« begann der Sporn genannte Cavalier. »Deine Actien stehen dafür rapid. Man hat Beispiele . . . «

»Daß ein Graf Sporn, ein Graf Leinberg, ein Baron Schönthal die Hand einer Waldburg gewinnen könnte, nicht aber ein unbedeutender, armer, einfacher Lieutenant von der Artillerie!« versetzte der schöne Officier, indem er mit beiden Händen seinen Schnurrbart über die Wange strich.

»Jetzt kokettirt er noch,« spottete Graf Sporn. »Der unbedeutende, arme, einfache Lieutenant von der Artillerie, der mehr vermag, als irgend ein Mann im Staate.«

»Oh!« sagte der schmucke Officier gedehnt, um seinen ablehnenden Zweifel auszudrücken, jedoch mit kaum unterdrücktem Lächeln.

»Zum Mindesten,« warf jetzt der dicke Schönthal ein, »steht die Sache bei den Damen so: Dich, Erwin, liebt man, – uns vielleicht heirathet man.«

»Besser, man heirathete *mich* und liebte *Euch*!«

»Wie corrupt! Welche Grundsätze! Mit solchen Prinzipien wirst Du noch fürchterlich werden,« fluthete auf Erwin ein. »Wo treibst Du noch hin?«

»Man hat einigen Ehrgeiz!« sagte er dann, nur halb scherzend.

»Und einiges Talent!« setzte Graf Sporn hinzu.

»Kolossale Ironie!«

»Monströse Bescheidenheit!« entgegnete dem Artilleristen der blonde Graf Leinberg.

»Scherz bei Seite,« fing jetzt der dicke Schönthal an. »Erwins Bescheidenheit zeigt, daß er schon fester sitzt, als wir ahnen. Es ging verdammt schnell mit Dir! Seit Henke's Entfernung – vorahnend tratest Du in seine Schuhe zu Buchberg – kann sich Niemand des Einflusses rühmen, den Du ausüben könntest. Hast vor Jenem noch den Vortheil voraus, ein Landeskind zu sein. Nütz' ihn bei Zeiten, sei klug! Du kannst viel Gutes schaffen, noch mehr Schlimmes verhüten.«

»Zugegeben, wenn Alles schon soweit wäre, als Ihr voraussetzt,« sagte der Artillerieofficier. »Nun, was gibt's denn da?« fragte er dann, über die Brückenrampe blickend.

»Ah, die kleine literarische Kratzbürste.«

»Mit dem langen Trauerspiel?«

»Nein, mit dem großen Pudel. Und dorten – *poffare il monde!* – unsere galante Theaterprinzessin, die Nobelheim!«

»Da ist der rothe Linden mit seinem Apfelschimmel auch nicht weit.«

»Dort kommt er schon im kurzen Galopp! Oho! Schaut nur, er hopst wie ein Gummiball!«

»Er ist eben ein schlechter Reiter! – Was denkt wohl die Nobelheim darüber?«

So war die Aufmerksamkeit der Herren genügend in Anspruch genommen und ihr Gespräch in die gehörigen Geleise geleitet, aus welchen es nicht sobald wieder gerissen werden mochte.

Unterdeß hatte sich Wildhoff schon aus der Hörweite ihrer Unterhaltung zurückgezogen, sobald er sich seiner nur bewußt geworden war. Er wollte nicht den Horcher machen, und stand verdüstert nachdenklich an der Brüstung der Brücke. So wenig er auch der Reden geachtet hatte, konnte es ihm doch nicht entgangen sein, daß man von seinem Bäschen sprach und den schmucken Artillerieofficier in Beziehung zu Ida setzte. Peinlich davon berührt, hatte er gute Lust gehabt, die Herren unmittelbar darüber zur Rede zu stellen, als er noch zeitig das Vergängliche, Unzulässige, ja Lächerliche eines solchen Schritts bedachte. Wie wollte er jenen das Recht bestreiten, zu reden, – welchen Grund zur Einmischung bot der Inhalt des Gesprächs? So hatte er eine andere Stelle am Brückengeländer eingenommen und sah mit keineswegs ungetrübtem Gemüthe oder heiterer Laune auf

den rauschenden Strom nieder und das Treiben umher. Eins der großen mit Brettern beladenen Flöße kam indeß auf der gespannten Fluth langsam daher geschwommen, von zwei Hochländern bemannt, die ruhigen Blicks dem abschüssigen Canale zusteuerten. Indeß hatte ein junger Mann von kleiner Gestalt und herausfordernder Miene die Gelegenheit benützt, die Gelehrigkeit seines Pudels vor den Zuschauern auf der Brücke in helles Licht zu setzen, indem er oberhalb der Schleuse Steine und Holzsplitter ins Wasser warf, welche das schöne Thier glücklich apportirte, wenn es auch gegen die plagende Wiederholung knurrenden Protest einlegte.

Wildhoff sah zu, ohne bei der Sache zu sein. Er hatte zu viel Stoff zum Nachsinnen und konnte seine peinigenden Gedanken nicht verscheuchen. Und so schien er immer mehr in diese versinken zu wollen.

»Was hatten Sie denn mit dem Ordonnanzofficier des Königs, dem Herrn v. Leith?« fragte Herberts Stimme.

»Mit Herrn v. Leith?«

»Nun ja, mit dem angehenden Günstlinge dorten, dem militairischen Elegant. Von meinem Platze aus sah ich erstaunt die finsteren, drohenden Bicke, die ihr euch gegenseitig zuwarft. Ich dachte momentan, Sie wollten ihn durchbohren.«

»Sie irren sich doch wohl, Herbert,« erwiederte Wildhoff ausweichend. »Ich sah den Herrn kaum. Aber sehen Sie doch, wie der Mensch dorten seinen Hund peinigt. Wenn nur das starke Thier ihn einmal packte und in den Strom würfe!«

In demselben Augenblicke, wo der Pudel wieder winselnd einem Holzstücke nachlief, welches von seinem Herrn so ins Wasser geschleudert worden war, daß es von der Canalfluth erfaßt, pfeilschnell in die schiefe Fläche hinunterglitt, lenkte auch das Floß in die enge, abschüssige Fahrbahn ein und schoß mit fürchterlicher Gewalt unter der Brücke weg, so daß die meisten Zuschauer nach der andern Brüstung auf der entgegengesetzten Seite eilten, um nachschauen zu können. Auch Herbert und der Architekt folgten dem Antriebe, die beiden hochländischen Gestalten, welche das unlenksame Floß von schweren Baumstämmen stromabwärts führten, in ihrem Kampfe mit dem tückischen Elemente zu schauen. Jetzt standen die Flößer stramm aufrecht, dann setzten sie mit verdoppelter Wucht die schweren Ruder in Bewegung, gleichsam um dem hinunterschießenden Strom zuvorzukommen, während der Pudel ängstlich und mit heraushängender Zunge am schmalen Canalrand hinkroch, um sein Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren. Denn instinktmäßig hatte das kluge Thier sich nicht der Gewalt des abschüssigen Stromes anvertrauen wollen, und durfte doch auch auf seine Ausgabe nicht verzichten. Plötzlich ein Sprung, – und die Nachschauenden sahen den Pudel auf dem Floß, als dieses unaufhaltsam in den Strudel unten schoß, halb im fliegenden Schaum und wilden Gebrause des Wogenschwalls verschwand, als sei es in der Mitte geborsten, dann aber unter gewaltigem Ruderschlag und Ruck der beiden Flößer auftauchte und sicher

über die volle Fluth des unten wieder zusammenfließenden Alpenstromes dahinglitt.

Alles das war das Werk weniger Sekunden.

Erst jetzt bemerkte man, daß der Pudel von dem unfreiwilligen Bade nicht hinweggeschwemmt war, sondern sich wohlbehalten, wenn auch pudelnaß, auf dem Flosse befand, das mit reißender Schnelligkeit seinen Lauf verfolgte. Das kluge Thier schüttelte sich, sah prüfend über den Rand des Flosses in das Wasser, schien aber die Lust zu ferneren Abentheuern in demselben aufzugeben, indem es zu Füßen des Steuermanns hinkroch und von da noch einen Abschiedsblick nach der Brücke hinwarf, bevor das Floß hinter den Bäumen des Uferhanges den Augen entschwand.

Unterdeß waren unter den Zuschauern schon Ausbrüche der Heiterkeit erfolgt und hatten sich immer stärker Luft gemacht. Wie Hohngelächter der Hölle mochte es dem kleinen Herrn in die Ohren tönen, da er sprachlos, einer Salzsäule ähnlich, der Entführung seines Pudels zusah, ohne sie hindern zu können. Sein Anblick war dabei von so drastischer Tragikomik, daß selbst Wildhoff nicht umhin konnte, laut aufzulachen. Das Unglück einer sogenannten »kleinen Kratzbürste« hat leider nichts Erhabenes, sondern stimmt auch das Mitgefühl zum Humor. So ohnmächtig auch die Wuth des auf so eigenthümliche Weise expropriirten Pudelbesitzers gegen sein Geschick war, konnte sein Zorn doch um so heftiger durch das geöffnete Ventil gegen den ersten Besten sprühen. So nahm

seine ohnehin schon herausfordernde Miene einen giftigen Ausdruck an, als er mit unverschämter Entschlossenheit dem Architekten in der Art nahe trat, daß er sich demselben gleichsam in ganzer Figur unter die Nase stieß.

»Herr, ich glaube, Sie lachen!«

»Sie dürfen darauf schwören,« sprach Wildhoff auf das Männchen herunter blickend, dessen Gebahren seine Heiterkeit nicht verringerte.

»Und worüber lachen Sie?«

»Zweifelsohne über etwas Lächerliches!«

»Kommen Sie, kommen Sie,« sagte jetzt Herbert dazwischen tretend, indem er seine Hand auf Wildhoffs Arm legte. »Der Herr da hat ebenso viele Ursache zum Aerger, als Sie zur Heiterkeit. Da ist jede Antwort vom Uebel, wenn in diesem Fragestyl fortgefahren wird.«

Bei Herberts Anblick war der kleine Herr einen Schritt zurückgetreten, hatte eine weniger unhöfliche Haltung und eine mürrisch verlegene Miene angenommen, während die beiden Freunde nur noch ihre Hüte lüpften und dann ohne Weiteres stadtwärts in die Straße hineingingen.

Der Auftritt bereitete dem Architekten wenig Sorge und hatte die gute Wirkung, ihn seinen peinigenden Grübeleien zu entreißen und die Ursachen zur Verstimmung in den Hintergrund seiner Seele zu drängen. In der Annahme, daß der Pudel bei den Flössern gut aufgehoben

sei, unterhielten sie sich lebhaft und heiter über den Vorfall und dessen raschen Verlauf, bis sich ihnen die Prachtbauten der Straße aufdrängten und ihre Unterhaltung beherrschten. Wenn nun auch bei Wildhoff während des Geplauders einige nachdenkliche Pausen eintraten, die von der Erinnerung an das ominöse Gefühl beim Anblicke des schmucken Officiers ausgefüllt wurden, kam er doch immer wieder auf den Gegenstand des Gesprächs zurück, übte als Fachmann dabei scharfe Critik, verwarf das decorative Flickwerk und die zweck- und styllose Ornamentik im Einzelnen, während Herbert das malerisch Schöne im Charakter der Straße zu retten suchte.

Gewissenhafte Berichterstattung wird auch die kleinen Vorfälle des Tages, sobald sie zur Entwicklung des Ganzen von Nöthen sind, nicht übersehen, selbst wenn sie dem geneigten Leser einer Erzählung von geringem Belang erscheinen sollten. Und so dürfen wir auch nicht übergehen, daß der Anblick eines Buchladens mit seiner Fensterauslage der Unterhaltung unserer Freunde eine andere Richtung gab, indem Wildhoff sich nach den Verlagsverhältnissen der Stadt erkundigte. Herbert vermochte mit dem besten Willen nicht in einen Lobgesang auszubrechen, Wildhoff aber gestand, daß er noch in Rom ein starkes Manuscript mit Zeichnungen und Plänen vollendet habe, das er gerade hier erscheinen lassen möchte.

»Es enthält die Resultate meiner Reisen und kunstgeschichtlichen Erfahrungen,« fügte er hinzu. »Der Wunsch als Autor aufzutreten, trieb mich noch gestern, am Tage

meiner Ankunft, in die Kunstverlagshandlung von Langenbeck –«

»Langenbècque,« verbesserte Herbert mit ironischer Bedeutsamkeit, »Langenbècque mit dem Accent grave.«

»Also Langenbècque mit dem Accent grave empfing mich mit so lächerlicher Vornehmthuerei, daß ich es vorzog, mich ohne Weiteres wieder zurückzuziehen. Wissen Sie mir keinen andern Verleger?«

Herbert dachte nach und nannte endlich eine junge unternehmende Firma, die leider in letzter Zeit einige Einbuße erlitten haben müsse, worauf Wildhoff erklärte, daß er kein Honorar für's Erste verlange, ja sogar das Wagniß des Unternehmens allenfalls zu decken bereit wäre.

Unter solchen Gesprächen hatten sie die innere Stadt erreicht. Das Pflaster der engen Straßen wird von einer riesigen Race elephantenartiger Brauerpferde zerstampft, welche die schweren Bierwägen in die zahlreichen Kneipen der Stadt befördern. Ein solches Gespann hielt in einiger Entfernung vor ihnen und das Wiehern und Stampfen der gewaltigen Thiere gellte durch die verkehrreiche Gasse. Dabei schlug das Eine sein eisernes Zaumgeschirr so lange auf den Kamm des andern, bis dieses den schweren Wagen gewaltsam zur Seite und quer über die Straße riß, diese in demselben Augenblicke sperrend, wo ein Hotelwagen unvorsichtig rasch um die Ecke biegend daher fuhr. Hoch bäumten die von dem unerwarteten Hinderniß scheu gemachten Kutschenpferde

auf. Die Wildheit der andern und der Schreck der eigenen Thiere brachten den Kutscher um alle Fassung und die im Wagen sitzenden Damen in nicht geringe Gefahr. Von den Umstehenden, welche sich aufgehalten sahen, versuchte Niemand dieser Gefahr zu begegnen, vielleicht weil sie sich so rasch ergeben hatte, um gewöhnlicher Besonnenheit Zeit zur geistesgegenwärtigen That zu lassen.

Nun aber drängten sich zwei Herren durch; einer fiel den schweren Brauerpferden in die Zügel, der andere warf sich entschlossen zwischen diese und jene des Hotelwagens. Herbert und Wildhoff hatten sich keine ganz leichte Aufgabe gesetzt; aber sie führten sie mit Entschlossenheit durch.

Indeß gab von der Angst derer im Wagen kein Laut Kunde; sie prägte sich um so deutlicher in den Zügen und der Haltung der Damen aus. Während Wildhoffs Kraft und Gewandtheit die scheuen wilderregten Pferde zum ruhigen Stehen brachte, war Herberts Aufgabe keine minder schwierige; sie wurde ihm aber jetzt durch den Brauknecht erleichtert, der fluchend, doch sonst mit ziemlichem Phlegma aus dem Bierhause kam, indeß auch der Kutscher vom Bocke seines Wagens herunter gesprungen war.

So konnte Wildhoff an den Kutschenschlag treten und, den erschreckten Damen Muth entsprechend, versichern, daß keine Gefahr mehr vorhanden. Seine Hand lag dabei auf dem Schlage, da eine Bewegung der älteren Fremden

deren unzweideutige Absicht zu erkennen gab, auszusteigen, während auf die jüngere der Schreck fast lähmend gewirkt zu haben schien.

Er hatte in ihr die schöne Blondine wiedererkannt, welche ihm heute in den Uferanlagen und damals flüchtig auf einem italienischen See begegnet war. Nun sah er das reizvolle Antlitz unter dem Eindrucke des Schreckens und der Furcht vor sich, die liebliche Gestalt bebend und wie gebannt im Wagen sitzen, an dessen Schlag seine Hand diensstbereit lag. Die ohnehin schwache Farbe ihrer Wangen war verblichen. Bis in die Lippen hinein erblaßt, saß das schöne Mädchen noch bewegunglos, da ihre Begleiterin herausdrängte. Wildhoff fühlte sich ergriffen von ihrem Anblicke.

Als aber ihr Auge dem seinigen begegnete, kam auch dem Gesichte wieder Farbe, in die Gestalt Bewegung. Sie erhob sich von ihrem Sitze und berührte die dargebotene, stützende Hand nur so viel, als unbedingt nöthig schien. Vielleicht schwankte deshalb ihr Fuß beim Aussteigen und zitterte ihre eigene Hand so sehr, daß er sie zur bessern Stütze fester fassen mußte. Darüber kehrten die vom plötzlichen Schreck zum Herzen gedrängten Blutwellen so mächtig zurück, daß auf den eben noch so bleichen Wangen eine lebhafte Röthe aufblühte.

Der älteren Dame half Herbert aus dem Wagen. Diese gab ihrem Dankgefühle den Ausdruck, welchen die Bildung in solchen Fällen wählt und sprach zu Wildhoff gewendet noch von gehäufter Verpflichtung, als sie von einem des Weges kommenden Fiaker unterbrochen wurde,

in welchem ein Herr mit langem, schon ergrautem Haare neben Foliantenschichten saß und in einem Octavbande las. Das junge Mädchen hatte sich mit einem freudigen Rufe zu dem Daherfahrenden gewandt. Erstaunt hob sich das Gesicht des Lesenden und schaute durch die Brille herunter:

»Wie? Irene! Mein Kind!«

Mit fliegenden Worten verständigten ihn dies Damen von dem Vorgefallenen, worauf er etwas zerstreut sie an seine Seite steigen hieß, damit er sie sammt seinen Bibliothekschätzen in Sicherheit zu bringen vermöge. Mit Hülfe Wildhoffs saßen auch die Damen bald im Wagen, der auf einen Wink des alten Herrn schon weiter rasselte, so daß den Zurückbleibenden nur noch freundliche Abschieds-Grüße gespendet werden konnten.

Der junge Architekt konnte sich nicht versagen, dem davoneilenden.Wagen noch einige Blicke nachzuwerfen, als er mit Herbert weiter ging.

»Wer mögen sie sein?« kam unwillkürlich dabei von seinen Lippen.

»Ihre Heimath liegt jenseits des Thüringerwalds,« antwortete Herbert. »Uebrigens könnten Sie Ihre Wißbegierde bei dem Hotelkutscher befriedigen, der dorten beschämt den Rückzug antritt.«

Wildhoff sah bei Seite und erwiederte nichts, bis Herbert wieder anfing:

»EDen Tag merken Sie sich.«

»Schon wieder prophetische Anwandlungen?« fragte Wildhoff.

»Die Ereignisse werfen manchmal ihren Schatten voraus, sagt ein englischer Dichter.«

»Um so besser, – so darf ich hoffen, daß das kleine Abentheuer keinen Schatten nachwirft,« bemerkte der Architekt.

»Und unserm Geplauder entrückt bleibt,« fügte Herbert hinzu. »Gut. Immerhin dürften Sie den Tag im Kalender anstreichen.«

»Gewiß. Habe ich doch einen Freund wiedergefunden,« sagte Wildhoff verbindlich.

»Und einen Feind gewonnen.«

»Einen Feind? Ich? Wieso? – Mein Weg bringt mich kaum mehr mit diesem höfischen Officier zusammen, und ich werde den seinigen sicherlich nicht kreuzen.«

Wildhoff sprach dies mit mehr unmuthiger Erregung, als er an den Tag legen wollte. Zu seinem Erstaunen aber sagte Herbert:

»Abgesehen von Herrn von Leith hat Ihnen die Pudelaffaire einen Gegner erweckt.«

»Die kleine Kratzbürste!« lachte Wildhoff. »Sie machen mir wirklich bange.«

»Auch ein Schnakenstich kann wehe thun und manchmal gefährlich werden.«

»Und wer ist denn die Schnake?«

»Ein Bruder vom Gänsekiel, Planet und Trabant.«

»Von wem?«

»Vom untergehenden Stern und der aufgehenden Sonne.«

»Ah, ich verstehe!« rief Wildhoff. »So bezeichnen sich ja zwei Ihrer officiellen Dichtergrößen, der bescheidenere natürlich in Erwartung heftigen Widerspruchs. Gehören Sie nicht auch zu einem der hiesigen literarischen Kreise, zu den Hirn- oder Harmlosen, oder – wie nennen sie sich doch – zu den Molchen, welche sich von den illustrirten Blättern dem Publikum in den interessantesten Stellungen immer wieder in Erinnerung bringen lassen?«

»Nein, ich gehöre nicht zur Compagnie,« antwortete Herbert. »Wollen Sie jedoch einmal Ihrem Portrait ebenfalls begegnen, kann ich Sie mit dem Compagniemaler bekannt machen.«

»Dann verbindlichst,« erwiederte Wildhoff lachend. »Aber daß Sie sich in dieser Vereinsamung gefallen, lieber Herbert, ist mir doch unbegreiflich. – Ha! ich wittere Bierluft!« unterbrach sich jetzt Wildhoff plötzlich. »Hätte Lust zu einem Glase. Wie ich sehe, ist ja da frischer Bock ausgeschrieben! Was meinen Sie?«

Sie waren nämlich vor einem Wirthsgarten angekommen, aus welchem zu dieser Mittagsstunde mißlautender Saitenklang und Gesumme von Menschenstimmen hörbar ward. Herbert zögerte. Des Wirthshauslebens war er längst entwöhnt, dessen Trubel ihm zuwider. Nach kurzem Bedenken aber sagte er:

»Sei es darum. Sie haben Recht, die Zeit bis zur Ankunft Ihrer Tante dem öffentlichen Leben zu widmen. Sie können hier ein Stück davon kennen lernen. Vielleicht auch machen Sie Bekanntschaften, die für Ihre Zukunft wichtig sein können. Treten wir ein!«

Und sie traten ein.

Sechstes Capitel. Der Leser wird in einen geistreichen Kreis eingeführt und mit einigen sonderbaren Käutzen bekannt gemacht.

So waren denn unsere Freunde in den mit gambrinischen[1] Düften erfüllten Raum eingetreten. Der mit Kies bestreute Boden, einige Bäume mit schattenwerfenden Kronen, mehrere leere Fässer und viele Tische und Bänke im Style der Pfahlbauten waren die hervorragendsten Bestandtheile desselben.

Die Gesellschaft zeigte jene originelle Mischung, welche solchen Biergärten ihr eigenthümliches Gepräge gibt. Männer und Frauen verschiedenen Alters und Standes saßen an den culturlich interessanten Tafeln in harmloser Gleichheit beim schäumenden Krug. An problematischen Naturen, an catilinarischen Existenzen fehlte es so wenig, als an den Pfeilern der staatlichen Ordnung und Civilisation. Freuten sich doch selbst Excellenzen hier ihres Lebens und frischen Trunks, und der Kies knirschte ebenso unter den plumpen Sohlen des Holzhauers, der sich seinen Maßkrug an der Schenke füllen ließ, als unter dem zierlichen Sockel der schlanken Beine des Obersthofmarschalls Grafen Casperlati, der mit überströmendem Bockglase seinem Platze zuwandelte, während ein Gelehrter,

[1] Gambrinus ist ein legendärer König, der als Erfinder des Bierbrauens angesehen wurde.

den wir mit Stolz den unsern nennen, mit einem stumpfen Böotier um die Wette zur Quelle des köstlichen Labetrunks drängte.

Zwischen den Gruppen von Officieren, Künstlern, officiellen und nichtofficiellen Dichtern und Gelehrten, schoben sich wetterbraune hexenartige Rettigweiber durch, um den Appetit nach ihrer verführerischen Waare zu reizen. Ein großer Tisch war der ernsten Themis geweiht und vom höchsten Gerichtshof des Landes dicht besetzt, – ein anderer von sogenannten Bachurscheln in Männerhüten und Bauernjacken eingenommen, Wesen, die als Individuen des schönen Geschlechts constatiren zu können, selbst der gewiegteste Menschenkenner Zweifel gehabt hätte. Nachdem sie am Vormittag in den unterirdischen Canälen und Bächen der Stadt am großen Civilisationswerk mitgearbeitet hatten, waren sie jetzt zur Siesta gekommen, um in gebildeter Gesellschaft ihr Mittagsbier einzunehmen.

Schon beim Vorüberkommen an den verschiedenen Tischen konnte man je nach ihrer Besatzung mehr oder minder geistreiche Gespräche hören: militärische über Pferde und Tänzerinnen, juristische über interessante Fälle und das beste Sommerbier, proletarische über Gensd'armen und Prügeleien, und poetisch-philosophische über durchgefallene Dramen, Gott, Welt und Nichts. Dazu flennte aus einer Ecke eine kurzathmige Clarinette, quiekte eine unglückliche Geige und jammerte eine maltraitirte Harfe, in deren Saiten ein weiblicher Ossian rücksichtslos eingriff: zusammen eine sehr

anregende und ergreifende Musik, für welche die zahnlose Einsammlerin, von den anwesenden Schöngeistern Mignon genannt, manchen seltsamen Lobspruch einerntete.

Das erste bekannte Gesicht, welches dem Architekten aufstieß, war das vertraulich herübergrüßende des krummbeinichten Fridolin, eines alten Dieners seiner Tante, bei welchem er schon mehrmals, ohne sich zu erkennen zu geben, nach der Rückkunft der Frau von Luckner gefragt hatte. Fridolin saß bockschmausend nahe der Musik bei anderen Herren Bedienten und gab dem Eintretenden unaufgefordert durch einige leichtverständliche Zeichen mit der Hand Kunde, daß noch »nichts« zurückgekommen sei. Er grüßte überhaupt viele der vorüberkommenden Gäste, besonders wenn sie etwas langes Haar und weiche eingedrückte Filzhüte trugen, weil er solche als Dichter zu erkennen glaubte, die er von den Abendgesellschaften seiner Herrin her begünstigte. Denn er glaubte steif und fest und erzählte es oft seinen Herren Collegen, daß einer dieser Dichter das schöne Lied auf ihn gedichtet habe, »Ein frommer Knecht war Fridolin &c.«

»Na, Fridolin, wer waren denn die?« fragte ein Livreebedienter in Blau, indem er ein Rettigblatt in den Mund schob.

»Die?« fragte Fridolin. »Der eine war der Dr. Herbert und der Andere – ja, der war ein anderer. Prinz August, eine Prise!«

Prinz August, vielmehr dessen blaue Livree, gab gravitätisch die Prise herüber und schielte dabei nach seinem Nachbar mit gelbem Kragen, der eben wieder einen festen Zug genommen, was den Blauen zu der Aeußerung veranlaßte:

»Noch keinen Rausch, Graf Sporn? Man ist doch nach Fürst Ramstein der größte Lump von uns allen!«

»Prinz August ist und bleibt ein Grobian,« meinte der Gelbkragen und wandte sich, ohne diesen dabei anzusehen, an Fridolin: »He, ist's noch nichts mit dem guten Freund meines Langen?«

»Mit wem?« fragte Fridolin verwundert zurück.

»Na, mit dem schönen Leith?«

Fridolin machte eine sehr geheimnißvolle Miene, zuckte die Achseln, verzog die Nase beim Schnupfen ganz erschrecklich und sagte dann:

»Hm! hm! da ließ' sich viel sagen: Der Herr von Leith gilt Alles beim König und – andern Leuten.«

»Die Haberfeldtreiber,« bemerkte jetzt der Gelbkragen in die Mündung seines Kruges hinein, »die Haberfeldtreiber haben nichts darnach gefragt, was er gilt, sondern was er werth ist.«

Bevor Fridolin sich von seinem Staunen über so unehrerbietige Aeußerungen erholen konnte, fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter, so daß er sich verwundert umkehrte. Ein Mann von kräftiger Gestalt, die in eine Dienstmannsblouse gehüllt war, beugte sich vom Nebentisch herüber und hatte sein von einem prächtigen

schwarzen Vollbart halb verstecktes Gesicht, dem alten Fridolin ganz nahe gebracht.

»Ah, Wendel!« sagte jetzt dieser, den Mann erkennend. »Was macht denn die Thekla?«

»Ihr Arm wird so zu sagen besser,« erwiederte die kräftige Baßstimme des Andern. »Aber sagt mir doch, Fridolin, welcher von Beiden war denn der Dr. Herbert?«

»Der Blonde war's. Warum?«

»Darum so zu sagen,« erwiederte der Andere, nicht unwirsch, indem er seine Hand von der Schulter des alten Fridolin abließ und nach der Richtung hinschaute, wo sich der Dr. Herbert mit seinem Freunde an einem schwachbesetzten Tische niedergelassen hatte. Die Züge des Schwarzbärtigen, der sich wieder auf seinem Platze zurecht gesetzt hatte, hellten sich auf, seine dunkeln durchdringenden Augen schienen freundlich zu leuchten, während er musternd nach dem Tische hinübersah, wo nächst den zuletzt Angekommenen noch vier Herren saßen, die bereits in lebhaftem Gespräche mit denselben begriffen waren. Nachdem seine Blicke eine Zeit lang auf dem Gesichte Herberts geweilt hatten, hielten sie Musterung in dem kleinen Gesellschaftskreise jenes Tischs, wobei der Schwarzbärtige halblaut vor sich hinsprach:

»Ah, der alte Professor Holzmann, großer Physiker, braver Herr, so zu sagen gute Gesellschaft. – Und der Gerichtsrath Brand mit seinem halbgrauen Fuchsbarte, hat so zu sagen eine spitzige Feder, auch gute Gesellschaft. – Und wer ist denn der mit seiner Nas' und Brille? Richtig, der witzige Notar Wolf, alles noch gute Gesellschaft.

– Gott sei Dank, der Langenbeck sitzt nicht da, ist überhaupt noch nicht da: so zu sagen halb und halb.« Und der Schwarzbärtige nahm einen mäßigen Schluck und wiegte die breiten Schultern, als wolle er damit andeuten, daß er da nicht traue. Als er nun den Kopf etwas vorbeugte, um an den vielen Häuptern vorüber den vierten an jenem Tische zu erkennen, einen feingekleideten Herrn von mittlerem Alter und müdem, schlaffem Wesen, zogen sich plötzlich seine dicken Brauen finster zusammen, der aufgeworfenen bärtigen Lippe entrang sich ein zwischen den Zähnen heftig hervordröhnender Fluch: »Himmeldonnerrr – – der auch da – – Herrgott! – –« Und seine Faust fiel zitternd vor Einregung auf die rohe Wirthstafel, an der er saß, so daß sein Krug auf dem erschütterten Bord wankte.

Unsere Freunde befanden sich unterdeß in lebhafter Unterhaltung mit der kleinen Gesellschaft, die den »Einsiedler« Herbert angerufen und zum Niedersitzen eingeladen hatte. Wildhoff hatte sich rasch in seine Umgebung gefunden. Den Herren war der verstorbene Ministerialrath von Luckner eine wohlbekannte Persönlichkeit gewesen, worüber sich ein für dessen Andenken rühmliches Gespräch entspann, das den gemeinsamen nur individuell modifizirten sarkastischen Zug in den Mienen der beiden Juristen Lüge strafen zu vollen schien.

Als man aber von den schönen Abenden bei Frau v. Luckner zu sprechen begann, in deren Salon sich die Crême der Bildung begegne, fingen allmälig die neckischen Geister ihr Spiel an. Nicht, daß auch nur ein Hauch von

Satyre die allgemein verehrte Dame und ihr Haus traf. Man nahm nur Veranlassung, sich im Allgemeinen in ironischen Bemerkungen und kaustischen Sätzen zu ergehen.

So setzte der Gerichtsrath Brand nach einem guten Schlucke sein Bockglas nieder, blies seinen rothen Bart auf und begann zu Wildhoff gewendet also:

»Sehen Sie, die Bildung hat bei uns so rapiden Fortgang genommen, daß wir älteren Leute noch Bildungsreisen in lichtere Regionen machen müssen, um mit der jüngeren Generation gleichen Schritt halten zu lernen. Auch in diesen würdigen Räumen –« und er umschrieb mit der Hand einen feierlichen Bogen – »auch in diesen Räumen wird jetzt das Nationalgetränk und der urgermanische tacitische Rettig nur noch mit der Weihe höherer Bildung genossen, die sich am Tische der Erleuchteten oder leuchtenden Geister zu ihrer Culmination gipfelt.«

»Und wo ist dieser Geistertisch?« fragte Wildhoff, auf den Ton eingehend.

»Wie?« rief der rothbartige Gerichtsrath mit der Stimme eines grollenden Donar. »Wie? Sie empfinden nicht, in welcher Atmosphäre Sie athmen? Werfen Sie einen ehrfurchtschauernden Blick hieher« – und damit deutete er auf die nächste stark besetzte Tafel – »hieher, wo um den untergehenden Stern und die aufgehende Sonne eine wahre Milchstraße glänzt von Planeten, Trabanten und unterschiedlichen Schweifsternen, deren dunkle Laufbahn der Forschung noch den weitesten Spielraum läßt.«

An der bezeichneten Tafel saßen neben zwei oder drei Dichtern viele Dichterlinge, alte und junge, und einige wenige Gelehrten. Unter den ergreifenden und anregenden Klängen der oben gedachten Musik und unter dem Einflusse des edeln Trunks, der hier zur castalischen Quelle ward, nahm die laute Conversation immer gediegeneren Fortgang an der Geistertafel. Wildhoff ließ sich einige Träger bedeutenderer Namen zeigen, – es befanden sich deren am Tische, – dann hatte er auch Lust, die *Dii minorum gentium* kennen zu lernen. Nun war ihm besonders eine höchst redselige Person aufgefallen, die mit hohl singendem Tone im hohen Pathos Dinge sagte, welche an Trivialität mit dem Aussehen des Redners wetteiferten.

»Wer ist denn der kleine Mann dorten?« fragte Wildhoff, und der Gerichtsrath antwortete:

»Es sitzen viel kleine Männer und große Geister da. Erklären Sie sich näher, räthselhafter Autor.«

»Nun der, entschuldigen Sie, mit der – Baderphysiognomie.«

»*Acu rem tetigisti!*« sprach beifällig der Gerichtsrath. »Den Nagel auf den Kopf, mein Sohn! Das ist nämlich unser Casimir Bader, Aesthetiker, Dichterling, Weltweiser und – *last not least* – Schwiegersohn.«

»Ah!« machte Wildhoff. »Dieser entspricht wenigstens meiner Vorstellung nach seinen Arbeiten. Hören Sie nur, er spricht wie ein Buch –«

»Mit Eselsohren!« ergänzte der Notar Wolf, der seine Brille auf der orientalischen Nase zurecht schob.

»Er und Göthe haben der Welt schon viel Schönes verkündet!« setzte mit gutmüthiger Ironie der alte Professor Holzmann hinzu, während der vierte Herr dem müden Aussehen blöde lächelte.

Casimir Bader war nämlich in der That eine merkwürdige Erscheinung, eine Art lebendiger Anthologie ohne Quellenangabe. Er trug mit der höchsten Feierlichkeit Dinge als eignes Neugedachtes vor, die – wie man zu sagen pflegt – nahe daran waren, nicht mehr wahr zu sein. Mit »Ich und Göthe« fing er gewöhnlich an, und hörte mit dem »Walten der sittlichen Weltordnung« auf. Dazu trank er Bock und aß Rettig. Jedesmal erinnerte er treuväterlich an ein von ihm verfaßtes Buch über ebendieselbige Weltordnung, eine Art poetisch-philosophisches Polizeireglement mit Aussprüchen der (wie er im Vorwort sagt) größte Dichter und Denker aller Zeiten und Nationen, als: Moses, Confucius, Plato, Jesus, Muhamed, Dante, Shakespeare, Göthe und Casimir Bader. Drei Viertheile des Buches sind gefüllt mit seinen eignen gereimten und ungereimten Aussprüchen. Eine seiner gewöhnlichsten Wendungen in Schrift und Wort war: Göthe ist hierin ganz mit mir einverstanden! wobei der bescheidene Mann annahm, daß ihm Göthe nur zufälliger Weise mit seinen Gedanken um sechszig Jahre zuvorgekommen sei. Und Casimir Bader fand nicht nur Leute, die ihm dabei nicht in's Gesicht lachten, sondern er nahm eine höchst bedeutende Stellung ein und ward von Manchen wirklich für einen vernünftigen Menschen gehalten.

»Sehen Sie ihn und seine Freunde genau an,« sprach der Gerichtsrath Brand wieder zu Wildhoff, während Herbert schweigend zuhörte. »Denn sie werden uns alle noch im Salon Ihrer liebens- und verehrungswürdigen Tante begegnen. Gleich der zweite nach ihm ist sein Freund Dr. Spatz, großer Mann, aber nur im Geheimen, schreibt ebenfalls Critiken und bemißt z. B. den Werth einer Novelle nach der Anzahl der in ihr vorkommenden Schurken. Eine geistreiche Auffassung, nicht wahr?«

»Sicher!« antwortete Wildhoff heiter und fragte weiter: »Und wer ist der nervös Aufzuckende zwischen Beiden, der stets mit den Blicken forschend umherspäht, ob sich Jemand über ihn moquire?«

»Er setzt nämlich voraus, daß es immer geschehe – unser eben so großer als bescheidener Dichterphilosoph Balthasar Schnipser.«

»Treibt mit seinen Nachbarn in Compagnie eine schwunghafte Leimsiederei,« ergänzte wieder der Notar Wolf und rümpfte leicht die orientalische Nase.

»*Un barbier rase l'autre* nämlich im *circulus vitiosus*,«, erläuterte noch der rothbärtige Gerichtsrath und fuhr etwas geheimnißvoll fort: »Nun ist noch eine ganze Reihe von unbekannten Größen da, vor denen man sich in Acht nehmen darf.«

»Warum denn?«

»O Sie! Jeder von diesen ist mit seinem mörderisch langen Trauerspiel bewaffnet, das er Ihnen unversehens auf die Brust setzt: lies – und stirb!«

»Der Teufel auch! Gefährliche Leute das!« rief Wildhoff lachend.

»Und der dort mit den achtzehn blonden Haaren auf dem Kopfe ist Musiker, und componirt den ganzen Tag an ihrer Lyrik herum,« sagte der Notar Wolf. »Aber 's klingt nicht schön.«

»Lieber Freund,« sprach jetzt der Herr mit dem müden, schlaffen Wesen in vollem Ernst und bedeutsam: »er hat eine ganz vermögliche Frau.«

»Das ist gut und ächt, lieber Bankier Berdelli,« entgegnete der Gerichtsrath und legte dem Verblüfften die Hand auf die Schulter. »Er hat eine vermögliche Frau, also ist er ein genialer Musiker!«

Bankier Berdelli machte Miene zu erröthen, aber steckte dafür seine Cigarrenspitze in den Mund und hüllte sich in eine duftige Rauchwolke ein, indem er manchmal mit einem scheuen, ängstlichen Blicke über die Köpfe der Menge im Biergarten hinschaute, als wolle er Musterung halten, ob keine Gefahr drohe.

Unterdeß kamen immer neue Curgäste aus der Stadt im Garten an. Während der Saison »im wunderschönen Monat Mai« wird nämlich der Bock vor dem Mittagstisch als Cur gebraucht und ist mit Bratwürsteln oder Rettig ohne Philosophie genossen, keine unangenehme Cur. Unter diesen neuen Ankömmlingen steuerte einer mit allen Segeln auf den Tisch der leuchtenden Geister los. Als aber hier schon Alles zum Erdrücken voll saß, legte er bei der Tafel unserer Freunde bei und warf Anker. Kaum

hatte er sich niedergesetzt, als er auch schon eine seltsame zusammengeduckte Haltung annahm, gleichsam als hole er zum Sprunge aus und wolle sich unversehens auf einen der Umsitzenden losstürzen. Dabei erinnerte sein glatt geschorner Kopf mit der gedrückten Stirne, dem unscheinbaren Näschen und dem großem Raume von da bis zum Munde fast an einen wohlrasirten Gorilla und damit an die trostlose moderne Lehre unserer Abstammung. Sein Gesichtsausdruck verkündete jedoch weniger Wildheit, als berechnende Klugheit und Verschmitztheit, die nur durch besserwissenden Vorwitz und naive Eitelkeit zum Theil wieder aufgewogen schienen.

»Schaffen's Radi, schöner Herr!« sagte jetzt eines der Rettigweiber herbeisegelnd.

Der schöne Herr, den wir eben beschrieben, ließ sich ein Büschel junger Rettige geben und aus der Salzflasche der Alten sich eine Portion auf die nasse, rohe Tafel schütten, worauf er eifrig aß und trank und dabei stets sein Gegenüber, den alten Physiker Holzmann anschaute, als wolle er ihm jeden Augenblick an die Kehle springen.

Dieser aber hatte lange auf einen norddeutschen Freund, Herrn v. Helming, gewartet, der mit seiner Familie aus Italien zurückkehrend in der Stadt weilte, um die Museen und Bibliotheken derselben zu benützen, da er ein eifriger Archäolog und Kunstfreund war. Beide hatten sich zum Bock verabredet; jedoch hatte der zerstreute Herr v. Helming offenbar die Bestellung vergessen, und so schied jetzt der berühmte Physiker Holzmann aus dem Kreise. Mit den Blicken einer Meerkatze sah ihm der

»schöne Herr« nach und tupfte dann seinen Freund Casimir Bader am andern Tisch auf das Rückgrath; wodurch dieser eben in einer sinnlich anschaulichen, höchst geistreichen Darlegung des Gangs der Weltgeschichte unterbrochen wurde. Casimir Bader wandte sich ärgerlich um, erheiterte dann aber sein Gesicht und sagte leise:

»Ah, Langenbècque! Ist er fort? Sollte ihm nichts ahnen? Haben Sie nicht bemerkt, daß er mich und meinen Onkel Papst einigemal sehr ahnungsvoll ansah? Es könnte Alles schief gehen, wenn er den Schlag bemerkte, bevor er getroffen.«

»Gewiß!« sprach Herr Langenbècque eben so leise. »Nur nichts merken lassen. Haben Sie den Artikel schon geschrieben? Der Arthur Maier und Dr. Spatz die ihrigen auch fertig?«

»Nein, leider nicht! Es fehlen noch Daten!« bedeutete der Andere. »Aber wir müssen sie schaffen. Mein Schwiegervater hat den Minister schon bearbeitet!«

»Das ist gut!« sagte der schöne Herr Langenbècque grinsend und stieß mit seinem vollen Bockglase mit dem Andern an. »Es wird schon gehen, das kenne ich genau!«

Beiden nickten sich einander vergnügt zu und jeder nahm dann an dem Gespräche seines Tisches lebhaft Theil. Casimir Bader zeigte nun seiner Tafelrunde den Gang der Weltgeschichte, indem er eine Reihe wellenförmiger Bewegungen mit der Hand machte; sein Freund aber suchte an Herberts Tisch sich des Gesprächs zu bemächtigen, indem er die Andern stets mit den Worten unterbrach: »Das wissen Sie nicht, das kann ich Ihnen ganz

genau sagen!« und nun gewöhnlich lange Geschichten, besonders von Engländern, erzählte, die er genau kannte, wobei er aber regelmäßig vor der Pointe Halt machte und zu etwas Anderm absprang. Auf diese Weise erfuhr man, daß er heute ebenfalls von dem berühmten und reichen Archäologen und Kunstkenner v. Helming, den er noch nicht persönlich gekannt habe, besucht worden sei; er habe dem berühmten und reichen Manne gleich angesehen, daß er aus Braunschweig sein müsse, nur sich nicht denken können, daß es der berühmte und reiche Archäolog und Kunstkenner v. Helming sein möge. Jetzt fragte der Gerichtsrath Brand:

»Wie konnten Sie denn dem Berühmten und Reichen ansehen, daß er aus Braunschweig sei, Herr Langenbècque?«

»So was sehe ich gleich!« entgegnete der Kunstverleger Langenbècque mit dem Accent grave, der seine eigene Art sich auszudrücken hatte.

»Weswegen kam er denn zu Ihnen, dieser Berühmte und Reiche?«

»Um mich zu sehen!«

»Seltsames Vergnügen!« meinte der Notar Wolf.

»O!« sprach Herr Langenbècque bedeutsam und wichtig. »Das ist noch gar nichts! Da kamen schon Engländer eigens aus London und Oxford, blos um mich zu sehen!«

»Für Physiologen, Anhänger der Darwin'schen Theorie, muß das auch interessant sein!« bemerkte der Notar Wolf und ließ sich ein neues Glas einschenken.

Herr Langenbècque machte ein höchst ernsthaftes Gesicht, nahm dann einen Schluck aus seinem Glase, und zog es hierauf vor, die Aeußerung nicht als eine Grobheit aufzunehmen, sondern als Witz zu belachen, um ihn jedoch von seinem gefährlichsten Thema, den Engländern, abzubringen, ließ man sich den berühmten und reichen Archäologen und Kunstkenner v. Helming aus Braunschweig als Unterhaltungsstoff gefallen, und Wildhoff fühlte sich dabei unwillkürlich an den älteren Herrn im Fiacre erinnert, der das reizende blonde Mädchen in seinen Wagen aufgenommen. Jedoch verdrängten charakterisirende Bemerkungen der beiden Juristen jede andere Unterhaltung, während noch immer neue Gäste kamen.

»Ah!« machte eben Notar Wolf mit der orientalischen Nase. »Seht doch, unser großer Pair kommt spät, doch er kommt. Kennt Ihr das neueste Beispiel seiner patrtotischen Opferwilligkeit?«

»Nichts kennen wir.«

»Sein großmüthiges Geschenk an den zoologischen Garten?«

»Welches Geschenk?«

»Ein paar halbgewachsener gesunder Trichinen, Männchen und Weibchen. Auch das Zuchtthier, von dem sie erzielt, will er in einem neuen Anfall von Gemeinsnützigkeit für die hiesigen Stadtarmen schlachten lassen. Ja, lacht nur, – ich sagte ja immer: Unser Pair, Baron Prözel, hat seinen Ehrgeiz!«

»Mehr Geiz als Ehre!« belehrte der Banquier Berdelli, während der kaustische Notar, an Herbert gewendet, fortfuhr:

»Sie wissen, er hielt sich zwar das ihm zu theure Organ seiner Partei nicht, strich aber doch, um das seinige zur Bekämpfung der Gegner zu thun, Abonnement von zwei Gulden jährlich für das Oppositionsblättchen aus seinem Budget und las dafür das Exemplar, das sich sein Bedienter hielt, aber in starrer Consequenz – umsonst. Er hat sich selbst dessen gerühmt.«

»Und er ist nebst Baron Buchberg der reichste Parvenu im Lande,« bemerkte Gerichtsrath Brand zur Erläuterung.

»Ist Baron Buchberg also nicht von altem Adel?« fragte Wildhoff.

»Von uraltem,« erwiederte Notar Wolf. »Wir haben dieselben glorreichen Ahnen, – sehr berühmte Namen.«

»So? Welche denn?«

»Abraham, Isaak und Jakob,« sprach mit großer Trockenheit der kaustische Notar mit der orientalischen Nase, der also auch kaustisch gegen sich selbst war, was bei sarkastischen Menschen nicht häufig ist.

Der besprochene Pair, Baron Prözel, kam unterdeß langsam mit lächelnder, höchst selbstgefälliger Miene zwischen den Tafeln her, um Unterkunft zu suchen. Herr Langenbècque machte ihm zum Aerger der Andern Platz. Kaum aber hatte sich der Baron mit seinem zufriedenen Lächeln leutselig niedergelassen, als Herbert sich zum Abschiede erhob, da sein Freund Wildhoff noch bleiben

wollte. Es war ein Mißverständniß, wenn Baron Prözel meinte:

»Bleiben Sie doch sitzen, Herr Doctor – *sans gêne*!«

»*Sans gêne* bleibe ich stehen!« sagte Herbert trocken, ließ gegen Wildhoff noch einige Worte fallen und ging, mit unerquicklichen Erinnerungen und Empfindungen.

Denn Wolf, Langenbècque und Banquier Berdelli nicht minder, als Baron Prözel hatten zu seiner Partei gehört und gleich viel für die gemeinsame Sache geleistet – nämlich Nichts. Auch mit Wildhoff war er nicht ganz zufrieden, am unzufriedensten aber mit sich selbst. Wer es nicht egoistische Schwäche gewesen, dem wiedergefundenen Freunde geselligen Hang zu verleiden, dessen freudige Erwartungen durch Klagen und Warnungen zu verkümmern oder ihm Erfahrungen aufzudrängen, die nur eine Lehre für den, der sie gemacht! Warum unsern bittern Kelch noch Anderes kosten lassen! Um wie viel männlicher, stumm die Last tragen, als sie in Worten auf andere Schultern abzuladen, – schweigend dulden, als das Leid auszukramen vor fremden Augen, denen damit der Genuß des Augenblicks vergällt wird!!

Als Herbert in solcher Stimmung das Lokal verließ, ahnte er nicht, daß ihm Blicke von ausdrucksvoller wohlwollender Freundlichkeit folgten. Der Schwarzbärtige in der Dienstmannsblouse sah ihm nach, und seltsam kleidete der freundliche Ausdruck die dunkeln feurigen Augen desselben. Nun fragte er über den Tisch hinüber:

»Fridolin, kommt Dr. Herbert auch zu Euch in Gesellschaft?«

»Nein! Was fragt Ihr mich denn immer, da Ihr ihn ja besser kennt, als ich!« sagte Fridolin ärgerlich über die Unterbrechung seiner lauschenden Andacht, gegenüber der Gartenmusik, welche mit großem Ausdruck: Mein Liebchen, was willst Du noch mehr! spielte. Der Schwarzbärtige aber erwiederte:

»Ich hab' mich einmal mit ihm so zu sagen unterhalten, aber dabei sah keiner den andern recht. Ist der Herr, mit dem er heute kam, gute Gesellschaft?«

»Warum denn nicht!« meinte Fridolin.

»Nun, er sitzt aber jetzt in gemischter, so zu sagen sehr gemischter,« erwiederte der Schwarzbärtige. »Der schöne Langenbècque, der Prözelbaron, der Universitätsbader, und dort auch noch der kleine Pudelmeier: gemischte Gesellschaft das.«

Damit hatte sich der Schwarzbärtige wieder aufgerichtet und warf seine Blicke spähend über die besetzten Tische hin nach jenem neben der schattigeren – nunmehr stark gelichteten – Geistertafel. Wie ein Falkenpaar auf seine Beute stürzten sich plötzlich die dunkeln durchdringenden Blicke auf ein Gesicht nieder, das nun inmitten lachender Mienen mit einem Male verblich und leichenblaß vor sich niedersah.

»Sind Sie krank?« fragte Baron Prözel sein Gegenüber, den Bankier Berdelli. »Trinken Sie Bock, das kurirt Alles.«

Bankier Berdelli antwortete nicht; sonst fiel auch sein Aussehen Niemanden auf. Und als er endlich sich wieder aufzusehen getraute, war das schwarzbärtige Gesicht

verschwunden. Allmälig kehrte ihm nun die Farbe wieder, obgleich ihm der Trunk nicht mehr munden wollte. Er siedelte mit seiner Gesellschaft an die schattigere Geistertafel über, deren Lücken auszufüllen waren, – und traulich rückte man zusammen. Der Neffe der Frau von Luckner fand hier sehr günstige Aufnahme, und der leichte Anschluß verfehlte auf Wildhoff eines angenehmen Eindruckes nicht. Dieser blieb freilich kein ungemischter, als noch der kleine Mensch erschien, der ihm auf der Brücke mit lächerlich drohendem Wesen unter die Augen getreten war und welcher nun die Hand rücksichtslos auf eine der geweihten Schultern seiner Genossen stemmte, um sich in eine der Lücken auf der Bank zu schwingen. Auf der Stirne des Kleinen lag Aerger und Verdruß, die beim Anblick Wildhoffs und bei den Fragen nach dem Pudel – einer hier offenbar vermißten Persönlichkeit – noch gesteigert wurde. Trotz dieser Symptome gereizter Stimmung legte ihm Gerichtsrath Brand die Hand auf die Schulter, und indem er Wildhoffs Eigenschaft als Neffe der Frau v. Luckner erhob, stellte er den Kleinen in seiner Weise mit Worten vor.

»Und dies ist unser eben so großer als geistreicher Arthur Maier, Rechtskandidat und Feuilletonist, auf den wir mit Stolz – herunterblicken.«

Herr Arthur Maier biß sich bei dem Lächeln der Andern auf die Lippen, daß sie bluteten, neigte beim Anhören des Namens der Frau von Luckner leicht den Kopf und saß dann schweigend bei seinem Bocke, indem er

nur hie und da einen häßlichen Blick nach dem Architekten warf, welchen aber dieser zu beachten keine Zeit fand, da er auf die Unterhaltung der Andern merkte. Wildhoff machte dabei die Bemerkung, daß die Lachwürdigkeit eines Witzes stets nach Stellung und Bedeutung seines Erzeugers bemessen wurde. Was von einer Sonne, einem Fixsterne ausging, wurde pflichtschuldigst mit einer vollen Salve begrüßt, und besonders die Jüngeren hielten sich dann verbunden, im Lachen mindestens die Zersprengung eines Bauchmuskels zu riskiren. Sterne zweiten Ranges oder Planeten lockten noch ein anständiges halbes Lachen hervor, Trabanten und Schweifsterne wurden ob ihrer Laune nur noch belächelt, und die witzigsten Bemerkungen von unbekannten oder nicht anerkannten Größen mit dem feierlichsten Schweigen aufgenommen.

Im Uebrigen genoß Wildhoff des leichten Umgangs ohne Splitterrichterei. Die humoristische Auffassung Brands und Wolfs schienen ihm den scheinbar harmlosen Treiben gegenüber berechtigter, als Herberts Strenge. Dessen Verbitterung und schroffes Wesen gab im Kreise zu einigen Bemerkungen Anlaß. Man meinte, er verdiene seinen Namen, aber sein herber Ernst schicke sich nicht für einen noch jungen Mann. Man zuckte die Achseln – nicht verächtlich, im Gegentheile – aber man zuckte doch. Wenn auch Wildhoff jeder übeln Nachrede energischst entgegengetreten wäre, war er doch jetzt selbst geneigt, Herberts Pessimismus als Maske seiner Ungeselligkeit anzusehen.

Indessen fing der Gerichtsrath Brand schon eifrig an zu gähnen über Casimir Baders Vorträge von dem Walten der sittlichen Weltordnung. Dann nahm der Kunstverleger Langenbècque irgend welchen Anlaß, auf die Engländer zurückzukommen, worauf aber Baron Prözel rasch einfiel:

»Denken Sie nur, da traf ich heute Morgen ganz unvermuthet einen alten Studienfreund, der ein berühmter Mann geworden ist.« Baron Prözel rühmte sich gerne huldreichst gelehrter Bekanntschaften und fuhr fort: »Ich fragte: bist Du's, lieber v. Helming? Ja, ich bin's, theurer Baron! sagt er; aber darf ich Dich, den Pair dieses Reiches denn noch duzen? – O, sag' ich, *Du*, lieber von Helming; darfst es *sans gene*!«

»Und darüber war er sehr beglückt?« fragte der rothbärtige Gerichtsrath, hinter der Hand gähnend.

»Sehr!« antwortete der Baron mit seinem ewigen Lächeln.

Nun aber erlaubte sich Wildhoff die Frage, ob etwa dieser vielbesprochene Herr v. Helming nicht mit zwei Damen, Gattin und Tochter, reise.

»Das kann ich Ihnen ganz genau sagen,« antwortete Herr Langenbècque. »Er reist mit drei Damen!«

Wildhoff ertappte sich auf einer falschen Voraussetzung. Aber sein Interesse an dem reichen und berühmten Archäologen wurde erst völlig abgeschwächt, als Casimir Bader mit seiner hohlklingenden Stimme feierlich erklärte:

»Zweifelsohne befindet sich unter diesen Dreien – die Dreizahl kehrt immer wieder – Herr von Helmings gelehrte Schwester, große Verehrerin meiner Schriften, schrieb mir darüber schon geistsprühende Briefe. Und Göthe ist ganz darin mit mir einverstanden, daß geistreiche Frauen . . . «

Worin Göthe wieder mit Casimir Bader ganz einverstanden war, erfuhr jedoch Wildhoff nicht mehr, da er sich zu den Andern am Tische wandte, welchen die Erwähnung des Herrn von Helming Anlaß gegeben, auf Frau von Luckner und deren Haus zurückzukommen. Welche Beziehungen zwischen seiner Tante und dem Braunschweiger Archäologen bestehen könnten, war ihm völlig unerklärlich. Uebrigens wurde der Liebenswürdigkeit der alten Dame und der vollendeten Schönheit der Tochter dabei alles Lob gespendet. Ja selbst Herr Langenbècque gab zu, daß Ida von Luckner nebst seiner eigenen ältesten – Pauline – das schönste Mädchen der Stadt sei; nur habe seine älteste – Pauline – eine viel tiefere Bildung in England genossen, denn die Engländer, das wisse er genau, seien . . . «

»Leben Sie wohl, meine Herren!« fiel hier der Gerichtsrath Brand ein, indem er sein Glas leerend den Bart wischte, seinen Hut lüpfte und vor seinem eiligen Rückzug nur noch die Worte sprach: »Ich danke Ihnen für Ihre ebenso anregende als belehrende Unterhaltung.«

»So macht er's immer!« fing jetzt die kleine Kratzbürste, Herr Arthur Maier, burschikos an. »Wenn er sich gemopst hat, fährt er ab und dankt für die unterhaltende und belehrende Gesellschaft.«

Dann fügte er noch einen kleinen Nachruf an, der von seiner Gereiztheit gegen den rothbärtigen Gerichtsrath beredtes Zeugniß ablegte, worauf er jedoch mit einem schielenden Blicke nach Wildhoff in seiner Rede fortfuhr:

»Im Uebrigen sind wir wohl Alle damit einverstanden, daß Fräulein von Luckner eine vollendete Schönheit ist und auch in Hofkreisen dafür anerkannt wird.«

Wildhoff gab sich alle Mühe, um seine Bewegung zu verbergen, aber sie entging den beobachtenden Blicken Herrn Arthur Maiers nicht. Und dieser sprach weiter:

»Der schöne Leith – er ist ein Schulfreund von mir – zeichnet das reizende Mädchen sehr aus. Man will ja in seinen häufigen Besuchen –«

»Besucht denn dieser angehende Günstling das Haus meiner Tante so häufig?« fragte jetzt Wildhoff einfallend, indem er zwar an sich hielt, jedoch sein Gesicht fest auf das des kleinen Mannes heftete; denn er hatte aufschauend bemerkt, daß dessen Blicke lauernd nach ihm gerichtet gewesen. So sehr sich Wildhoff auch Mühe gab, ruhig und gelassen zu bleiben, trat doch der unwillig fragende Ausdruck seiner Miene zu deutlich hervor, als daß er nicht von Allen bemerkt worden wäre.

Boshaft leuchteten die Augen des Kleinen, indem sie den Blick Wildhoffs fest aushielten, während er mit vielsagendem Ausdrucke erwiederte:

»Wir wissen es ja Alle, daß Herr von Leith nie bei den Abendgesellschaften der verehrungswürdigen Frau fehlt, wohl auch sonst im Hause viel verweilt und – gern gesehen wird.«

Wildhoff sah in die Mienen Casimir Baders, Langenbècques, Prözels, und verfärbte sich. Als sich seine Blicke dann wieder zu der kleinen Kratzbürste zurück wandten, schwebte ein Lächeln voll Bosheit und widerlicher Befriedigung auf den Lippen derselben. – In diesem Momente haßte er den Menschen und glaubte an Herberts Versicherung, daß er an ihm einen nicht ungefährlichen Feind gewonnen.

In seiner Erregung trank er den Rest seines Glases aus, und erhob sich von seinem Sitze, um sich an der Schenke selbst dasselbe wieder füllen zu lassen. Er hätte es lieber der boshaften Kleinheit in den Kopf geschleudert und bereute, nicht mit Herbert den Platz verlassen zu haben. Und doch konnte er sich jetzt nicht zurückziehen, ohne daß es aufgefallen wäre. Vor der Schenke, wo ein ziemliches Gedränge stattfand, da Viele auf das »Anstechen« eines frischen Faßes warteten, hatte sein erregtes Blut Zeit, sich abzukühlen, während er wartete. Eben hatte er sein Glas hingereicht, um es füllen zu lassen, als eine kräftige Baßstimme in seiner Nähe in die Worte ausbrach:

»Ah! Eine schöne Dame – Fräulein v. Luckner.«

Der Teufel auch! dachte Wildhoff und sah sich nach dem Sprecher rasch um. Im Knäuel neben ihm standen Kellner und Kellnerinnen mit stupiden Gesichtern, und andere Gestalten, die nicht viel geistreicher aussahen. Er

mochte keinem der Umstehenden die Worte zutrauen, nahm sein gefülltes Glas und wollte sich unangenehm erregt auf seinen Platz zurückziehen, als ihm ein schwarzbärtiger Mann in einer Dienstmannsblouse entgegentrat.

»Herr,« sagte dieser. »Haben Sie nicht das Medaillon hier verloren? Ich habe es eben vom Boden aufgehoben.«

Wildhoff griff rasch an seine Brust, wo er ein kleines, in Gold gefaßtes photographisches Bild seines schönen Bäschens trug. Dort fehlte es, und ein Blick auf das Medaillon des Dienstmannes überzeugte ihn, daß es das verlorene sei.

»Eine schöne Dame,« fing der schwarzbärtige wieder an, »so zu sagen ganz geschaffen zur Hofdame.«

Schnell nahm Wildhoff das kleine Portrait entgegen, indem er nicht ohne Unwillen fragte:

»Kennen Sie denn die Dame?«

»O! Hab' ich doch so manchmal Billete besorgt,« war die Antwort, welche dem Architekten das Blut heiß in's Gesicht trieb. Die Auskunft schien nicht unverfänglich. Der Bärtige aber fuhr ganz gelassen fort, indem er mit einem eigenthümlichen Lächeln eine andere Photographie aus der Tasche zog, die Umhüllung entfernte und sagte: »*Die* wär mir übrigens lieber!«

Wildhoff warf einen unwilligen, verächtlich flüchtigen Blick hin – und prallte überrascht zurück. Er erkannte in dem zweiten Portrait die holde Blondine, der er schon mehrmals in ominöser Weise begegnet war. Hastig fragte er:

»Um Gotteswillen, Mann, wie kommt Ihr zu dem Bilde?«

»So zu sagen durch Photographie,« war die Antwort.

»Was wollt Ihr dafür?«

»Es ist nicht feil, Herr. Andere haben ihre Heiligen, mir soll es so zu sagen ein Amulet sein.«

Wildhoff schaute den schwarzbärtigen Mann jetzt forschend an und sprach, indem er sein Glas auf eine Tischecke stellte:

»Es liegt mir sehr daran zu erfahren, wie Sie in Besitz der Photographie kamen und wer die junge Dame sei.«

»Das Letztere,« hub der Schwärzbärtige an, indem er das Blatt wieder einwickelte, in sein Notizensbuch legte und zu sich steckte, »das Letztere kann ich Ihnen nicht sagen, als daß sie so zu sagen ein Engel sein muß. Ich führte sie mit ihrer Mama zu einem berühmten Photographen und bat mir, als einzigen Lohn, ein Exemplar ihres Bildes aus, was sie mir auch nach kurzem Besinnen gewährt hat. Der Photograph hat mir es heute überliefert, denn er kennt mich so zu sagen als ehrlichen Mann.«

»Und« – fragte Wildhoff – »nun zeigen Sie die Photographie dem nächst besten Fremden?«

»Nur Ihnen.«

»Warum mir?«

»Weil Sie ein Freund von Dr. Herbert sind und weil ich vorüberkommend in der Eile noch sah, daß Sie das Fräulein und ihre Mutter so zu sagen aus großer Angst erlöst hatten.«

Das ruhige und sichere Wesen des Mannes machte auf den Architekten Eindruck, so daß er fast befangen war, als er jetzt seine Börse zog, ein Stück Geld herausnahm und mit den Worten hinreichte:

»Hier, guter Freund, ein kleines Trinkgeld für die ehrliche Zurückgabe des Medaillons.«

»Nichts für ungut,« sagte jedoch der Schwarzbärtige, »behalten Sie Ihr Geld. Weil aber so zu sagen ein Gefallen des andern werth ist, so möcht' ich Sie bitten, Herr, den Dr. Herbert von mir zu grüßen und ihm zu sagen, daß wenn es Noth thut, ich für ihn so zu sagen durch's Feuer gehe. Und weiter: wollen Sie nicht dem Bankier Berdelli, der nebst Ihnen am Tische sitzt, sagen, daß ich ihm gerne ein frisches Glas bringen wolle, wenn er noch Durst habe?«

»Warum denn nicht!« sprach Wildhoff, erstaunt über das sonderbare Begehren und Wesen des Schwarzbärtigen. »Aber ich bleibe dann noch immer in Ihrer Schuld.«

»Nicht im Geringsten,« erwiederte der Dienstmann. »Wir sind dann so zu sagen quitt!«

Und nun nahm Wildhoff sein volles Glas, verabschiedete sich von dem Dienstmanne und begab sich wieder an seinen Platz, wo er jetzt mit völliger Unbefangenheit sich niederließ, da der Auftritt mit dem Schwarzbärtigen ihn der Einwirkung vorhergegangener Reden völlig entrückt hatte. Kaum aber hatte er dem Bankier Berdelli

von dem Erbieten des Dienstmannes gesagt, als derselbe einen entsetzten Blick nach der Gegend der Schenke warf, von woher die schwarzbärtige Gestalt sich eben langsam näherte.

Der Arme war leichenblaß geworden, er zitterte heftig und kalter Schweiß stand ihm in Tropfen auf der Stirn. Er hielt sich krampfhaft am Tische, als fürchte er umzusinken. Und doch hatte die schwarzbärtige Gestalt des Dienstmannes, welche ihm jetzt gegenüber stand, nichts Drohendes in ihrer Haltung. Nur die schwarzen Augen funkelten, als er sogar äußerst sanft, freilich mit bedeutsamer Betonung sprach:

»Nun, Herr Berdelli, soll ich Ihnen kein frisches Glas bringen? Sie wollen nicht? – Hm! Nicht wahr? Sie sind ein reicher Bankier, und ich so zu sagen nur ein armer Dienstmann! Das ist der Unterschied.«

Die ganze Tischgesellschaft war jetzt in Aufregung gekommen, als sie den reichen Bankier mit allen Symptonen der Furcht und des Entsetzens, sich am Tische anklammern sah. Der Hautkrampf, der beengte Athem desselben, der kalte Schweiß und die fürchterliche Blässe kündeten arge Uebelkeiten an, undl endlich sank derselbe kraftlos vom Tische zurück in Wildhoffs Arme, die ihn vor einem Umsinken schützten. Baron Prözel, Arthur Maier und Casimir Bader aber riefen, der Kerl, der Dienstmann, solle sich entfernen, und Herr Langenbècque herrschte ihm gradaus zu:

»Pack Er sich!«

»Bei Ihnen mag sich manchmal etwas packen,« sprach aber der unerschütterliche Dienstmann, – »bei mir packt sich aber so zu sagen nichts! Uebrigens bitte ich um Entschuldigung, meine Herren! Empfehle mich!«

Damit nickte er mit dem Kopfe und ging.

Während nun die Musik »Ach, wie wär's möglich denn?« in rasendem Galopp spielte und im Garten ruhig fortgetrunken wurde, hatte nur der Tisch, wo die Herren Bedienten saßen, thätigen Antheil genommen. Man sprang, um eine Droschke herbeizuholen, während Fridolin sich mit dem Halbohnmächtigen beschäftigte, indem er immer wieder rief:

»Ich dacht' es doch gleich, daß der Sozusagen was anrichtet!«

»Wer ist denn dieser Sozusagen?« fragte Wildhoff, dem man seine Bürde abgenommen.

»Ah!« sagte Fridolin im Eifer und machte mit der Hand eine Geberde, die Alles sagen konnte, am ehesten aber ausdrückte: »Das ist Einer, hui!«

Nachdem der Bankier in die Droschke gebracht war, zerstreute sich auch bald die von dem Vorfalle nicht wenig aufgeregte Gesellschaft mit mannigfachen Vermuthungen.

Wildhoff hatte aber auch außerdem noch Stoff zum Nachdenken genug. Die Art, wie des Herrn von Leith erwähnt worden, machte ihm nun doch Herzklopfen. War er sein Rivale, so war es ein gefährlicher. Auch ein Wort

des sonderbaren Dienstmannes machte ihm böse Beklemmungen. Aber mußten die Billets, von denen er gesprochen, nothwendig verfänglich sein? – Nein, nein! das sicher nicht. Stets kam ihm sein Selbstgefühl wieder zu Hülfe, um seine Unruhe zu beschwichtigen, und Zuversichtlichkeit erholte sich leicht von trüben Anwandlungen, die er als Chimären anzusehen gerne geneigt war.

Zum Gleichgewichte seines Gemüths trug nun auch die Erinnerung an die blonde Unbekannte nicht wenig bei. Deren liebe Erscheinung begleitete ihn in die Einsamkeit seines Zimmers und in's Freie, wenn er die Stadt und deren Umgebung durchwanderte. Deren holde Gestalt, von Schrecken durchschüttert, die bebenden Finger in seiner stützenden Hand, schwebte ihm beim Schlendern durch die Straßen oft lebhaft vor, ohne daß er noch eine wirkliche Spur von ihr zu entdecken vermochte. Nicht ohne eine wehmüthige Empfindung sah er ein, daß ihr Name Irene das Einzige bleiben werde, was er je von ihr erfahren würde.

Doch war seine Natur nicht zu trägen, hoffnungslosen Träumereien geneigt. Unmöglichkeiten hing er nicht lange nach, sondern wandte sich stets dem Erreichbaren, der Pflicht zu, für welche er ein lebhaftes Gefühl besaß. Drum wollte er auch die zwiefache Empfindung nicht zu Herzensconflicten anfachen, Kollisionen nicht gleichsam nähren. Er gab seinen Gedanken bestimmte Richtung, und schon der durch Eifersucht gestachelte Ehrgeiz wies ihn auf sein vielumschwärmtes Bäschen hin, dessen Bild

er sich jetzt mit glühenden Farben ausmalte. Die glücklich Ueberraschte zu umfangen, Braut zu nennen, wie schön stand der Moment vor ihm. Darum hatte er seine Ankunft nicht angekündigt, darum gab er sich auch bei den Nachfragen im Hause der Tante nicht zu erkennen.

So vergingen einige Tage und das Warten verdroß ihn. Wenn der heutige Gang nach der Wohnung der Tante wieder ein vergeblicher, wollte er nach der Sonnenreut im Hochlande aufbrechen. Abends vorher war Regen eingetreten; der Tag war trübe, als er seinen Gasthof verließ, um dem Hause seiner Tante, und dem dunkeln Verhängniß entgegen zu schreiten, das ungeahnt über der Zukunft seines Leben brütete.

Siebentes Capitel. Spielt grösstentheils in einem Boudoir.

Das Haus, in welchem Frau von Luckner wohnte, war ihr Eigenthum. In einer der schönsten Straßen des elegantesten Stadttheils gelegen, zeichnete es sich durch seine zierliche Form und die wohnliche Behaglichkeit aus, welche schon äußerlich aus jener sprach. Es war nicht groß, wurde nur von der Besitzerin und ihrer Tochter nebst kleiner Dienerschaft bewohnt und stand wie die meisten Häuser dieser Straße ringsum frei zwischen grünen Anpflanzungen und Blumenbeeten. Gleich den Nachbarhäusern hatte es einen großen parkartig angelegten Garten hinter sich, vor sich nach der Straße zu ein vom

Trottoir durch zierliches Gitterwerk abgeschlossenes Vorgärtchen mit reizenden Blumenfiguren auf dem schönsten Rasen, der wieder von den reinlichen Kiespfaden umfaßt war. Die Treppe, welche aus dem untern Saal in dieses Gärtchen führte und welche ein Balkon überdachte, war zu einer kleinen Veranda freundlich eingerichtet, ihre Säulen mit blühenden Schlingpflanzen malerisch umwunden, während seltene Pflanzen in Vasen auf den Treppenabsätzen standen. Auch die Seitenräume, durch welche Wege rückwärts nach dem Hofe und Parkgarten führten, und der Hof selbst waren mit in die Anlagen gezogen, durch Bosquets und Blumengruppen oder blühende Rabatten zu weiteren *pleasure grounds* umgewandelt, so daß das geschmackvolle Haus im freundlichsten Blumenpark stand und die Augen des Vorübergehenden unwillkürlich anzog. Es verband so die Bequemlichkeit eines stattlichen Wohnsitzes mit den Reizen einer Villa, denn auch an dem erfrischenden Geräusche und Plätschern frischen Wassers fehlte es im hintern Park nicht, wo Fontainen und Bassin's die fröhliche Lebendigkeit und die geheimnisvolle Stille des feuchten Elementes zur Anschauung brachten.

Selbst Wildhoff, der doch das schönste in dieser Art schon gesehen, blieb mit Wohlgefallen jedesmal am Gitter stehen, um auf diese kleine freundliche Welt zu schauen, so oft er gekommen war, um nach der Rückkunft der Herrschaft des Hauses zu fragen. War es doch zum Theil sein eigenes Werk, nach seiner Angabe angelegt, da er

vor zehn Jahren von Berlin kommend von seiner Tante angegangen worden, seinen Geschmack bei der beabsichtigten Umgestaltung der Räume zu bethätigen. Auch war er in diesen letzten Tagen öfter vorübergekommen, hatte sich jedesmal an dem freundlichen Anblicke geweidet, wenn ihm auch die niedergelassenen Gardinen und Rouleaux an den Fenstern der Wohngemächer schon von ferne Kunde gaben, daß die Herrin des Hauses und deren schöne Tochter noch nicht zurück gekehrt seien.

Heute pochte sein Herz nun mächtiger, als er schon beim Umwenden um die Straßenecke das wohlbekannte Haus sah, dessen Fenster diesmal unverhüllt aus der Ferne leuchteten, ja zum Theil ganz geöffnet standen. Sein scharfes Auge entdeckte schon in ziemlicher Weite, daß im Rahmen eines der geöffneten Fenster Kopf und Büste einer jungen Dame wie ein Brustbild von van Dyk erschien. Er konnte die stolze Schönheit der Formen bereits erkennen, und stärker klopfte ihm das Herz, je eiliger er näher kam.

Und nun, mit einem Male, nickte das schöne Frauenbild freundlich aus dem Fenster auf die Straße.

Hat sie ihn erkannt, dessen Augen nur noch an ihrer Schönheit haften, indem er dem Hause zuschreitet?

Sie erhebt jetzt den stolzen Körper und beugt sich weit über das Fenstergesims, um dem nachzuschauen, dessen Gruß sie erwiedert hat: ein Cürassierofficier, der auf feurigem Pferde vorüber reitet, es courbettiren läßt und so die Aufmerksamkeit der Schönen zu fesseln weiß. Wildhoff glaubte den dicken Baron Schönthal, den Freund

des Herrn von Leith zu erkennen, welchen er vor einigen Tagen auf der neuen Brücke gesehen. Es war keine freundliche Erinnerung in diesem Augenblicke, wo sein klopfendes Herz ihm sagte, wer die Dame am Fenster sei, die seiner selbst nicht achtend, das Ziel seiner Blicke und Wünsche war.

Jetzt zog sie den Körper wieder zurück und saß nochmals wie ein leuchtendes Meisterbild im Fensterrahmen. Sie hielt ein Buch in der Hand, in welches sie hie und da einen zerstreuten Blick warf, um alsbald wieder die dunkeln Augen auf die Straße gehen zu lassen. Die Lectüre konnte sie offenbar nicht fesseln; ihre Aufmerksamkeit war getheilt, und immer schweiften wieder ihre Blicke die lange Straße entlang, als ob sie Jemanden sehnsüchtig erwarte.

Wildhoff konnte nicht länger zweifeln, daß dem so sei. Hatte man ihr seine Ankunft im Vaterland also hinterbracht? Leicht möglich.

Jetzt richteten sich eben wieder die dunkeln Augen mit ihrem tiefen Glanze herunter nach ihm und verweilten einen Moment auf seiner Erscheinung.

Es war ihm, als fielen ihm heiße Sonnenstrahlen in die Brust.

Aber, ach! da wendete sie sich auch schon wieder ab, gleichgültig, als ob sie ihn nicht erkannt, ja seine Gestalt nicht einmal bemerkt habe.

Erst, da er nun ganz nahe gekommen war und sich selbst nicht länger zu halten wußte, so daß er die Hand

zum Gruße hob, starrte sie eine Weile erstaunt, ja befremdet herunter, als ob sie sich erst entsinnen müsse, wer der Kühne sei. Dann überflog ihr Gesicht der Ausdruck reinster Ueberraschung. Sie legte das Buch auf das Gesims, erhob sich, und beugte ihre prächtige Büste über die Brüstung, indem ihr unhörbares »Ach!« entschlüpfte.

Ihr wunderschönes Gesicht hatte sich dabei freundlich erhellt. Wildhoff wußte nun, daß er erkannt war, stürmte völlig auf's Haus los und zog heftig an der Klingel.

Unterdeß bewegte sich die hohe, unvergleichliche Gestalt der schönen Tochter des Hauses mit ruhigem, etwas beschleunigtem Schritte über den Teppich ihres Zimmers, auf den Corridor, durch einen Vorsaal mit verschiedenen Flügelthüren, in ein grünes, dämmeriges Gemach, dessen Ausgänge und Fenster mit Portièren und Gardinen von derselben Farbe verhängt waren. Es war ein mit dem feinsten Geschmacke eingerichtetes Boudoir. Alles in demselben paßte und harmonirte im Einzelnen wie im Ensemble. Das Gemach bildete ein Achteck. Die grünen Wände trugen Consolen mit plastischen Figuren, deren Weiß sich außerordentlich lebendig von dem saftigen Grün des Hintergrundes abhob. Außer einem großen Spiegel hingen noch zwei gutgemalte Portraits in reichen, goldenen Rahmen da: ein Herr in Beamtenuniform mit biederem, etwas frostigem Ausdrucke, und eine Dame nach der Mode der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts gekleidet und coiffirt. Diese Dame war von so eigenthümlicher Schönheit, daß ihr Bild mit den Zügen des schönen Mädchens wohl verglichen werden konnte, das jetzt die Portière

auseinanderzog und auf den weichen Teppich des Zimmers trat, – nur daß der Ausdruck des gemalten Gesichts weit mehr Geist und Charakter verrieth, als jener auf dem Antlitze der prächtigen jungen Dame.

Die beiden Brustbilder hingen über einem Sekretär, auf welchem sich verschiedene Fächer mit goldglänzendem Bücherrücken zu einer kleinen Bibliothek aufbauten, während auf der obersten Galerie die Broncebüsten unserer classischen Dichter und Musiker standen. Der Deckel des Sekretärs war niedergelassen und seine innere, mit weichem Leder überzogene Fläche diente vortrefflich zum Schreibtische.

Jedoch schrieb die ältere, stattliche Dame nicht, welche schon seit einer Stunde an demselben saß, den Arm auf den zarten Lederüberzug und das Haupt auf die Hand gestützt. Sie war so tief in Gedanken versunken, daß sie den Eintritt der Tochter des Hauses nicht bemerkte. Erst bei dem Rufe »Mama!« warf sie noch einen letzten Blick auf das, was sie so beschäftigte. Es war nichts, als eine einfache Visitenkarte, welche sie jetzt rasch in das Pult schob, wobei sie nicht bemerkte, daß die leichte Karte über den Rand auf den Teppich niederflog, wo sie auch liegen blieb. Dann nahm die Frau ihre Brille ab, als wolle sie mit derselben nicht überrascht werden, und erhob sich aus ihrem Fauteuil zu einer Gestalt, welche jener der Tochter fast noch immer ebenbürtig war an Höhe und schlanker Fülle.

Wer Frau v. Luckner vom Rücken her sah, würde sie kaum für eine ältere Frau gehalten haben, so wohl hatte sich ihre Figur erhalten, die bei aller Stattlichkeit fast noch immer die jugendliche Geschmeidigkeit früherer Jahre verrieth. Auch ihre Augen hatten noch viel von dem einstigen Glanz, und sie wollte selbst vor der Tochter auf deren frische Schärfe keinen Verdacht kommen lassen, wie das Wegschieben der Brille andeuten konnte. Der blühende Teint ihres Antlitzes war freilich mit den Jahren dahin, aber doch nur einer gewissen milden Blässe gewichen, welche dieses edle, interessante Frauenantlitz sehr gut kleidete. Waren doch die regelmäßigen Formen noch da. Und wenn auch die Zeit manchen Zug hineingegraben hatte, der nicht zur Verherrlichung dieses Gesichtes dienen konnte, so waren noch so viel Spuren von früherer Schönheit geblieben, um auf den einstigen hohen Grad derselben schließen zu können. Es sprach, wie aus dem gut gemalten Portrait, so aus dem gealterten Original, und zwar noch in verstärkter Weise, Geist und Charakter, – freilich auch ein bedeutendes Selbstgefühl, das wenigstens nichts mit gewöhnlicher Fraueneitelkeit zu schaffen hatte. Denn auch der anliegende, kaum merklich gelockte Scheitel trug schon altersgraue Spuren, die leicht verborgen und gemildert werden konnten, was aber Frau v. Luckner nicht im Mindesten einfiel. Dies unverhüllte schwache Grau im schönsten Schwarz ihrer Haare gab diesem Scheitel einen eigenen bläulichen Schimmer, ähnlich dem eines Rabengefieders, sodaß das noch immer dichte Haar wie ein Paar

Rabenfittiche um das angehende Matronenantlitz herabfloß.

So war Frau v. Luckner noch immer eine gewinnende, anziehende Erscheinung, die auch nichts neben der blendenden, jugendlichen Schönheit ihrer Tochter einbüßte, als sie sich jetzt zu dieser mit der Frage wandte:

»Was ist denn, mein Kind?

»Wir bekommen unerwarteten Besuch, Mama!«

»Wirklich, Herr v. Leith schon? So frühe!?«

»Nicht Herr v. Leith, – nein, er noch nicht!«

Das schöne Mädchen vermochte kaum ein »leider!« zu unterdrücken. Eifrig setzte sie dann hinzu:

»Aber Vetter Heinrich wird gleich hier sein!«

»Heinrich hier? Heinrich Wildhoff?!«

Frau v. Luckner war sehr überrascht durch diese Ankündigung. Man sah es ihr an. Fast erschrocken blickte sie auf ihre Tochter, welche die Nachricht gebracht. Dann stand sie einen Augenblick lang mit zu Boden gesenkten Blicken. Sie mußte sich die Ankunft des jungen Mannes, den sie einst wie einen Sohn gehalten und der heute noch ihrem Herzen nahe stand, offenbar erst in Gedanken zurechtlegen, bevor sie sich des Wiedersehens freuen konnte. Aber das Gefühl der Zuneigung war noch so mächtig in ihr, daß die Freude zuletzt jedes Bedenken, das sie haben mochte, überwog. Sie durfte nur die nahenden Tritte von der Treppe her hören, und die Liebe zu dem Schwesterkinde, das sie herangezogen, wallte in voller Stärke auf. Mit jugendlicher Raschheit eilte sie unter der Portière hinweg durch die Flügelthüre in den Vorsaal, wo sie

einem hochgestalteten jungen Manne in die Arme stürzte – zur großen Verwunderung der außenstehenden Kammerjungfer und des alten Fridolin.

Wie eine Mutter den erwachsenen Sohn begrüßt, so voll Zärtlichkeit war der Willkomm, den jetzt Frau v. Luckner dem zurückgekehrten Neffen angedeihen ließ. Sie hing an seinem Halse, Thränen glänzten in ihren Augen. Ihre Ergriffenheit war um so größer, als sich in ihre Freude noch andere Empfindungen mischten. Eben war sie aus Träumereien geweckt worden über eine ferne, schöne Zeit, – sie hatte ihre eigene damalige Lage mit der jetzigen ihres einzigen Kindes verglichen, an das Schicksal seines Mannes gedacht, den sie seitdem nicht wieder gesehen, ein Schicksal so ähnlich demjenigen, das ihrem zurückkehrenden Neffen blühen konnte, ja wahrscheinlich bald blühte. Mit wehmüthiger Inbrunst schloß sie jetzt diesen an ihr tiefbewegtes Herz. Was sie dabei empfand, sagten nur ihre Thränen.

»Tante, liebe Tante! – Mutter!« flüsterte auch Wildhoff in der Erregung des Moments.

Dann aber wand er sich los und sah im Raum umher. Ein Wort schwebte über seine Lippen:

»Ida?«

Sie war noch nicht da, die seine Blicke verlangend suchten, aber sie schritt doch jetzt herein – die wunderbare Gestalt des einst so wilden, sonnverbrannten Kindes. Sie kam nicht so eilig, wie die Mutter, aber sie kam doch, und ihre Stimme tönte als Antwort auf seine Frage:

»Hier, Vetter! hier, lieber Heinrich!«

Und damit schritt sie ihm ebenfalls rasch entgegen, reckte ihre schöne Hand hin und sprach mit erhelltem Antlitze und freundlichem Tone:

»Willkommen, Vetter Heinrich, in der Heimath!«

Heinrich faßte nach dieser ihm entgegengereckten Hand, er nahm sie in die seinige – und blieb dann zögernd stehen. Ob versunken in seines Bäschens außerordentliche Schönheit, welche alle seine Erwartungen noch übertraf, so hochgespannt sie auch waren, – ob mit der Empfindung, daß diese schöne Hand zu unbewegt in der seinigen liege? Vielleicht aus beiden Gründen säumte er, den Willkomm zu vervollständigen, welcher seinem Herzen genügt hätte.

»Und nach so langer Zeit nichts als ein freundlicher Gruß?« kam jetzt nach einer Pause über seine Lippen. »Ida, hast Du nicht *mehr* für mich?«

»Du bist seltsam, Vetter Heinrich!« sagte sie jetzt mit verwundertem Lächeln und leichter Verwirrung. Sie erröthete sogar unter den durchdringenden Blicken seiner großen Augen, und setzte dann, sich rasch ermannend, hinzu: »Was hätte ich zum Willkomm noch zu bieten, das ich meinem lieben Vetter nicht gewähren wollte?«

Und nun lachte sie ihn wieder so unbefangen an, ihre Miene lud so freundlich zum Willkommskusse ein, daß er nicht länger zögern durfte.

Er küßte das, schöne Bäschen auf die glühende Wange, die darob nicht höher erglänzte. Denn sein Kuß selbst war nicht glühend, sondern voll Maß und Anstand, eine

nothwendige That der Sitte, ja kühler und zurückhaltender, als selbst die strengste Etikette gefordert hätte. Auch sie küßte den Vetter, – und sein Blut wallte nicht heftiger, sondern schien eher still zu stehen oder zum Herzen zurückzudrängen. Denn ihr Kuß war kalt.

Wildhoff war bleich geworden. Auf seiner Stirne hing ein Schatten. Nachdenklich, ohne ein Wort weiter zu finden, stand er jetzt da.

Frau v. Luckner hatte die Scene mit Bänglichkeit verfolgt und kam jetzt herbei, um des Neffen Hand zu ergreifen und ihn dahin zu führen, wo sie ihre einsamen Stunden zu verbringen pflegte. Und Wildhoff folgte ihr, während Ida nachkam.

Es waren keine freundlichen Betrachtungen, denen, Heinrich Wildhoff dabei nachhing. Wie hatte er sich auf diesen Moment des Wiedersehens seit Jahren gefreut! Und nun war derselbe gekommen, aber in seinem Gefolge nicht die freudige Lust, das selige Genügen, sondern die grämliche Sorge, Ungenügen, Enttäuschung. Und doch hatte er niemals vorher so heißes Verlangen nach glücklicher Liebe empfunden, als eben jetzt, wo das wilde Kind von damals in vollendeter jungfräulicher Schönheit vor ihm stand. Diese hohe, schlanke und doch so üppige Gestalt mit den weichen Formen der Glieder, die bei jeder Bewegung so elastisch hervortraten; das von Schönheit und Stolz strahlende Antlitz mit den regelmäßigen Zügen, die sammtartig weichen Wangen mit ihrer

gesättigten, herrlichen Färbung, die dunkelverschleierten leuchtenden Augen mit ihren schwärmerisch verlangenden Blicken wirkten zu einem überwältigenden Eindrucke zusammen. Nie war ihm Ida begehrenswerther erschienen, als eben jetzt, wo sie ihm innerlich vielleicht ferner stand, als da hunderte von Meilen zwischen ihnen lagen.

Nun hatte sich Heinrich Wildhoff im Boudoir seiner Tante neben seinen Verwandten in den weichen Kissen eines Ruhesessels niedergelassen. Seine Verstimmung war allzu ersichtlich, als daß sie nicht erkannt werden sollte. Frau v. Luckner durchschaute auch die Ursachen derselben, und theilnahmsvoll, ja fast mit mitleidiger Rührung weilten ihre Blicke auf der verdüsterten Miene des Neffen. Selbst der minder scharfsichtigen Tochter war der Ausdruck der Enttäuschung nicht entgangen, mit welchem der Vetter bei ihrem ruhigen Willkomm vor ihr stand, und sie fand die Huldigung für ihre Person, welche gerade in dieser Art seines Benehmens lag, recht wohl heraus. War sie doch an solche Triumphe ihrer Schönheit schon ebenso gewöhnt, als an andere von entgegengesetzter Wirkung und Erscheinung.

Ida war sich ihrer Reize wohl bewußt. Jenes Selbstgefühl der Mutter, welches freilich von dem feinen Takte der zartfühlenden Frau sehr gemildert war, hatte sich in der geistig nicht so hochbegabten Tochter zu der eitlen Selbstgefälligkeit abgeschwächt, welche solche junge bewunderte Wesen nur zu leicht erfüllt.

Vielleicht um ihren Vetter für die erste Enttäuschung zu entschädigen, vielleicht auch mit dem Verlangen, sich in einem andern Lichte zu zeigen, oder vielleicht auch aus einer wahren Regung ihres im Grunde gutmüthigen Herzens kehrte Ida nun ihre heitere Laune heraus, plauderte unbefangen, scherzhaft vertraulich von dem und jenem, während auch die Mutter in ihr Benehmen jene Herzlichkeit legte, welche ihrem innersten Gefühl gegen Heinrich entsprach und sie unwiderstehlich machte. Er ward über seine Heimreise, den Tag seiner Rückkunft gefragt und ausgezankt, daß er nicht gleich im Hause abgestiegen und sein Erscheinen nach der Sonnenreut berichtet habe, was die Damen natürlich alsbald zurückgetrieben hätte. Als selbstverständlich ward vorausgesetzt, daß er wieder im Hause seine früheren Zimmer beziehen würde, zu welchen noch einige anstoßende gefügt werden konnten. Die Tante eilte sogar gleich hinaus, um Fridolin mit dem Abholen der Effekten aus dem Gasthofe zu betrauen, während auch ein Wort zu der Köchin zu sprechen war.

Zwei liebenswürdige Frauen vermögen viel über den Sinn eines Mannes, und auch Wildhoffs Stimmung und Miene heiterten sich allmälig wieder etwas auf. Er begann die Dinge weniger hoffnungslos anzublicken. Durfte er denn auch erwarten, daß die bewunderte, umflatterte Dame ihn mit der unumschränkten Herzlichkeit der kleinen Ida, die sich auf den Heuschwaden wälzte, empfangen werde? Durfte es das jungfräuliche Mädchen, selbst wenn sie für ihn innig empfand, wie er jetzt für sie?

Und wenn sie ihn bis jetzt noch nicht liebte, konnte er erwartete, daß sein Anblick ebenso überwältigend wirken müsse, als der ihrige? Ein solcher eitler Geck war er keineswegs, wenn er es auch für möglich erachtete, daß sie ihn im künftigen Umgange lieben lerne. War nur ihr Herz überhaupt noch frei, noch nicht gebunden: was rechtfertigte dann seine Trostlosigkeit, was hinderte ihn denn zu erreichen, das er jetzt noch so erstrebenswerth fand?

Wenn wir überhaupt noch nicht verzweifeln, findet unser eigenes Herz stets Trost in tausend Scheingründen, welche seine listig gefällige Sophistik sich selbst verzaubert. Es ist dies eines der Mittel, uns noch erträglich durch das Leben taumeln zu lassen, bis an sein natürliches Ende. Mit solchem Troste sah auch jetzt Wildhoff der hinausgehenden Tante nach und dann zu dem wunderschönen Mädchen auf, dessen herrliches Antlitz nun freundlich auf seiner Miene ruhte, als ihre Lippen die Worte sprachen:

»Daß Du hier sein könntest, lieber Heinrich, konnten wir auf der Sonnenreut nicht ahnen. Daß Du uns aber nicht alsbald Nachricht gabst, ist eine Pflichtversäumniß, die Strafe verdient.«

»Wie sollte ich Euch aus dem glücklichen Pathmos vertreiben?« entgegnete er, seine Augen an ihrer Gestalt weidend.

»Pathmos? sagte sie, das schöne Auge aufmerksam in die Höhe richtend. »Die Bezeichnung scheint in Mode zu kommen. Uebrigens entgehst Du Deiner Strafe nicht und

bleibst als unser Gefangener im Hause. Ich werde Dich zur Strafe nicht mehr fortlassen.«

»Zu Deiner Strafe, Ida?« fragte er, indem er ihr näher rückte, ihre Hand ergriff und ihr mit einem warmen Blick in die Augen sah, so daß sie dieselben hin und her gehen ließ, bis sie endlich mit Lachen erwiederte:

»Zu meiner Strafe, Vetter? Wie sonderbar! Was hätt' ich denn verbrochen, das so strafwürdig wäre? Man ist doch nur Gefangener zur eigenen Strafe!«

»So wollt ich nur, liebe Ida, Du wärest eine ebenso treue Wächterin, als ich redlicher Gefangener.«

»Traust Du mir Talent zur Kerkermeisterin zu? O pfui,« sprach sie lachend. »Ich habe ein zu glückliches Temperament, als daß ich mir viel Sorge um meine Gefangene machen könnte. Merke Dir das, lieber Heinrich.«

»Bin ich denn auch Dein lieber Heinrich?« fragte er jetzt und seine Blicke schwelgten in ihrem Anblicke, indem er ihr noch näher rückte. »Wenn nicht, nenne mich nicht mehr so, sonst bereue ich noch, daß ich Dich nicht gleich beim Empfange so geküßt habe!«

Und er brachte dabei seine Lippen dicht an ihre schönen Wangen.

»Wie stürmisch!« rief sie, indem sie lachend zurückwich. »Eine strenge Kerkermeisterin würde den Gefangenen solche Unbotmäßigkeit büßen lassen.«

»Auch den – Vetter?«

»Selbst den Bruder,« sagte sie. »Als solchen habe ich Dich schon als Kind ansehen gelernt. Glaube mir, Heinrich, für bruderlose Mädchen ergeben sich doch eine Menge Entbehrungen und Verlegenheiten. Ich habe schon oft andere Mädchen beneidet, denen es an Brüdern nicht fehlt, in deren Gesellschaft man zum Beispiel auch die Parade besuchen könnte. Lieber recht viele, als gar keine! Ich habe deswegen Deine Rückkunft oft sehr ersehnt.«

Der Vetter ließ jetzt Ida's Hand unwillkürlich los. In einem Tone, der scherzhaft klingen sollte, sagte er dann:

»Du taugst wirklich nicht zur Kerkermeisterin, Ida, da Du selbst Deine innersten Gedanken und Empfindungen so frei herumschweifen läßt.«

»Wolltest Du es anders haben, lieber Vetter? Soll ich sie ganz verschließen?«

»Nein, das nicht gerade. Ich möchte Dir nur noch zu bemerken geben, daß ich für einen Bruder in Deinem Sinne vollständig verdorben bin.«

Da jetzt die Tante zurückkam und ihren Neffen noch so viel zu fragen hatte, worauf sie dessen Antwort erwartete, fiel Ida's Schweigen nicht auf. Deren Augen aber streiften einige Male den Vetter und ihre Miene schien sagen zu wollen:

»Der gute Vetter ist verliebt. Es thut mir leid für ihn, aber ich kann ihm nicht helfen.«

Heinrich hatte aber Mühe genug, um seiner Tante keine zerstreuten Antworten zu geben. Seine Miene war wieder getrübt, seine Blicke hefteten sich häufig auf den

Boden. Mechanisch bückte er sich dabei, um ein weißes Blättchen aufzuheben, welches das Muster des Fußteppichs unangenehm unterbrach. Ebenso unwillkürlich und mechanisch betrachtete er das weiße Blättchen. Es war eine Visitenkarte von gewöhnlicher Form. Aber es mußte ein nicht gewöhnlicher Name darauf stehen, da er plötzlich stutzte.

»Begegnet mir denn dieser Name hier allenthalben?« sagte er jetzt zu sich selbst, und las den kurzen Inhalt des Kärtchens noch einmal.

»Was beschäftigt Dich? Was hast Du da?« fragte die Tante.

»Wie kommt denn diese Karte in Dein Haus, liebe Tante?«

»Wahrscheinlich auf dem gewöhnlichen Weg. Es wurden während meiner kurzen Abwesenheit mehrere abgegeben.«

»Kennst Du Herrn v. Helming aus Braunschweig?«

Eine seltsame Bewegung glitt bei dieser Frage über das Antlitz der Tante, die keinen Zweifel mehr hatte, daß sie das Kärtchen in der Eile über den Rand ihres Sekretärs hinuntergeschoben habe. Sie hatte sich jedoch schnell zu der Antwort gefaßt:

»Etwas kenne ich ihn – von früher.«

Wildhoff hatte offenbar Lust bei dem Stoff zu verweilen, aber er konnte keine weitere Frage stellen. Denn das zierliche, rothbäckige Kammermädchen zeigte sich am Eingange.

Ida warf einen forschenden Blick nach ihr, die Mutter aber fragte:

»Was gibt's denn, Jeanette?«

Darauf näherte sich das schmucke Kind der Dame des Hauses und flüsterte ihr etwas zu, das Wildhoff nicht hörte, da er Ida beobachtete, welche ihr schönes Haupt aufgerichtet hatte und mit aufmerksamer Spannung hinüber zu horchen schien. Daß sie Einiges von dem Inhalte der Botschaft vernommen oder auch blos errathen habe und daß dieser Inhalt sie in hohem Grade berühren mußte, merkte er an der Gluth, die plötzlich von der etwas geöffneten Busenwölbung her über die plastischen Schultern, Hals, Kinn und Wange des herrlichen Mädchens emporstieg und selbst die Stirne noch bis zum Scheitel färbte.

Die Tante warf einen keineswegs ruhigen Blick, zuerst auf die Tochter, dann auf den Neffen. Sie nagte dabei etwas an der, noch immer vollen und schöngeschweiften Unterlippe, als ob sie innerlich nach einem Entschlusse ringe.

Endlich mußte sie diesen nun auch gefunden haben, denn sie ließ flüsternd gegen das Kammermädchen einige Worte fallen, und dieses entfernte sich eiligst.

Nun trat ein Moment der Spannung nicht blos für die Damen ein, sondern auch für Wildhoff, dem die große Erregung von Mutter und Tochter, welche bedeutsame Blicke wechselten, nicht entgehen konnte. Die Tante rang

sichtlich mit Anstrengung nach Fassung und gleichmüthiger Ruhe. Ida aber glühte noch immer, ihr Busen wogte, ihre Augen flammten und hafteten leuchtend, verlangend, fast schwelgerisch an der verhängten Flügelthüre. Wildhoff sah es. Unwillkürlich folgten seine Blicke den ihrigen, und hängten sich in eifersüchtiger Regung an die offene Portière.

Wäre nun durch den Vorsaal außen die weiße Frau geschwebt, ein schreckliches Gespenst aufgetaucht oder der Fürst der Hölle selbst erschienen in seinem infernalischen Staat – Fledermausflügel, Krallenfinger, *tubera frontalia* – so wie er sich im entscheidenden Moment dem Calderon'schen Magus entpuppt: Heinrich Wildhoff würde sicherlich weniger davon berührt gewesen sein, als von der minder schrecklichen, viel gefälligeren Erscheinung einer dunkeln Uniform, welche durch den Faltenrahmen der grünen Portière gewahrt werden konnte.

Achtes Capitel. Unser Held findet Veranlassung zum Sticheln und macht Erfahrungen.

Jählings, wie der in die Augen beißende grelle Blitz, durchzuckte bitteres Weh das Wesen Wildhoffs und fuhr erschütternd durch sein Seelenleben, um einen klaffenden Riß zu hinterlassen. Der Anblick Ida's mit allen verrätherischen Zeichen einer glühenden Leidenschaft, war der herbste Schmerz, den er seither empfunden und stürzte mit einem Male – mit dem Glauben an sich selbst

– das erträumte Glück seiner Liebe, alle seine langgenährten Hoffnungen. Es war eine leidvolle tiefempfundene Enttäuschung, die jetzt der Zuversicht seines Selbstgefühls ward, eine schwere blutige Verletzung seines Stolzes.

Und so saß er da und starrte vor sich hin, mit krampfhaft verzogener Miene, welche die Leidenschaften spiegelte, die sich jetzt in seiner Seele tummelten. Tiefer Schatten umwölkte seine Stirne, seine Augen hatten denselben drohend finstern Glanz gewonnen, wie einige Tage vorher beim ersten Anblicke desselben eleganten Officiers, dessen gewinnende Erscheinung mit der feinen Tournüre in der Stunde, wo er das Haus seiner Tante wieder zum ersten Male betrat, ihm vor seinen Augen auftauchte.

Seltsam! der, den er vorahnend schon wie sein verkörpertes feindseliges Schicksal gehaßt, stand jetzt da außen in den Zimmern seiner Tante, und alle Pulse seines schönen Bäschens flogen diesem zu und hießen ihn tausendmal willkommen.

Auch der schmucke Officier im Vorsaal draußen stutzte, als ihn ein Blick durch die Portière hindurch einen jungen Fremden, von gefälligem Aeußern, bei den Damen im Boudoir der Hausfrau erkennen ließ. Er verzog dabei jedoch nur ein wenig die Lippen und gab dem Schnurrbart einen besonders kecken Aufstrich, als er mit sekundenlangem Unbehagen des ungewöhnlich verzögerten Empfangs harrte.

Frau von Luckner hatte sich nur etwas weniger beeilt, weil sie ihre Verwirrung zu bemeistern, ihr Benehmen zu regeln hatte. Ihre Geistesstärke half ihr aber auch in diesem verfänglichen Momente rasch zu der nothwendigen Sammlung und vielgeübten Selbstbeherrschung. Sie unterdrückte die äußeren Zeichen der Beklemmung über einen Besuch, der sonst nie, doch aber in diesem Momente ungelegen kam. Nun aber eilte sie mit aller ihr zu Gebot stehenden anmuthigen Würde dem Gaste entgegen und beantwortete dessen Befürchtung, stören zu können, mit der freundlichsten Einladung, es sich im vertraulichen Familienzirkel gefallen lassen zu wollen. Dennoch war dem scharfen Blicke des jungen Hofmannes nicht entgangen, was die kluge Frau innerlich bewegen mochte. Er schloß daraus mehr als aus der Miene des Fremden, daß er in demselben einem Rivalen begegne.

Wenn er deswegen überhaupt eine Besorgniß hegte, so war der Anblick der Tochter des Hauses am geeignetsten, sie zu zerstreuen. Ida gab sich, die Gegenwart des Vetters vergessend, ganz dem Eindruckes des Augenblicks hin. Ihre freudige Aufregung konnte und wollte sie nicht verbergen. So harrte sie von ihrem Platze aus des Eintretenden mit jenem verschämt glücklichen Lächeln, welches auch ohne Worte den angenehmsten Willkomm bietet.

Zwar bot Ida demselben nicht die Wange, wie sie dieselbe dem Vetter geboten, so daß der Officier sich begnügte, das schöne Mädchen in der herkömmlichen galanten Weise zu begrüßen. Auch nannte sie diesen nicht

»lieber Vetter«, wie sie den Architekten geheißen. Und dennoch, welch' ungleich anderer Empfang, als der, welcher dem nach langer Abwesenheit wieder Heimgekehrten zu Theil geworden!

Der Argwohn hatte noch Wildhoffs Blick geschärft; und, seltsam genug, fast mit mehr Bitterkeit, als die warmen Gefühle der Tochter erfüllte ihn das unverkennbare lebendige Interesse der Mutter an dem jungen Hofmanne und Günstling, die sichtliche Begünstigung seiner Annäherung an ihr einziges Kind, eine Begünstigung, die auch noch durch ihre momentane beklemmende Anwandlungen durchleuchtete. Und doch hatte die kluge Frau ihm selbst in Dutzenden von Briefen keineswegs mißverständliche Andeutungen über ihren Wunsch einer engeren Verbindung zwischen dem Neffen und der Tochter gemacht, – Wildhoff hatte sich gewöhnt, vertrauensvoll sein ganzes Lebensglück auf diesen Plan zu gründen!

Und jetzt?

Bleich und düster, mit Betrachtungen, welche in trüber Fluth über seine Seele hinstürzten, saß Wildhoff noch immer im Hintergrunde auf dem Fauteuil, während der neue Ankömmling sich als frisch gebackener Hauptmann vorstellte, Gratulationen empfing und Frag' und Antwort über den verlängerten Aufenthalt auf der Sonnenreut wechselte.«

Erst als die Tante, nach einigen vergeblichen Versuchen abzubrechen, nicht länger die gegenseitige Präsentation der jungen Herren verzögert wissen wollte und sich entschieden ab und zu dem Neffen wandte, erhob

sich dieser langsam von seinem Sitze. Seine Verbeugung und die wenigen Worte, welche er den verbindlichen des jungen Hofmannes entgegensetzte, entsprachen zwar äußerlich den Anforderungen der guten Sitte, waren aber doch von jener frostigen Höflichkeit, die einer ablehnenden Haltung gleichkommt. Während der Eine das unangenehme Gefühl, das ihn beim Anblicke des schlanken jungen Fremden in vertrauter Nähe der reizenden Ida beschlichen, unter einer beglückten Miene vergrub, konnte der Andere seine Empfindungen nicht gleich gut verbergen.

Soviel natürliches Talent der junge Hofmann auch hatte, sein Benehmen unabhängig von seinen Leidenschaften den Umständen anzupassen, erschien es doch der Frau v. Luckner, als ob ihm heute so gut wie ihr selbst die völlige Unbefangenheit fehle. Das Beengende der Gegenwart eines Vierten schien seinem Verhalten etwas erzwungen Reservirtes, seiner Unterhaltung etwas allzu Aphoristisches zu geben. Dabei warf er oft mitten im Gespräche aus seinen Augen gleichsam Leuchtkugeln aus, um das Terrain zu erforschen, sah oft prüfend nach dem aufgetauchten Vetter, der so brütend auf seinem Fauteuil saß und durch den Besuch wenig erbaut schien. Mit nicht geringer Pein bemerkte die Tante die spionirenden Blicke, welche sich die Beiden zusandten, – wie selbst des Officiers Augen einige Male nachdenklich auf dem Gesichte Heinrichs verweilten, während dieser in brütender Verdüsterung sich wenig an der Conversation betheiligte.

Allem dem gegenüber war jedoch Ida die Unbefangenheit selbst. Ein Kind des Augenblicks und nicht gewöhnt, sich Zwang anzuthun, plauderte, lachte, scherzte, neckte sie und sprang von einem Gegenstand zum andern. Und in der That, wenn ihre Lippen auch nicht Zeugniß für ihr Vergnügen abgelegt hätten, verrieth sich ihr Glück doch durch die gesteigerte Klarheit und den Glanz ihrer Augen, durch die fast leuchtende Glätte ihrer Stirne, durch das wundervolle Aufblühen und Schwellen ihres Antlitzes, durch freieres Athmen und das fröhliche Wogen ihres Busens. Sie war wunderschön in ihrer Freude, für ihren Vetter aber ein schmerzender Anblick.

Grimmiges Leid fraß sich in sein Herz ein.

Aber er faßte seinen Entschluß. Mit männlicher Entschiedenheit verzichtete er jetzt schon innerlich. Selbst wenn seine Liebe zu Ida einen noch viel schwärmerischern, glühenderen Charakter getragen hätte, würde er nach dieser Erfahrung auch die dargebotene Hand ausgeschlagen haben.

Er ahnte dabei nicht, wie sein Verhängniß mit ihm spielen wollte, und daß er auch heute noch ein Glücklicher zu nennen war gegen spätere Tage.

Durch seinen innerlichen Verzicht hatte er Stärke und Unbefangenheit genug gewonnen, um sich zur Freude seiner Tante wieder etwas mehr an der Conversation zu betheiligen.

Er wollte die Unbefangenheit, mit welcher Ida ihn über der lebhaften Unterhaltung des Besuchs vergaß, verwinden. Aber Ida war wie in einem Zauber befangen. Gelegentliche Fragen des Vetters beantwortete sie nur kurz und so nebenbei, indem sie sich immer wieder rasch dem schönen Hauptmann zuwandte. Stellten die Herren einmal zu gleicher Zeit eine Frage, so konnte Wildhoff sicher sein, daß die seinige von Ida zuletzt und ziemlich gleichgültig beantwortet wurde, wenn sie überhaupt nicht ganz überhört worden war.

An solche Vernachlässigung – die durch ihre Absichtslosigkeit noch verletzender ward – nie und nimmer gewöhnt, kam wirklicher Grimm in seine Verstimmung, besonders bei der Beobachtung, daß der Officier mit wiederhergestellter bester Laune den schmeichelhaften Triumph als selbstverständlich hinnahm.

Einige Mal wiederholte der junge Hofmann Wildhoffs Reden in euphemistischer Wendung, indem er sie seiner zwar gewandten und leichten, aber ebenso inhaltsleeren Conversation einfügte. Es lagen darin kleine versteckte Zurechtweisungen, die den Architekten erbitterten. Doch wollte er seine Erregtheit keineswegs zeigen, um dem höfischen Besuch nicht noch mehr Uebergewicht zu verleihen.

Als er jedoch von Ida auf einige Fragen keine Antwort erhielt, wollte er die so sehr Gefesselte nicht länger durch Fragen behelligen oder ihr Lauschen auf die schönen Worte des Officiers noch einmal einer Unterbrechung

aussetzen. Er lehnte sich an die Lehne seines Sitzes zurück und verharrte in finsterm Schweigen.

Wohl sah die Tante, was in seiner Seele vorging. Sie fühlte um so größere Theilnahme für seine Lage, als sie sich einer Schuld an der Nährung seiner Hoffnung, wie an deren Zerstörung selbst bewußt war. Nur mit Beklommenheit hatte sie noch an des Neffen Heimkehr denken können, seit ihre Pläne weiter ausgriffen. Jetzt suchte sie den Gekränkten durch verdoppelte Freundlichkeit zu entschädigen, obwohl sie mitleidig fühlte, wie ungenügend dies ihm erscheinen mochte. Von Herzen wünschte sie diesmal die baldige Entfernung des sonst so willkommenen Besuchs. Aber Herr v. Leith saß ganz glücklich ihrer Tochter gegenüber. Nun versuchte die Tante der Unterhaltung eine mehr allgemeine Wendung zu geben und Heinrichs Betheiligung nicht nur zu ermöglichen, sondern gewissermaßen zu erzwingen.

»Also Sie werden den Sommer im königlichen Seeschloß zubringen!« tönte eben Ida's Stimme. »Wie herrlich ist's am See.«

»Wenn er vom Lichte Ihres Antlitzes angestrahlt wird,« sprach der Hofmann.

»Ja, Herr v. Leith, er ist unbeschreiblich schön dorten – Sie verdienen so viel Glück gar nicht!«

Eine leise Klage seufzte dabei aus Ida's Busen. Ihr Angesicht aber schien wieder sonnenhell, als er erwiederte:

»Herrlichkeit, Schönheit und alles Glück wird in einem andern Theile des Hochlandes blühen, wenn wahr, was ich höre.«

»Was denn?«

»Daß Sie wieder Ihr abgelegenes Pathmos beziehen wenden.«

»Ah,« rief sie, ohne Widerspruch gegen das Compliment. »Traurig, daß die Mutter von der einsamen Sonnenreut nicht lassen will. Wie aber, Herr v. Leith, kommt unsere schlichte Sonnenreut zu dem erhabenen, apokalyptischen Namen?«

»Eine fromme Laune des Grafen Sporn, seine prächtige Einsiedelei Sporneck so zu nennen! Sie wissen ja, meine Gnädige, dessen Freunde sind manchmal Nachbeter seiner Einfälle.«

»Also ein gewöhnliches Plagiat? Nicht einmal Original in seiner Anwendung!« rief Ida mit einer Miene kokettirender Unzufriedenheit. »Das hätten Sie nicht verrathen sollen, – da hat die Aufrichtigkeit des Militärs der Galanterie des Hofmannes einen Streich gespielt. Uebrigens habe ich heute das Wort in derselben Anwendung und zwar von Jemanden vernommen, der sich nicht zu Ihrem Freundeskreises zählt.«

Ida wandte dabei ihr Antlitz leicht gegen den in seinem Schweigen verharrenden Vetter. Der aber ließ diese Art von Ermunterung zur Theilnahme am Gespräche völlig unbeachtet und konnte dies um so eher, als sie nicht als direkte Frage, sondern mehr nur als Erlaubniß angesehen werden durfte, von der er keinen Gebrauch zu machen geneigt war.

»Aber Du, lieber Heinrich, hast doch nicht aus derselben Quelle geschöpft?« fragte jetzt die Tante, indem sie sich herüberbeugte.

»Vielleicht doch,« erwiederte dieser. »Ich profitirte dieser Tage unfreiwillig und zufällig von der geistreichen Unterhaltung einiger Cavaliere – auf der neuen Brücke.«

Herr v. Leith sah überrascht auf den Sprecher. Und wenn er bei seinem Anblicke gemeint hatte, diesem Gesichte schon irgendwo begegnet zu sein, so wußte er nun, wo das geschehen war. Er biß sich auf die Lippen, indem er bei sich abschätzte, wieviel dieser Vetter der schönen Ida von jenem etwas indiskreten Gespräche erfahren haben möge.

»Wir waren ohne Ahnung,« sprach er dann, »daß unsere etwas ungestörte Conversation so scharfer Auffassung begegne.«

»Die Schärfe der Ohren, mein Herr, hat weniger Verdienst dabei, als die Stärke der Lungen, welche noch durch das Brausen des Stroms Worte und Namen vernehmbar machten. Uebrigens,« fuhr Wildhoff fort, »übrigens war für mich so wenig Vergnügen dabei, daß ich mich sofort aus der Hörweite entfernte.«

Herr v. Leith fühlte den Stich wohl und sein Blut wäre auch in die Wange geflossen, wenn das Erröthen dem angehenden Höflinge nicht als eine eben so üble und überflüssige wie gemeine Anwandlung erschienen wäre. So begnügte er sich denn, die Lippen zusammenzukneifen und den Schnurrbart wiederholt aufzustreichen, während Frau v. Luckner ihm zu gleicher Zeit beispringen

und dem Gespräche eine unverfängliche Richtung geben wollte, als sie sich zu dem Neffen wandte:

»Ich dachte, das Wort sei eine Reminiscenz aus Deinen griechischen Reisen, lieber Heinrich. Hast Du doch eines Besuchs auf Pathmos mehrmals in Deinen Briefen erwähnt.«

»Hab' ich das?«

»Wie? Du erinnerst Dich nicht mehr?«

»In einer zehnjährigen Correspondenz, liebe Tante, ist manches erwähnt, worauf man in der Folge vergißt,« sagte er.

Frau v. Luckner war trotz ihrer Weltklugheit und Herrschaft über sich selbst nicht so gewappnet gegen derlei versteckte Ausfälle, als Herr v. Leith. Verwirrt zog sie sich in die Lehne ihres Stuhls zurück, indem sie aus den gesenkten Augen dem Vetter einen halb vorwurfsvollen, halb abbittenden Blick zuwarf. Da wandte sich nun Ida mit übermüthiger Heiterkeit an den Vetter:

»Willst Du mir eine Frage beantworten?«

»Wir sitzen einander so nahe, daß es unartig wäre, solche zu überhören,« sagte Wildhoff.

Ida sah ihn an, als ob sie sich entsinnen wolle, wer das schon gethan. Dann fragte sie:

»Hattest Du auf dem classischen Boden der Apokalypse keine prophetischen Anwandlungen, keine Vision?«

»Ich bin kein Visionär, Ida! Habe keinen Blick in die Zukunft. Jedoch – was sollte mir denn vorschweben? Sollte es sich bei der Anwandlung um Dich selbst handeln?«

»Nehmen wir es an.«

»Um – ein Herzensgeheimniß?«

»Setzen wir den Fall . . . « sagte Ida nach einer verlegenen Pause.

»Nun,« erwiederte Wildhoff, »ich dächte, es bedürfe bei der Offenheit, mit welcher Du Deine Gefühle zu zeigen gewohnt bist, keiner besonderen Offenbarung.«

Jetzt ergoß sich über Hals und Antlitz des schönen Mädchens eine so starke Gluth, daß er für die Zurücksetzung sich hinlänglich hätte gerächt fühlen mögen, wenn überhaupt seine Absicht dahin gegangen wäre. Dennoch waren seine Aeußerungen fast nur unwillkürliche Ausflüsse seiner Gereiztheit, mit denen sich sein beklommenes Gemüth Luft zu machen suchte.

Herr v. Leith hatte indeß Tact genug, um das Erröthen und die Verwirrung Ida's ganz zu übersehen und das Gespräch in gleichmüthigem Tone aufzunehmen.

»Offenheit und Aufrichtigkeit,« sagte er, »sind schöne Prärogative der Verwandtschaft und gewähren eine vertrauliche Herzlichkeit, um die wir im Euphemismus des Gesellschaftstons Befangenen neidisch sind.«

Zum Henker, dachte Wildhoff, – versucht der Geck nochmals in seiner geschraubten Weise mich zu hofmeistern? Er soll die Anmaßung büßen! Laut aber sagte er:

»Sie haben Recht, Herr v. Leith, den Vetter um das Vorrecht zu beneiden, die Wahrheit erkennen und auch manchmal sagen zu dürfen.«

»Ein großes, ein schönes Wort: die Wahrheit,« sagte der Hofmann. »Ich liebe sie auch – im edelverhüllenden Gewande.«

»Ich die nackte Wahrheit.«

»Und doch wird sie im feinen Kleide überall eher Zutritt finden, als im Naturzustande.«

»Hoffähig würde sie auch so nicht, und wären Sie Ceremonienmeister, Herr v. Leith, so würden sie dieselbe auch trotz der schönsten Maske hinausweisen.«

»Ich würde ihr vielleicht nur das rechte Hofkleid geben, um ihr Zutritt zu verschaffen.«

»Dann würden Sie eben das Hofkleid zulassen, nicht die Wahrheit. Die Wahrheit trägt überhaupt keine Orden noch Bänder. Kennen Sie den englischen Junius, Herr v. Leith? Ich empfehle Ihnen dessen Briefe zur Lectüre und darinnen auch die Stelle: »Die Wahrheit braucht keine Verzierung, und was sie dem Pinsel borgt, ist Entstllung.«

»Wollen wir es dahingestellt sein lassen,« meinte der junge Hofmann lächelnd, während jetzt Ida mit ihrer Mutter leise flüsterte. »Jeder nimmt das, wie es ihm convenirt. Waren Sie längere Zeit in Rom, Herr v. Wildhoff?«

»Nur keine Euphemismen mit meinem bürgerlichen Namen, Herr v. Leith!« erwiederte der Architekt.

»Bitte um Entschuldigung. Schade, daß Sie nicht mehr da sind, da ich im nächsten Herbst im Gefolge Sr. Majestät dahin kommen werde.«

»Hätte ich geahnt, Sie dadurch verpflichten zu können, würde ich sicherlich noch nicht heimgekehrt sein,« sagte jetzt der Architekt in jenem trockenen Tone, der zweifelhaft ließ, ob er nicht eine Ironie verhüllte.

Herr v. Leith schien eine solche zu vermuthen, da seine Augen etwas unruhig zu Ida hinüberglitten. Dann aber meinte er:

»Es handelt sich nicht um mich, sondern um den Fall, daß Se. Majestät in Rom Ihre Führung beansprucht hätte.«

»Das wäre vom König sehr freundlich gewesen.«

»Se. Majestät sind immer gnädig, Herr Professor.«

»Ich danke für die Lection im Hoftone, muß aber nochmals bitten, mir meinen schlichten Namen ohne Euphemismen zu lassen,« sprach Wildhoff mit einem ruhigen Lächeln.

Herr v. Leith hatte offenbar ein Interesse daran, das Gespräch fortzusetzen, und die Damen fanden indeß Gelegenheit, ihre Gemüthsruhe zu erlangen.

»Ihre Kunst,« fing also der Höfling wieder an, »hat an Sr. Majestät einen eifrigem großmüthigen Beschützer. Haben Sie unsere herrlichen, überaus prächtigen neuen Straßen gesehen? Es sind glanzvolle, musterhafte Schöpfungen.«

»Euphemismen, Herr v. Leith, allzu starke Euphemismen.«

»Wie? Sie wären auch ein Verächter unsers neuen Styls? Das thut mir leid. Jedoch über Geschmackssachen läßt sich nicht streiten. Es fällt mit eben ein, daß Baron Buchberg sich nach talentvollen jungen Architekten umsieht. Seine Gärten im Norden der Stadt sollen zu Bauplätzen umgeschaffen und nach einem einheitlichen Plan

ein ganz neuer Stadttheil mit großartigen Vergnügungslokalen erbaut werden, – wie ich höre ist schon eine Actiengesellschaft im Entstehen . . .«

Wildhoff, den die Gönnermiene, welche der Höfling anzunehmen sich vermaß, nicht wenig ärgerte, sah nicht ein, warum er nicht eben so leicht das Thema wechseln dürfe als Herr v. Leith. Er antwrtete auf dessen verstecktes Erbieten also gar nicht und fragte:

»Ist das derselbe Baron Buchberg, auf dessen Stammschloß man dieses Jahr Haberfeld getrieben? Ich hörte allzugerne einmal einen Augen- und Ohrenzeugen über diese seltsame, höchst interessante Volksvehme. Ich schwärme ordentlich für diese romantische, geheimnißvolle, culturliche Erscheinung in unserm modernen Leben.«

Herr v. Leith behauptete seine Fassung besser, als die Dame des Hauses, während Ida ahnungslos zuhörte. Endlich sagte die Tante:

»Wenn Dir einmal getrieben werden sollte, lieber Heinrich, wirst Du weniger schwärmen.«

»Mit getrieben? Du sprichst fast sybillinisch, liebe Tante.«

»Es kann Jedem geschehen,« setzte die Tante hinzu, »und keiner, dem es widerfahren, hegt mehr das romantische Interesse für diese Ungeheuerlichkeit.«

Wildhoff hatte Sinn und Freude an allen ursprünglichen Aeußerungen eines noch unverflachten Volkslebens, wenn es vom geheimen Reize der Poesie umschwebt schien. Und dieser Reiz haftete in seinen Augen nun ganz besonders an dem nächtlichen Rügegerichte unter den oberländischen Bauern. Aber auch alle die andern Gründe, welche die Vertheidiger dieser einzigen Erscheinung vom sittlichen Standpunkte aus vorbringen, faßte er jetzt kurz zusammen und behauptete: es sei gut, daß neben den gewöhnlichem Gerichten noch dieser gefürchtete Bund bestehe, da dieser doch so manches sich blähende Laster, das ungestraft bliebe, mit seiner Acht treffe, kein Ansehn der Person scheue und besonders solche Sünder zu ereilen wisse, welche vor keinem Paragraphen des Strafgesetzbuches zu zittern brauchen und der öffentlichen Rechtspflege unerreichbar sind.

Herr v. Leith lächelte vornehm und überlegen ob dieses Eifers. Als nun Ida erwähnte, daß auch in Waldburg getrieben worden sei, da gerade die liebe, kleine Gräfin Adele dorten weilte, welche doch das beste, harmloseste und unschuldigste Wesen sei, vermochte Wildhoff nicht die Bemerkung zu unterdrücken:

»Ist sie das, woran nicht zu zweifeln, so thaten ihr die Haberfeldtreiber so wenig, als die Füchse zu thun vermögen, welche um den Stammbaum schleichen, in dessen Aesten sie geborgen sitzt.«

Diesmal mußte er doch in's Schwarze getroffen haben, da sich Herr v. Leith etwas verfärbte und da er herüberblickte, als wolle er fragen:

»Was weißt Du? – Oder sprach der Zufall aus Dir?«

Um seine Erregung jedoch zu verbergen, machte der Officier ein leises Geräusch mit dem Säbel, auf dessen Knauf seine Hand lag, und erhob sich dann, um noch einige Worte mit der Tante über den wirklichen Ausbruch der Ministerkrise zu sprechen und über den Intendanten Jensen zu lächeln, der sich einbilde, ein Portefeuille zu erlangen. Dann verabschiedete er sich, indem er mit der Tochter des Hauses tröstende Blicke wechselte, während diese sich über den Vetter ärgerte, dem durchaus keine Herzlichkeit gegen den liebenswürdigsten aller Männer auf Erden abzugewinnen war.

Der Vetter ist eben eifersüchtig und liebt – hoffnungslos, dachte sie und ging auf ihr Zimmer zu dem Freund ihrer einsamen Stunden und Liebesträume, – an den Flügel.

Neuntes Capitel. Welches den Grund enthält, warum der Architekt hätte Jurist werden sollen.

Der von seinen Reisen heimgekehrte Neffe der Frau von Luckner besah sich, nach der Entfernung seines Rivalen, die Gemächer im Hause seiner Tante, welche er künftighin bewohnen sollte. Dann ging er vor dem Diner noch in seinen Gasthof, um die Rechnung zu berichtigen und die Ueberführung seiner Effecten zu überwachen.

Das zerstreute ihn, aber der Stachel blieb im Herzen sitzen, den ihm die verflossene Stunde hineingedrückt. Es war ein Wendepunkt in seinem Leben. Das glänzende

Gebäude treugehegter Wünsche und langjähriger Hoffnungen war im Nu zusammen gestürzt. Wenn die früheren Pläne der Tante ihm bei eigener Gebundenheit eine Sicherheit gewährt hatten, welche auch seinem künstlerischen Thun und Streben zu Gute gekommen war; wenn er dabei auf das ihm bestimmte Ziel mit leichtem Geschick und gutem Muth lossteuern durfte, da es ihm den Lohn aller Mühen verhieß: so war das Alles durch die Stunde des Wiedersehens vernichtet, die er sich seit Jahren mit den Farben eines Glücklichen ausgemalt hatte.

Es war ein schlimmer Schlag gegen Eigenliebe und Selbstgefühl – dieser erste. Doch war Wildhoff eine jener Naturen, die zu stolz sind, um einen Verlust zu beklagen, und die Wunden nicht sehen lassen sollen, bis sie vernarbt sind. Mehr empört als trostlos und niedergeschlagen, mehr gereizt als traurig nahm er die Enttäuschung auf. Sein Stolz griff mit starkem Willen zu dem drastischen Mittel, diese Liebe oder was es gewesen mit allen Wurzeln aus seinem Herzen zu reißen, – und sein Stolz half ihm auch über jeden dadurch verursachten Schmerz hinaus.

Nun bereute er, daß er sich in kleinlicher Verstimmung zu kleinlichen Nergeleien hinreißen ließ, statt in selbstbeherrschendem Gleichmuthe hinzunehmen, was nicht zu ändern war.

Als er nun bei Tische erschien, war er in der Stimmung, weder mit Gereiztheit noch affectirter Gleichgültigkeit, sondern mit dem Gleichmuthe eines ernsten Mannes sich in seine Lage und sein Schicksal zu finden. Die

Tafelzeit ging ziemlich still vorüber. Doch war jedes Wort der Tante herzlich und ihre Aufmerksamkeit wahrhaft mütterlich, während Ida zwar nicht schmollend, doch nachdenklich erschien und sich später unter dem Vorgeben von Kopfweh zurückzog. Eine von Schumanns leidenschaftlichen Compositionen tönte dann von ihrem Zimmer mit gedämpftem Klange in das Boudoir der Mutter, welche ihren Neffen zum Kaffee dahin geführt hatte. Denn für ein Verweilen im Garten war das Wetter zu trübe und windig.

»Du thust mir doch den Gefallen, Heinrich, und rauchst Deine Cigarre,« sagte die Tante, und erging sich in ihrer liebenswürdigen Art über Kleinigkeiten und Gewöhnliches. Nicht der geringste Vorwurf wegen Wildhoffs Anzüglichkeiten kam über ihre Lippen. Des Vorgegangenen wurde mit keinem Worte erwähnt. Und doch fühlte Wildhoff, daß die Tante manches auf dem Herzen habe, dessen sie sich vor ihm zu entledigen wünschte. Der Weg dazu schien gefunden, als die Tante, auf ihre Handarbeit blickend, welche die Pause ausfüllte, ruhig fragte:

»Du hast doch Ida nicht kränken wollen mit Deiner Aeußerung auf ihre Frage?«

»Warum stellte sie auch die wunderliche Frage?« war seine Antwort, während der Rauch seiner Cigarette in leichten Ringeln emporwirbelte.

»Sie ist nicht so wunderlich, als sie erscheint, lieber Heinrich. Ida hat wie Jedermann einen besonders oft wiederkehrenden Traum. Nämlich, sie wandle mit einem

unbekannten Begleiter am Meeresufer auf einer klippenreichen Felseninsel – Pathmos ist ja eine solche – Rosen pflückend über einem Abgrunde, als sie plötzlich . . .«

»Ida liebt es sonach immer noch über Abgründen zu wandeln, wie als Kind!« fühlte sich Wildhoff unwillkürlich veranlaßt, einzufallen.

Die Tante sah ihn darüber aufmerksam und fast vorwurfsvoll an, bis sie endlich sagte:

»Es war ja ein Traum! – – Du *mußt* ihn übrigens nicht hören.«

»Doch, liebe Tante, ich bitte und werde Dich nicht wieder mit einfältigen Bemerkungen unterbrechen.«

»Gut, sie wird von ihrem fallenden Begleiter mit über die Klippe in's brandende Meer gerissen, – er rettet sich durch Schwimmen, sie aber sinkt unter und ertrinkt. Als sie nun wieder erwacht – Du weißt ja, daß man träumend auch im Tode wieder erwachen kann, – als sie erwacht, erkennt sie Dich, der sie aus der Fluth gezogen, eine noch krampfhaft gehaltene weiße Rose ihrer starren Hand entnimmt und dazu spricht (was sie immer mit Lachen erzählt): Es ist gut so!«

»Und warum erzählt sie das lachend?« fragte Wildhoff jetzt mit großem Ernst.

»Du weißt ja, sie ist heiteren Temperaments und erkennt in dieser Resignation eines Vetters, daß es eine schöne Sache um das Leben sei, wäre es auch nur, um

nicht auf solche Weise betrauert zu werden. Sie ist jedoch immer geneigt, Gleichgültigkeit oder Vernachlässigung lieber Verwandten in Gesellschaft als eine besondere Bevorzugung anzusehen, weil es von einer Vertraulichkeit zeugt, die wir gegen Fremde nie anwenden könnten oder uns zu Schulden kommen lassen dürften.«

»Ich muß gestehen,« sagte jetzt Wildhoff verwundert über diese gewundene, sophistische Beweisführung und Rechtfertigung, »es ist das eine originelle Auffassung, aber wohl die richtige, denn auch der Hauptmann von Leith bekennt sich zu derselben.«

Frau von Luckner sah wieder auf ihre Arbeit nieder, fragte aber dann plötzlich, ohne aufzusehen:

»Und wie gefällt Dir Herr von Leith?«

»Mir? Wie er mir gefällt? Es ist das ja ganz gleichgültig, – aber er könnte mir besser gefallen.«

»Er ist doch ein feiner, artiger junger Mann.«

Und Frau von Luckner sah noch immer auf ihre Arbeit nieder, während Wildhoff entgegnete:

»Wenigstens ein geborner Hofmann, hübsch, glatt wie Oel, galant – tanzt wie ein Starost, reitet wie ein Scheikh, lebt wie ein Marchese und das Alles gefällt den jungen Damen wohl, manchmal auch den alten.«

»Mit einem Worte,« sagte jetzt Frau von Luckner, ihre noch immer schöne Gestalt im Fauteuil aufrichtend: »Er ist ein Cavalier. Du könntest noch einige Eigenschaften nennen, die ihn Frauen und Männern empfehlen.«

»Und diese wären?«

»Er ist ein Mann von Talent, ein Mann vom feinsten Tact, von *großem* Einfluß, und in der *allerschönsten* Carrière.«

»Ein Günstling!« sagte Wildhoff kurz, und fast verächtlich.

»Ja, ein Günstling!« wiederholte die Tante das Wort, aber mit ganz anderer Betonung, als wolle sie sagen: Weißt Du was das ist? Du würdest wohl daran thun, es zu bedenken! – Laut jedoch fügte sie noch hinzu: »Er hat schon jetzt das ganze Vertrauen des Königs, noch bevor er Flügeladjutant geworden. Sagen wir also lieber: ein *Freund* des Königs.«

»Könige sollen aber solche Freunde nicht haben,« sagte jetzt Wildhoff.

»Wie ungerecht! Das kann doch Dein Ernst nicht sein, Heinrich!«

Wildhoff jedoch erwiederte ruhig:

»Mein vollkommener Ernst. Da meine liebe Tante von je an Politik Gefallen gefunden, berufe ich mich auf den größten politischen Autor, den pseudonymen Junius, den ich heute bereits Herrn von Leith empfohlen. Dieser sagt nun in einem an den König Georg III. von England gerichteten Briefe: »Das Glück, welches Sie zum König machte, verbot Ihnen einen Freund zu haben; das ist ein Gesetz der Natur, welches nicht ungestraft verletzt werden kann; der betrogene Fürst welcher Freundschaft sucht, findet einen Günstling und in diesem Günstlinge den Ruin seiner Angelegenheiten.« Was meinst Du nun, liebe Tante?«

»Daß das, so allgemein hingestellt, zu hart, ja ungerecht ist. Das kann für das damalige England seine volle Gültigkeit gehabt haben, hat sie aber nicht für uns und im speciellen Falle.«

»Ich meine doch, auch für uns!« sagte Wildhoff. »Die allgemeine Entmuthigung, das trostlose fatalistische Hinleben, der Mangel an frischem, fröhlichen Aufstreben im Lande sind Erscheinungen, welche als Wirkungen des Günstlingswesens aufgefaßt werden, da nicht mehr das wahre Verdienst in Frage komme, sondern Gunst und königliche Freundschaften entscheiden.«

»Und wer hat Dir das gesagt?« fragte die Dame des Hauses jetzt, indem sie ihre Arbeit und ihre Hände auf den Schooß legte, um den Neffen unverwandt anzublicken.

»Ich sehe nicht ein,« antwortete dieser, »warum ich seinen Namen verschweigen sollte. Es ist mein Freund Dr. Ernst Herbert.«

»Der Verfasser von Oswald dem Geiger, einiger culturlichen Werke, – der spätere Redakteur?«

»Derselbe!«

»So!« sagte Frau Luckner, noch immer den Kopf aufgerichtet und die Augen scharf auf die Miene Wildhoffs geheftet. Der Ausdruck ihres eigenen Gesichts ward dabei ein ganz anderer, als gewöhnlich. Die freundliche Milde und Weichheit wich einer fast männlichen Entschlossenheit und Bestimmtheit, als sie noch einmal wiederholte:

»So! Also ist er doch unzufrieden mit den Dingen, wenn er auch nichts thut, um sie zu ändern!«

Erstaunt über die Veränderung, welche in Haltung und Miene seiner Tante vorgegangen war, erwiederte Wildhoff:

»Darauf hat er – und wie mir scheint, mit Recht – verzichtet. Nachdem er große Opfer vergeblich gebracht, durfte er sich zurückziehen. Er ist Familienvater.«

Die Tante sah jetzt einige Sekunden lang schweigend vor sich hin, wobei ein harter, fester Zug um ihren Mund immer deutlicher hervortrat. Hierauf aber sagte sie:

»Ich liebe die resignirenden Männer nicht.«

»Seine Resignation war eine Folge der Verhältnisse, eine durch die Umstände gebotene, nothwendige,« bemerkte Wildhoff, indem er mit Eifer fortfuhr: »Ueber die öffentlichen Angelegenheiten hatte er seine eigenen vernachlässigt, über dem gemeinen Wohl das seiner Familie aus den Augen gelassen und sah sich plötzlich von allen Hülfsmitteln entblößt in wirklicher bitterer Armuth.«

Frau v. Luckner hob ihre weiße schmale Hand und ließ sie auf die Lehne fallen.

»Es kann ihm ja so leicht geholfen werden . . . «

»Ich glaube, das käme zu spät!«

»Warum? Wie so?«

»Weil er sich heute selber helfen zu können glaubt und das sicherer findet, als fremdem Wohlwollen zu vertrauen,« sprach der Neffe.

»Aber, wenn man dem Könige sein neuestes Werk empfehlen . . . ihn auf den Mann aufmerksam machen wollte . . . Es könnte doch etwas geschehen . . . «

»Was ihn heute nach den überstandenen Leiden, welchen man ihn überlassen – nur vielleicht erbittern würde. Und wozu würde man sich für ihn, dem die Empfehlung ausländischer Herkunft fehlt, aufraffen? Zu einer Bagatelle gegen eine beengende, hindernde, fortwährende Verpflichtung. Ich glaube, er hofft und will nichts mehr von dieser Seite, wie er auch politisch nichts mehr von unserm Staate erwartet.«

Die Tante wollte jetzt etwas Näheres über Ursachen und Gründe dieser Zurückgezogenheit und über die Natur eines Pessimismus erfahren, den sie wohl begriff, aber nicht theilen konnte, – und Wildhoff schilderte die frühere Hoffnungsfreudigkeit seines litterarischen Freundes, dessen Entmuthigung gegenüber dem fanatisch durchgeführten System der neuen Aera, dann seine Uebernahme der Leitung eines politischen Blattes.

»Sein Blatt las ich mit Vergnügen,« äußerte jetzt Frau v. Luckner. »Es war frisch, überzeugend geschrieben, schmeichelte weder nach oben noch nach unten, machte aber doch auch den Eindruck einer gewissen Gereiztheit und Nervosität des Redakteurs.«

»Ah, der Teufel auch – bitte um Entschuldigung, liebe Tante – wenn Einem Alles aufgebürdet ist, wenn aufreibende Arbeit alles Fehlende ersetzen soll, wenn man für alle Sünden einer Partei verantwortlich gemacht ist, die ohne Einsicht und Opfermuth, unfähig und theilnahmlos dem täglichen Ringen ihres Organes nach gedeihlicher Existenz zusieht und sich nur in inneren Streitigkeiten

gefällt: da bleibe man ruhig in unausgesetzter abhetzender Thätigkeit – ohne Hoffnung eines Erfolgs!«

Und nun wiederholte Wildhoff die Darstellung seines Freundes über diese Verhältnisse, wie man die Unterstützung der Presse auffaßte, und verhehlte Herberts Auffassung der Ursachen und Folgen so wenig, als die bedenklichen Symptome eines nahenden Zerfalls.

Mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme hörte die Tante zu. Die Mittheilung gewährte ihr einen Einblick in Verhältnisse, die sie seither nur oberflächlich beachtet hatte und darum wenig kannte, wie denn ihre Begriffe vom Preßbetriebe und dem hierzu nothwendigen Aufwande so naiver und primitiver Natur waren, als sie in einer Stadt sein mußten, wo man eigentlich nur kleine Raubblättchen kannte.

Als ihr Neffe geendet hatte, sah sie sehr ernst drein und ihre Züge zeigten den Ausdruck, welchen sie im Verlaufe des Gesprächs angenommen, in nur noch deutlicherem Gepräge. Ihre Stimme hatte etwas von bedenklicher Ruhe, als sie endlich sagte:

»Ich fürchte, Dein Freund Herbert hat in Vielem, in den meisten Dingen Recht. Wir sind heruntergekommen – tief, tief, sehr tief. Aber« – und die immer noch schöne Büste der Frau hob sich dabei, ihr Kopf richtete sich auf – »eine um so schönere Aufgabe, uns weder emporzubringen. – Heinrich, Heinrich, warum wurdest Du kein Jurist!!«

Der Angerufene schaute befremdet, fast verblüfft auf seine Tante.

»Ich dächte,« sagte er dann, »daß ich mit Deinem Willen Architekt geworden und mich als solcher wohl genug befinde.«

»Aber,« redete die Tante weiter, »in unserer politisch bewegten Zeit, was könntest Du mit Deinem Talente erreichen, wirken! Welche Aussichten eröffneten sich jetzt für Dich! Juristen sind in unserm Staate Alles, können Alles, werden Alles. Verwaltung, Unterricht, Handel – Alles, Alles liegt von Staatswegen in den Händen von Juristen.«

»Drum das Gedeihen von Allem!«

Die Tante hörte nicht auf den Einwurf und fuhr fort:

»Der Kunst bleibt in unserer bewegten Zeit nur ein untergeordneter Rang, – der Jurist kann Alles werden, und wärest Du's, Gott weiß, daß Du selbst nach einem Portefeuille greifen dürftest, sowie die Dinge jetzt für uns, für Dich und mich liegen. –

»Ja! Schon damals hätte ich die juridische Laufbahn für Dich vorgezogen, aber Dein Onkel – mein seliger Ministerialrath – sagte: es gebe der Juristen ohnehin zu viele, die Landesvertretung und Gesetzgebung hätte nur immer neue Aemter zu schaffen für die zahlreichen Beamtensöhne, die sich nur wieder in die Juristerei flüchten, und der Staat sei ohnehin gleichsam nur noch der Juristen wegen da, wie der König für unternehmende Ausländer. Er wolle nicht die Hand bieten – und so weiter! Du kanntest ihn ja.«

»Der Onkel war ein gewissenhafter, patriotischer Beamter,« sagte Wildhoff.

»Ja, das war er – Gott weiß es, das war er, mein braver, guter Luckner,« sprach die Tante und sah bewegt zu dem Portrait ihres Mannes auf, das eben dem ihrigen über dem Sekretär hing. »Aber in seiner Gewissenhaftigkeit doch etwas zu ängstlich und minutiös. Es genirte ihn jede Berührung mit dem jeweiligen Freunde des Königs, und auch dem Kabinette gegenüber war er so unempfindlich! Denke Dir nur, Heinrich, erst nach seinem Tode erfuhr ich, daß er einmal zum Minister designirt gewesen, aber zu starr bei seiner Meinung von der Stellung geblieben sei! Andere waren nicht so engherzig und rutschten hinein!«

»Da handelte er, wie immer, als ein Mann von Ehre!«

»Aber ohne Ehrgeiz und Lebensklugheit, die denn doch erst den Mann vollenden!« erwiederte die Tante. Wir müssen vor Allem die Macht *erreichen*, um das Beste zu wirken. Wir leben in keiner idealen Welt und müssen die Dinge nehmen, wie sie liegen, das Mittel ergreifen, das gegeben ist. Die Zustände sind ungesund, der Staat in einer nahezu kritischen Lage. So *darf* es nicht fortgehen! Um den Dingen aber eine Wendung zu geben, gebrauche man den Hebel, der seither zum Schlimmen gewirkt, einmal zum Guten.«

»Und der wäre?«

»Diejenige Person, welche das Vertrauen des Königs besitzt und ihn – beeinflußt,« sprach die Tante mit seltsamen Nachdrucke.

»Also der zeitweilige Günstling,« sagte Wildhoff mit langsamer unzufriedener Betonung. »Da wären wir wieder am Aus- und Eingang Deiner Betrachtungen. O Tante, soll ich denn wiederholen, daß jede Günstlingswirthschaft, auch die beste, nichts taugt und demoralisiren *muß*!«

Die Tante wiegte lächelnd ihr Haupt, als sie nun sagte:

»So seid ihr Männer alle! So sind sie alle! Sie sehen das nahende Verderben, klagen darüber, jammern oder schimpfen, vermögen sich aber nicht aufzuraffen zu einer entschlossenen oder auch nur klugen That, die jenem steuert. Als ob wirklich alle Spannkraft im Lande gebrochen wäre, stehen sie rathlos, lassen sich willenlos forttreiben, und sehen lieber Alles zu Grunde gehen, als daß sie von einer vorgefaßten Meinung, von einer persönlichen Antipathie oder auch nur eigensinnigen Laune, einer Schrulle lassen, ohne welche sie den Weg zum Bessern sogleich erkennen müßten. Man spricht den Männern vorzugsweise Charakterstärke und Muth zu. Ich sehe in einer solchen Scheu vor dem einzigen Rettungsmittel, wo so viel auf dem Spiele steht, weder Stärke noch Muth, sondern das Gegentheil. Darum, lieber Heinrich, will ich Dir jetzt Etwas anvertrauen, es wird Dir eine Erklärung für vieles – Dunkle geben.«

Und Frau von Luckner legte ihre feine, weiße Hand auf den Arm des Neffen, beugte sich ganz zu demselben herüber und sah ihn mit ihren großen, noch immer schönen Augen durchdringend und fragend an, als ob sie erforschen wolle, ob er auch ihr Vertrauen zu würdigen wissen

werde. Seine Spannung ward nicht wenig durch die feierliche Miene gesteigert, mit der sie noch in zögerndem Schweigen verharrte.

»Um Gottes willen, Tante, was bedeutet das?« fuhr er dann heraus, als sie noch immer das Versprochene zurückhielt.

»Es bedeutet, daß wenn die Männer ruhig sitzen bleiben, die Frauen es versuchen müssen, helfend einzugreifen!« sagte sie mit einem Ausdrucke, der einen bestimmten Entschluß kundgab.

»Die Frauen?« rief Wildhoff seltsam berührt.

»Wenigstens *eine* Frau!« antwortete sie.

»Du, Tante?«

»Ich!«

Eine Pause trat ein. Frau von Luckner hatte wieder ihre Hand von dem Arme des Neffen gezogen, nicht aber ihre Blicke von dessen Mienen, saß kräftig aufgerichtet in ihrem Stuhle. Der Architekt aber starrte sie an, erstaunt, verwirrt, nachdenklich. Er wußte nicht, ob er lächeln oder zürnen solle über diese vermessene Erklärung einer Frau. Und doch kannte er seine Tante wieder zu gut, um anzunehmen, daß sie nicht genau überlegt habe, was sie hier sagte. Es gehörte eben auch nicht viel Scharfsinn dazu, um ihrem Gedankengang nachspürend zu errathen, was sich hinter dieser einleitenden Erklärung noch berge, oder auf welchen Plan ihr Entschluß gegründet war. Die Aufregung Wildhoffs war schon wieder beschwichtigt, als er jetzt mit kühlem Tone sagte:

»Du wirst doch kein Frauenregime im Auge haben, liebe Tante.«

Sie lächelte, als sie erwiederte:

»Es sind nicht die schwächsten Regenten gewesen, die Frauen, wie die Geschichte lehrt. Uebrigens beruhige Dich, lieber Heinrich. Ich will nicht herrschen, nicht regieren, – die Thorheit eines solchen Strebens wirst Du mir doch nicht zutrauen, und ich glaube, in meinem Alter ist man gesichert vor solchen Unterstellungen. Ich will nur beeinflussen können, um Gutes zu wirken, Schlimmes zu verhüten. Es genügt oft ein schwacher Anstoß, um die Dinge in's Rollen zu bringen und zum Besten zu leiten. Ich würde ganz im Hintergrunde bleiben und manchmal, wo es noththut, nur so antupfen, ein wenig schieben und Andere handeln lassen, die – jünger sind. Man kann so ohne Aufsehen Außerordentliches leisten. Und daß es anders werden muß, daß dieser gefährlichen Verdrossenheit und Apathie besonders im geistigen Bereich begegnet werde, die Talente im Lande wieder für den Staat interessirt werden müssen: das unterliegt doch gar keinem Zweifel. Aufmunterung in dieser Richtung kann Wunder wirken. Und das Verdienst wird auf die Regierung, den König oder – meinetwegen auf den Freund des Königs fallen, während ich bescheiden und zufrieden mit den Wirkungen im Hintergrunde bleiben würde – als unbeachtete Triebfeder . . . «

»Und Schwiegermutter!« fiel Wildhoff trocken ein, um der Tante endlich auf das Schlagwort helfen und anzudeuten, daß er sie längst verstanden.

Sie erröthete ein klein wenig, verzog etwas den Mund und sah nach Heinrich auf. Sein ruhiges Aussehen ermuthigte sie, ihre Augen länger auf seinem Gesichte weilen zu lassen. Dann aber senkte sie dieselben in den Schooß, glättete die Falten ihres Kleides, und sagte:

»Ein solches Verhältniß wird, wie Du einsiehst, allerdings nothwendig werden, um etwas Dauerndes zu schaffen.«

Als sie nun wieder aufschaute, vielleicht um den Eindruck ihrer Worte zu beobachten, zuckte eine leise Bewegung durch des Neffen Miene; dem Schmerz entstammend, schien sie sich in ein Lächeln zu verflüchtigen, das die Tante veranlaßte, dem Neffen näher zu rücken und ihm mit vertraulicher Herzlichkeit die Hand auf die seinige zu legen. Ihre Miene war jetzt leidvoll.

»Ich bitte Dich, Heirich,« fing sie dann mit bewegter Stimme, an – »beurtheile mich nicht falsch. Beurtheile Du mich nicht falsch, das darf ich doch von Dir, den ich wie einen Sohn liebe, verlangen, – so viel Ursache Du auch zu haben glaubst, mir zu zürnen. Höre, was seither noch nicht aus meinem Mund gekommen ist, was selbst mein Gatte nie vernommen.«

Und jetzt zitterte ihre Stimme vor innerer Erregung, und Heinrich fühlte das Beben ihrer Hand, da sie weiter sprach:

»Es lebt eine Leidenschaft von Kind an in mir, der ich jede andere geopfert, – eine Leidenschaft, die man im Herzen einer schwachen Frau gewöhnlich nicht vermuthet: Ehrgeiz. Nicht Ruhmsucht, sonst wäre ich wohl

zum Theater gegangen, – nicht Eitelkeit, sonst hätte ich sie auf andere Weise befriedigen können. Nein, der Ehrgeiz, etwas zu sein und zu wirken, wenn auch ohne es zu gelten, – die Liebe zur Macht, wenn auch ohne deren Schein. Diese Leidenschaft trieb mich schon in der Schule an, allen Genossinnen ihre Aufgaben zu fertigen, um mir Einfluß über sie zu sichern. Er trennte mich von meiner Schwester, Deiner armen Mutter, lieber Heinrich, da ich sie nicht begriff, als sie ihrem Herzen und ihrem Manne in eine kleine Provinzialstadt folgte, um da sich in der Gewöhnlichkeit zu vergraben. Und diesem Ehrgeiz habe ich – mein Lebensglück, meine einzige – Liebe geopfert!«

Sie hielt inne und schöpfte Athem, bevor sie fortfuhr – etwas lauter, als die letzten Worte gesprochen worden waren:

»Er war ein junger Kunstschriftsteller, – Ida's Vater aber Jurist aus einflußreicher Familie, welche dem Staate schon öfter die höchsten Beamten geliefert. So zog ich diesen vor, weil mir seine ruhige Weise Einfluß über ihn und durch ihn versprach. In dem Momente Deines Kommens, heute, war ich an eine glückliche Stunde vor langer, langer Zeit, und wieder an die schmerzliche des Scheidens erinnert. – Doch genug. Denke Dir, mit welchen Empfindungen ich Dich empfing, wenn ich an Deine Hoffnungen dachte, die ich ja selbst in Dir genährt. Aber Ida – ich darf es Dir nicht verhehlen, so schmerzlich es Dir klingen mag – Ida liebt einen andern, liebt ihn mit ganzer Seele, und – ich weiß es – wird ebenso wieder geliebt. Und dieser Andere gewährt mir endlich die

Aussicht, die Leidenschaft in vollster, schönster Weise befriedigen zu können, der ich vergeblich das Opfer meines Lebensglücks gebracht hatte, so lange Jahre hindurch. – –«

Wieder schwieg die Tante, als wolle sie dem Neffen Zeit zu einer Entgegnung lassen oder sich selbst zu Weiterem aufraffen. Die schöne alte Frau sah dabei tief ergriffen aus, und mit wahrer Seelenangst schien sie eines Wortes von Heinrich zu harren. Dieser sah ihre angstvolle Beklommenheit, so sehr sie sich auch Mühe gab, derselben Herr zu werden. Endlich fragte er:

»Also ist Ida mit Herrn von Leith bereits so gut als verlobt?«

»Nein, nein, das nicht, Heinrich!« sprach jetzt lebhaft die Tante. »Es existirt noch nicht die mindeste Verbindlichkeit von unserer Seite. Ich konnte dem Bunde ihrer Seelen kein Nein entgegensetzen, hielt aber auch das Ja zurück.«

»Warum, liebe Tante?«

»Warum? Kannst Du wirklich glauben, daß ich Deiner dabei ganz vergessen?«

»Was das betrifft, liebe Tante, kann ich Dir alle Sorge von der Brust wälzen,« sagte jetzt Wildhoff. »In demselben Momente, wo ich ihre Neigung zu Herrn von Leith erkannte, habe ich auf Ida's Hand auch verzichten müssen. Das ist natürlich.«

Frau von Luckner athmete hoch auf und hatte selbst in diesem erregten Momente doch so viel Zartgefühl, die Erleichterung ihres Herzens nicht durch helle Freude kund

zu geben. Aber sie heftete auf den Neffen einen Blick voll Zärtlichkeit und Innigkeit, imdem sie seine Hand zwischen den ihrigen preßte und an ihre Brust drückte.

»So soll denn mit Gottes Wille die Sache sich zum Besten gestalten,« kam ihr dann wieder von den Lippen. »Ida wird sich als Hofdame glücklich fühlen und keine schlechte Figur als solche spielen. Wir sind ja von Adel, und das ist mir jetzt einigermaßen um meines Kindes willen lieb. Erwin aber wird bald der mächtigste Mann im Lande sein, sobald er einmal wirklicher Flügeladjutant und in beständiger Begleitung des Königs ist, der keinen lieber um sich sieht, als ihn. Dann ist die Zeit gekommen, lieber Heinrich, wo Deinem Talente, dem Deiner Freunde und jedem begabten Manne im Lande sich der schönste Wirkungskreis öffnet –«

»Bitte, bitte, liebe Tante, um das Eine: laß nur mich aus dem Spiele!« sprach jetzt Wildhoff mit sanfterer Stimme, als die Bedeutung der Worte zu fordern schien. »Möge Dir Herr von Leith das langentbehrte Glück, Großes und Gutes zu wirken, gewähren. Zuvor sieh' Dir diese Sache jedoch noch mit ganz ruhigem Blicke an und laß Dich nicht durch die Gunst des Königs blenden. Das ist ein gebrechlich' Ding', – das Parquet der Paläste ein schlüpfriger Boden. Und was Herrn von Leith betrifft, so zweifle ich nicht an seiner Ehrenhaftigkeit und Liebe zu Ida, aber . . . «

»Sei unbesorgt, lieber Heinrich,« sprach einfallend die Tante mit einem beruhigenden Lächeln. »Dafür laß mich sorgen. Ich kenne Erwin und weiß ihn zu behandeln.

Kenne ich ihn doch schon, seit er als Unterlieutenant in den Salon der Frau von Henke kam, deren Gatte als Günstling des Königs uns die böse Erbschaft hinterlassen – Entmuthigung, der mit Entschiedenheit entgegengewirkt werden muß. Darin werd' ich mit Erwin nicht allein stehen. Es gibt noch da und dort einen Mann im Lande, den man nur herauszufinden wissen muß, – und ein solcher ist, wie ich glaube auf meinen Hinweis hin, denn es ist ein Freund des verstorbenen Luckner, bereits für den Posten des Unterrichtsministers herausgefunde. Der König weiß bereits um ihn, es ist jedoch noch ein Geheimniß. Ich habe aber guten Grund zu glauben, daß diesem Manne das Werk gelingen wird, an das wir jetzt Alles setzen müssen.«

»Von Herzen wünsche ich, daß es gelinge,« sagte Wildhoff, indem er seine letzte Cigarette verkohlt in den zierlichen Aschenbecher legte. »Aber wie, wenn der Staatswagen schon auf allzu schlüpfriger Bahn rollt und die ihn aufhalten und zurückdrängen wollen zerschmettert! Du mischst Dich in gefährliche Dinge für Frauen und weislich, liebe Tante, würde ich es noch bedenken, ob das eigene Glück und das Deines einzigen Kindes auf der Basis so fest gegründet sein wird, welche stets von der Intrigue unterwühlt ist. Ich kann das jetzt, ohne Furcht mißverstanden zu werden, sagen; mein Verzicht auf Ida's Hand ist ein ernster, vollständiger, ohne Vorbehalt. Darum, wenn Deine Tochter Herrn von Leith liebt, bist Du auch seiner wirklich gewiß, Tante?«

»Fürchte nichts, gib Dich keiner unnöthigen Besorgniß hin,« beruhigte die Mutter wieder. »Seit er meiner Fürsprache bei Herrn von Henke die Aufmerksamkeit, welche ihm seitdem gewidmet worden, zu danken hat, beobachte ich ihn beständig und darf mich völlig auf ihn verlassen, da ihn, wenn auch nichts anderes, schon sein Dankgefühl an mich fesseln würde. Er wird ein guter *folgsamer* Schwiegersohn sein, was Du mit *Deinem* Kopfe, lieber Heinrich, kaum von Dir hättest sagen lassen wollen.«

Sie lachte nicht laut, aber doch sehr glücklich, als sie dies scherzend sagte und wieder seine Hände ergriff, die sie losgelassen hatte. Wildhoff aber sprach:

»Du bist jetzt in heiterer Laune, Tante, und Ida wird es wohl auch sein, wenn Du ihr mittheilst, daß sie mir von nun an nur noch Bäschen oder, wenn es ihr lieber, Schwester ist!«

»Und Du bist mein lieber, lieber Sohn und ich werde Dir mein Lebenlang eine zärtlichere Mutter sein, als ich Dir eine Schwiegermutter hätte sein können.«

Damit war sie aufgesprungen, hatte sich über ihn gebeugt und küßte ihn mehrmals auf Wange und Stirne. Dann sagte sie mit in feuchtem Glanz leuchtenden Augen nur noch:

»Gewiß, gewiß! Auch Du wirst glücklich werden!«

So endete das Gespräch zwischen der Tante und dem Neffen. –

Dieser hatte jetzt förmlich Verzicht geleistet. Das machte ihn ruhig, so daß er, als Ida sich endlich sehen

ließ, unbefangen und freundlich mit ihr sprechen konnte, was ihr selbst so viel Freude bereitete, daß sie in ihrer halbverhüllten Heiterkeit sich äußerst liebenswürdig gegen den Vetter benahm.

Was die Tante in ihrer langen Unterredung mit ihm verrathen und geäußert hatte, wollte ihm doch bei reiflicher Ueberlegung fast mehr wie ein Bemühen erscheinen, sich und ihre Begünstigung der Liebe ihrer Tochter zu dem schönen Officier vor dem Neffen zu rechtfertigen, denn als ernstlicher Plan, obgleich er sich wieder gestand, daß ein solcher keineswegs außer ihrem Charakter liege. Vor diesem und ihrem hellen Verstande hatte er jedoch so hohe Achtung, daß er Ida dennoch nicht so ganz als das Opfer des Ehrgeizes ihrer Mutter ansehen konnte. Er wollte sich für's Erste die Dinge sich entwickeln lassen und der Klugheit der Tante dabei vertrauen.

Rascher als die rechte innige Liebe ihren Verlust verschmerzt hätte, überwand sein Stolz die erlebte Erschütterung. Wenn er auch sein Bäschen nicht ansehen konnte, ohne an die Vernichtung so lang gehegter Hoffnungen zu denken, war dennoch etwas in ihm, das ihn schließlich ob der Lösung beglückwünschte, die sein Herz zwar verwundet hatte, aber dasselbe auch frei machte von jeder Verpflichtung.

Zweiter Band.

Erstes Capitel. Mit welchem ein neuer Band und neues Leben beginnt.

Heiß lag die Nachmittagssonne auf den Feldern Wäldern der weiten Ebene vor dem Weichbilde der großen Stadt. Trotz der drückenden Schwüle standen die Fluren noch grün und frisch, und die Maiflora an den Reinen zeigte den Glücklichen, welche dem Lärm und Staube der städtischen Straßen entflohen, daß der Lenz noch nicht vorüber, der Sommer noch nicht gekommen. Auf dem kiesigen Schienendamme eilte vor langer Wagenreihe die Locomotive mit Schnauben und Pusten dahin, warf glimmende Kohlenstücke über den Bahnrand und dampft keuchend weiter in den Forst hinein, über welchen ihr qualmender Athem in dicken Rauchwolken emporwirbelte. Bei den Haltstellen auf den Oasen der Waldfläche verweilte der Zug minutenlang, um einige Passagiere abzusetzen und dann den rasenden Lauf im Angesichte des fern hereinschauenden Hochgebirgs von Neuem zu beginnen.

Da wo das Land höhere Wellen wirft und weithin gedehnte Buchenhalden in langgezogenen Linien zu sanften Bergkuppen anschwellen und wieder abfallen, hielt der Zug so hart am obern Rande einer Thalschlucht, daß die Passagiere aus allen Wagenfenstern bewundernd in den stillen, kühlen Mühlengrund hinunterschauten. Denn das anmuthige Thal senkt sich gerade an dieser

Stelle fast lothrecht ab in die Tiefe, welche, den jenseitigen Buchenwald umwindend, in malerischen Curven nach zwei Seiten hin ihre geheimen Reize öffnet. Tief, eng, kühl, vom Flusse durchwunden, der über die Mühlenwehre rauscht, von Hütten belebt, wie sie sich ein Künstlerauge hineindenken würde, voll lauschiger Plätzchen, wo der Friede selbst geboren sein könnte: ist es eine rechte Weide für Auge und Gemüth, und war vor den Zeiten des Dampfrosses für schwärmerische Spaziergänger die beglückende Eingangspforte zu den Prachtscenen des Hochlandes.

Heut zu Tage eilt der Touristenschwarm mit einem flüchtigen Blicke in den stillen Grund vorüber, mancher Hauptstädter in Erinnerungen schönerer Zeiten froher Jugendseligkeit. Auch an jenem Maientage mochte manches aus den Wagenfenstern in die Tiefe blickende Auge goldener Stunden der Vergangenheit gedenken.

Unten im Grunde neben dem Mühlenwehre auf dem sandigen Pfade stand eine Gruppe, die erwartungsvoll hinaufzusehen schien und, als der Zug langsam oben anfuhr, mit lebhaften Bewegungen emporwinkte. Es war eine Dame mit halb erwachsenen Kindern, deren Stimmen hörbar herauftönten. Es wurde also Jemand von denselben erwartet, wie unschwer von all denen erkannt werden konnte, welche aus den Wagenfenstern lehnend auf die freundliche Gruppe in der Thaleinsamkeit niederschauten. Einige weibliche Passagiere strengten dabei neugierig ihre Augen an, um zu errathen, wer schon zu so

früher Jahreszeit in dem außer Mode gekommenen Winkel seinen Sommeraufenthalt genommen. Während sie nasenrümpfend spähten, wer da aussteige, sah auch ein scharfgeschnittenes Künstlergesicht mit fast übermüthigem Ausdrucke, dem sich jetzt etwas von flüchtiger Ueberlegung beimischte, in den Grund, während ein einziger Passagier in grauer Reisejoppe den Wagenzug verließ und eben noch einem Sitzenbleibenden die Hand durch das Fenster reichte.

Unter den Häuptern, welche sich aus den Wägen reckten, befand sich das eines blühenden, jungen Mädchens mit brauner Lockenfülle und üppigen, frischen Lippen. Sie hatte den Gruß des Künstlers mit leichtem, trotzigem Nicken fast hochmüthig erwiedert, auch dem ausgestiegenen Passagier zugenickt, während ihr Auge jedoch an dem edel gezeichneten Männerkopfe hing, nach welchem sich Antlitz und Worte des Ausgestiegenen beim Abschiede richteten. Die kräftige Bruststimme des Letzteren dröhnte jetzt gleichsam durch dessen röthlich grauen Vollbart und war von eigenthümlich ironischer Heiterkeit durchzittert, als er in folgenden Worten Abschied nahm:

»Nachdem uns das glückliche Ungefähr zusammengeworfen, müssen wir uns nunmehr schon trennen. Meine actenbestäubte Seele sehnt sich in den grünen, verborgenen Winkel zu meinen vorausgeeilten Lieben. Nun steig' ich hinunter in den »träumerisch-wogenden Buchenwald«, indeß Sie sich von der blaugrün gewandeten Seefrau munter schaukeln lassen wollen. So wünsch'

ich Ihnen denn bessere Unterhaltung und vergnügteren Sinn. Leben Sie wohl, melancholischer Reisegenosse! Friede sei mit Ihnen!«

Damit trat die kräftige, hochaufgerichtete Gestalt in der Reisejoppe von der Bahn hinweg an den äußersten Rand des Thales hin, winkte hinunter und schwenkte den Filzhut der Gruppe in der Tiefe zu. Dann neigte er diesen mit nachlässiger Höflichkeit nochmals gegen die Wagenreihe und wollte eben das Hinunterklettern beginnen, als lauter Zuruf aus einem der Wagenfenster ihn veranlaßte, seinen Fuß zurück zu ziehen und sich umzusehen. Der Ruf war von dem Künstler mit den scharfen Zügen ausgegangen, welcher, laut nach dem Conducteur schreiend, diesen veranlaßte, nochmals in demselben Momente eine Wagenthür zu öffnen, wo die Locomotive schon wieder weiter zu fahren im Begriffe war. Rasch sprang nun der Künstler aus dem Wagen, nachdem er erst im Anblicke des Thalgrundes den Entschluß gefaßt, den Zug schon hier zu verlassen und mit dem Herrn in der Reisejoppe in die grüne Tiefe hinunter zu klettern.

»Nehmen Sie mich mit!« rief er diesem zu. »Nehmen Sie mich mit und meinetwegen – ob der Belästigung – unter Ihr ironisches Bügeleisen.«

»Ah,« erwiederte der Andere, »Maler Sturm, den wir mit Stolz den unsern nennen. Sie wollen den Landweg zu Ihrem Eden einschlagen, wo Cidli – anmuthiger als die des seraphischen Klopstock – als holde Hebe Ihrer harrt.

Aber, mein Lieber, da Sie mich zum satyrischen Schneider machen, werden Sie schon der Tuchlappen für mein Bügeleisen sein müssen.«

»Nur zu!« rief Maler Sturm und strich sich das Haar zurück. »Ich lasse Alles über mich ergehen und werde mich mit guter Laune in mein Schicksal finden.«

Indeß bewegte sich schon die Wagenreihe des Zugs wieder vorwärts. Die Augen des Passagiers, von welchem der Herr in der Reisejoppe Abschied genommen, weilten noch auf den Gestalten der Ausgestiegenen, während er selbst von dem jungen Mädchen, dessen brauner Lockenkopf noch unter dem Fenster lehnte, mit unverkennbarem Interesse gemustert ward. Ohne Ahnung der Aufmerksamkeit, die seinem Profil gewidmet wurde, zog er den Kopf zurück, da sowohl der Einblick in die grüne Thalschlucht, als die Gestalten der Ausgestiegenen rasch entschwunden waren. Denn der Zug bewegte sich bereits wieder langsam durch den tiefen Bergeinschnitt, um dann in eine stundenweite muldenförmige Vertiefung des Landes hinunterzurollen, welche sich als flacher Grund öffnete. In dessen Verlängerung blitzte es wie Glas, während vom fernen Horizont prächtige Schneefirnen hereinleuchteten.

Mancher Kopf reckte sich da wieder zu den Wagenfenstern hinaus, um in eine Landschaft von jener harmonischen Pracht der Erscheinung zu blicken, wie sie nur den bevorzugtesten Stellen des Erdballes verliehen

ist. Im Vordergrunde zwischen blühenden Bäumen malerische Häusergruppen bis zur Höhe eines alten Schlosses hinan, von da aus zwischen sonnigen Waldhöhen in weiter Umspannung ein überaus herrlicher, meilenweiter und langer, wunderschöner Wasserspiegel, an dessen fern verschwimmendem Ende die Hochalpen ihren Fuß zu netzen scheinen und, bei duftigster Färbung, des Bildes prächtigsten, ja einzigen Hintergrund in gewaltiger Gebirgsreihe bilden. Darüber der klarste Himmel und die schönste Spiegelung freundlicher Villen, welche gleich einer Perlenschnur die grünen Ufer umspannen und hellschimmernd in die blaue Fluth blicken. Die zarten Farben der Natur – Grün, Blau, Weiß – zeigen sich so dorten überall in den wirksamsten Contrasten, Uebergängen und Mischungen, daß die anschauende Seele sich auflösen und zerfließen möchte in diese göttliche Harmonie des Schönen.

Hart am Strande des blauen Seespiegels steht die Bahnhalle, wo der Zug hielt und seine Waggons ausleerte. Ein buntes Gewimmel belebte für einige Minuten den breiten, kiesigen Quai des Bahnhofplatzes, dessen Blumeneinfassungen von der anschlagenden Seefluth bespritzt werden. Zwar hatte die eigentliche Sommerfrische noch nicht ihr wechselndes Leben auf diesen prächtigen Strand gezaubert. Dennoch schien die warme Maiensonne dorten jetzt auf ein ziemlich bewegtes Bild, das sich für den Beschauer freundlich auf dem Seespiegel abhob. Denn von der Armee von Sommergästen, welche alljährlich dessen ganzes Strandgebiet besetzt, waren bereits

die Vortruppen eingetroffen und die Villen der Hauptstädter zum Theil schon von den Familien ihrer Besitzer bezogen, während die Bahnzüge ganze Schwärme von solchen auswarfen, die sich auf einen oder zwei Tage hier umhertreiben oder sich nach geeigneten Sommerasylen umsehen wollten.

So kam es, daß auch der heutige Zug von vielen Harrenden empfangen wurde. Frauen mit Kindern begrüßten da die aus der Stadt anlangenden Gatten und Väter; Gruppen von eleganten Frühlingstoiletten wollten gesehen werden; junge, geputzte Damen flogen einander stürmisch in die Arme, um die scheelsüchtigen Blicke zu verbergen, mit denen sie heimlich ihren Anzug gegenseitig musterten; Studenten mit farbigen Mützen und Bändern sprangen zu den Kähnen, um sich in irgend einer Kneipe am weiten Strande zu verlieren, während klügere Staatsbürger, dem See keinen Blick gönnend, sich nach dem nächsten Gasthofe wandten, um bei gebackenen Hühnern und Fischen den schönen Tag zu genießen.

Mindestens die Hälfte der mit dem Bahnzuge Angelangten eilte jedoch über den Quai auf den langen, hölzernen Steg nach dem Verdecke des Dampfschiffes, das dorten am Hafendamme hielt, seine gellende Glocke erklingen und seine schmutzig-grauen Rauchwolken in die blaue Herrlichkeit der Luft hineinpuffen ließ. Ausländer beabsichtigten die Rundreise um den prächtigen See auf dem sonnigen Verdecke, Einheimische wollten an einem der gastlichen Uferorte des schönen Maientags sich freuen.

Unter den Damen, welche sich nach dem Verdecke des kleinen Dampfers wandten, befand sich auch das blühende Mädchen, das mit dem Zuge angekommen war und von zwei Frauen und einem jungen, unbärtigen Herrn empfangen wurde. Die Schöne war von großer, schlanker Gestalt, aber weichen, etwas üppigen Formen, welche durch eine violenfarbige Blouse weniger verhüllt als hervorgehoben waren. Ihr braunes Haar fiel in reichen Locken auf ihre halb entblößten weißen Schultern, oder flog in romantischem Durcheinander, unter dem leichten Hute hervor, um ihr blühendes Gesicht und bewegliches Köpfchen, so oft sie dieses auf oder zurück warf, – was oft geschah, denn es stand ihr gut. So war sie, in Gesellschaft der beiden älteren Frauen und neben der unscheinbaren Gestalt einer mit ihr gekommenen Freundin, eine Erscheinung, die auffiel und Aufmerksamkeit beanspruchte. Mit leichtem, herablassendem Nicken, das fast Unaufmerksamkeit verrieth, und mit zerstreutem Blicke hatte sie die Grüße der Studenten erwiedert, welche nach den Kähnen am Ufer gesprungen waren. Dabei ging sie zögernd und so langsam von dem Bahnhofsplatze nach dem hölzernen Stege, daß sie bald die letzte in der Reihe ihrer Gesellschaft wurde, während ihre Augen wiederholt zu dem Gewimmel auf dem sonnigen Quai zurückkehrten und dort etwas zu suchen schienen, indeß sich die Menge allmälig verlor. Nun hielt sich die Schöne auch am Geländer des Stegs auf, blickte in die grün anwogende Fluth oder sah immer wieder, die reiche Lockenfülle

schüttelnd, nach dem Quai zurück. Sie hatte offenbar keine Eile, ihrer nach dem Dampfer vorangegangenen Gesellschaft nachzukommen

»Pauline, mein Kind, so spute Dich doch!« tönte eine kreischende Frauenstimme vom Verdecke her.

Aber die hochgestaltete Brünette machte nur einige Schritte vorwärts, blieb dann wieder am Steggeländer stehen, beugte sich über die Lehne desselben, daß ihr Busen wogend über den Balken quoll, und sah dann wieder auf, nach dem Platze vor dem Bahnhofe hin, wo jetzt ein einzelner Herr mit auf der Brust verschränkten Armen stand und fortwährend auf die Seefläche hinausschaute. Noch ließ das hübsche Mädchen einige Landleute an sich vorüber nach dem Verdecke stolpern und machte noch immer keine Miene ihren Platz zu verlassen.

Auch der einzelne Herr drüben auf dem Quai verweilte noch auf derselben Stelle, welche er gleich beim Verlassen des Waggons eingenommen hatte. Unverwandten Blicks sah er hinaus auf den leuchtenden See. Die hohe, vornehme Gestalt, der etwas ernste, fast melancholische Ausdruck seines männlich schönen Gesichtes, die ganze Erscheinung hatte soviel Anziehendes für das hübsche Mädchen, daß ihre Augen fortwährend mit der Erwartung, er werde doch endlich nach dem Schiffe folgen, nach ihm zurückschauten. Aber, wenn er jetzt auch einige Schritte vorwärts bis dicht an die blütheduftigen, von der anschlagenden Woge benetzten Blumenrabatten machte, so war sein Auge doch nur immer von dem Anblicke des

Sees gefesselt, der grün an den Damm wallte, indeß seine Fluth, aus der Ferne gesehen, draußen die Farbe des Himmels trug.

Offenbar beachtete der Fremde hierbei weder den Dampfer, noch die nach demselben eilenden Personen. Das Mädchen in der violettfarbigen Blouse konnte sich dieser Wahrnehmung nicht länger verschließen. Ihre rothen Lippen warfen sich mit schmollendem Ausdrucke auf, ihre beschattete Stirne und verdüsterten Augen gaben den Verdruß kund, da sie sich so gar nicht von dem beachtet sah, dem sie alle Aufmerksamkeit allein gewidmet hatte. Als er nun zufällig einmal herüber blickte und seine Augen flüchtig auf der schlanken Frauengestalt am Stege weilten, klopfte ihr das Herz im stärker wogenden Busen und färbte sich ihr Antlitz in Purpur. Sogleich aber kehrten seine Blicke wieder gleichgültig in die frühere Richtung zurück und verharrten auf dem leise wallenden See. Selbstvergessen und verloren starrte er hinaus. Nicht ein einziges Mal streiften seine Augen wieder herüber.

Es war die höchste Zeit, sich nach dem zur Abfahrt bereiten Schiffe zu wenden. Verstimmt wollte dies die braunlockige Schöne eben thun, als der junge unbärtige Mensch, der ihre Ankunft am Bahnhof mit erwartet, von dem Verdecke hergerannt kam und sein bleifarbiges Ohrfeigengesicht gegen das Mädchen vorstreckte.

»Wollen Sie etwa zurückbleiben, Fräulein Pauline?« fragte derselbe mit knabenhaft scharfer, schnarrender Stimme, von deren Ton das Mädchen sichtlich unangenehm berührt war. Sein höhnisches Grinsen verrieth

ebensoviel Argwohn als Vorwitz, als er in seiner Ermahnung neben ihr herschreitend weiter fortfuhr: »Wo schweifen denn Augen und Gedanken wieder umher? He? Ist etwa – Er vorübergeritten? He?!«

Das Mädchen hatte den gelockten Kopf nach dem Fragenden gewandt, sah ihn dann vornehm, mit verachtungsvoller Kälte an und fragte kurz:

»Wer?«

»Ei, Sie fragen noch!« antwortete der Jüngling keck, dennoch etwas aus der Fassung gebracht. »Hab' ich doch mit angehört –«

»Was?«

»Wie ihm Ihre Mutter sagte, daß die »schöne Pauline« noch nachkommen werde,« versetzte etwas stockend der Jüngling.

»Wem? Wann?« fragte Pauline in demselben kalten Tone, während ihre Unterlippe sich vorschob, indem sie neben dem jungen Herrn den Steg entlang schritt.

»Wem?« wiederholte der bleifarbige Jüngling. »Dem schönsten Cavalier seiner Zeit, wie Ihre Frau Mama schwärmerisch zu sagen pflegt. Wann? Als er heute Vormittag vom Seeschloß herüber geritten kam, das der König demnächst bezieht. Hm! Wenn das am dürren Holz geschieht, was erst am grünen?«

»Was geschieht? Herr Felix – Herr von Fuchs!« verbesserte sich Pauline gleichgültig und zerstreut, indem sie im Begriffe, das vom Dampfschiffe herübergelegte Brückenbord zu beschreiten, nochmals einen längern Blick nach dem Quai zurück sandte, wo die einnehmende Gestalt

des Fremden noch auf der selben Stelle verweilte. Ihr Begleiter war der Richtung ihrer Augen gefolgt, – der Fremde stand allein auf dem leeren Platze, und nun konnte sich Herr Felix von Fuchs nicht enthalten, zu bemerken:

»So, das war der Magnet, der Sie –«

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge vor dem unmuthvollen funkelnden Blicke der jungen Dame, deren dunkelroth aufflammendes Gesicht durch Zornesblitze verhüllte, daß sie sich getroffen fühlte. Mit einem verächtlichen Ruck, als fühle sie den Herrn Felix von Fuchs ihres Zornes nicht werth, warf sie dann ihre braune Lockenfluth aus dem blühenden Gesichte, von den Schläfen hinweg auf den Nacken zurück, und schritt nun, leidenschaftlich erregt, dem Verblüfften voraus auf das Verdeck.

Die Schaufeln des Rades griffen alsbald in die kühle Fluth und warfen, tausend Perlen ausstreuend, das Element wieder in sein gewaltiges Becken. Der Dampfer wendete und durchfurchte geräuschvoll die smaragdnen Wogen, daß sie hinterm Kiele zusammen gehend in Schaum und Gebraus aufwallten, und die kleinen Kähne tanzen ließen, aus welchen die Studenten nochmals ihre Mützen grüßend schwenkten, da sie der schönen Pauline neben ihrer kleineren Freundin ansichtig wurden. An der Gallerie des Schiffes lehnend blieb sie lange durch die violette Blouse kenntlich, während sie mit dem Ausdrucke der Enttäuschung nach dem verlassenen Strande noch zurück sah, die die Gestalt des Fremden dorten kaum mehr zu erkennen war.

Der Dampfer zog, die crystallene Fluth durchschneidend, eine breite Wasserfurche nach. Unterdeß brannte die Nachmittagssonne heiß auf den kiesigen Platz vor dem Bahnhofe, ohne den Einsamen verscheuchen zu können, der dorten in Anschauung des großen Naturgemäldes versunken stand. Mit verschränkten Armen verharrte er in derselben Stellung. An den Damm des Quaies zu seinen Füßen pochten die grünen Wogen. Seine Augen aber flogen weit, weit hinan über die in der Sonne blitzende und glänzende Fläche, bis dorthin, wo der See an das ferne Hochgebirg anzulehnen scheint. Wie eine Möve schwebte auf der Wölbung der Fluth ein Segelschiff mit geblähter Leinwand, kaum erkennbar. Außer dem Dampfer belebten nur erst wenige Kähne den weiten Seespiegel, über welchen des Fremden Blicke verloren in die unfaßbare Herrlichkeit irrten. Aber während seine Augen schwelgten, lag auf seiner Miene ein Anflug schmerzlichen Entsagens und sehnsüchtigen Verlangens.

Hatte ihm der Dampfer entführt, was er vermißte? Oder wonach suchte seine Seele auf der blauen lichten Fluth?

Da unterbrach eine fremde Stimme die träumerische Stille umher. Aus seiner Versunkenheit erschreckt, bemerkte der Einsame erst, daß der schöne Quai wieder verödet und menschenleer am Rande des Sees lag. Nur ein Mann in der Tracht des Volkes stand da, mit dem Hute in der Hand, und wiederholte auf den fragenden Blick des Fremden hin seine schüchterne Anrede:

»Wollen Sie fahren, gnädiger Herr?«

»Ja, ich will.«

»Wohin, gnädiger Herr?«

»Wohin Ihr wollt.«

Der Schiffer sah mit schlau prüfendem Blick zu dem Fremden empor und sagte dann:

»Aber auf mich kommt's ja nit an, Herr.«

»Bringt mich dahin,« erwiederte der Fremde, »wohin Ihr am liebsten fahrt, gleichviel an welches Ufer, nur nicht allzu weit, falls ich noch heute zur Stadt zurück wollte.«

Ohne weitere Einsprache sprang der Schiffer nach seinem Kahne am Ufer zurück und richtete denselben so, daß der Fremde bequem einsteigen konnte. Bald plätscherten die Ruder auf den grünen Wellen, deren Fluth beim weitern Vordringen stets dunkler anwogte. Geheimnißvoll schaute die feuchte Tiefe heran zum lichten Tag. Der Glanz der Sonne durchleuchtete die obere Wasserschichte mit ihrem Golde – unten dämmerte es je tiefer je dunkler in lauter Smaragd, während die Wassertropfen perlenlicht von den Rudern abfielen, welche sich mit regelmäßigem Schlag und einschläferndem Tact in dem flüssigen Crystall der Seefluth badeten.

Der Wasserspiegel war noch nicht so belebt, wie in den spätern Sommermonaten, die Weihe seliger, einschmeichelnder Ruhe noch nicht von ihm genommen. Nur da und dort schwamm ein Schifflein über der weiten Fluth, die jetzt tief und dunkel unten floß. Auf leichtem Kahne, mit leisem oder lauterm Sirenensang, einer Nixe gleich,

kam da in leichtem Gewande wohl eine malerisch gelockte städtische Jungfrau hergerudert, deren Erscheinung die Aufmerksamkeit des Fremden erregte. Prüfend spähte dann sein Blick nach der eleganten Schifferin, die seine Bahn kreuzte, kehrte aber ebenso oft unbefriedigt zurück, um sich in die grüne Tiefe zu versenken, in welche das Ruder glucksend tauchte; oder er sah träumerisch hinaus auf das leise Wallen und Wogen, Blitzen und Flimmern des Sees. Einmal klang es leise summend von seinen eigenen Lippen:

»*O pescator dell' onda!*«

Welche Erinnerungen mochten ihm erweckt sein?

Die halbe Breite des Sees war zurückgelegt, als der Träumende sein Antlitz von der grünen Fluth zu dem des Schiffers hob und fragte:

»Sind schon viele Fremde am See?«

»Nicht gar Viele,« war die Antwort. »Es geht mehr ab und zu. Außer den Herrschaften aus der Stadt mit eignen Landhäusern nur wenige.«

»Einige also doch schon. Ausländer?« fragte der Fremde ziemlich theilnahmlos und melancholisch.

»Engländer und Norddeutsche,« erklärte der Schiffer.

»Norddeutsche?« fiel jetzt der Andere nachdrucksvoll ein, indem er aufmerksamer nach dem Schiffer herüber sah.

»Ja,« meinte dieser, »eine ganze Familie, die sich da rechts oben eingemiethet hat.«

Damit deutete der Schiffer mit einer Schwenkung des Hauptes nach dem westlichen Ufer, und der Fremde folgte mit den Blicken, während der Schiffer fortfuhr:

»Hab' sie am Dienstag über's Wasser gefahren. Dem alten Herrn ist dabei der Hut in's Wasser g'flogen. Und die Frauenzimmer hat's erschreckt!« fügte der Schiffer in der Erinnerung lachend hinzu.

Der Fremde horchte jetzt mit unerwartetem Interesse. Nach einer eingetretenen Pause, in welcher er auf weitere Reden des Schiffers zu warten schien, fragte er:

»Zwei Damen?«

»Drei, gnädiger Herr,« versetzte der Schiffer ruhig.

»Drei?!« wiederholte der Fremde mit nachdenklicher, unbefriedigter Verwunderung. »Drei Damen? – Der alte Herr mit langen grauen Haaren, goldner Brille, wie ein Gelehrter –«

»Ja, so schaut er g'rad schon aus, und das Fräulein –«

»Ein junges, zartes, schönes, blondes Mädchen!« fiel der Fremde eifrig und mit blitzenden Augen ein.

»Na, so jung und zart grad nit, aber g'spaßig g'wiß, und schön für denselbigen, dem's gefallt,« sprach der Schiffer, indem er wieder lachend seine Zähne zeigte, die Ruder einen Augenblick emporhob und sich mit dem Daumen der linken Hand über die Oberlippe strich, wobei er noch erklärend hinzufügte: »Die, Herr, hat Haar auf den Zähnen, – g'wiß ist's wahr.«

Der Fremde konnte des Schiffers Erläuterung nicht mißverstehen und hörte nur stillschweigend eine Beschreibung, die mit der eignen Vorstellung wenig übereinzustimmen schien. Denn beschämt sah er wieder nieder in die vorbeigleitende grüne Wellenfluth oder griff mit der Hand in das weiche, geschmeidige Element, über welches hin der Nachen ihn trug. Wieder versank er dabei in nachdenkliches, träumerisches Schweigen, während die Wasserfläche sich weithin zu kleinen Falten kräuselte. Glänzende Lichter erhellten den weiten Seespiegel nah und fern; aber die Sonne lag drückend heiß und schwül auf demselben. Wie ließ sich's jetzt von den beschatteten Pfaden und Lauben des Strandes aus, wie durch die Fenster der Villen auf die blitzende Fluth schauen!

Am Ufer, nach welchem der Kahn schwebte, glänzte das Seeschloß aus dem Grün des Parks und in scharfer Spiegelung aus der Fluth, weiterhin freundliche Landhäuser aus blühenden Bäumen. Der Wind führte deren Duft hinaus auf den See, bis zu dem schaukelnden Kahne.

Zweites Capitel. Was man sich am See erzählt.

In den duftigen Jasmin- und Fliederlauben vor der italienischen Façade eines der Häuser am Ufer saß zu dieser Stunde an blankgescheuerten Wirthstischen Gruppen städtischer Gäste, meistens Damen. Diese sahen nicht oder doch nur zufällig auf den See hinaus, dessen Spiegel durch das Laubwerk da und dort gebrochen herein

blitzte; oder sie sahen aus den schattigem lenzfrischen Laubgewölben am Strande nur dann auf die leuchtende Fläche, wenn ein Nachen daherschwebend, das Dampfschiff lärmender, neue Gäste brachten. Auch horchten die Damen nicht auf den Gesang der Sprosser im nahen Wäldchen, noch auf das melodische Geschwätz der Staare auf den blühenden Obstbäumen, zwischen welchen das Wirthshaus am Uferhang stand. Vielmehr wurde die schöne Stunde benutzt, um viel und Vielerlei zu plaudern und die Unterhaltung mit dem braunen duftigen Tranke zu würzen, der aus den Kannen der Aufwärterin dampfte.

Auch an einem Tischchen unmittelbar vor dem Portal des Hauses saßen zwei Frauen aus der Hauptstadt, welche auf wenige Tage mit ihren Kindern vorläufig an den See gekommen waren, um den schönen Mai zu genießen, bevor die Saison das Landleben ungenießbarer machte. Die eine der Frauen war eine kleine, lebhafte Brünette mit scharfen, ausgesprochenen Zügen, – die andere eine liebliche Blondine mit sanftem Ausdrucke und seelenvollen guten Augen, die sich von Zeit zu Zeit von der beweglichen Nachbarin ab und auf ihre Häkelarbeit wandten, oder sorgsam hütend eine kleine Heerde jubelnder Kinder übersahen. Diese sprangen am Seegestade auf und ab, und jauchzten jedesmal laut auf, wenn ein in's Wasser geworfener Kiesel, Ringe ziehend, untertauchte und die getäuschten Enten am Ufer dann suchend die Köpfe in's Wasser und die Körper verkehrt in die Luft reckten.

Auf der Bergwiese suchten zwei heranwachsende Mädchen nach Blumen, um sich Kränze zu flechten, welche sie ihren Müttern bringen wollten.

Die beiden Frauen waren durch die Ankunft einer Gesellschaft, die vom Dampfschiff gebracht worden war, in ihrer Unterhaltung über die Verhältnisse bei Hof und am Theater unterbrochen. Nun beugte sich die Blondine über den Tisch und fragte leise ihre Nachbarin:

»War die Eine, welche herübergrüßte, nicht die Langenbècque?«

»Ja, die Langenbècque,« antwortete die kleine Brünette etwas sarkastisch: »Mutter des schönsten und gebildetsten Mädchens der Stadt, Gattin des klügsten Mannes im Lande, eine seltene Frau, die schon zwölf Kinder geboren, was sie zur Erhöhung ihrer Reize den jungen Herren zu erzählen pflegt.«

»Sie erzählt das?« fragte die Blondine ungläubig.

»Allen jungen Herren, welche ihrer Pauline wegen das Haus besuchen.«

»Das ist aber auch wirklich ein anziehendes Mädchen,« meinte die blonde junge Frau, nachdem sie einen Blick nach der Laube geworfen, in welcher die vom Dampfschiffe gekommene Gesellschaft Platz gefunden hatte. Dagegen machte jedoch die Brünette geltend:

»Aber kokett, schrecklich kokett. Und dann theilnahmlos, theils zu herausfordernd, um liebenswürdig zu sein. Das ist eben die Erziehung ihrer verdrehten Mama.«

»Die Mutter scheint doch eine artige und ist immer noch eine hübsche Frau!« ließ sich die sanfte Stimme der Andern wieder vernehmen.

»Aber eine geschupfte Person!« versetzte die Brünette, sich über den Tisch beugend, indem sie zur drastischen Bezeichnung einen Provinzialismus gebrauchte. »Trotz ihrer zwölf Geburten und großen Tochter, hätte sie nicht übel Lust nach einer Gelegenheit, die Rolle der Werther'schen Lotte nachzuspielen!«

»Ach, Frau Professor,« fragte die Blondine jetzt gutmüthig zweifelnd, »ist sie denn wirklich so einfältig?!«

»Ich kenne sie ja, versetzte die Frau Professor in einem Tone, der jeden Zweifel beseitigen sollte. »Sind doch unsere Männer so zu sagen Freunde, wobei ich alle Mühe habe, mir die holde Gattin fern zu halten, die immer von ihrer »Inclination für die Aristokratie« spricht. Denken Sie nur, da hat ihr Jemand gesagt, es sei guter Ton in der vornehmen Welt, sich nur beim Taufnamen zu nennen. Was thut sie? Am letzten Abend bei Frau von Luckner läuft sie dieser in die Arme und ruft schwärmerisch: Ach, Elischen, wie lieb' ich Sie! Sie begreifen, daß eine so feine Frau, wie die Luckner, der Thörin nur mit um so würdevollerer Ruhe und Höflichkeit begegnete, bis sie sich ganz consternirt zu mir wandte: Ach, Trudchen, hat Elise auch ein fühlendes Herz?«

Die hübschen Züge der Zuhörenden erheiterten sich bei dieser Mittheilung zu einem milden Lächeln, das fast wie eine Entschuldigung aussah. Vielleicht wollte sie von dem Gegenstande abkommen, als sie fragte:

»Werden Sie die nächste – letzte Soirée bei Frau von Luckner besuchen?«

»Gewiß, es wird kaum Jemand dabei fehlen. Kommen Sie doch auch, bevor Sie Ihrem Manne in die geliebten Alpen folgen, die wir auf seinen Bildern bewundern, – kommen Sie doch, wäre es auch nur, um zu sehen, wie sich Ida in die Ankunft ihres Vetters schickt.«

»Wie so?« fragte die Malersfrau verwundert.

»Man will ja behaupten, er sei ihr verlobt von früher.«

»Man sagt es! – Ich höre von meinem Manne und Anderen, daß er eine eben so anziehende Persönlichkeit, als ein ausgezeichneter Künstler sei.«

Die kleine Frau Professor rümpfte die Nase und warf den Mund mit listigem Hohne auf, als sie nun entgegnete:

»Aber gegen Herrn von Leith kommt eben keiner auf.«

»Sie scherzen Frau Professor!« sagte jetzt die Malersfrau ernst, indem sie ihre Häkelarbeit vor sich auf den Tisch sinken ließ. »Mag Fräulein von Luckner noch so bewunderungswürdig und umschwärmt sein, wird sie es doch stolz als ein Glück empfinden, mit einem begabten Manne voll reicher Zukunft vor den Altar zu treten.«

»Hm! Auch hinsichtlich der Zukunft,« meinte die Professorin, »dürfte Herr von Leith einen Vorsprung vor dem Architekten haben. Mein Vater, mein Mann, unser ganzer Gesellschaftskreis huldigt schon jetzt dem mächtigsten Mann im Lande, der zugleich nach dem Urtheil aller Mädchen und Frauen der schönste ist. Nicht? Ist er nicht die Ritterlichkeit und Anmuth selbst?«

»Anmuth ja!« antwortete die Malersfrau. »Er reitet mit Anmuth, tanzt mit Anmuth, bringt die ausgesuchtesten Plattheiten mit Anmuth vor, – kurz, er ist über die Maßen anmuthig.«

»Nun also?«

»Es ist eben kein Mann,« sprach die Malersfrau in ruhigem Ernste und nahm ihre Häkelarbeit wieder auf, während die Professorin erstaunt, befremdet, ja fast betreten von der bestimmt urtheilenden Weise der sonst so gutmüthigen und sanften Tischnachbarin nach dieser schaute. Erst nachdem sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatte, begann sie mit einem eigenthümlichen Lächeln:

»Das heißt nur, Sie haben andere Ideale vom Manne. Wen stellen Sie z. B. höher?«

»Nun – –« und die hübsche Malersfrau ward durch ein sichtliches Erröthen sogar reizend – – »da ist mein Werner –«

»Doch ein anderer Mann. Natürlich!« erwiederte ihre Tischnachbarin nicht ohne Spott. »Aber da sind Sie, meine Verehrte, doch zu sehr Parthei, um subjectiv zu urtheilen. Um mich zu überzeugen, müssen Sie schon Andere nennen.«

Frau Werner hob wieder ihr hübsches Haupt auf den See hinaus und sagyr unbefangen:

»Der Doctor Brandt!«

»Der maliziöse Gerichtsrath, – das wär' gerade der rechte!«

»Er ist doch ein Mann, voll Geist und Bedeutung,« entgegnete die junge Frau, hinzufügend: »oder Doctor Herbert!«

»Bitte Sie, der einsiedlerische Griesgram, dessen bedauernswerthe Frau in keine Gesellschaft kommt!«

»Und doch eine der glücklichsten Frauen ist, – ich kenne meine Schulfreundin Bertha!« sagte Frau Werner mit ruhiger Bestimmtheit. »Ich könnte Ihnen noch Andere nennen; selbst der Maler Sturm –«

»Der dem Schenkmädchen oben die Cour macht?« fiel die Brünette geringschätzig ein. »Mein Gott, Sie fallen aus Ihrer Rolle, Verehrte! Warum nennen Sie denn nicht den Dr. Spatz, den Balthasar Schnipser, oder meinen Casimir – ach, du grundgütiger Gott! alles geistreiche Männer. Was halten Sie denn eigentlich gegen Herrn v. Leith?«

»Nichts, als Mangel an Achtung,« sprach Frau Werner ernst.

Die kleine lebhafte Professorsgattin machte eine Bewegung und Geberde, welche ebenso viel Mitleid mit dem Standpunkte ihrer Tischgenossin, als Geringschätzung ausdrücken konnte, indem sie bemerkte:

»Hm! Etwa, weil er ein Leichtfuß ist!«

Offenbar fand sie diesen Fehler, wenn es überhaupt einer war, sehr verzeihlich. Und es ward scherzend gesagt, aber ernst gemeint, als sie hinzufügte:

»Ich versichere Sie, solche Leichtfüße können sehr liebenswürdig sein, – – und geistreiche Männer *sehr* langweilig.«

Das Letztere begleitete sie mit einem überzeugenden Nicken, als wisse sie das sehr genau – aus eigener Erfahrung. Dann fuhr sie fort, ihre Aufstellung zu bekräftigen:

»Wie gerne sehen die Mädchen an den geistreichsten Männern vorüber nach Herrn von Leith. Ich weiß es ja, und meine Schwestern wissen nicht wenig davon zu erzählen. Was treibt denn die Pauline Langenbècque heute heraus an den See? Sie werden sehen, wie belebt es diesen Sommer hier am Strande wird. Ich will mich nicht wundern, wenn selbst die Luckner mit der schönen Ida ihre Sommerfrische hier am See nimmt.«

»Aber gewiß doch ohne Nebenabsicht.«

»Hm! Ohne Zweifel!« war die ironische Antwort. »Wie gutmüthig Sie sind! Sie kennen meine Tochter noch nicht. Glauben Sie jedoch, daß Herr von Leith sich fangen lasse?«

»Fangen lasse?« fragte die Malersfrau mit zurechtweisender Verwunderung zurück. »Ah! Braucht Frau von Luckner für ihre Ida Schlingen nach Männern zu stellen? Es scheint doch, daß dieser Leith schon lange genug um das schöne Mädchen flattert und gerne in einem Netze hängen bliebe, wenn man eins nach ihm auswerfen wollte. Jedenfalls ist Frau von Luckner eine zu verständige Frau, als daß sie das Glück ihrer Tochter auf Sand bauen wollte.«

»Sonderbar,« erwiederte die Frau Professor lächelnd, »sonderbar, daß sie es dennoch will. Ja, ja! Das macht der Ehrgeiz! Und noch ganz andere möchten auf diesen Sand bauen – glauben Sie mir's – und seien Sie überzeugt, daß

z. B. auch die kleine, reiche Gräfin Adele Waldburg gar gern in diesen Sand bauen würde. Und wer weiß – – jedoch, was sorgen wir für die Luckner! Die ist ja die Klugheit selbst.«

»Und die Liebenswürdigkeit,« fügte die Malersfrau voll Ueberzeugung hinzu. »Ihr Umgang ist wahrhaft herzgewinnend!«

»O ja, das versteht sie – zu fesseln!«

Die gutherzige Malersfrau überhörte den Ausdruck, mit dem dies gesagt war und fuhr eifrig fort:

»Wer sie nur je gesprochen, schwärmt für sie, und selbst Fremde, die sie nur vom Hörensagen kennen, sind ihres Lobes voll, wie z. B. Frau von Helming.«

»Ah, Sie kennen diese Leute! Sie sollen ja den Sommer am See zubringen wollen, – eine feingebildete Familie, nicht wahr?«

»Sehr! Welch reizendes, anmuthiges Mädchen ist –«

»Im Gegentheile!« fiel die Frau Professor ein, indem sie ihrer Tischnachbarin in die Augen sah. »Sie sind in liebenswürdiger Laune und finden mit Ausnahme des Herrn von Leith alles reizend. Fräulein von Helming soll zwar sehr geistreich und pikant, aber nichts weniger als hübsch sein. Sie ist ein Blaustrumpf und wechselt mit meinem Manne gelehrte Briefe. Aber hören Sie doch – was schreit denn die Fuchs da innen?«

Und damit neigte die Frau Professor ihr Ohr gegen die Laube, in welche sich die Gesellschaft vom Dampfschiff zurückgezogen hatte. Ihre Tischgenossin wollte

nicht gleich ihr horchen, jedoch war ihre Neugierde erregt, so daß sie leise fragte:

»War die hagere Dame die reiche Frau v. Fuchs?«

»Die reiche Fuchs, ja! das beste Herz und die schärfste Zunge!«

»Wie vereinigt sich das?«

»O sehr gut!« antwortete die Frau Professor flüsternd. »Sie ist überall zur Hülfe bereit, weil das ihr Gelegenheit gibt, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen. Und ihre »innige Freundschaft« berechtigt sie allenthalben den Leuten die bittersten Wahrheiten zu sagen. Sie ist das pure Gegentheil der Langenbècque, die lauter *artige* Dummheiten macht, – darum vertragen sie sich auch so gut. Die Fuchs glaubt ein Privilegium darauf zu haben, von den Leuten Schlimmes zu reden; es erweckt sogleich ihre Eifersucht, wenn das eine Andere wagt und sie verfällt in einen wahren Paroxismus des Lobs derjenigen, über welche geschmält worden, wenn nicht sie selbst es gethan.«

»Also ein Original.«

»Und was für eins! Ihre schwächste Seite ist aber der Herr Sohn, dessen Hand sie für das Ziel aller Mädchenwünsche hält und geltend macht, – der junge Mensch, der dort vor der Laube auf dem Stuhle lümmelt.«

Die Malerfrau warf einen Blick hinüber, wo der Bezeichnete, auf seinem Sitze schaukelnd, mit breitgeöffnetem Munde den Rauch seiner Cigarre in die sonnige Luft am Seestrande blies. Dann meinte sie lächelnd:

»Nun, bei diesem Jungen hat 's doch noch gute Weile.«

»O, so grün er aussehen mag, ist er doch schon majorenn, mindestens fünf Jahre älter, als Pauline, die er jetzt mit seiner Eifersucht verfolgt. Und die Langenbècque, so einfältig sie ist, hat doch die Schlauheit, sich den holden Felix in Reserve zu behalten und mit der Fuchs nicht zu brechen.«

»Ihrer Tochter wegen? Nicht möglich.«

»Ich weiß es ja. Allerdings machen sich die Mädchen über den grünen Jungen lustig, und selbst die arme Luise, die nun schon seit einem Lustrum an achtzehn Jahre alt ist –«

»Luise Sperling? Ach nein!«

»Ist dreiundzwanzig Jahre alt *gewesen*!« war die nachdrucksvolle Antwort. »Sie ist sicher nur mit Paulinen herausgefahren, weil sie wußte, daß der kleine Arthur Maier, auf den sie ein Auge hat, sich eben am See herumtreibt. Er ist ja vorhin da vorüber. Selbst die arme Luise – wollte ich sagen – lacht den Felix nur aus. Aber hören Sie doch, was sie miteinander haben! Was er nur wieder gibt! – Ach, daß jetzt die Rangen so schreien müssen, man versteht kein Wort. – Wollt ihr ruhig sein.«

Das Letztere, mit gerunzelter Stirne gesprochen, galt der Kinderschaar am Ufer, die sich noch immer lärmend am Wasser herumtrieb, während die Unterhaltung in der Laube einen allerdings lebhaften Charakter angenommen hatte. Frau Werner erhob sich indeß vom Tische. Entweder war ihre Neugierde nicht so stark, oder ihr Zartgefühl ausgebildeter, als das der Anderen: sie schien am Aufhorchen nicht theilnehmen zu wollen.

»Ich muß meinen Kleinen zur Ruhe bringen!« sagte sie, nahm eines der Kinder auf den Arm und trug es schaukelnd hinweg, während die Zurückgebliebene einem Kindermädchen befahl, die übrigen Schreier – ihre eigenen Sprößlinge – hinweg zu führen und anderswo zu beschäftigen, damit ihrem lauschenden Ohre nichts von der lauten Unterhaltung entgehe, welche in der Laube stattfand.

In dieser genoß man unterdeß den schönen Maientag am prachtvollen See so ziemlich in der nämlichen Weise, wie draußen, – man trank Kaffee und hechelte schon auf der Hechelbank mit einem Eifer, als hätte es die größte Eile. Das graue Seidenkleid der Malersfrau, die auch schon wieder am See sein müsse, gab für einige Minuten Stoff, ebenso die Hochnäsigkeit der Andern; – wenn die auch einer Tochter des einflußreichen Geheimrathspräsidenten sei, so heiße sie doch einfach Frau Professor Bader und man kenne ja, was Casimir Baders Gelehrsamkeit bedeute, – jedermann lache ihn aus und er heiße allgemein der Universitätsbader. Die beiden Mädchen nahmen weniger Theil an dieser Unterhaltung, zischten, flüsterten und kicherten vielmehr zusammen und ließen ihre Augen manchmal durch das Blattwerk hinaus auf den See, oder auf den Uferweg streifen, indem sie bei jedem Laut erwartungsvoll aufsahen, als harreten sie der Ankunft Anderer.

Vor dem Eingange der Laube, den beiden Mädchen zugewendet, saß inzwischen Herr Felix von Fuchs auf schaukelndem Stuhle, mit weit vorgestreckten Beinen,

in einer Lage, die er für nachlässige Eleganz erklärt hätte, wenn er um deren Natur befragt worden wäre. Den Rücken gegen den See gekehrt, der sonniger Herrlichkeit draußen lag und hörbar an den grünen Strand wallte, sah er nichts von der Schönheit des Maientags, sondern war für jetzt einzig bestrebt, sich vor den beiden Mädchen im Glanze eines weltmännischen Jünglings, in der Glorie eines feinen, raffinirten und eleganten Rauchers zu zeigen. Dabei warf er ihnen manchmal unwiderstehliche Blicke zu, völlig unbekümmert um die Verheerungen, die er damit in den Herzen der armen Mädchen anrichten mochte. Da blies er nun den Rauch kunstgemäß bald mit weitgeöffnetem, bald mit ungespitztem Munde langsam und stetig oder puffweise vor sich hin in die blaue Luft. Dann ging er zu dem Effektstücke über, den Rauch in blauen Ringen aus seinem, wie ein Karpfenmaul geöffneten Munde ausgehen zu lassen, um ihn wieder aus der Luft künstlich aufzusaugen und zum Zweitenmale durch die Nase in's Freie zu befördern, – ein Anblick von großer Wirkung. Das that er so lange und sperrte dabei den Mund mit so unnachahmlicher Rundung auf, daß die hübsche Pauline ihn hierüber ansah und fragte:

»Fürchten Sie nicht, daß Ihnen ein Staar in den Mund fliegen möchte?«

»Ein Staar? Warum ein Staar?« erwiederte er, indem er wieder den Rauch seiner Cigarre mit graziöser Haltung des Hauptes in zwei zierlichen Strahlen durch die Nase über den Tisch hin blies. Pauline wandte das Gesicht ab und meinte hierauf:

»Wenn's in der Dämmerung wäre, würde ich sagen, eine Eule oder Fledermaus, was Sie vorzögen, Herr Felix.«

»Auch eine gebratene Ente fände Platz,« fiel die aschblonde Luise ein, und die beiden Mädchen lachten heiter zusammen, als mit einem Male aus der Tiefe der Laube sich ein Paar funkelnde Augen vorrichteten und die scharfe Stimme der Frau von Fuchs vernehmbar wurde:

»Warum sagen Sie nicht lieber ein Gänschen?«

Die arme Luise ward roth, wie eine Päonie. Pauline jedoch hob ihre Kaffeetasse zu den Lippen, schaute über dieselbe nach Frau von Fuchs und entgegnete:

»Weil die Gänschen jetzt noch von den alten Gänsen gehütet werden, wie Ihnen bekannt sein wird, Frau v. Fuchs. Auch wollten wir keine Reminiscenz an das Lied: Fuchs, du hast die Gans gestohlen.«

Mit spitziger Nase und weitgeöffneten Augen starrte die Angerufene nach der unbegreiflich kühnen Sprecherin. Denn nach einer in diesen Kreisen oft erzählten Anekdote hatte der verstorbene Herr von Fuchs einst in Gesellschaft das zufällige Absingen jenes Kinderliedes, als Anzüglichkeit auf die Art, wie er zu seiner reichen Frau gelangt war, aufgefaßt und eine Scene veranlaßt. Während nun Frau von Langenbècque ihrer Tochter einen bedenklichen aber doch bewundemden Blick zuwarf, sah auch Luise mit heimlichem, schadenfrohen Lächeln von der erzürnten Dame nach der entschlossenen Freundin, freilich mit einer Miene, welche die Mahnung enthielt: Gieb Acht, daß sie Dich nicht beißt!

Wider Erwarten jedoch schwieg Frau von Fuchs und begnügte sich, mit geschlossenen Lippen und blitzenden Augen, theils durchbohrende, theils musternde Blicke nach Paulinen zu werfen. Dabei fühlte sie sich offenbar in unerwarteter Weise überrumpelt. Sie konnte sich eines unwillkürlichen Respectes vor diesem Beweise einer scharfen Zunge nicht erwehren und zog es vor, eines günstigeren Augenblicks zur Entgeltung zu harren, indem ihre Geberde die Zuversicht ausdrückte: »Ich bekomme Dich doch unter mich!« Pauline aber wandte sich ganz unbefangen, als sei nichts vorgefallen, mit der Frage an den holden Felix:

»Und wer hat Sie denn das raffinirte Rauchen gelehrt? Auch wieder Ihr Freund, der Marquis oder Marqueur im Kaffee Emanuel?

»Oh!« machte Felix mit ablehnender Wichtigkeit. »So was lernt sich nur in feinster Gesellschaft. Er hat aber auch Schick und *verve*, nicht wahr?«

»Und wie!« entgegnete Pauline. »Sie rauchen wie ein Vulkan.«

»Neben der Venus, he! Solch' einen Vulkan ließe man sich wohl gefallen, he! Vulkan war ja der Gemahl der Venus, oder wie?«

Die beiden Mädchen wechseiten Blicke höhnischen Einverständnisses bei diesen Worten des jungen Herrn. Was *er* nicht sah, hatten doch die scharfen Augen seiner Mutter bemerkt.

»Also der Fremde,« fing sie gegen Frau Langenbècque gewendet an, »der junge Fremde, für welchen Pauline

schon beim ersten Anblicke so viel Aufmerksamkeit hatte –«

»Meine Pauline aufmerksam gegen einen Fremden?!« fiel hier die Langenbècque im Tone der Zurückweisung ein, während die Gluth auf des Mädchens Wangen eine verrätherische Bekräftigung jener Annahnm zeigte. »Meine Tochter, von den ausgewähltesten jungen Männern umschwärmt –«

»Ja, meine Liebe, was hilft die Umschwärmerei einem Mädchen, das nicht viel mitbekommt?« sagte Fuchs freundschaftlich.

»Nicht viel mitbekommt?! Ei, beste Frau v. Fuchs, wie ist Ihnen denn bewußt, daß Pauline nicht viel mitbekommt?«

»Aber, Theuere, das ist ja kein Geheimniß.«

»Kein Geheimniß?!« kreischte jetzt die Langenbècque. »Verehrteste Frau v. Fuchs –«

Der wohlgesittete Sohn der Letzterern hatte sichtlich seine Freude an dem gehobenen Ton, in welchem die Unterhaltung nunmehr geführt wurde. Er zwinkerte den Mädchen zu und flüsterte: »Gebt Acht, so bald sie sich lieb, theuer und verehrt werden, geht's los!« Dann ließ er einen leise zischenden, hetzenden Ton hören, der gerade kein Beweis seiner kindlichen Pietät war, während die beiden Mädchen nicht ohne peinliche Empfindung auf die Erregten schauten. Frau v. Fuchs aber sprach mit boshafter Ruhe und mit stillem Hinweis auf ihren einzigen Erben:

»Sie sagen es ja selbst aller Welt, daß Sie schon zwölf Kinder geboren. Neun davon leben – also neun Theile!«

»Aber das große, blühende Geschäft meines Mannes, die großen Einnahmen!« rief Frau Langenbècque über den Tisch herüber.

»Ja, man sieht nicht hinein, Liebe, man sagt nur von mißlungenen Speculationen und hält sich im Urtheil an die übermäßigen Ausgaben. Sie machen ein großes Haus, das ist bekannt.«

»Aber theuerste Frau v. Fuchs, ich wiederhole –«

»Meine Freundschaft für Sie hat schon lange gefürchtet, daß Pauline ihre hohen Ansprüche etwas moderiren müsse.«

»Pauline wird nur einem sehr reichen, oder sehr vornehmen Manne die Hand reichen, darauf können Sie sich verlassen, beste Frau v. Fuchs.«

»Ja wohl, Millionär oder Graf, anders thut man's nicht,« erwiederte die Frau v. Fuchs, wieder in ihrem Elemente, und darum mit hämischer Ruhe. »Leider ist Herr v. Leith nicht das Eine, und noch nicht das Andere. Der interessante Fremde aber, den Pauline mit dem Gerichtsrath Brand sprechen sah, wahrscheinlich ein Gelehrter oder Künstler, denn mit Andern geht der Brand nicht leicht um.«

Froh, von dem verfänglichen Gang des Dialogs ablenken zu können, sagte jetzt Frau Langenbècque:

»Der hat wieder seine Familie in den abgelegensten weil wohlfeilsten Winkel des Landes für den ganzen Sommer gesteckt.«

»Sie meinen doch den Gerichtsrath? Ja, er ist nicht blos ein natursinniger und geistreicher, sondern auch ein verständiger Mann, liebe Freundin!«

»Wo zeigt sich aber dabei der Verstand?«

»Darin, daß er sich genau nach der Decke streckt, liebe Langenbècque.«

»Erlauben Sie mir, Frau v. Fuchs, warum sagen Sie mir das und mit dieser Miene?«

»Weil Sie zu Catarrh geneigt sind und ich Sie vor Erkältung geschützt wissen möchte, meine Freundin. Nun denken Sie, wenn dieser Fremde also der zurückgekommene Neffe der Luckner, der Vetter Ida's wäre?«

»Das,« erwiederte die Langenbècque mit einem bedeutsamen Nicken des Hauptes, »das könnte freilich einen Strich durch eine gewisse Rechnung machen. Die Luckner soll ja diesen Sommer auch hieher an den See ziehen wollen.«

»Ich höre, sie habe schon eingemiethet,« sagte die Fuchs mit der Absicht, ihre Freundin zu ärgern, und diese erwiederte denn auch:

»Nun ja, man weiß warum.«

»Freilich, es ist nicht schwer zu errathen, warum man hieher kommt, – nicht wahr, meine liebe Langenbècque. Uebrigens wenn Sie meinen, daß wir durch den Schloßpark zurückwollen, ist es Zeit aufzubrechen. Sie rechnen ja doch darauf, Herrn v. Leith zu treffen und durch seine Galanterie das Innere des Seeschlosses besehen zu dürfen. Also kommen Sie!«

Und so brach die Gesellschaft nach wieder hergestellter Einigkeit auf. Draußen saß die Frau Professor Bader, anscheinend in die Betrachtung des See's versunken, noch immer allein an ihrem Tischchen. Man wechselte freundschaftliche Worte, knickste sich an und schied. Die Frau Professor verließ hierauf den Platz, unsere Gesellschaft wanderte den Uferweg entlang unter den Bäumen hinweg.

Pauline ging zufällig hinten nach an der Seite des jungen Herrn v. Fuchs. Da belebte und färbte sich plötzlich ihr hübsches Gesicht. In einem Kahne, der eben vom See her an's Land zu stoßen im Begriffe war, erkannte sie den Herrn, dessen Erscheinung heute schon mehrmals ihre Theilnahme erweckt hatte. Zögernd ging nur noch ihr Fuß. Wie unangenehm, in demselben Moment den Platz zu verlassen, da der Fremde daselbst landete. Ihre Leidenschaftlichkeit fügte sich widerwillig dem Zwang der Sitte, und so empfand sie ihr Mißgeschick um so bitterer, als sie fühlte, daß sie unter keinem Vorwande an die Stelle zurückkehren konnte, wo sie erst jetzt so gern verweilt hätte.

»Thut Ihnen der Fuß weh?« fragte Felix listig, ihre Unruhe und ihren zögernden Schritt bemerkend, da sie nach der Stelle zurücksah, wo der Fremde an's Land stieg. »Haben Sie Ihr Füßchen plötzlich übertreten? Oder reut Sie, den schönen Platz verlassen zu haben?«

Pauline hatte darauf rasch einige Schritte vorwärts gemacht, kehrte sich jedoch eben so rasch um und sagte, ihre Verwirrung bemeisternd:

»Was fällt Ihnen ein? Warum soll mich's reuen?«

»Weil wie vielleicht die Bekanntschaft von Ida's Vetter gemacht hätten.«

»Ida's wegen möcht' ich allerdings wissen, ob es Herr Wildhoff sei, glaub' es jedoch nicht.«

»Ich glaub's.«

»Ah, er ist's nicht,« sagte Pauline stehen bleibend, mit einem Blicke nach dem Wirthshause zurück, vor dessen Portal sich der Ankommende eben niederließ.

»Er ist's. Wetten wir.«

»Gut. Um was?« fragte Pauline, und Felix erwiederte:

»Gewinnen Sie, so können Sie mich heißen was Sie wollen. Gewinn' ich, so – fahren Sie mit mir Abends bei Mondschein im Kahn.«

»Ja, damit Sie in Ihrem Kaffeehaus damit prahlen.«

»Ich? Nie!! Ich schwöre!«

»Lassen Sie's. Aber wie kommen wir hinter die Wahrheit?« fragte sie, dahin zurückblickend, wo der Fremde saß und in die Pracht des See's hinausschaute. Felix aber setzte sich bereits in raschem Lauf nach dem Wirthshause zurück, indem er der allein Gelassenen noch zurief:

»Das überlassen Sie getrost meiner Feinheit, meinem Tact.«

Sie konnte keine Einwendung mehr machen und sah nur noch, wie er nach Zurücklegung der kurzen Strecke mit komischer Würde auf den Fremden zutrat und wie dieser sich nach ihm umkehrte, als er sich folgendermaßen angeredet hörte:

»Mit Verlaub, mein Herr, darf ich Sie nicht im Feuer ersuchen?«

Obgleich Zündhölzchen daneben standen, reichte der Fremde seine Cigarre hin, worauf Felix die seinige ansteckte und weiter fragte:

»Habe ich nicht die Ehre, mit dem berühmten Schriftsteller Arthur Maier zu sprechen?«

»Nein!« erwiederte der Fremde. »Wie kommen Sie zu dieser Annahme?«

»Nun, er soll eben am See grassiren,« war die belustigende Antwort. »Dann sind Sie vielleicht der Maler Werner?«

»Nein!« sprach der Fremde gelassen und sah auf den See hinaus.

»Und doch sind Sie mir so bekannt. Habe ich die Ehre, Herrn Professor Bader –«

»Sie sind im Irrthum,« fiel der Fremde kurz ein.

»Dann müssen Sie entweder Maler Sturm oder Gerichtsrath Brand sein.«

»Keiner von Beiden,« sprach der Fremde und kehrte halb den Rücken her.

»Ich bin ganz verwirrt,« meinte Felix. »Erlauben Sie mir –«

»In diesem Fragestyl fortzufahren. – Fragen Sie immerhin.«

»So dürften Sie zuletzt gar Herr – Wildhoff sein?«

Der Fremde kehrte sich um, fixirte den Fragenden etwas scharf und sagte dann kalt:

»Der bin ich. Was wünschen Sie, mein Herr?«

»Nichts weiter, – sehr verbunden: die Wette ist gewonnen!«

»Halt! Bitte!« sprach jetzt der Fremde, als der Andere mit dieser Nachricht davoneilen wollte. »Wenn Sie mich zum Gegenstand Ihrer Wetten machen, habe ich doch ein Recht zu fragen, was Sie dazu veranlaßt.«

»Ach! Sehen Sie dort unter den Bäumen die junge Dame in violetter Blouse? Fräulein Pauline Langenbècque wollte nicht glauben, daß Sie der Vetter der Luckner's seien. Nun muß sie die Mondscheinfahrt mit mir machen. Empfehl' mich!«

Und mit triumphirender Miene eilte Herr Felix v. Fuchs zu dem harrenden Mädchen, dessen Antlitz sich mit Purpur übergoß, als es merkte, daß des Fremden Blick prüfend herüberstreifte. Mit pochendem Busen hatte sie dagestanden und ging jetzt mit dem jubelnden Felix den Vorangeschrittenen nach.

Folgten ihr die Gedanken des Zurückbleibenden? Der sah einsam wieder über den sonnenbeglänzten See hin bis zum fernverschwimmenden andern Ufer. Weit draußen auf der blauen Fluth schwebte kaum erkennbar ein Nachen, an dem seine Augen unwillkürlich hafteten. Der eben stattgehabte Vorfall war darüber bald vergessen.

Drittes Capitel. In welchem Leid und Lust wechseln.

Nach den Eröffnungen, die Frau v. Luckner ihrem aus dem Süden zurückgekehrten Neffen gemacht, und nach seiner eignen Erklärung, durch welche die Verhältnisse

unter den Verwandten wesentlich geklärt worden, hatte Wildhoff die Tage damit ausgefüllt, alles ihm Neue in der riesig anwachsenden Stadt zu besehen und inzwischen seine Wohnzimmer im Hause der Tante einzurichten. Auch hatte er den Contract mit der jungen Verlagsfirma auf Herausgabe seines Werkes in Heften kaum abgeschlossen und, im Hause seiner Tante aufgesucht, mit dem Factotum des reichen Barons v. Buchberg eine Unterredung gehabt, welche ihm einen etwas eigenthümlichen Begriff von den »gemeinnützigen Unternehmungen«, wie dessen Bauspekulationen, die von der dienstfertigen Localpresse angekündigt wurden, geben mußte.

Solche Beschäftigung hatte seinem äußeren Menschen Bewegung, seinem Sinne Zerstreuung gegeben, aber seinem Herzen kein Genügen, seinem Geiste keine Befriedigung mehr gewährt. Mit der ersten großen Enttäuschung war ihm ein Ziel seines seitherigen Strebens entrückt. Die in seinem Denken und Wollen entstandene Lücke klaffte wie ein Riß durch sein Leben; dessen Vergangenheit und Zukunft lagen als Fragmente unvermittelt neben einander, – jene in klarem Lichte, leicht zu übersehen, – diese ein dunkles Chaos, scheinbar ohne Keim eines ferneren gedeihlichen Geschickes, das sich daraus entwickeln sollte.

Mit welcher Freundlichkeit auch Tante und Bäschen bemüht waren, ihm das Zusammenleben traut und heimisch zu machen: das Haus erschien ihm fremd, und er fühlte sich in seinem Verwandtenkreise einsamer, als

bei früheren Streifereien auf der griechischen Trümmerwelt Calabriens und Siciliens. In der Leere seines Herzens drängte es ihn zu einem Freunde. Und doch vermied er, Herbert aufzusuchen, dessen Anblick ihn an alle seine schönen Hoffnungen in den Tagen seiner Ankunft, an alle die leichtgenommen Warnungen erinnert hätte, welche sich schon jetzt als wirkliche Enttäuschungen erwiesen. Wie tief fühlte er sein eigenes Schicksal schon jetzt in die Günstlingswirthschaft des Landes verstrickt, sein Lebensglück von ihr alterirt, wenige Tage später, nachdem er eine eine solche Möglichkeit verlacht und als die Ausgeburt schwarzsüchtiger Hypochondrie weit hinweggewiesen hatte. Seltsame Fügung, die ihn, den kaum in's Vaterland Heimgekehrten, sogleich als Opfer der Verhältnisse erlesen, welche so verhängnißvoll das Schicksal des Staates bestimmten. Welche Belege für die Begründung von Herberts trüben Anschauungen konnte er selbst nun bringen, nachdem er seine Tante gehört, und die Motive ihrer hochstrebenden Pläne und schwer zu bezeichnenden Handlungsweise kennen gelernt hatte!

Freilich suchte er dabei wenigstens nach Trost in sich selbst. Und mehr als einmal raffte er sich mit dem Gedanken auf: »Enttäuschung wäre da, – aber Unglück? Es kommt darauf an, ob ich es als solchesn empfinden will. Mein Stolz mag verletzt sein, – aber ist auch mein Herz verwundet?« Mit solchen Betrachtungen wischte er aber nicht den Nebelhauch von seinem Seelenspiegel,

und immer wieder verfiel er momentanen, schwermüthigen Empfindungen, welche ihm sein seitheriges Leben gleichsam als verfehlt erscheinen ließen.

So sehr er sich nun auch oft nach einem mitfühlenden Freundesherzen sehnen mochte, machte ihn sein Stolz abgeneigt, als lebendiger Beleg für die düsteren Aufstellungen Herberts zu erscheinen. Und so hatte er sich fortgesehnt aus der Heimath und ihren verschrobenen Verhältnissen, fort, wieder in den schönen Süden, in das Land der Kunst, fort nach Rom, Neapel oder – an den Comer-See. Es hatte ihn hinausgedrängt in die Einsamkeit der Natur, fort aus der Stadt, welche ihm manchmal nur noch als Trümmerstätte seiner Lebenshoffnungen erscheinen wollte, – fort, wenn auch nur auf einen Tag.

So war er herauf an den See und nach dessen östlichem Strand gekommen und weidete wenigstens seine Augen an der entzückenden Landschaft vor der Façade des freundlichen Hauses am See. Der Aufwärterin befahl er, den Kaffee in eine der leergewordenen, blühenden Lauben zu bringen, welche sich unmittelbar am Ufer wölbten. Da hinein setzte er sich dann mit seiner Cigarre und schaute hinaus auf den blauen Wasserspiegel, von welchem im Rahmen der Fliederlaube ein prachtvolles Fragment weit und breit draußen lag und von den fernen jenseitigen Uferlinien bis zu seinen Fußspitzen erglänzte. Ueber den See her schaute die erhabenste Spitze des fernen Hochgebirges grade durch den Eingang der Laube herein. Auf den Bäumen am Ufer lag der Schnee und

Purpur ihres Frühlingsschmuckes, hinter ihnen ragten einige braune, malerische Holzgiebel mit Galerien und die Façade einer stattlichen Villa. Die Wirthstische selbst waren nicht mehr besetzt; nur aus einer Nebenlaube tönten noch lachende und kichernde Stimmen, welche es den Staaren gleichthun wollten, die auf den Bäumen in den Tag hineinschwatzten. Bald aber schwieg jeder menschliche Laut, als die Gesellschaft in der Nebenlaube ebenfalls aufgebrochen war und sich in den schattigen Bergpfaden des Uferwaldes verlor. Nur die Staare auf den Bäumen plauderten noch fort, nur der See ließ seine melancholischen Laute hören.

Unmittelbar vor der Laube und neben ihr gluckste die Fluth und pochten schwach herangleitende Wellen in unregelmäßigen Schlägen an das Kiesufer. Draußen auf dem weiten See feierte der Nachmittag eine stille Stunde. Kein Kahn durchstrich jetzt die glänzende, ruhige Fläche. – Doch, ein einziger war sichtbar, auf welchem Wildhoffs Blicke manchmal unwillkürlich hafteten; – aber er schien unbeweglich draußen zu stehen über den tiefen Wässern. Schwül lag es über dem See, dessen Bewegung sich nur in dem leisen Klopfen am Strande zu erkennen gab.

Wildhoff sah hinaus von seinem Sitze, lange, lange nach dem fernen, westlichen Ufer, über welchem der Dunst des heißen Tages brütete. Nach Südwesten hin erhellte sich die Luft, die Bergconturen zeichneten sich schärfer ab. Aber über seine Seele war jenes träumerische Sinnen gekommen, zu welchem Anblick und Stimmung des Sees manchmal einladet, – sie war umflort von

wehmüthigen Gedanken und Erinnerungen. Das Gefühl der Vereinsamung erfaßte ihn mit innerlicher Gewalt. Es kam überwältigend über ihn, daß er allein stand in der Welt.

Er dachte an die Begegnungen des Tages, – an den Gerichtsrath Brand, der glücklich jetzt in seiner Familie den traulichen Frieden jenes Thales genoß, in welches ihm auf der Herfahrt ein Blick gegönnt war. Er dachte an den Maler Sturm, der, nach Brands Aeußerung zu schließen, liebenden Augen entgegen ging, – dachte an die Andern, die in geselligem Zusammenleben hier geplaudert hatten und die heimlichen Wege der Uferhöhen wandelten. Und er saß allein mit der Leere seines Herzens einem nunmehr ziellosen Leben gegenüber, ohne Trieb, ohne Freude. Ja, ohne Eltern, ohne Freunde, getäuscht in den Hoffnungen seines Lebens, mit denen er seine Zukunft auszuschmücken gewohnt gewesen war, nunmehr selbst seinen nächsten Verwandten innerlich entfremdet, war er ein Einsamer auf Erden, einsamer als jenes ferne Schifflein, das mitten im See zu stehen schien und in der lichten Fläche den einzigen unterscheidbaren Punkt bildete.

Trauer um den Verlust oder Bitterkeit über die Verletzung seines Stolzes hatte an dieser Stimmung geringern Theil, als eine gewisse Sehnsucht nach einem unbestimmbaren Glücke, das sich mit der Erlösung aus seiner Vereinsamung verknüpfte. Sein sonst so männlicher Sinn, der, sich selbst genug, auf sich selbst zu bauen gewohnt war, verlangte jetzt, von Wehmuth umfangen, nach einem Glücke aus anderer, lieber Hand. Niemals hatte er

sich verlassener gefühlt, als in diesem stillen Momente; und dennoch wieder nie vorher liebebedürftiger, als da er vereinsamt dem blühenden Strande aus nach dem einsamen Kahne auf der weiten Seefluth ausschaute.

Diese lag so still von der Sonne beschienen draußen in der Schwüle, während nun erst bemerkbar wurde, daß jenes Schifflein sich dennoch fort bewegte, da es endlich langsam hinter dem Rahmen des Laubwerks verschwand. Wildhoff hätte die Einsamkeit jetzt noch tiefer empfunden, wenn nicht wieder ein Menschenlaut durch die Stille erklungen wäre, – ein ferner Gesang, der am Strandwege herunter durch Wald und Wiese näher und näher kam, bald aussetzte und bald in wiegender Ländlermelodie, wie aus Schmerz und Lust gewoben, sich lauter wieder erhob. Endlich erklang die Stimme des Burschen, der am See herunter wandernd vorüberkam, ganz nahe, so daß man die Worte verstehen konnte:

»Und wenn d' grad alloa bist,
Muaßt trauri nit sei',
Denn Heut' oder Morg'n
Trifft's Glück wieder ei'.«

Wildhoff fühlte sich seltsam angemuthet von der kunstlosen Strophe, da der Bursche, hinterm Hause herüberwandernd, nochmals die Worte wiederholte: »Muaßt trauri nit sei'!« als hätte er sich selbst mit der wiegenden Melodie Trost und Muth einzusprechen. Dann klang es wieder fern und ferner am Seestrand hin, je weitere Strecken der Sänger auf seinem Wege zurücklegte. Nur

noch die Fluth pochte unausgesetzt und einschläfernd an das Ufer, und ein wetterverkündender Fink piepte klagend vom nächsten Apfelbaum.

Wildhoff horchte noch lange dem melancholischen Anklopfen der Wellen am Strande, dem klagenden Finkenruf und dem fernverhallenden Liede des dahin wandernden Burschen, als plötzlich ein helles Lachen vom See her in die Stimmung des Moments einen ungemischt heitern Ton brachte.

Er saß so ganz allein da an der wallenden Fluth, überkommen von wehmüthigen Empfindungen, – und nun dieses freundliche, erquickende Lachen vom Wasser her, ohne daß er Jemanden zu erblicken vermochte. Durch das hohle Glucksen und eintönige Pochen der Wellen am Streute mit einem Male dies helle, heitere Lachen, das ihn so seltsam anregend, so eigenthümlich wohlthuend berührte, – dies reizende, mädchenhafte Lachen, das wie fröhlicher Ruf einer mit der Fluth schäkernden Seenixe klang.

Und bald schlug auch die Wellenfluth bewegter an den Strand, der geschmeidige, flüssige Crystall wogte merkbar heran, – lebhafter wallte und rollte das Wasser über die Uferkiesel. Dann leiser Ruderschlag – und ein Lied in sanftem Gesumme schwebte vorüber. Durch das dichte, grüne Gezweig schimmerte das Wasser des Sees und leuchteten weiße, lichte Gewänder, als schwämmen draußen Schwanjungfrauen singend den blühenden Strand entlang.

Wildhoff war wunderbar angeweht. Er reckte den Kopf, um etwas mehr zu erkennen. Aber die dichte Fliederhecke hinderte ihm in dieser Richtung den freieren Ausblick. Nur am Geräusche des Ruders ließ sich entnehmen, daß da ein Kahn vorübergekommen, – dessen Besatzung war von seinem Platze aus nicht zu entdecken.

Nun aber kam das Schifflein am Rande der Hecke in Sicht und steuerte dem schwanken Stege zu, wo gelandet zu werden pflegt. Nebst dem Schiffer saßen drei Frauen in dem Kahne, von welchen er eine nur halb sehen konnte, denn sie war von der Gestalt einer andern zum Theil verdeckt. Er fühlte dabei eine leise Enttäuschung, – er hatte nur zwei Frauen in dem Schifflein zu sehen erwartet. Seine Theilnahme für die Anfahrenden war wieder erloschen. Er schlürfte seine Tasse leer und blies blaue Rauchringe vor sich hin, daß sie wie Seifenblasen in der Luft verschwebten.

Nun war der Schiffer herausgesprungen, um den Kahn in eine feste Lage zu bringen und das Aussteigen der Damen zu erleichtern. Eine derselben stand mit abgewandtem Antlitze aufrecht, hatte die Sitzbretter erstiegen und schon einen Fuß auf die Landungsbank gesetzt, während sie mit dem andern den Kahn neckend in schaukelnde Bewegung brachte.

Es war eine ungemein anmuthige, schlanke Gestalt im blütheweißen Gewande mit blauer Garnitur, blauem Gürtelband und langen, wallenden Seidenbändern derselben

Farbe am leichten Sommerhütchen, das auf einer herrlichen goldenen Lockenfülle saß. Die reizvolle Erscheinung hob sich hell und licht auf dem grünblauen Wasserspiegel ab. Die Sonnenstrahlen stahlen sich in die goldnen Flechten ein und spielten wonnig mit dem Glanze ihres Haares. Jetzt lachte sie in ihrer Neckerei, mit der sie ihre Gefährtinnen im Kahne schreckte, und es war dasselbe glückliche Lachen, das vorhin vom See ertönt war. Und nun wandte sie das Köpfchen halb herüber, als eine der Frauen halb strafend, halb flehend ihren Namen rief.

Da schnellte Wildhoff von seinem Sitze auf. Als ob eine Sonne plötzlich hinter den Wolken seines Gemüthes aufsteige, den umflorenden Schleier durchbreche und sein Inneres mit fabelhaftem Glanze erfülle, so leuchteten mit einem Male seine Augen und glühten seine Wangen. Eine herrliche Mergenröthe seines seelischen Wesens spiegelte sich auf seinem Antlitze, als er mit hochaufathmender, fast laut aufjauchzender Brust nach dem morschen, schwanken Borde eilte, an welchem der Kahn angelegt hatte.

Veranlaßt durch das Geräusch der nahenden Schritte sah das noch sehr junge Mädchen sich um und wandte ein schönes, holdes Antlitz her. Kaum aber hatte es den Nahenden in's Gesicht gefaßt, als es erglühend in den Kahn zurückprallte und gleichsam Schreck und Ueberraschung auf einen Sitz niedersank, so daß das Schifflein in's Schwanken gerieth, worüber eine ihrer älteren Begleiterinnen laut aufschrie, während die andere durch

einen vernehmbaren Ausruf freudige Wiedererkennung ausdrückte.

Das eben noch so muthwillige Mädchen war jetzt ganz still geworden; nicht traurig, aber doch in schweigsamer Verschüchterung und sichtlicher innerer Bewegung saß sie da und erhob sich dann, um mit der freudig erregten älteren Dame sich der Beihülfe des Herrn zu bedienen, der so unverhofft auf dem Platze erschienen war. Sie reichte ihm zu diesem Behufe ihr Händchen und schritt schweigsam über das Brett vollends zum Strande. Nicht Wehmuth umflorte die tiefblauen Augen, als sie nun dorten stand und vor sich hinsah, sondern es war eine Art nachdenklicher, verschleierter Freude über das unerwartete Zusammentreffen. Ihre schönen Augen glänzten jedoch bald wieder schelmisch, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem heitern Lächeln, als nun auch die Dritte im Kahne sich von dem Erschienenen heraushelfen ließ und dabei dessen Hand so fest hielt, daß er genöthigt war, seine ritterliche Galanterie gegen diejenige zu bewahren, welcher er solche freiwillig am wenigsten gewidmet haben würde: sie nämlich bis an einen der leeren Gartentische zu geleiten.

Es war dies ein den Blüthejahren schon sehr entwachsenes Frauenzimmer von untersetzter Gestalt, entschlossener Haltung und – buchstäblich – Haare auf den Zähnen, denn der dunkle Flaum auf ihrer Oberlippe hätte die Eifersucht eines Lieutenants erregt. Braune Locken gaukelten in der klassischen Form der Hobelspäne um ein Haupt von kühner Haltung, während ihre Miene es jetzt

vorzog, einen höchst mädchenhaften Ausdruck anzunehmen. Das leichte, ungarische Hütchen mit seiner Adlerfeder gab der ganzen Erscheinung etwas Unternehmendes.

Als sie sich auf eine der Bänke niederließ und Wildhoffs Hand frei ließ, sprach sie mit einer kräftigen, fast männlichen Stimme:

»Mein Herr, ich danke Ihnen. Dank, Mylord, sprach einst Maria Stuart ebenso wahr und schön zu Burleigh im letzten Acte, – wem aber hab' ich selbst jetzt freundlich Dank zu sagen?«

Damit ließ sie ihre Augen von ihrem Ritter fragend nach den Gefährtinnen gleiten. Deren Verlegenheit zuvorkommend, ergriff der Architekt eifrig den Anlaß, sich selbst vorzustellen, indem er sagte:

»Da kein Herold vorhanden zur Präsentation, erlauben Sie, daß ich mein eigner sein darf: mein Name ist Wildhoff.«

»Architekt?« fragte die andere ältere Dame mit freudiger Ueberraschung auf den mildfreundlichen Zügen.

»Heinrich Wildhoff?« flüsterte auch das Mädchen unwillkürlich und der Klang seines Taufnamens von diesen Lippen berührte ihn wie Engelsgruß, so daß er mit freudigem Herzen bestätigte:

»Architekt Heinrich Wildhoff.«

»Wie schön,« fing jetzt die ältere Frau an des Mädchens Seite freundlich an, »wie schön, in dem Unbekannten, der uns bei jeder Begegnung verpflichtete, einen von meinem Manne so sehr geschätzten Künstler zu finden.«

»Sie beschämen mich, gnädige Frau –«

»Helming!« ergänzte Frau v. Helming einfallend und fuhr mit einer leichten Handbewegung fort: »Meines Mannes Halbschwester, Fräulein Wanda Schuld, und meine Tochter Irene, deren Vater mir viel von Ihren Schriften gesprochen.«

Wildhoffs Miene verrieth, daß er dies für ein Mißverständniß halte. Seine Schriften waren ja noch nicht veröffentlicht. Da sprach Irene mit ihrer sanften, holden Stimme vermittelnd das erklärende Wort, daß Papa die Manuscripte im Kunstverlagsbureau von Bernhard Dingler zur Hand gehabt und gelesen habe. Als nun wieder Irenens Mutter fragte, ob er schon einen Tisch erwählt habe, lag in ihren Worten eine so herzliche Einladung, ihre Gesellschaft zu theilen, daß Wildhoff durch das Portal in das Gastzimmer eilte, um die bequemsten Stühle für die Damen herbeizuholen, bevor er sich selbst niederlassen wollte.

Diesen kurzen Moment der Entfernung des jungen Herrn benutzte Fräulein Wanda Schuld, um halb vorwurfsvoll, halb bittend Irenen zuzuraunen:

»Nenne mich doch heute nicht Tante!«

»Warum denn nicht?«

»Es klingt so matronenhaft.«

»Gut,« sagte das junge Mädchen, »ich werde Dich für meine Nichte ausgeben.«

»Das ist nun gerade auch nicht nöthig, aber nenne mich Freundin oder Cousinchen!«

»Ich bitte Dich, liebe Wanda!« meinte jetzt Frau v. Helming. »Ich bitte Dich, sei doch heute vernünftig.«

»Als wär' ich das nicht je gewesen!« sagte die untersetzte Dame und warf ihren Lockenkopf unternehmend zurück, da eben Wildhoff mit den Stühlen kam.

Dieser befand sich in einem wahren Taumel der Freude und hatte alle Mühe, sein Entzücken über dieses glückliche Zusammentreffen nicht zu auffallend werden zu lassen. Da hörte er nun mit leuchtenden Augen zu, wie Irene den Bericht ihrer Mutter hie und da durch ein freundliches Wort ergänzte, daß der Vater nach der Rückkehr aus Italien in den Museen und Bibliotheken der nahen Stadt den Lieblingsstudien obliege, seiner Familie indeß am See eine Wohnung für die ganze Saison gemiethet habe und hie und da herauskomme, um sich mit derselben der herrlichen Natur zu erfreuen. Heute war man über den See gefahren, wollte an dem schönen, östlichen Strande Kaffee trinken und dann den Abend oben auf der Höhe zubringen, um dann in der Kühle des Abends die Rückfahrt anzutreten.

Da gab es nun viel zu reden, zu fragen und zu antworten in Erinnerung der verschiedenen Begegnungen – vor Wochen auf dem Comer-See und dann in der nahen Stadt. Irene plauderte allmälig lebhafter und wußte Allem die heiterste Seite abzugewinnen. Sie schien glücklich, und Wildhoff war es in einem Grade, wie er es selten gewesen. Er wußte nun, wohin die Sehnsucht, jenes liebebedürftige Verlangen der jüngsten Stunde gestrebt hatte.

Mit wahrer Seelenlust hing sein Auge an dem holden Antlitze des schönen jungen Mädchens, das von der Erregung der lebhaften Unterhaltung durchglüht ihm gegenüber saß. Etwas in ihren Zügen erinnerte wirklich an sein Bäschen Ida. Doch war ihr Ausdruck vergeistigter, ihre Miene seelisch bewegter und drückte schon jeden Gedanken lebhaft aus, bevor er gesprochen war. Die Heiterkeit ihres Gemüths spiegelte sich in dem reinen Glanze ihrer wunderbar blauen Augen, die unter den dunkelfarbigen langen Wimpern wie Seen im Waldsaume voll magischer Geheimnisse lagen; sie strahlte aber auch aus dem glückseligen und beglückenden Lächeln ihres reizenden Mundes, wenn von der Schönheit der Landschaft, von der anziehenden geheimnißvollen Pracht des weiten Wasserspiegels und von der erhabenen Herrlichkeit des Gebirges die Rede war.

Fräulein Wanda hatte indessen nur einige wenige Bemerkungen anzubringen vermocht, aber sie genügten, um Wildhoff einen Blick in ihr exaltirtes Wesen werfen zu lassen, das mit der zartfühlenden, ruhig verständigen und taktvollen Art ihrer Schwägerin, mit der ungekünstelten, gefühlvoll heitern, fast kindlichen und doch schon jungfräulich überlegten Weise Irenens in eben dem scharfen Gegensatze stand, als ihr äußeres Auftreten zu der gewinnenden Erscheinung von Mutter und Tochter. Ihre verschrobene Vorstellungsart und Ausdrucksweise,

in welcher sie oft köstliche Dinge über sittliche Weltordnung und religionsphilosophischen Standpunkt vorbrachte, wurde nur noch durch ihre grenzenlose Citatenlust übertroffen, in deren Anwendung sie Großes leistete und ihre Umgebung plagte oder belustigte.

Wildhoff war jedoch geneigt, ihr Alles und noch mehr zu verzeihen, als es ihm klar wurde, daß sie nicht wenig dazu beitrug, seinem Verhältniß zu Irenen rasch den Charakter einer gewissen Vertraulichkeit zu geben, indem das reizende Kind bei verschiedenen Aussprüchen der Tante den Architekten lächelnd ansah und in seine Augen gleichsam die Bitte legte, Wanda zu nehmen wie sie einmal sei und ihr Alles zu Gute zu halten.

Als man nun aufbrach, um die Höhe zu ersteigen, fand sich Wildhoff leicht an die Seite Irenens, und wandelte gewöhnlich mehrere Schritte mit dem jungen schnellfüßigen Wesen der Mutter und Tante voraus. Hinter ihnen öffnete sich allmälig die ganze blaue Seefläche in ihrer Länge und Breite, ein prachtvoller Anblick, – aber der Reiz der Landschaft spiegelte sich doch viel schöner noch in dem zarten Grunde des lieben Auges, das ihn während ihres Geplauders manchmal neckisch heiter, manchmal in kindlicher Herzlichkeit treu und gut anschaute, wenn sie eine Frage stellte oder eine Antwort gab. Die Blumen am Wege, zu welchen sie sich oft zu gleicher Zeit bückten, deren Namen und Eigenschaften gewährten ihnen Stoff zu leichtem unbefangenen Geplauder. Eine Biene,

welche Irene drohend umsummte und endlich von Wildhoff verscheucht wurde, gab dem Mädchen zu der Bemerkung Anlaß:

»Warum die Bienen doch stechen müssen? Es wären sonst fast die liebewerthesten Geschöpfe – diese kleinen Honigfabrikanten!«

»Sie lieben sie wohl des Honigs wegen, gnädiges Fräulein?« fragte Wildhoff scherzend.

»Nicht deswegen allein,« antwortete Irene mit einem Ernste, der sie eben so gut kleidete, als ihre Heiterkeit. »Sie wissen aus der Natur stets das süßeste zu fangen, ohne den Blumen von ihrem Reiz zu nehmen, und sind in ihrem nützlichen Fleiße nirgend Zerstörer, wie es die Menschen so oft sind.«

»Das haben sie eben doch mit den Dichtern und Künstlern gemein!« sprach jetzt Wildhoff.

»Ah, Sie sprechen *pro domo*!« erwiederte Irene heiter. »Und dennoch – seien Sie aufrichtig, Herr Wildhoff, – dennoch wirkt gerade Ihre Kunst zerstörend, um aufbauen zu können. Ein Steinbruch, eine Lehmgrube, eine Baustelle sind Zerstörungsmerkmale. Was haben Sie dagegen zu sagen?«

Wildhoff hätte viel zu sagen gehabt, aber er wurde jedes Einwands durch die kräftige Statur Wanda's überhoben, welche in erhabener Haltung, ihre Hand gegen den unten ausgebreiteten See ausgereckt, von ihrem Platze herrief:

»Wie, Herr Wildhoff!? Erinnert das nicht an die eben so wahren, als schönen Worte, mit welchen einst die Braut

von Messina das Meer begrüßte: »Klein fühl' ich mich in diesem furchtbar Großen!«

»Sehr, sehr! mein Fräulein!« entgegnete Wildhoff. »Ganz außerordentlich.«

Mit dieser Zustimmung gab sich Wanda leicht zufrieden; ihre untersetzte Gestalt bewegte sich vorwärts die Höhe hinan, und Wildhoff eilte wieder an die Seite Irenens. Die Stunde war ihm theuer, die Augenblicke kostbar, – er wollte sie nicht unbenützt verstreichen lassen. Und so fing er wieder an:

»Nun aber, mein gnädiges Fräulein, haben Sie mich wirklich sogleich wieder erkannt, als ich Ihnen in der Stadt begegnete?«

»Gewiß!« erwiederte sie mit lächelndem Munde. »Ich sagte es Ihnen ja schon.«

»Es macht mich glücklich, das immer wieder zu hören.«

»Das ist ja Eitelkeit,« sprach Irene und lächelte ihn wieder heiter an.

»Dichten Sie mir immerhin solche an, wenn ich nur die glückliche Gewißheit habe, daß Sie meiner nicht ganz vergessen hatten,« sprach er mit einer Wärme in Wort und Blick, welche sie verwirrt machte.

Erst nach einer kleinen Pause entgegnete sie in holder Verlegenheit:

»Ich weiß nicht, ob ich Sie verstehen darf, aber mein Gedächtniß prägt sich leicht Physiognomien ein, und so

glaubte ich auch Ihren Begleiter schon Tags zuvor in einem Hausgärtchen der Stadt inmitten seiner Familie gesehen zu haben.«

»Sie irren sich nicht, mein gnädiges Fräulein, – es war mein Freund Ernst Herbert.«

»Der Dichter des Oswald?«

»Derselbe.«

»Ah, das ist schön! Seine Lieder haben mir schon manche glückliche Stunde bereitet!«

»Und ich werde ihm eine ähnliche bereiten, indem ich ihm Ihre Worte wiederhole, meine Gnädige,« fügte Wildhoff hinzu, als man eben die Höhe erreicht hatte.

»Wie?« ertönte wieder die Stimme Wanda's. »Erinnert das nicht an den Moment, wo der selige Heine am Meeresstrand stehend über die See hinsang: »Thalatta! Thalatta!«

»Auffallend!« erwiederte Wildhoff, bereitwillig jeder Meinung Wanda's zustimmend, um nur immer rasch wieder an Irenens Seite zu kommen, was er auch jetzt that, während Wanda noch immer am Rande der Höhe stehen blieb und in Heine'schen Reminiscenzen lebte. »Ihre Tante,« fing er zu Irenen gewendet an, »Ihre Tante hat seltene Einfälle.«

»Ja, sie ist darin unberechenbar und das unterscheidet sie z. B. sehr von einem Rebus im Bazar.«

»Wollen Sie mir nicht den Unterschied mehr detailliren, gnädiges Fräulein?«

»Ein Rebus im Bazar erräth sich schon, bevor man ihn recht ansieht; während Wanda's *Citate* immer unerwartet und in origineller Anwendung kommen.«

»Ja, mein gnädiges Fräulein, sie sind stets überraschend,« sagte Wildhoff, ihr heiter zulachend, während sie neben einander den schmalen Feldweg entlang über die angebaute Höhe dahinschritten. Aus deren Fruchtfeldern vor ihnen ragte ein weißer Kirchthurm mit einer kleinen Häusergruppe.

»Darf ich Sie um etwas bitten?« fragte nach einer kleinen nachdenklichen Pause Irene mit geändertem Tone.

»Sie dürfen nur befehlen, mein gnädiges Fräulein!«

»Dann befehle ich Ihnen kraft dieser Vollmacht und bei Verlust meiner ganzen Gnade, mir die Gnädigkeit zu erlassen!«

»So furchtbar Ihre Androhung, macht sie mich doch sehr glücklich.«

»Warum denn?«

»Weil die Androhung des Verlusts mir einfach beweist, daß mir Ihre Gnade schon geworden.«

»Das ist – ein kühner Schluß.«

»Hoffentlich aber kein falscher.«

Irene wandte das Köpfchen etwas seitwärts, da sie den Blick bemerkte, mit welchem er in ihren Augen forschte. Dann aber erwiederte sie in dem seitherigen leichten Tone:

»Ich will es nicht läugnen, – und so werde ich Ihnen gnädig bleiben, wenn Sie mich nicht mehr so nennen.«

»Und in dieser Bedingung werden wir also Freunde bleiben, nicht wahr?« sagte Wildhoff und seine Augen weilten glücklich auf dem rosig angewehten, lieblichen Antlitz des Mädchens, indem er seine Hand ausstreckte, als erwarte er einen bekräftigenden Handschlag.

Aber Irene berührte dieselbe nur flüchtig mit ihren Fingerspitzen und zog ihr Händchen rasch und erglühend zurück, als wieder die poetisch gestimmte Wanda, nach den Wolken schauend, welche nun häufiger aus Südwesten über den See zogen, emphatisch ausrief:

»Wie, Herr Wildhoff! Möchte man nicht wiederholen, was Maria Stuart eben so schön als wahr vor dreihundert Jahren sang: Eilende Wolken, Segler der Lüfte!«

»Gewiß möchte man das!« sagte Wildhoff höflich sich zurückwendend, während man jetzt den um die Kirche gruppirten Häusern näher kam.

Mutter und Tante Irenens konnten auf dem ebenen Wege leichter gleichen Schritt mit dem jungen Paare halten. Und so hatte die fragelustige Wanda volle Gelegenheit, den Architekten zu Antworten zu nöthigen, wobei sie stets eine malerische Haltung annahm und Stellungen suchte, in denen sie auf Photographien Effect gemacht haben würde. Ihre Fragen und ihr Gedankengang waren dabei so unberechenbar, als möglich, indem sie ihr Licht vor dem anziehenden jungen Manne leuchten lassen wollte. So blieb sie plötzlich in einer Weise neben Wildhoff stehen, daß dieser selbst zum Verweilen an der Stelle genöthigt war, während sie anhub:

»Was hat wohl der Jüngling Phaon gedacht, da sich Sappho vom leukadischen Felsen in's Meer stürzte?«

»Es wäre mir lieb, dies von Ihnen zu erfahren,« versetzte Wildhoff.

Aber sie schritt ohne Antwort weiter und fragte dann plötzlich:

»Lieben Sie die Antike?«

»Ja, doch nur in Marmor.«

Irene blieb bei dieser Antwort Wildhoffs mit verstecktem Lachen ein wenig zurück, und dieser benützte die erste Gelegenheit, rasch wieder an ihre Seite zu kommen. Mit Lust sah er ihr dabei in die heiter funkelnden Augen, als sie nun sagte:

»Sie sind boshafter, als ich annahm. Gut, daß die Tante Ihr Compliment nicht verstanden.«

»Ach!« sagte Wildhoff seufzend. »Ihre Tante – wie ist doch ihr Name? Wanda –«

»Wanda. Wanda *Schuld*,« bemerkte Irene. Denken Sie nur an Müllners Schuld, oder auch an den Satz, mit welchem der Chor eben so wahr als schön seinerzeit die Familientragödie der Braut von Messina abschloß: Der Uebel Größtes aber ist die Schuld! – Doch nein, wir dürfen nicht ungerecht gegen die gute Tante sein,« unterbrach und verbesserte sich Irene gutmüthig. »Wanda ist bei allen Schwächen das beste, treueste, lauterste Herz, trägt keinen noch so bittern Witz nach, und in Bezug auf sie ist es geradezu Verläumdung, wenn der alte Harfner im Wilhelm Meister singt: Jede Schuld rächt sich auf Erden!«

Wildhoff sah mit leuchtenden Augen auf das schöne Mädchen, über dessen Lippen so die neckischen Worte spielend quollen. Ihre Stimme klang ihm wie Mozart'sche Musik. Irene aber setzte ernsthaft hinzu, indem sie ihn treuherzig ansah:

»Bitte, lernen Sie die Tante ertragen. Sie will ja weiter nichts, als gehört werden und eine Antwort, gleichviel welche.«

Was hätte Wildhoff nicht ertragen, um damit von Irenen ein freundliches Lächeln zu erhalten!

So machte die kleine Gesellschaft im besten Frieden, an der Kirche vorüber, das winzige Pfarrdorf des östlichen Seestrandes, und Citherklang und heller Gesang würde ihnen den Weg zu dem Wirthsgarten gezeigt haben, wenn die Lage desselben ihr nicht bereits von früherem Besuche bekannt gewesen wäre.

Wildhoff glaubte in einer der Stimmen, welche herüber tönten, die des Burschen zu erkennen, der vor einer Stunde singend am See vorübergekommen war. Es klang nämlich dieselbe wiegende Ländlermelodie zu der Cither, freilich heiterer und bewegter. Auch weibliche Kehlen waren vernehmbar. Aber das dichte Blätterwerk deckte die Laube, aus welcher die Hochlandslieder anheimelnd herüber tönten und den Wanderer anlocken mußten, welcher die vorüberziehende Straße einherschritt.

Viertes Capitel. Eine lichte Stunde, die von einer Staubwolke bedroht wird.

Die Heerstraße jener Gegend senkt sich, in schräger Richtung vom See heraufsteigend, gerade von dem Wirthshause des Pfarrdörfchens an wieder in eine weite Vertiefung des Landes, indem sie unter den dichten Laubkronen der Bäume des Wirthsgartens, zwischen diesem und dem dazu gehörigen Gasthause hinunter läuft. An den verschiedenen Tischen umher, an der Kegelbahn und unter dem Schatten der Bäume saß eine ziemlich gemischte Gesellschaft von Bauern, Gensd'armen, Fuhrleuten, säumigen Wallfahrern und Handwerksburschen, welche des Weges kommend, hier auf eine Stunde ihr Bündel niederlegten und im kühlen Schatten des besonders dichten Blätterdachs der Bäume Siesta pflogen, um dann neugestärkt die staubige Straße weiter zu wandern.

Auch städtische Gäste saßen zerstreut umher an den Tischen, neben dem Gartensalon und unter dessen Veranda, von welcher man, über ein Blumengärtchen hin und zwischen den grünumrankten Säulen hindurch, einen schönen Blick auf die Landschaft und das stolz hereinblickende Hochgebirge hatte. Im Gartensalon selbst aber verlebte eine kleine Gesellschaft von Beamten aus einem benachbarten Gerichtsstädtchen mit Weibern und Töchtern einen vergnügten Tag, der ihnen bei der spätern Hochfluth der Fremdensaison am See verwehrt blieb. In diesem Kreise trieb sich nun auch ein kleiner, modisch

gekleideter Herr mit angenommenem vornehm nachlässigem Wesen und sehr hohen Stiefelabsätzen herum. Seine hochmüthige, herausfordernde Miene, sein wegwerfender kaustischer Ton, seine Reden von den ersten Bildungskreisen der Hauptstadt, imponirten den männlichen und weiblichen Mitgliedern, die dem Herrn Doctor, oder Herrn Praktikanten, wie er einigemal genannt wurde, große Aufmerksamkeit erwiesen.

Als jedoch sein Auge einmal zufällig durch die Glasthüre des Gartensalons hinausfiel, wendete er sich mitten im Gespräche von den zuhörenden hübschen Beamtentöchtern ab und trat unter die Thüre, um mit unangenehmem, erstauntem Blicke nach einer kleinen Gesellschaft zu schauen, welche eben der Veranda des Gartensalons zuschritt und dort, mit dem prächtigen Anblick nach den Alpen, Platz nahm. Die junge hübsche Wirthstochter sprang selbst von der Laube her, um die Ankommenden zu empfangen, richtete ihnen die Stühle an der schönsten und bequemsten Stelle zurecht und empfing dafür einen dankenden Handschlag von dem lieblichsten Geschöpfe, das von dort aus je die Landschaft bewundert haben mag. Denn es war Irene, welche nebst Mutter und Tante jetzt neben Wildhoff draußen saß. Die Damen hatten Butterbrod mit Milch bestellt, Wildhoff selbst ein Glas des braunen Nationalgetränkes. Und nun plauderte man bereits in ziemlicher Vertraulichkeit über den Charakter der vor ihnen liegenden großen Landschaft. Die Heerstraße war von da aus weit mit den Blicken zu verfolgen, wie sie sich den angebauten Hang hinunter

in die muldenförmige Vertiefung des moorichten Vordergrundes mit seinen zerstreuten Weilern und Einödhöfen zog, dann emporsteigend sich in einem dunkelgrünen Waldmeer verlor, aus welchem da und dort weiße Kirchthurmspitzen ragten, während den ganzen Horizont entlang das prächtige Blau und Weiß des Alpenkammes herüber schimmerte. Die Linien der einzelnen Berge traten so deutlich hervor, das Gebirge selbst schien so nahe gerückt, wie es der kleine Kreis noch selten gesehen haben mochte. Dabei spielten die Wolken mit ihren über die Erde hinziehenden Schatten ein wechselndes Spiel, das die Blicke wohl fesseln konnte.

Wildhoff sah auch hinaus in die großartige Landschaft, öfter aber noch in die lieben, holden Augen, auf die reizende Gestalt, in das engelschöne Angesicht neben ihm. Er konnte die edle Form des Letzteren nun ganz in sich aufnehmen. Ein glückliches Lächeln schwebte um ihren schwellenden Mund und verklärte noch die reine Schönheit des Antlitzes, dessen leuchtende Augen nicht zu groß, dessen weiße Stirne nicht zu hoch, da deren ächt klassische Form von üppigen, goldenen Flechten eingerahmt und ein wenig verdeckt war, so daß sie noch schmäler erschien, als sie wirklich sein mochte. Das reichliche Haar, welches als eine herrliche Lockenfluth in üppiger Fülle von ihrem Haupte, gleich einer Cascade von Rheinwein schimmernd, hinten abfiel, den zarten Nacken prächtig umwallte, und sich – aufgebunden – zu einer ungekünstelten aber umso wirkungsvolleren Coiffüre entwickelte, gab ihrer Erscheinung einen ganz

besondern Reiz, dessen Zauber den Architekten magisch umfing. Dabei lag in jeder ihrer Bewegungen der Adel angeborner Anmuth; was sie nur that, trug den Stempel ungesuchter Grazie; aus allem was sie sprach leuchtete die noch ungetrübte Reinheit ihrer Seele, während der sympathische Klang ihrer Stimme wie Morgengeläute in seiner Brust nachhallte und feierlich freudige Empfindungen erweckte.

Nun lag die Vergangenheit weit hinter ihm in tiefer Vergessenheit, die Zukunft zeigte sich wie ein seliger Traum. Aber dennoch kümmerte sie ihn nicht in dem ungestörten Genusse des Augenblicks.

Die Mutter Irenens weidete sich indeß an der stets durchsichtigeren Klarheit, in welcher die fernen Berge aufstiegen; Tante Wanda citirte in einem fort mehr oder minder passende Stellen aus Wilhelm Tell. Im Saale hinter ihnen war es lebhafter geworden. Während von der Laube her noch immer Citherklang erscholl, hatte sich in dem Gartensalon Jemand an das Clavier gesetzt; sentimentale und fröhliche Lieder wurden angestimmt, und endlich rauschte eine wiegende Walzermelodie verlockend durch den Raum. Es dauerte nicht lange, so hörte man auch das Schleifen von tanzenden Paaren.

Wildhoff hatte mittlerweile eine mitgenommene Specialkarte auf dem Tische ausgebreitet, welche ein Gebirgspanorama enthielt. Nun bezeichnete er den Damen die einzelnen Berge. Auch Irene fragte um diese oder jene Alpenspitze. Wenn sie sich dabei über die Karte beugen mußte, um genauer zu sehen, ließ sie wohl auch ihren

Zeigefinger auf derselben herum gleiten, bis er sich plötzlich neben dem ihres Nachbars befand und leise von demselben berührt wurde, daß es beide electrisch durchzuckte.

Erröthend hatte Irene ihren Finger zurück gezogen. Um ihre Verwirrung zu verbergen, hob sie die Milchtasse an ihre Lippen. Nun hingen aber Wildhoffs Augen, als sie die Tasse wieder niedergesetzt hatte, mit so sprechendem Ausdruck an ihrem Munde, um den sich nunmehr ein zartes reizendes Milchbärtchen gelegt hatte: daß Irene ahnend nochmals erröthete, sich bei Seite beugte und heimlich ihr Tuch auf die Lippen drückte. Als sie wieder aufschaute, war der Milchring um ihren Mund verschwunden, aber ihre Augen wichen denen Wildhoffs längere Zeit aus.

Sie beide schauten nun gerade aus in die Landschaft; über diese hin warf die Sonne schon schräge Strahlen, mit welchen sie eine Staubwolke, die fern über dem Walde aufstieg, durchschimmerte und seltsam beleuchtete. Aber, die so still jetzt hinaus blickten dachten wohl an anderes, als an die fern herziehende Staubwolke, hörten auch weder die Cither noch das Clavier hinter ihnen, oder das Schleifen und Hüpfen der Tanzenden in ihrer Nähe, sondern mehr das Klopfen und Pochen ihrer eignen Herzen.

Inzwischen hatte sich ein Theil des Himmels mit schwarzem Gewölke bedeckt, das träge heranzog und kaum merklich vorrückte, um seine Schatten auf die Landschaft zu werfen. Gerade der Strich vor der Veranda

gegen das Gebirge hin war noch sonnig beleuchtet und entfaltete in dieser Beleuchtung einen besondern Reiz. Vom schwarzen Waldsaum her aber bewegte sich die erwähnte Staubwolke in den moorichten Grund herunter, der sich vor Wildhoffs und Irenens Augen öffnete, und zog in der Richtung der Straße, von der Abendsonne durchglüht, wie eine Feuersäule einher, näher und näher. Es war eine wenn nicht auffallende, so doch die Augen fesselnde Erscheinung – diese lichtgraue, violett und goldenschimmernde Wolke in der grünen Landschaft.

»Warum, Fräulein v. Helming,« unterbrach Wildhoff jetzt die eingetretene Stille, indem er sich an Irene wandte, »warum läßt es Ihre literaturkundige Tante im Anblicke dieser Erscheinung an einem Citate fehlen?«

»Warum ergänzen Sie nicht selbst gleich das Fehlende, statt den Mangel zu beklagen?« fragte Irene mit ihrer sanften Stimme zurück, ohne daß sie ihn dabei ansah.

»Mir fällt selten etwas Glückliches bei, erwiederte Wildhoff. »Doch bin ich auf die Tragödie von den beiden Helden in den fliegenden Blättern erinnert:

»Es naht des Mißgeschickes Wolke schon!«

»Freveln Sie nicht, mein Herr!« sprach jetzt Irene, indem sie flüchtig und mit einem Lächeln herüber schaute, das ihren warnenden Worten den Charakter des Scherzes verlieh. »Wer weiß, was diese Wolke birgt und bringt. Haben Sie auch nie das Vorgefühl nahenden Glückes oder Unglückes gehabt?«

Wildhoff war unwillkürlich an die seltsame Empfindung erinnert, welche ihn damals auf der neuen Brücke in der Hauptstadt überkommen hatte, und sie war keine völlig unberechtigte gewesen, wie er seitdem erfahren. Seine Miene war ernst geworden, ja verdüsterte sich in der unangenehmen Erinnerung so sehr, daß es Irenen peinlich auffiel. Es lag Angst und Mitgefühl in ihrer Miene und Rede, als sie rasch wieder einfiel:

»Sie haben meine Worte doch nicht ernst aufgefaßt? Oder war ich unvorsichtig? Ich bitte Sie, – lassen Sie die Wolken von der Stirne und aus dem Sinne schwinden, daß keine diesen Tag trübe.«

»Sie sind schon geschwunden,« erwiederte Wildhoff mit wieder erheitertem Antlitze, und seine Augen sagten, was die Lippen nicht auszusprechen wagten: »vor Deinem Anblicke!«

Mittlerweile ward aus der Ferne, von der Landstraße her, Hufschlag hörbar, und wenn man die rasch heranziehende Staubwolke genauer in's Auge faßte, so ward man als Kern derselben zwei Gestalten gewahr, – erst schemenhaft undeutlich, dann sich verdichtend und endlich in deutlichen Umrissen, wie verkörperte Schatten, zwei Reiter, die sich scheinbar aus der Staubwolke entwickelten, gleichsam aus der selben hervorquollen, und nun deutlich sichtbar und durch das Geklapper der Hufe hörbar genug, die zu dem Gasthause emporziehende Straße heransprengten. Zu gleicher Zeit hatte sich das Gewölk mehr und mehr vorgeschoben und bedrohte den Glanz der Sonne, indem seine Vorzügler dieselbe schon

hie und da bedeckten. Dadurch hatte ohnehin die Wolke von Staub, welche unter dem Hufschlage der Reiter aufwirbelte, ihren verklärenden Schimmer verloren und sah sich in ihrer natürlichen, schmutzig grauen Farbe so nüchtern an, als möglich. Zwei Reiter auf einer Landstraße sind eben so wenig ein besonderer Anblick, als nahendes Pferdegetrappel ein überraschender Klang vor einem besuchten Wirthshause. Von den Tischen, wo die Bauern und Fuhrleute saßen, richteten sich wohl die Blicke den heransprengenden Reitern zu; Irene aber beugte sich bereits wieder über die ausgebreitete Karte, um sich von Wildhoff die Lage des Ortes, wo man verweilte, und die Namen der umliegenden Dörfer erklären zu lassen, deren Dasein zumeist nur ein aus der Landschaft ragender Kirchthurm andeutete.

Was kümmerten sie Beide sich noch darum, ob die Reiter vorüber sprengten, oder vor dem Wirthshause hielten und abstiegen! Die Studien auf der Karte waren so überaus interessant, daß sie sich durch auch auffallendere Vorgänge nicht in denselben hätten stören lassen. Und da glitten nun ihre Finger wieder über die Karte und zogen sich mit magnetischer Kraft an; wieder berührten sie sich, und eine Blutwelle ergoß sich über Hals und Wangen des jungen Mädchens, so daß es in schamhafter Verwirrung diesmal das Haupt nur tiefer beugte, um die Namen auf der Karte besser lesen zu können. So kam ihm ihr Köpfchen näher und näher, ihr linker Arm lag so dicht neben seinem rechten, daß er oft dessen Pulsen und Beben spüren konnte, er fühlte ihren Athem an seiner Schläfe und

seine eignen Haare streiften fast ihre goldenen Flechten. In nie empfundener Wonne verhielt er sich so still, so ruhig, als sei er von einem Zauber gebannt, um nicht ihre schamhaft scheue Seele zum Bewußtsein aufzuschrecken und ahnen zu lassen, wie er ihre vertraulich keusche Nähe empfand und genoß.

Aus der Sage und dem Märchen kennt man die vernichende Wirkung des nüchternen Wortes auf die duftigen Erscheinungen poetischen Geisterlebens. So löste denn auch eine plötzlich dazwischen klingende fremde Stimme den Zauber, unter welchem die Seelen beider gelegen.

»Ah, Herr Wildhoff!« sprach Jemand, und es war ein widerlicher Ton in dem Gruße.

Wildhoff schreckte auf, und er sah in quälender Wirklichkeit vor sich die Gestalt eines kleinen Herrn, dessen Anblick vollends das magische Gewebe zerriß, in welchem er befangen und glücklich gewesen. Es war Herr Arthur Maier, dem einstmals sein Pudel auf so seltsame Weise entführt worden war und dessen Antlitz Wildhoff, ohne sich weiter darum zu kümmern, vorhin am Fenster des Gartensalons zu sehen geglaubt hatte.

»Sehr erfreut, Sie hier außen zu treffen,« sprach der Kleine weiter, und verbeugte sich nun vor der kleinen Tischgesellschaft. »Fürwahr, Sie machen sich so selten, seit Ihr schönes Bäschen, Fräulein v. Luckner, Sie im Haus

Ihrer Tante fesselt. Natürlich. Jedoch, wie können Sie Ihre Damen hier ruhig sitzen lassen, wenn unmittelbar hinter Ihnen sich Alles im fröhlichen Reigen schwingt! Wenn Sie mich vorstellen wollten –«

»Herr Arthur Maier,« sagte er kurz und knapp bei aller Höflichkeit. Er war sowohl durch die Begegnung, als durch den Ton des kleinen Herrn unangenehm berührt. Und wenn etwas seine natürliche Abneigung noch steigern konnte, so war es die Art, mit welcher Herr Arthur Maier, sich jetzt zu Irenen beugend, sagte:

»Die Landessitte, mein verehrtestes Fräulein, ermuthigt mich, und sie erlaubt nicht blos, sondern gebietet, eine Aufforderung zu solchem gelegentlichen ländlichen Tanze anzunehmen. So kann ich um so getroster die Ehre erbittert, als ich Sie auch in die beste Gesellschaft führe.«

Allerdings war eine solche Aufforderung bei derartigen Gelegenheiten nichts ungewöhnliches, und die Mutter, von dem Begehren und dessen Begründung gleichsam überrumpelt, wollte nicht, daß gegen die Landessitte verstoßen werde. So winkte sie ihrem Töchterlein zu, der Aufforderung Folge zu leisten, als sie merkte, wie wenig Irene Lust dazu hatte. Da nun zu gleichen Zeit ein joviales älteres Mitglied der tanzenden Gesellschaft Fräulein Wanda aufforderte und diese alsbald bereit war, trat auch Irene, mit einem freundlichen Blicke nach dem verstimmt sitzenbleibenden Architekten, an der Seite des kleinen Herrn auf den improvisirten Tanzboden.

Wildhoff saß schweigend neben Frau von Helming.

»Der Herr,« fing diese an, »ist Ihnen ja bekannt, nicht wahr?«

»Ja wohl!« sagte er etwas zerstreut.

Nun erhob sich die Mutter, um unter die offene Thüre des Salons zu treten und dem Tanze, an welchem ihr Kind theilnahm, zuzusehen. Wildhoff blieb noch einige Zeit allein unter der Veranda sitzen; er sah mit verdüstertem Antlitze hinüber, wo ein königlicher Livréebedienter vor dem Wirthshause bei zwei gesattelten Pferden stand. Es mochten die der beiden angelangten Reiter sein, – aber das war ihm gleichgültig. Er sah in die Landschaft hinaus; sie hatte jedoch allen Reiz für ihn verloren, da er sie nicht mehr im Rahmen und Spiegel *ihres* Auges bewundern konnte. Der Klang des Claviers that ihm wehe. Es war ihm ein widerlicher Gedanke, daß der Arm eines Andern jetzt im Tanze die holdselige Gestalt umschloß, neben welcher er selbst erst in schauernder Wonne und fast heiliger Scheu gesessen war, deren Berührung er sich selbst kaum erlaubt hatte. Es ward ihm jetzt, wo sie nur auf kurze Zeit seinem Blicke entschwunden, klar, wie theuer ihm ihr Anblick bereits geworden, wie ihr Bild, der Gedanke an sie nicht nur die Leere seines Herzens schon völlig ausfüllte, sondern es schwellte in Sehnsucht und Verlangen: sie wieder und immer zu sehen.

Da trieb es ihn von seinem Sitze auf. Er konnte nicht länger hier außen verweilen, keinen Augenblick länger sich des Anblicks ihrer holden Erscheinung berauben. Und so trat er ebenfalls unter die Thüre des Salons neben

ihre Mutter. Seine Augen suchten nach der lieblichen Gestalt und fanden sie bald unter den fröhlich sich schwingenden Paaren.

Aber – was war denn das? Was sah er denn jetzt, daß er bleich, mit bebenden, blassen Lippen hinüberschaute, daß seine Augen mit stieren Blicken dem Tänzer Irenens folgten?

Sein Mund war krampfhaft geschlossen, seine Brust athmete gepreßt.

Der Tänzer Irenens hatte sich in einen schmucken, eleganten Officier verwandelt. Und dieser Officier, dessen Arm sich um die Gestalt Irenens geschlungen, war derselbe, der ihm schon einmal als sein feindliches Schicksal in den Weg getreten war, – der Erwählte seines schönen Bäschens, der erkorne künftige Eidam seiner Tante, – – Herr von Leith.

Fünftes Capitel. Beginnt mit Vorbereitungen zu einem Reiterangriff und schliesst mit einem Abschied.

Herr von Leith, der vielbewunderte und vielbeneidete Herr von Leith, befand sich am See, um vor der diesjährigen Uebersiedelung des Hofs dahin, einige Wünsche des Königs bezüglich neuer Einrichtungen im Seeschloß persönlich zu überwachen. Hatte doch der König in Kurzem an dem Umgang des anziehenden jungen Ordonnanzofficiers so viel Wohlgefallen gefunden, daß er ihn vor seiner übrigen Umgebung besonders gern mit solchen

kleinen Aufträgen betraute, die sein Wohlbehagen betrafen. Er glaubte sich auf den Geschmack des Herrn von Leith verlassen zu dürfen. So war der junge Officier sowohl am Hofe als in den Augen des eingeweihteren Publikums bereits eine Person von hoher Bedeutung, obgleich er noch nicht einmal zum Flügeladjutanten ernannt war. Daß dies noch nicht geschehen, wollte die Meisten wundern, während einige Vertraute wissen wollten, es unterbleibe für's Erste nur auf seinen eigenen Wunsch. Die Gründe dafür waren freilich sein Geheimniß.

Seine Aufgabe im Seeschloß war keine angestrengte, und das war ihm lieb, denn Herr von Leith liebte überflüssige Anstrengungen aus Princip und Naturell nicht. Der Marstall war schon großentheils nach der beschlossenen Aenderung hergestellt, und Herr von Leith begann bereits an dem, zu dieser Jahreszeit noch ziemlich stillen See, sich gründlich zu langweilen. Um sich zu zerstreuen ritt er umher, meistens nach dem Bahnhofe am Nordende des Sees, – dorthin brachte doch jeder schöne Tag geputzte junge Dämchen aus der Stadt, deren Anblick ihm noch immer lieber war, als die Stille und Einsamkeit im Seeschlosse. Bei einem Morgenritte war er dorten auf Frau Langenbècque gestoßen, eine Bekanntschaft aus früheren obscuren Zeiten. Für das Lob ihres Aussehens hatte er die Mittheilung erhalten, wie viel Kinder sie schon geboren, damit er erst den richtigen Standpunkt zur Würdigung ihrer gebliebenen Reize erhalte. Interessanter jedoch däuchte ihm die Kunde, daß ihre Tochter, die hübsche pikante Pauline, Nachmittags an den See nachfolgen

werde. Er lud die Mutter ein, sich dann den Schloßpark anzusehen in welchem er gern als Führer dienen wolle; in Ermangelung anderer Unterhaltung erschien ihm die schlanke Pauline als ein sehr erwünschter Gegenstand seiner Huldigungen.

Und nun hatte er im Park des Seeschlosses spazierend volle Dreiviertelstunden nach Eintreffen des,Zugs auf einen landenden Kahn gewartet, ohne daß ein solcher den erwarteten Besuch brachte. Aergerlich und des Wartens müde, warf er sich nun auf ein Pferd und ritt in Begleitung eines Reitknechts in demselben Augenblicke vom Schlosse hinweg, die Landstraße hinan zur Höhe empor, als die Gesellschaft der Frau Langenbècque von dem Caffeehause am Strande aufbrach, um den Schloßpark zu besuchen. Und so verfehlte man sich.

Herr von Leith schien auch durch den Ritt über die grünen Höhen und Gründe des wellenförmigen Landes zur Seite des Sees nicht befriedigt. Er sehnte sich zur Stadt zurück unter so viel glänzende und bewundernde Augen, nach denen er hier im dunkeln Fichtenwald, welchen er eben durchritt, vergeblich emporschaute. Er ritt langsam dahin, ohne sein Roß zu kühnen Capriolen und Courbetten zu reizen oder es graziös dahintänzeln zu lassen. Denn die lange Waldallee war keine hauptstädtische Straßenlinie; aus den Fichtenzweigen sahen keine anbetungswürdige Köpfchen bewundernd zu dem Reiter nieder, sondern nur die scheuen Augen einsamer Drosseln und Turteltauben, an deren Neugierde und Erstaunen ihm nichts lag.

Herr von Leith versank, langsam dahinreitend, immer mehr in nachsinnliches Träumen. Wie die Heiligen auf Kirchengemälden von geflügelten Engelsköpfen umschwebt sind, umgaukelte ihn jetzt eine bunte Menge rosiger und blasser Frauengesichter; die einen schauten vorwurfsvoll trauernd, die andern schmachtend und wieder andere in beglücktem und beglückendem Lächeln. Aber aus dem Kreise Aller trat ihm jetzt nur ein Antlitz näher, ein stolzes, herrliches Mädchengesicht: die regelmäßige Form im edelsten classischen Styl und wundervollem Teint, die weiße Stirn vom dunkeln Haar wie in Rahmen von Ebenholz gefaßt. Und dieses schöne Antlitz sah, alle andern überstrahlend, zärtlich und leuchtend von Liebe, zu ihm her. An Schönheit kam ihm nur eines gleich; an Liebreiz jedoch wurde es sogar übertroffen von einem blondgelockten Haupte, dessen Augen aber fremd und theilnahmlos auf ihm ruhten.

So kehrte sich denn sein ganzes geistiges Schauen dem Bilde Ida's zu, das ihm die Einbildungskraft lebhaft vor die Seele malte. Ida! prächtige Ida! Er seufzte bei sich, da er so in Gedanken an die wundervolle Taille, an die klassische Büste, den weißen vollen Nacken und das stolze Haupt im dunkeln Fichtenwald dahin ritt.

»Ja, sie ist ein Engel!« sprach er für sich. »Was sage ich? Eine Göttin! *Meine* Göttin. – Fatal nur,« und er seufzte wieder, »fatal, daß die Mutter, die sonst so viel Welt hat, wie jede andere auf eine förmliche, officielle Verlobung versessen ist. Als ob ich mich jetzt schon binden möchte, bevor ich Flügeladjutant bin. Und dann der

Spott Schönthals, der mich hämisch fragt, ob ich noch immer im Stadium schmachtender Anbetung stehe! Und die Andern! Ich glaube, die fangen schon an, mich – Teufel auch! – für einen zur Leimstange flatternden Gimpel zu halten!« Das wäre für Herrn von Leith unerträglich gewesen, – lieber sich todtschießen lassen, als bei seinen Freunden für einen tugendhaften Mann gelten. »Aber Ida? Ida muß mein werden, mein, wie *ma bonne Marie*! Mein, mit oder ohne Heirath mein! Mein, ganz mein!«

»Was befehlen Herr Hauptmann?« fragte der Reitknecht von der linken Seite heranreitend.

»Ich? Nichts!« war die erstaunte Antwort.

»Halten zu Gnaden, glaubte, Herr Hauptmann hätten gerufen,« sprach der Reitknecht entschuldigend und lenkte sein Pferd wieder in respectvolle Entfernung zurück.

Herr von Leith hatte in seiner Erregung zuletzt laut gedacht. Die Unterbrechung bewirkte, daß er seine Gedanken mit mehr Ruhe auf einen andern Gegenstand richtete, – er gedachte der schönen Bonne, der guten Marie und wie sie sich nach den letzten Tagen und für die Zukunft geberden werde. Die letzten Tage in der Stadt hatten ihre Geschichte.

»Lange spreizen, verzweifeln und dann sich trösten: Das ist so der Lauf!« meinte Herr von Leith. »Die Weiber trösten sich Alle. Es ist ja ihre Sache, in Verzweiflung zu kommen, um sich trösten zu lassen. Hat doch auch

die stark verblühte Hortensie Buchberg Trost bei Schönthal gesucht, wird ihn finden und mich hoffentlich jetzt in Ruhe lassen. *Par diable!* Sie ist doch fürchterlich in ihrer Eifersucht – gerade auf Ida, das Bureaufräulein, wie sie sagt, weil der alte Luckner sein »von« im Staatsdienst verdiente. Hm! das edle Blut der Buchberge! – Dabei schwatzte sie immer von ihrem Bäschen, der »reizenden« Adele! Reize! Ich werde mir ein starkes Verschönerungsglas anschaffen müssen.«

Bei näherer Ueberlegung fand jedoch Herr von Leith, daß die kleine Adele Waldburg im Besitz einer Grafenkrone und als reiche Erbin keiner weitern Reize bedürfe, um begehrungswerth zu erscheinen, während Ida bei allen sonstigen Reizen doch nur von einem ziemlich mäßigen Vermögen unterstützt wurde, das ohnehin zum großen Theil in der Hand ihrer Mutter blieb, die noch sehr lange leben konnte. Gemahl der Gräfin Waldburg sein, wollte ihm manchmal sogar noch etwas mehr bedeuten, als Günstling und Freund des Königs heißen. Er verschloß sich der Erinnerung an seine Vorgänger und die Vergänglichkeit der fürstlichen Huld durchaus nicht, – er kannte deren Natur wohl, daß sie aufschieße, wie die Laube des Propheten von Ninive und eben so schnell verdorrt. Und dabei war seine Lebesucht immerhin stärker, als sein Ehrgeiz. Der Reichthum der Gräfin Waldburg erschien ihm ein viel soliderer Rückhalt, als die Zukunft eines Günstlings. Er wollte leben, gut, hoch und vor Allem lange leben, länger als im bestem Falle die Huld des Fürsten

dauern konnte. Freilich, er konnte sie bei Zeiten ausnützen, so gut es andere gethan; wie viele solcher Günstlinge, die von auswärts bezogen worden waren, hatten ohne Kenntniß des Staates, ohne Herz für denselben, ohne ihm auch nur dienen zu wollen, jetzt trefflich versorgende, hohe politische Aemter. Aber Herr von Leith liebte die »leidige Politik« so wenig, als sein fürstlicher Gönner und strebte nach keinem derartigen Einfluß, so sehr sich ihm auch sowohl die Frommen im Lande, als die Sittlich-Ernsten (wie sich damals die Fortschritts-Parthei nannte), zu nähern gesucht hatten, um durch ihn auf den König zu wirken und sich seiner in ihrem Interesse zu bedienen. Herr von Leith wollte mehr nur als Lebemann sein Leben gemacht sehen. Und hätte er dem Könige schon jetzt mit seinen Schulden kommen dürfen, so wäre ihm deren Bezahlung einer der liebsten Gunstbeweise gewesen, nach welchen er gestrebt.

»Gunst,« fuhr er in seinem Gedankengange fort, »des Königs Gunst schein' ich wirklich zu haben, und die Andern trauen mir auch Macht zu. Ich könnte wohl auch diese haben, aber wozu? Um schwarze Kutten schleppen zu helfen oder Fortschrittsbeinen nachzulaufen! Oder für die Gelehrtencolonie Schwiegersöhne versorgen und anlocken! Mich verhaßt machen, daß man auflacht, wenn mich das edle Roß abwürfe oder wenn es unerwartet zusammenbräche: plumps, da liegt er. Nein. – Regieren? das verstünde freilich Frau v. Luckner besser, als wir beide, ich und mein Freund. Und es scheint, sie hofft, bald wirklich regieren zu dürfen. Es scheint, sie betrachtet

mich ohnehin nur als den Ordensstern, den *sie* sich an die Brust heften will! O Frau Mama, so fein Sie sein mögen, so dürften Sie mich doch unterschätzen. Sie ist klug und weise, doch mich betrügt man nicht. Sie schätzt mich nur als Werkzeug in ihrer Hand, – das, ja das verdient eigentlich Strafe. Sie will mir ihren Architekten an's Herz schließen, damit ich ihn rasch in des Königs Schooß setze. Ich hasse den Menschen. Wahrhaftig, ich hasse ihn. Er hatte offenbar die Unverschämtheit, mein Rival bei Ida sein zu wollen. Solche Keckheit verdient ganz exemplarische Strafe! – Nun, nun, wenn mir nur ihre Liebe bliebe – und ihrer bin ich sicher – könnte sie sich immerhin Frau Wildhoff nennen.«

Dabei verweilte Herr v. Leith längere Zeit, indem sich der Wald zu beiden Seiten noch immer endlos hinzuziehen schien. Sein schönes Gesicht hatte sich düster verzogen, als brüte er über einem finstern Gedanken, der ihm doch selbst nicht einleuchten wollte.

»Nein, nein!« sprach es wieder in ihm. »Nicht einmal *so* möchte ich sie ihm gönnen. Was diese eherne Statue von Wahrheit schwatzte! Ein unausstehlicher Pedant. Er wird mir nächstens über Charakter und Verdienst predigen, ich bin es überzeugt! Charakter? Als ob man Catone bei Hof brauchen könne. Verdienst? Wenn man verdienen wollte, was man ist und wird, müßte man als Taglöhner beginnen. Als ob es kein Verdienst wäre, Glück zu haben. Es genießen heißt es verdienen, dächt' ich. Ist Figur, Haltung, Benehmen kein Verdienst? Ich meine doch, da

sie einem armen Lieutenant die Freundschaft eines Königs, die Liebe einer Gräfin brachten. Und daran will ich halten und weiter bauen, – um sicher zu gehen, beides vereinen. Vielmehr Adele Waldburg soll mich heirathen, ich schenk' ihr die Liebe. – Aber Ida, Ida!«

Und Herr v. Leith seufzte wieder tief auf.

»Soll ich sie lassen, ohne – ohne daß ich sagen durfte: sie war mein, ganz mein? Nein, ich werde sie nicht lassen, selbst auf die Gefahr hin, als ein – ehrlicher Gimpel hängen zu bleiben,« setzte er in Gedanken matt hinzu. »Jedoch, was soll das Alles? Zu einem bestimmten Entschlusse ist es noch Zeit, wenn einmal des Königs Meinung darüber erholt ist. Der Entscheid kann aber füglich bis zu dem Augenblicke verschoben werden, wo ich sagen darf: Ida ist mein oder – war doch mein!«

Herr v. Leith war nun dahin gelangt, es für thöricht zu halten, sich mit Grillen über zukünftige Dinge zu plagen. Möglicher Weise weilte in diesem Augenblicke, wo er sich Sorgen über ungelegte Eier bei einem melancholischen Spazierritte im Walde hingab, die anziehende, pikante Pauline Langenbècque mit ihrem üppigen Wuchse im Schloßpark am Seestrande und harrte vergeblich seines Anblicks. Mit dieser Erinnerung riß er sein Pferd herum, um die Rückkehr anzutreten. Der Reitknecht folgte seinem Beispiel und sie ritten etwas rascher heimwärts durch den Wald, bis Leith sich nach der Seite wandte und fragte:

»He, Flix! Haben Sie denn heute nicht nach Ihrer Gewohnheit auf das Dampfschiff hinaus geschaut, als es vorüber fuhr?«

»Ja, gnädiger Herr.«

»Waren Bekannte darauf?«

»Niemand, als die Frau, mit der Sie in der Frühe sprachen.«

»So! War keine junge Dame bei ihr?«

»Ja, eine sehr hübsche und stattliche sogar. Ich glaube, sie stiegen beim Kaffeehaus am See aus.«

»Das hätten Sie mir aber sagen sollen!« rief Herr v. Leith ärgerlich und schlug einen raschen Trab an auf der staubigen Straße, indem er dem nachfolgenden Reitknecht vorauseilte. Er war nicht wenig unwillig über die Schweigsamkeit seines Begleiters, dessen Nachricht den ganzen langweiligen Spazierritt überflüssig erscheinen ließ. »Ja, ich sagte es ja,« dachte er jetzt, »wie thöricht es sei, sich um künftige Dinge zu kümmern, wo die Gegenwart lacht. Ich will des Fürsten und der Frauen Gunst dankbar genießen, mich beneiden lassen, – und wie viele beneiden mich nicht! Es ist ja kein Unglück, denke ich, Neider zu haben. Freilich, sie wissen nicht, wo's fehlt. – Hm! Ja! Ida bleibt doch die herrlichste und begehrenswertheste aller Frauen. Mit einer einzigen Ausnahme, einer Einzigen. Diese blonde Holde – ein wahrer Schwan, – reizend, unvergleichlich! – Flix!« hub jetzt Herr v. Leith laut an, indem er nach der Seite hin schaute, wo sein Begleiter ritt.

Derselbe spornte auf den Ruf hin sein Pferd, um herbei zu kommen.

»Was steht zu Befehl?«

»Ritten Sie nicht vor einiger Zeit den Ungar in der Straße gegen die Brücke, wo ich Ihnen mit Schönthal, Sporn und Leinberg begegnete? Und – gemach! – sahen Sie nicht das schöne Mädchen neben einer älteren Dame in einem Wagen des »russischen Hofs« vorüberfahren?«

»Dasselbe, das in der Fremdenloge der Oper saß, als –«

»Dasselbe,« erwiederte Leith.

»Eine reizende Blondine, goldene Fülle des Haars, wunderbare Augen . . .«

»Sie sind ja ganz Enthusiast!« entgegnete Leith verwundert, indem er sein Pferd anhielt, in langsameren Schritt setzte und seinen Begleiter fixirte.

»Oh,« sagte dieser. »Man sieht auch, was schön ist. Ich hab' sie vorgestern gleich wieder erkannt.«

»Wie? Was?« fing Herr v. Leith erstaunt an. »Das hieße ja, sie befand sich vorgestern am See?«

»Und befindet sich noch da, gnädiger Herr.«

»Noch!?«

»Ja, sie wohnt am andern Ufer und war vorgestern in der Veranda oben an der Straße, wo wir vorbei müssen,« erzählte der Reitknecht. »Ich hörte sie zu der Wirthstochter sagen, daß sie übermorgen vielleicht wiederkomme. Also heut'. Möglich, daß wir das schöne Mädchen beim Vorüberreiten zu Gesicht bekommen.«

Herr v. Leith hatte sein Pferd dicht an das des Bereiters hintreten lassen und hörte mit sichtlicher Spannung die überraschende Kunde. Dann fuhr er mit erhobener Stimme leidenschaftlich heraus:

»Ja, aber Mensch! Warum sagten Sie denn davon kein Wort?«

»Gnaden verzeihen, Sie fragten mich ja nicht darum.«

»Bei allen Teufeln, muß man denn aus euch Leuten Alles herauskneifen! So, jetzt sitzen Sie nur fest auf Ihrem Windkopper!«

Damit gab Herr v. Leith seinem Pferde die Sporen; wüthend sprang es seitwärts; mit mächtigen Sätzen holte es aus und sprengte dann in gestrecktem Galopp dahin durch den Wald, bis der Saum desselben hinter dem Reiter lag. Auch der Bereiter war nachgekommen. Drüben, jenseits des moorichten Grundes auf der Anhöhe, nach welcher sich die Straße hinanzieht, trat das Wirthshaus aus den Bäumen hervor und neben ihm die wohlbekannte Veranda des Gartensalons. Ganze Wolken von Staub wirbelten unter den Hufen empor, als die Reiter durch den Grund sprengend an den Fuß der Anhöhe kamen und die Pferde nur ein wenig verschnaufen ließen, um sie dann auf's Neue zu spornen. Nun konnten sie zwischen dem Grün auf der Veranda schon lichte Gewänder erblicken, und in wüthendem Galopp ging es wieder eine Weile bergan. Während sie so ihre Rosse antrieben und diese mit lautem Hufschlag den Staub aufwirbelten und die Höhe hinansprengten, hingen Leiths Augen, so

gut es gehen wollte, an den Frauengestalten auf der Veranda. Bald erkannte er auch die schöne, junge Dame an der Farbe ihres reichen Haares. Zu gleicher Zeit bemerkte er aber auch den Herrn, der neben ihr sitzend sein Haupt gegen das ihre beugte. Jetzt war das Wirthshaus erreicht, viele Augen sahen den Reitern da entgegen, nur diejenigen nicht, von welchen Herr v. Leith am liebsten gesehen und begrüßt worden wäre. Mit einem kleinen Verdrusse darüber warf er sich aus dem Sattel; auch der Reitknecht sprang herunter und ergriff die Zügel, während der Hausknecht die des andern Pferdes zur Hand nahm.

Herr v. Leith stand einen Augenblick unschlüssig unter den Bäumen. Aus der Laube klang eine Cither, aus dem Gartensalon eine Tanzmelodie auf dem Clavier, und durch die Fenster waren erhitzte Mädchengesichter zu sehen, – dort aber auf der Veranda saß die kleine Gesellschaft, zu welcher das blonde Mädchen gehörte, und neben ihr, – ja neben ihr derselbe Architekt Wildhoff, den er im Hause der Frau v. Luckner getroffen. Sie schienen beide so unbekümmert um Alles, was um sie vorging, daß sie noch gar keinen Blick herübergeworfen hatten. Herr v. Leith biß sich auf die Unterlippe, spielte mit seinem Barte und warf einen nicht eben freundlichen Blick hinüber, indem er zu überlegen schien, was nun zu thun. Da erblickte er die kleine Gestalt des Herrn Arthur Maier, an der er wohl sonst vorübergegangen wäre, wenn sie ihm auch aus seinen Lieutenantsjahren wohl bekannt

war. Rasch trat er auf denselben zu und sagte in einem freundlich vertraulichen Tone:

»Ah, Sie da bei so fröhlicher Gelegenheit. Superb. Mich freut's, Sie einmal wieder zu sehen. Aber sagen Sie mir doch, wie kommt denn der langweilige Architekt dorten zu der wundervollen Blondine?«

»Ich bin selbst außer mir!« sagte der kleine Geselle mit anmaßender Miene, indem er sich neben der schlanken Figur des eleganten Officiers noch unscheinbarer ausnahm.

»Wie meinen Sie?« fing Herr von Leith wieder an. »Ich bin *hautement* dagegen, daß die feine Gazelle in der Gewalt dieses Brummbarts bleibt.«

»Und ich,« ergänzte seinerseits der Kleine, mit einer Miene, die eine Bestätigung seiner Worte enthielt, »ich gönne, sie ihm nun einmal gar nicht! Aber was thun? spricht Zeus.«

»Jagen wir sie ihm ab. In Campagnie!« sagte Herr von Leith mit vertraulicher Entschiedenheit zu dem Kleinen niederblickend. Dieser jedoch erwiederte:

»Und dann theilt der Löwe die Beute nach bekannter Art, nicht wahr?«

»Ah, diese Verkennung! Auf Parole nicht! Hören Sie doch.«

Und Herr von Leith, der Günstling des Königs legte seinen Arm sogar in den des Kleinen und redete ihm, nicht herablassend, sondern mit unbefangener Vertraulichkeit zu, bis der aufmerksame Zuhörer für den Plan, den ihm der Ordonnanz-Officier mitheilte, gewonnen war. Es galt

für's Erste nur, das schöne Mädchen von der Seite des Architekten wegzubringen und sie die Freuden des Tanzes kosten zu lassen, um eine Annäherung erfolgreich anzubahnen. So hatte es Herr Arthur Maier übernommen, den ersten Schritt zu thun. Er hatte Irenen aufgefordert und tanzte einmal mit ihr herum, als Herr von Leith hinzutrat und in seiner anmuthig höflichen Weise bat, mit der Dame den Tanz fortsetzen zu dürfen, wozu der seitherige Tänzer sogleich geneigt war, so daß Irene wohl nicht anders konnte, als einzuwilligen.

Als nun Wildhoff seinen Platz auf der Veranda verließ und unter die Thüre neben die Mutter Irenens trat, wollte er kaum seinen Augen trauen. Und als er den Tänzer nur zu wohl erkannte, als er mit geschärften Augen sah, wie des eleganten Officiers Arm sich um ihre geschmeidige Gestalt gewunden, wie er das holde Mädchen im wiegenden Walzer schwang, wie dessen Augen dabei glühend auf ihrem gesenkten Antlitze ruhten und im goldenen Geflechte ihres üppigen Haares gleichsam versengend hingen: da packte ihn eine unsägliche Bangigkeit, da schnürte ihm ein jäher gepreßter Schmerz, die Brust, vom Herzen hinauf bis zur Kehle, da faßte es ihn mit angstvollem Weh an, daß er hätte aufschreien mögen.

»Mit Irenens Tänzer ist eine Metamorphose vorgegangen,« tönte jetzt die milde Stimme der Frau von Helming neben ihm. »Wer ist denn dieser Officier?«

»Herr von Leith!« war die Antwort, und Wildhoff meinte kaum, daß sie ihren Weg durch die gepreßte Kehle

herauffinden könne, während seine Augen die Tanzenden verfolgte. Er hätte vergeben, oder noch lieber auf ihn losstürzen mögen, um ihm die Beute zu entreißen, die seinem Herzen schon unendlich theuer geworden war, theurer als Alles auf Erden, – die er nur mit seinem Leben einem andern überlassen wollte. Wildhoff empfand es in diesem Augenblicke nur zu tief, daß hier nicht sein Stolz in Mitleidenschaft gezogen war, sondern einzig und allein das Gefühl der Liebe, in ihrem Aufkeimen schon starke überwältigende Liebe, die vor keinem Opfer scheut, aber sich selbst nicht zum Opfer bringen kann, auf sich selbst nie Verzicht leistet.

Und als Irene jetzt ausruhend neben der eleganten Figur des Officiers stand und seine einschmeichelnden Reden, seine anmuthigen Worte an ihr Ohr schlugen, konnte sie nicht umhin, dieselben zu beantworten, da sie mit der ausgesuchten Artigkeit in Ton und Ausdruck vorgebracht wurden, wenn ihr auch seine Blicke eine unangenehme Empfindung veranlaßten. Im leichten Gesellschaftstone, der sein eigentliches Element war, sagte Herr von Leith:

»Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich den Empfindungen, mit welchen ich das Glück an Ihrer Seite genieße, schwachen Ausdruck gebe. Ich möchte Ihnen gern als Sklave zu Füßen liegend danken, daß –«

»Finden Sie das Sklavenloos im Staube zu liegen so beneidenswerth?« unterbrach sie seine Artigkeit mit einem ruhigen Lächeln.

»Lassen Sie mich, meine Gnädige, dagegen fragen, ob es ein Verdienst, Sie anzubeten?« sprach er mit seinem schmeichelndsten Tone.

»Es ist keines,« erwiederte darauf das schöne Mädchen mit einem Ausdrucke, der ihm bewies, wie wenig Eindruck seine Artigkeiten auf sie machten und wie gewappnet sie gegen diese Sprache war.

Irenens Gemüthsruhe war denn auch weder durch die anmuthige Erscheinung des Officiers noch durch dessen geschmeidigen Worte in irgend einer Weise berührt. Unbewegt von seinen schönen Reden, suchten ihre Augen insgeheim nach der Thüre, wo sie, im Tanze verüberfliegend, Wildhoffs Gestalt bemerkt hatte. Und dorten lehnte er noch neben ihrer Mutter. Sie erschrak im Innersten ihrer Seele vor seinem Aussehen. Er war marmorbleich.

Da hörte sie nicht mehr, was ihr Tänzer noch Artiges zu sagen wußte. Sie sah nur mit innerem Erbeben dahin, woher ein Antlitz, in welchem sie heute nur den Ausdruck der Freude zu sehen gewohnt gewesen, mit einer Miene schaute, in welcher alle Bitterkeiten des Schmerzes und des Hasses vereinigt schienen. Erinnerte doch sein Aussehen an einen gefesselten Löwen, der sein Junges in fremden Händen sieht. Sie hätte es kaum für möglich gehalten, daß diese edlen Züge sich so drohend verdüstern könnten, und erst ein flüchtiger scheuer Blick, den sie in ihrer Angst forschend nach ihrem Cavalier erhob, machte sie erschrocken vor dem Widerschein, den Wildhoffs drohender Ausdruck auf dessen Geberde gefunden. Es lag so viel Hohn und hämisches Behagen in

den Zügen des Officiers, daß es sie schauerte und ihre Augen bestürzt niedersanken. Kaum daß sie dieselben wieder nach Wildhoffs Antlitz zu erheben wagte, als sie bemerkte, daß derselbe kleine Herr, welcher sie Tanzen aufgefordert hatte, jetzt neben Wildhoff getreten war, und mit selbstzufriedener Miene diesem etwas sagte, worüber sich Wildhoff heftig nach ihm umwandte und ihn am Arme griff, daß der Kleine in schmerzhafter Wuth das Gesicht verzog.

Und wieder begegneten sich Wildhoffs und Irenens Blicke. Er ließ den Arm des Kleinen frei und athmete schwer auf. Dann verließ er plötzlich seinen Platz an der Thüre und schritt durch den Saal der Stelle zu, wo Irene schweigend und nunmehr bebend neben Herrn v. Leith stand.

Nun war er da, verbeugte sich und bat mit gewaltsam ruhiger, nur leise schwingender Stimme um eine Extratour. Herr von Leith hatte Lust, Einwendungen zu machen und sprach von der allzu großen Anstrengung für die Dame. Von den Augen Irenens jedoch ermuntert und sicher gemacht, wendete sich Wildhoff mit einem schwachen Lächeln zu ihr.

»Sollten Sie wirklich zu ermüdet sein,« fing er mit innigem Tone an, »wäre die Anstrengung für Fräulein Irene zu groß, mit mir zu tanzen?«

»Durchaus nicht!« sprach sie bestimmt und nahm alsbald seinen Arm.

Und dieser umschlang sie jetzt innig, innig, als wolle er sie nicht wieder loslassen und hätte sie gegen eine

Welt zu vertheidigen. Da schwebten sie dahin in seligem Fluge.

»Sind Sie müde, Irene, strengt es Sie zu sehr an?« flüsterte er ihr während des Tanzens zu.

»Nicht im Mindesten, tanzen wir nur bis zum Schlusse,« antwortete sie mit glänzenden Augen und klopfenden Pulsen.

Er drückte ihr bewegt die Hand. Und so tanzten sie bis zum letzten Accorde.

Mittlerweile stand Herr von Leith noch einige Zeit mit finster zusammengezogenen Brauen an der Wand und fühlte lebhaft, daß er zum Nachsehen verdammt war. Es war ihm klar geworden, daß er in dem diesmaligen Kampfe mit dem verhaßten Architekten kaum Sieger bleiben werde, vielmehr eine starke Demüthigung zu befürchten habe. Indem er sich auf die Lippen biß, daß sie bluteten, verließ er ohne den Schluß des Tanzes abzuwarten, den Gartensalon und sah sich nach seinem Spielgesellen bei dem – für's Erste mißlungenen – Unternehmen um. Aber Herr Arthur Maier war nirgends zu erspähen, und so fand sich der Höfling veranlaßt, um sein in Bewegung gekommenes Blut etwas zu kühlen, sich ein frisch geschenktes Glas schäumenden Bieres bringen zu lassen, das er stehend zu trinken begann, und dabei über sein weiteres Verhalten nachdachte. Da unterdeß der Klang des Claviers verschollen und der Tanz zu Ende war, brauchte er nicht mehr lange auf das Erscheinen Wildhoffs zu warten, der gegangen war, um Herrn von

Leith aufzusuchen, da dieser nach allen Gesetzen der guten Sitte auf eine Entschuldigung gegründeten Anspruch hatte.

Beim Anblick des Verhaßten, durch den er soeben eine Niederlage erlitten, wallte Herrn v. Leiths Blut schnell auf. Eben so rasch jedoch fühlte er, daß es in mehrfacher Hinsicht kaum am Orte sein dürfte, besondere Empfindlichkeit obwalten zu lassen oder einen Verdruß zu zeigen, der das Bewußtsein einer Niederlage und erlittenen Demüthigung kundgegeben hätte. Wenn er diesmal dem Architekten weichen mußte, wollte er wenigstens seinen Rückzug als einen freiwilligen und keineswegs durch die Noth eingegebenen erscheinen lassen. Dennoch verrieth seine Stimme einige Gereiztheit, da er dem Daherkommenden zurief:

»Ach, mein bester Herr, Sie haben es gut mit mir vor, lassen mich schimmeln gleich einer alten Jungfer und führen mir die Dame nicht einmal mehr zum Schlusse zu. Nun, was haben Sie mir zu sagen?«

»Daß es für Alles Entschuldigungen gibt,« erwiederte Wildhoff mit einer ruhigen Zuversichtlichkeit. »Waren Sie doch selbst am Schlusse verschwunden, Herr v. Leith.«

»Wie? Erwarteten Sie einen so geduldigen Zuschauer Ihrer Tanzfreuden? Ich hätte Ihnen einfach die Tour verweigern sollen.«

»In diesem Falle,« begann Wildhoff mit einem scharfen Blick, und er hatte offenbar etwas Bitteres auf der

Zunge, zog es jedoch vor, nicht aus den Schranken ruhiger Höflichkeit zu springen und wiederholte mit weniger erhobenem Tone: »In diesem Falle hätte die Artigkeit doch immer wieder der Dame die Entscheidung überlassen müssen.«

»Um auf meine Kosten Ihrer Tanzlust fröhnen zu können?« fragte er noch immer in einem Tone, welcher andeuten sollte, daß er sich eigentlich über die ganze Sache und jeden Aerger im Grunde erhaben fühle. Dieser Ton schlug aber in einen weniger ironischen um, als er hinzusetzte: »Ernstlich muß ich mir aber für die Zukunft Anforderungen an solche Touren verbitten, die ohnehin kein Ausfluß der guten Sitte mehr sind.«

»Halten Sie mit Ihren Lectionen in der Lebensart zurück,« erwiederte Wildhoff mit nachdrucksvoller Ruhe, »wirken Sie mehr durch eignes Beispiel, Herr von Leith. Ich nahm nur ein Recht in Anspruch, das Sie sich vorher selbst nahmen, und wenn es Ihnen unbequem war, so haben Sie eben dafür meine Entschuldigung. Uebrigens,« fügte er mit einem Lächeln hinzu, »übrigens werden Sie nicht wieder in die Lage kommen, mir irgend welche Bitte in dieser Richtung zu versagen.«

Herr v. Leith sah ihn jetzt fragend an und faßte mit beiden Händen die Endflocken seines Schnurrbartes, indem er sie zwischen den Fingern drehte.

»Die Dame wird mich also durch eine unverkümmerte Tour entschädigen,« sprach er dann.

Aber Wildhoff erwiederte schnell:

»Die Dame wird nicht mehr tanzen.«

»Hat Sie Ihnen das gesagt?«

»Mit Ihrer Erlaubniß, ja!«

»Und wenn ich auf meinem Recht bestände?« fragte Herr v. Leith nach einer Pause, mit ziemlicher Wucht im Tone.

»Auf weichem Recht? Her v. Leith!«

»Auf dem Rechte, eine zweite Tour zu fordern, sprach der Officier sich den Bart aufstreichend.

»Sie werden es nicht thun, Herr v. Leith, selbst wenn Sie ein solches Recht hätten,« entgegnete Wildhoff mit unzweideutigem Nachdrucke und begleitete die Worte mit einem so festen und durchdringenden Blicke, daß der Höfling unwillkürlich seine Augen zu Boden senkte, freilich um sie rasch wieder zu erheben.

»Es wäre wenigstens eine Thorheit!« fing Herr v. Leith in geändertem Tone an, jetzt mit der Ruhe und dem Gleichmuthe, welcher dem weltmännischen Höflinge geziemte. »Eine Thorheit und eine Versäumniß, da mich wichtige Pflichten in's Seeschloß hinunter rufen.«

Dabei lächelte er bedeutungsvoll, zog die Uhr und betrachtete sich den Zeiger, steckte sie mit einer leisen Bewegung des Hauptes wieder ein, lächelte Wildhoff vertraulich an und sagte:

»In welche überflüssige Erregungen wir uns doch beide gegen einander setzen und wären doch so sehr auf gegenseitige Verträglichkeit angewiesen. Ich glaube sogar – dazu geschaffen. Für meinen Theil wenigstens fühle ich die dringende Nothwendigkeit mich mit Ihnen, lieber

Wildhoff, gut zu stellen. Und wes hält uns denn überhaupt noch auseinander? Ich kann es nicht ergründen. Wäre denn Freundschaft oder wenigstens mehr Herzlichkeit zwischen uns eine Sache der Unmöglichkeit?«

»Das muß die Zeit lehren!« sprach Wildhoff mit Gewicht im Tone und innerlicher Zurückhaltung.

Nun wurde noch in conventioneller Weise Abschied genommen, und Wildhoff wandte sich wieder dem Platze zu, wo Irene mit ihrer Mutter und Tante bänglich saß. Der Ausdruck der Besorgniß und Angst in ihren Augen schwand aber, sobald sie seinem Auge begegnete. So verkehrten sie schon in der stillen Sprache des Herzens, und Wildhoff hatte kein Wort nöthig, um ihr beklommenes Gemüth zu beruhigen. Das Verständniß ihrer Seelen war in diesen wenigen Stunden schon zu voller Klarheit und Stärke erwacht, nachdem sie bei jeder flüchtigen Begegnung sich ahnend gegenüber gestanden waren. Die Erscheinung des Höflings, von seiner Seite eine wenig überlegte Laune seines aufgestiegenen Uebermuths, zog am Himmel ihrer aufblühenden Liebe als flüchtige Wolke vorüber, mehr nur um ihre vor drohender Gefahr schauernden Herzen enger zusammen zu führen, als um wirkliches Unheil zu bringen. Wochenlanger Umgang hätte die Annäherung ihrer Seelen nicht so gefördert als die augenblickliche Störung, welche nur dazu gedient hatte, beide zum Bewußtsein ihrer Empfindungen zu wecken. Jetzt sahen sie kaum, daß der Officier sich auf sein Pferd schwang, mit ausgesuchter Galanterie herüber grüßte und dann von dem Bereiter gefolgt in anmuthigen und

kühnen Sätzen seines Pferdes davon sprengte – über das Bergfeld zum Seeschloß.

Sechstes Capitel. Das Wetter geht vorüber und macht einer schönen Mondnacht Platz.

Während so der Himmel junger Herzen sich wieder völlig klärte, war über der Landschaft ein Wetter aufgestiegen, das sich durch große Tropfen ankündigte, welche durch die Baumkronen des Wirthsgartens fielen. Das war für die Gäste an den Bauerntischen das Signal, sich in die dumpfen Gastzimmer des Hauses zurück zu ziehen, während die älteren Frauen des fröhlichen Kreises im Gartensalon bängliche Blicke nach dem dunkeln Gewölk richteten und durch Bitten, Jammern und Schelten es endlich glücklich dahin brachten, daß ihre Gesellschaft sich in demselben Momente in den bereitstehenden Wägen auf den Weg machte, wo das Wetter in schnell sich folgenden Tropfen seinen Ausbruch nahm.

Auch die Veranda hatte sich bis auf unsern kleinen Kreis geleert. Es ging schon stark in den Abend hinein, und der Mutter Irenens stiegen Besorgnisse wegen der Heimfahrt über den See auf, wenn sie auch einsah, daß jetzt im Regen aufzubrechen thöricht gewesen wäre. Sie nahm gerne das Anerbieten Wildhoffs an, die Rückfahrt ans westliche Ufer mitmachen und den alten, am Strande wartenden Schiffer unterstützen zu wollen. Jedenfalls war das Aufhören des Wetters, das sich ohnehin nur als Strichregen erwies, abzuwarten.

Und nun saß Wildhoff wieder in stillem Glücke neben Irenen, während der Regen das Hochgebirg verschleierte und das vorliegende Blumengärtchen gierig die warmen Tropfen aufsog, die nun zu Millionen fielen. Es rauschte durch die Baumkronen und auf das Dach der Veranda, es pochte der Regen auf jedes Blatt, klopfte auf jede Schindel, und fast einschläfernd ging das Rauschen und Sausen fort. Die erquickende Luft unter der Veranda machte den Aufenthalt dorten äußerst angenehm, die Hühner des Hofes hatten sich leise piepend unter den Bäumen zusammen gekauert; aus den Wirthsstuben tönte hie und da das Zanken der Bauern dumpf herüber; aus der Laube klang noch immer die Cither und Gesang. Von dem im Regen ab- und zuspringenden Wirthstöchterlein erfuhr man, daß dorten der Bernecker Hanns sitze bei der Lise, welche im Hause kochen lerne; die hätten sich von ihrer Heimath drüben, näher bei den Bergen, viel zu singen und zu sagen. Auch noch ein Anderer sitze dorten, aber der könne den Herrschaften selber sagen, wer und was er sei. Damit sprang sie erröthend davon, und es dauerte nicht lange, als die Cither plötzlich in sanften Accorden im Gartensalon auftönte, während ein junger Mann mit scharf ausgeprägten Zügen und kühn vorspringender Nase unter der herausführenden Thüre erschien. Wildhoff erkannte in ihm alsdann den jungen Mann, welcher Nachmittags mit dem Gerichtsrath Brand von der Eisenbahn in den stillen Wald hinunter gestiegen war.

»Herr Wildhoff,« sprach derselbe, mit großer Sicherheit des Auftretens, sich vor den Damen verbeugend. »Erinnern Sie sich meiner nicht mehr von unserer academischen Zeit her?«

»Ah,« sagte Wildhoff nach augenblicklichem Nachdenken. »Maler Sturm?«

»Sturm, noch immer Sturm, manchmal Wind, heute aber – bei meiner lieben Braut – nur Zephyr!« erklärte der Maler, indem er die Rechte Wildhoff hinreichkte, mit der Linken jedoch die Hand des hübschen Wirthstöchterleins ergriff, das hoch erglühend daneben stand und mit liebenswürdiger glücklicher Befangenheit die herzlichen Gratulationen Irenens, der Mutter und Tante hinnahm.

Man rückte zusammen und verkehrte in munterm Tone, während Maler Sturm mit schönheitkundigen Blicken die Erscheinung Irenens in wahrer Lust betrachtete. Innen im Salon kicherten indeß Hanns und Lisi zusammen, wobei sie manchmal auf den Saiten der Cither herum klimperten, bis Tante Wanda von ihrem Platze aus sich an Hanns mit den Worten zurückwandte:

»Nun so singen Sie einmal wieder, Herr Gebirgsbewohner.«

Wieder kicherten die zwei innen. Dann aber klang es bei dem rauschenden Regen in der hereinbrechenden Dämmerung plötzlich auf:

»I woaß a schöni Glock'n,
Die hat an schön Klang,
Und ich woaß a schöns Dienei,

Das hat an schön' Gang.

Und beim Dienei seiner Hütt'n
Da singa die Schwalb'n
Und da laafa die Gambsein
Glei her über d'Alm.«

»Wenn ich nur die Worte verstünde!« sagte Irene leise. Der Gesang aber nahm seinen Fortgang bis zur Schlußstrophe:

»Du flachsharets Diendl,
Di hon i so gern,
Und i kunnt weg'n Dein Flachs glei
A Spinnradl wer'n.«

»Wie hieß jetzt das?« fragte Irene zu Wildhoff aufsehend.

Er übersetzte ihr die Strophe in gutes Hochdeutsch. Sie erröthete leicht.

»Drollig, aber hübsch!« sagte sie dann.

»Und so wahr,« meinte er.

»So naiv!« sprach sie wieder.

»Und so lieb!« ergänzte Wildhoff, daß sie vor seinem Blicke die Augen niederschlug, während auch Maler Sturm sich an ihrem Anblick weidete. Diese Holdseligkeit zu betrachten war ihm ein hoher künstlerischer Genuß. –

Es regnete zwar noch, doch zog sich das Gewölk mehr in's Flachland hin, so daß das Gebirg noch einmal in

wunderbarer Pracht aufleuchtete, da im Osten die trübrothe, glühende Mondscheibe seltsam über den schwarzen Rand des weiten Forstes emporstieg. Unten im Moorgrund wallten geisterhaft die Abendnebel zum Walde. Da sprang Maler Sturm auf und rief dem Hanns zu, er möge das Lied anheben, das den im Südosten aufsteigenden Berg seiner Heimath besinge. Während nun der prächtige Sang mit hellem Jodler aufschlug, sagte Maler Sturm zu Wildhoff leise, ihn sehne es jetzt zum See und in dessen Welle, worauf er seiner Braut noch einen Blick zuwarf und sonst unbemerkt hinweg ging, indem er den Plaid umhängte, die Krempe des Hutes herunter schlug und mit der Melodie, die eben gesungen wurde, durch den versiegenden Regen davon wanderte.

Mittlerweile war die Nacht allmälig gekommen. Das Hochgebirg lag in verschwimmender Unklarheit, die Lampe auf dem Tische warf röthlichen Glanz auf die Züge der Umsitzenden des kleinen Kreises.

»Ja, wie ist mir denn!« fing plötzlich die Lisi an, indem sie sich von Hanns ab und zu Wildhoff wandte. »Ja, sind's denn nit der Herr Heinrich, der Baumeister hat werden wollen. Kennen's mich denn nimmer? Bin ja die Lisi von der Sonnenreut und allweil mit dem kleinen Fräulein auf der Wiese umi g'laufen.«

Wildhoff konnte sich an die kleine Lisi mit den nackten braunen Füßen noch wohl erinnern, hätte sie aber in der frischen Dirne mit den um den Kopf geschlungenen braunen Zöpfen und dem silberbeschlagenen Mieder nicht gesucht. Diese trug eben so den hochländischen Typus, wie

der kräftige Hanns, der ebenfalls unter der Thüre erschien mit seinem röthlichen Schnurrbarte unter der geraden Nase, mit den Ringen im Ohr, seinem Spitzhute, der Joppe und den genagelten Schuhen. Als sich nun Wildhoff freundlich nach Lisi's Vater, dem alten Sonnenreuter erkundigte, meinte das Mädchen traurig:

»Wär' schon Alles recht, wenn nur die bösen Leut' nit wären!«

»Die Malefiztropf'n, die!« fiel jetzt auch Hanns leidenschaftlich ein. »Weil's dem Sonnenreuter gut geht, hängen's ihm halt a Klamperl an.«

»Was kann man denn dem braven Manne nachsagen?« fragte Wildhoff.

»Na, wißt's, sie sagen halt –« und der Bursche hielt mit geheimnißvoller Miene inne, indem er in's Dunkle hinaus schaute. »Ja, das hat sein'n Haken! Den Haggl hon i schon drosselt, den Aignerfranzl hon schon niederg'schlag'n derwegen und g'rauft hon i schon g'nug, aber helfen thut's nix, sie sagen's allweil doch, wann i weg bin.«

Was die Leute sagten, erfuhr Wildhoff nicht; er dachte sich aber, daß der Sonnenreuter in irgend einer Beziehung zum geheimnißvollen Bunde der Haberfeldtreiber (der gerade in jener Gegend sein Wesen trieb), wenn auch nur als Vervehmter stehen müsse. Da er wußte, daß über diesen Punkt ohnehin nichts aus den Leuten herauszubringen war, stand er von weiteren Erkundigungen ab. Lisi sprach nun davon, wie groß und schön Ida geworden sei, eine rechte Hofdame, wenn es überhaupt mit dem

Herrn von Leith richtig sei, der vorhin da gewesen wäre. Dann betrachtete sie auch Irenen neidlos und mit rechter Freude, indem sie ihren Hanns fragte, wie ihm das junge Fräulein gefalle.

»Mir g'fallet's schon, mir! A g'schmaachs Diendl!« erwiederte dieser offenherzig, und Irene wäre unter den lachenden Augen Wildhoffs noch höher erglüht, wenn sie den Dialekt besser verstanden hätte.

Nun aber hatte der Regen gänzlich aufgehört, und tausend Tropfen glitzerten im hellen Mondschein am nächsten Zweige, wie eben so viele Diamanten. Unsere Gesellschaft brach jetzt auf unter den treuherzigen Abschiedsgrüßen der Zurückbleibenden, deren »B'hüt Gott!« noch nachhallte, als die Abendglocke das Ave Maria zu läuten begann und aus den Häusern des Dörfchens die Stimmen der Leute in harmonischem Gebete zusammenklangen.

Ihr helles Kleid leicht aufschürzend ging nun Irene neben Wildhoff, der hie und da die zierlichen Fußstapfen ihres anmuthigen Trittes im feuchten Sande des Feldwegs betrachtete. Man war bald am Rande der Höhe, und Wanda citirte, diesmal am rechten Orte, die Stelle aus der Scene der Rütliverschwörung:

> »'S ist eine schöne Mondnacht. Der See
> Liegt ruhig da als wie ein ebner Spiegel.«

Man blieb einige Minuten lang stehen an dem friedlichen Anblicke des Sees sich weidend, der silbern durchleuchtet, stahlgrau zwischen seinen grünen Ufern ruhte. Man rühmte das schöne Land und sein begabtes Volk, –

Wanda meinte, der Gebirgsbewohner Hanns wäre köstlich gewesen und sie liebe dieses stramme Bergvolk sehr. Auch Frau von Helming entschied sich bei einer Parallele mit dem Volke der norddeutschen Ebene für die süddeutschen Hochländer, dagegen zu Ungunsten der sogenannten Gesellschaft des Südens im Vergleich zum Norden. Auch ihr Mann, sagte sie, habe die Beobachtung gemacht, daß sich im hauptstädtischen Leben dieses Landes hinter der vielgerühmten Gemüthlichkeit sich äußerst wenig Gemüth, ja starke Frostigkeit des Wesens verberge; die Gesellschaft habe keine Achtung vor sich selbst, mißachte darum auch Alles, was aus ihrer Mitte hervorgehe – die bedeutendsten Gelehrten des Landes lebten kaum gekannt in tiefer Zurückgezogenheit, während Leute eine Rolle spielen, die sie im Norden nie zu spielen wagen dürften, mit ein Grund, weßwegen man allda zu einer Mißachtung des Südens geneigt sei, die Land und Volk nicht verdiene.

Wildhoff hätte bei anderer Stimmung mit Eifer den Gegenstand aufgegriffen, um die Ursachen einer Erscheinung aufzudecken, welche in ihren Wirkungen trostlos, in ihren Folgen gefährlich für den Staat waren. Er begnügte sich darauf hinzuweisen, woher das Beispiel gegeben werde. Denn die Existenz irgend eines Einzelstaats nahm seine Theilnahme zu dieser Stunde viel weniger in Anspruch, als das Dasein des lieblichen Wesens an seiner Seite, das nun mit ihm die grüne Halde hinunter schritt, jetzt vom Mondlichte hell beschienen, dann im Schatten der Bäume wie die Elfenkönigin hinschwebend,

bald deutliches, bald minder sichtbares Ziel seiner nimmer satten Augen.

Als man zum Wirthshause des Strandes, wo die bewegte Fluth laut anschlug, endlich gelangt war, saß der alte Schiffer wartend außen bei seinem Bier. Ein kleiner Herr, der plaudernd vor ihm gestanden war, hatte sich in's Haus entfernt. Man kümmerte sich nicht darum, ob es Herr Arthur Maier war, der so leutselig mit dem Schiffer geplaudert und jetzt aus einem unbeleuchteten Fenster mit dem Erbleichen des Neides und den spähenden Blicken des Hasses den Bewegungen Wildhoffs an Irenens Seite bis in den Kahn folgte. Glucksend flog dieser in die anprallenden Wellen hinaus und entschwand im unbestimmten Lichte der angehenden Mondnacht mit seiner Last von hellen Frauengewändern bald dem Auge am dunkeln Strande, daß nur noch der regelmäßige Ruderschlag in der feierlichen Stille seine Richtung andeutete.

Man war hier noch so nahe am Ufer, daß der Mond von dem Hügelzuge verdeckt noch nicht über den Waldrand hereinschien. Mutter und Tante saßen in ihre Tücher gehüllt neben einander, Irene hatte ihren leichten Shawl sich lose um die Schultern gelegt, während der Plaid Wildhoffs neben ihr auf dem Sitze lag. Auf dem hintersten Sitze steuerte Wildhoff so lange, bis der Schiffer auf seine Frage ihm aufrichtig sagte, daß er schlecht steuere und es besser bleiben lasse. Diesem Urtheil eines competenten Mannes zu entsprechen, gab Wildhoff sein

Bemühen alsbald auf und setzte sich, um das Gleichgewicht des Kahns herzustellen, wie er scheinbar verdrossen über seine Ungeschicklichkeit bemerkte, auf den Sitz neben Irene. Da saß sie nun dicht an seiner Seite. Fühlte er doch dabei manchmal ihren weichen Arm. Drum saß er so bewegungslos und sah stille auf die leichte Wallung des Sees, in welcher der Mond, über die Höhe steigend, jetzt in Flammen aufzugehen schien. Man hörte nur den Ruderschlag, der Perlen aus der lichten Fluth holte, – nur den Anprall der Wellen am Kahne.

Durch diese Feierstille klang plötzlich die Stimme Irenens.

»Wirkten die Reprimanden des Schiffers so niederschlagend auf Ihr empfindsames Gemüth, daß Sie darüber vergessen, sich mit Ihrem Plaid vor der NachtluFt zu schützen?«

»Der Plaid wartet hier,« sagte Wildhoff, denselben auf seinen Knieen Lüpfend, »bis zartere Schultern seiner bedürfen. Mir selbst ist ganz wohl in dieser nächtlichen Seekühle.«

»Mir auch,« erwiederte Irene mit dem wallenden Erröthen der Scham über ihr unwillkürliches Geständniß. Dann fuhr sie fort: »Der Plaid wird lange warten müssen. Ich sehe, daß alle Schultern, außer den Ihrigen, geschützt sind. Im Uebrigen ist es eine wunderbare Nacht: ein Himmel oben und in der Tiefe des Sees.«

»Ein dritter und der schönste in Deinen Augen, Deinem Gemüthe!« sagte er so leise, daß er es selbst nicht hörte, denn es kam nicht über seine Lippen. Und dennoch

mochte sie es verstanden haben, da sie mit leuchtenden Augen über den See hinblickte, dessen Ufer in duftiger Ferne verschwammen.

»Wie, Herr Wildhoff,« tönte jetzt Wanda's Stimme, als ob die Tante eben aus dem Schlummer geweckt worden wäre. »Wie? Glauben Sie, daß ein Leander nächtlicher Weile diesen weiten Spiegel durchschwimmen würde, wenn eine Hero seiner wartete?«

»Das Volk will wissen, das sei hier schon geschehen, und ich bin sagengläubig, meine Gnädige,« antwortete Wildhoff ernsthaft. »Sehen Sie das Licht am fernen Strande? Wie es in der Welle spielend flackert? Ein solches leuchtete dem Liebenden als Leitstern, bis ihn die Fluth hinunterriß zu den andern Opfern des Sees.«

»Wo die Leichen in der Tiefe neben einander stehen,« ergänzte Wanda, starkmüthig sich über den Rand des Kahns beugend, um in die Tiefe der Fluth zu blicken. »Hat mir doch der alte Schiffer erzählt, daß die einheimische Hero ihren todten Leander einst so in der Fluth erblickt habe. Vielleicht an dieser Stelle.«

Irene schauerte merkbar an Wildhoffs Seite, und als er ihr darüber in's Antlitz sah, war dies bleich, die Augen feucht.

»Sie frieren, Irene!« sprach er leise, zärtlich, innig, indem er ihr den Plaid umlegen wollte, wogegen sie jedoch Einsprache erhob.

»Ich friere nicht, – es schauerte mich nur vor Wanda's Phantasie. Kennen Sie das plattdeutsche Lied,« fuhr sie sich ermannend fort, »das Volkslied, in welchem sich die

Sage ungleich poetischer empfunden wiedergibt, als in der griechischen Mythe?«

»Ja wohl,« sagte Wildhoff, »ich kenne das wunderbare Lied:

> Es waren zwei Königskinder,
> Sie hatten einander so lieb.
> Sie konnten zusammen nicht kommen,
> Das Wasser war viel zu tief.

Freilich klingt's in Ihrem Plattdeutsch noch ungleich schöner, – eines jener poetischen Wunder, die nicht geschaffen werden können, die entstehen gleich – gleich der Liebe selbst. Wie die Königstochter ihre Mutter bittet, sie allein »an die Kant von der rauschenden See« zu lassen, wie sie dem Fischer, der die Leiche gefunden, Krone und Ring schenkt, den Todten in ihre »blanken Arme« nimmt und in die Welle springt: »O Vater und Mutter ade!« das Alles muß man mit den melodischen Wiederholungen singen hören, um die unerreichbare Schönheit der nordischen Volksballade zu empfinden.«

Irene hörte ihm andächtig zu. Er selbst war aber durch seine eigenen Worte lebhaft an den Traum Ida's erinnern, in welchem er sein Bäschen todt aus den Wellen zieht. Er war so sehr daran erinnert, daß er von einem Schauer durchrieselt nach der Seite sah, von welcher her ein plätscherndes Geräusch im Wasser sich bemerkbar machte. Gleich darauf kam ein Kahn vorüber, von einem Manne in städtischen Kleidern gerudert, auf dem hintern Sitze eine tief in ihren Shawl gehüllte Frauengestalt, die

regungslos herüber sah. Der Rudernde sprach etwas zu derselben; Wildhoff glaubte die Stimme des jungen Menschen zu erkennen, der ihn Nachmittags nach seinem Namen ausgeforscht hatte. Nochmals sah die Verhüllte her, – dann zog der Kahn leise dahin und verschwand bald in der Dämmerung der Mondnacht auf dem weiten See. Aus dem Nachdenken über diese Begegnung weckte ihn die Stimme Irenens, welche leise und glücklich zu ihm sagte:

»Ich freue mich, daß wir in der Liebe zu diesen Balladen übereinstimmen.«

Sie hatte offenbar den vorübergleitenden Kahn nicht einmal wahrgenommen. Denn sie sprach im nämlichen Tone weiter:

»Kennen Sie auch das Lied von der schönen Agnese, die der wilde Wassermann gefreit, daß sie bei ihm in der Tiefe blieb, bis sie einst die Heimathglocken durch die Fluth klingen hörte?«

»Ich kenne es wohl,« sagte Wildhoff und rückte ihr näher.

»Wie, Irene!« bemerkte jetzt Wanda. »Du beugst Dich über den Rand, als sollte Dich der Wassermann holen, der dorten herschwimmt. Sieh' doch! Ganz-Heine: »Und aus den weißen Wellen stieg das schilfbekränzte Haupt des Meergotts!«

Eine stärkere Welle schlug spritzend an den Kahn, daß Irene von dem Schaume benetzt ward. Erschrocken, ja zitternd wich sie an Wildhoffs Seite zurück. Ihr Auge hing starr draußen auf dem Wasser, wo es hörbar plätscherte.

Sie bemerkte, daß sich im Wasser dorten wirklich etwas regte, daß es näher kam und endlich als ein Menschenhaupt aus der Fluth tauchte. Und Wildhoff schlang jetzt, ohne zu fragen, und ohne Widerstand des erschreckten Kindes, seinen Plaid um die Schultern der Zitternden und legte ihn – selbst bebend, aber nicht vor Schreck und Furcht – an der theuern Gestalt zurecht. Aber sie schmiegte sich so furchtsam an ihn an, daß er ihren starr hinaus gerichteten Augen folgte und mit staunender Ueberraschung das Menschenhaupt in den Wellen deutlich bemerkte. Eben wollte er dem Schiffer befehlen, darnach zu steuern, als eine kräftige Stimme über das Wasser herscholl:

»Gute Nacht! Glückliche Fahrt!«

Wildhoff erkannte alsbald an dieser Stimme den Maler Sturm, der hier fern vom Ufer sich wollüstig in dem flüssigen Smaragd des Sees badete und dabei der prächtigen Mondnacht genoß. Bald konnte man dessen Kopf nicht mehr erkennen; aber seine Stimme klang noch singend durch die nächtliche Feierstille über die wallende Fluth her, im Tone der hochländischen Volksweisen:

»Du herzi schöns Diendl,
Wann d' gehst g'schieht mir weh,
Mit Dir fahrt die Lieb'
Uebern fluthaten See!«

Und der Kahn fuhr wieder seine stille Bahn.

Irene bebte immer noch im Nachgefühl des gehabten Schrecks. Doch sträubte sie sich bereits wieder, Wildhoffs

Plaid zu benutzen, da er selbst sich doch nicht allein der Nachtluft aussetzen könne.

»Haben Sie eine Scheere, um den Plaid zu theilen?« fragte er listig, indem er das Tuch dicht an ihre Schultern hielte. »Es würde für uns Beide reichen.«

»Ich habe keine Scheere,« sagte sie.

»Dann,« fiel jetzt die Mutter ein, »dann mußt Du Dich in die Umstände schicken zur Strafe Deines Leichtsinns, da ich Dir doch beim Fortgehen von daheim anbefahl, ein warmes Tuch mitzunehmen. Sie, lieber Freund können, auf der Windseite sitzend, Ihres Plaids eben so wenig entbehren. Wenn Sie ein Ende desselben Irenen überlassen wollen, wird sie Ihnen sehr dankbar dafür sein müssen.«

Der Wind blies, da man mehr gegen die Mitte des Sees hinkam, eben kühl und frisch genug, um die Besorgtheit der Mutter für die Gesundheit ihres Kindes zu erwecken und zu erklären. Irene erhob auch keinen Widerspruch mehr, als ihr Nachbar ihre Gestalt nun so sorgsam umwickelte, daß kaum noch ihr schönes Köpfchen hervorschaute, während er selbst dann sich in ein Ende des Plaids hüllte.

Und der Kahn ging weiter, ohne daß mehr ein Wort an seinem Bord gesprochen wurde. Der Wind kos'te mit Irenens gelben Locken; der Mond küßte sie mit seinen keuschen Strahlen. Ringsum dehnte sich fast unabsehbar in der duftigen Nacht die erregte Wallung des weiten Sees, dessen Ufer ganz zurückgetreten schienen. Man hörte nichts mehr als das Geräusch der Ruder und den Sang der Wassergeister, welche den Kahn umtanzten und ihn

auf den Armen schaukelten. Nur einmal klang ein Glöckchen, fern, fern – wie Glockenton aus der crystallnen Tiefe, oder wie die Heimathglocken der schönen Agnese in's smaragdne Schloß erklangen.

Fräulein Wanda's kühnes Haupt hing schlaff gegen die Brust; sie träumte wohl ein Heine'sches Lied vom schilfgekrönten Meerkönig. Die Mutter sah still vor sich hin und dachte an eigne Jugend und die Zukunft ihres Kindes.

Und was dachte Irene, was Wildhoff? Ihre Augen erzählten davon, aber es las Niemand darinnen, als sie selbst, – und ihre Lippen verriethen das wonnige Geheimniß nicht, das keusch und rein ihr ganzes Wesen erfüllte mit dem unnennbaren Glück aufblühender Liebe.

So schön war kein Traum der schlummernden Menschen am Strande hüben und drüben, als die Wirklichkeit auf dem stillen Kahne, der da draußen in der Mondnacht ungesehen auf der wallenden Fluth schwamm.

Siebentes Capitel. Kleine Vorgänge in grosser Gesellschaft.

Einige Tage nach jener angenehmen Seefahrt saß Heinrich Wildhoff mit einem Freunde plaudernd in einem der eleganten Gemächer, welche ihm die freundliche Sorgfalt der Tante hatte einrichten lassen. Es war seine Empfangsstube. Von den Requisiten seines Berufs hatten sich einige Quartanten und Papierrollen, Kunstblätter und ein frischer Correcturbogen seines eigenen Werks aus dem Arbeitszimmer hieher verirrt. Die späte

Nachmittagssonne warf schräge Strahlen durch die rothen Gardinen, so daß ein rosiger Glast auf allen Gegenständen des freundlichen Gemachs lag. Nur ein schmaler goldener Lichtstreifen fiel ungebrochen herein, in welchem sich eine Welt von Staubatomen bewegte, während Wölkchen vom schönsten Blau, bald in Ringeln aufsteigend, bald fahnenartig verwehend, sich hindurch zogen und das Gemach mit dem Aroma trefflicher Importirten füllten.

Unten klang und schellte die Hausglocke fortwährend, ohne daß die Plaudernden dessen zu achten schienen. Wildhoffs Miene war heiter, seine Stirne glatt, die Augen in ungewohntem Glanze, – jedoch verrieth sein Wesen eine gewisse Spannung.

»Nein, lieber Herbert,« sprach er eben lebhaft, »das Leben ist schön, schön, – verzeihen Sie mir den Gemeinplatz, aber drückt er doch eine große Wahrheit kurz und – gut aus. Im Uebrigen hören Sie mir um Gottes willen nicht so stumm und verdrossen zu, sondern expectoriren Sie Ihren Spleen.«

»Sie haben mir selbst,« erwiederte Herbert ernst, »so viel von den Bauprojecten des speculativen Barons erzählt, daß mir das Leben und dessen Einrichtungen etwas weniger schön erscheinen. Das Gesetz hindert ihn nicht, und mir graut, wenn ich an die armen Ostsee denke, welche halb willenlos und schwindelnd in diesen unersättlichen Mammonsrachen rennen, um zu Grunde zu gehen, während er sich füllt.«

»Vergällen wir uns den Moment nicht mit Dingen, die wir nicht ändern können,« bemerkte Wildhoff. »Sie fassen auch alles von der schwärzesten Seite auf. Da fällt mir gerade ein: kennen Sie den Sozusagen? Er möchte für Sie durch's Feuer gehen.«

»Verlange von Niemanden so gefährliche Spaziergänge. Wer ist denn dieser Sozusagen?«

»Eine Art Oberdienstmann, mit dem prächtigsten schwarzen Bart, ein Kerl, wie man ihn sich auf die Barrikade denkt, – kühn, furchtlos, von geheimnißvoller Wirkung des Blicks . . . «

»Sie malen ja *à la* Eugen Sue!«

»Der Mensch interessirt mich auch,« versetzte Wildhoff. »Jedoch, lieber Herbert, gehen Sie nun rasch in Licht und Flammen auf! Wissen Sie, daß Fräulein v. Helming eine Verehrerin von Ihnen ist? Erinnern Sie sich noch der Begegnung in den Anlagen und der scheuen Pferde!«

»Sie haben demnach die liebliche Blondine wieder getroffen?«

»Und erfahren, daß sie Ihre Schriften kennt und liebt.«

»Sehr freundlich von Ihr. Uebrigens bleibe ich ruhig und freue mich meines Ruhms im Stillen.«

»Das ist denn doch arg!« rief jetzt Wildhoff in komischem aber wirklichem Aerger, indem er die Asche seiner Cigarre etwas heftig am Muschelbecher abstieß. »Auf eine solche Nachricht diese Kühlheit! Sie wälzen wahrhaftig mit Wollust Eisblöcke auf Rosenbeete.«

Herbert sah jetzt mit einem Lächeln auf den Freund und meinte:

»So will ich mich nicht länger am Rosenbeet Ihres Gemüths verständigen. Weg mit den Eisblöcken. Sie mögen an der Sonne zerfließen, indeß Sie mir von Ihrer Begegnung erzählen.«

»Sie entschlüpfen mir nicht,« rief jetzt Wildhoff eifrig, »und Sie sollen eben Ihren Ruhm nicht im Stillen, sondern weniger egoistisch mit und unter Ihren Bekannten genießen.«

»Geben Sie sich keine Mühe,« erwiederte Herbert trocken und abwehrend, »ich bleibe allein!«

»Das ist schlechte Gesellschaft, sagt der Philosoph. Was hindert Sie denn an dem harmlosen literarischen Zusammenleben hier Theil zu nehmen?«

»So ganz harmlos ist es nicht.«

»Mein Gott, Intriguen, Coteriekniffe mögen mit unterlaufen. Allein das kann doch nur den Humor reizen, – denken Sie an Brand und Wolf.«

»Man kann leicht mit Humor auf das blicken, worunter man selbst nicht leidet.«

»Ach!« rief Wildhoff in seinem Bemühen, den Freund aufzuheitern, ungeduldig den Kopf herumwerfend. »Was hat man Ihnen denn eigentlich gethan?«

»Kein Loch in den Kopf geschlagen, noch ein Bein gebrochen, oder ein Messer in den Leib gerannt, – man hat mich nur so ganz sanft und in der Stille abzuthun gesucht!« versetzte Herbert, nicht gesonnen, sich an eine

nochmalige Erörterung einzulassen. »Dieser Casimir Bader z. B. gilt Ihnen für einen guten Kerl, weil er wie ein Simplicissimus aussieht. Verzeihen Sie ihm seine gemeinschädliche Wirksamkeit für die platte Mittelmäßigkeit, aber nicht, daß er förmlich planmäßig, mit Hülfe gemeiner Verdächtigung, seinen Vorgänger weggedrückt, der seitdem eine gebrochene Menschenkraft ist.«

»Das ist bös,« sagte Wildhoff jetzt bedenklich. »Weiß man das in der Gesellschaft?«

»Man weiß es – und hat's vergessen. Und wie sitzen die Begünstigten und Besoldeten über Andern zu Gericht, die ihr Lebenlang mit der Armuth gerungen und dabei vielleicht nicht ohne Flecken durchgekommen! Man hat gut anständig sein im Schooße des Glücks.«

»Wohl wahr!« versetzte Wildhoff kleinlaut. »Ueber Sie selbst jedoch geht kein mißachtendes Wort.«

»Weil ich mich noch knapp oben erhielt. Aber auch auf jene, die es nicht vermochten, hat man dort kein Recht, herunter zu blicken.«

»Im Leben geschieht es eben doch,« meinte Wildhoff beschwichtigend, »und man braucht noch kein Schurke zu sein, um in diesen Fehler zu verfallen.«

»Ich wollte Ihnen auch keine Teufel malen,« bemerkte Herbert ernst, »sondern jene Mittelsorte von Charakteren, welche in der Welt mehr Unheil angerichtet, als ausgemachte Schurkerei. Zu Letzterer gehört eine gewisse Charakterstärke; darum ist sie lange nicht so häufig,

als die Romanschriftsteller behaupten und die Aesthetiker des Häßlichen heischen. Von persönlichen Bekannten traue ich nur Einem selbstbewußte schurkische Gesinnung zu, und in diesem liegt freilich etwas, dem selbst der Verrath nicht trauen kann.«

»Und wer wäre der große Mann?«

»Vor der Hand noch ein kleiner Mann,« versetzte Herbert, nicht gewillt, die Persönlichkeit näher zu bezeichnen.

Wildhoff gab ihm im Allgemeinen jetzt Recht. Doch meinte er, man hole sich auch seine Freunde nicht unter der Mittelsorte und in Gesellschaft müsse man sie eben ertragen, worauf Herbert, sich aus dem Fauteuil erhebend, entgegnete:

»Das sehe ich nicht ein, oder vielmehr ich sehe es nur zu wohl ein und meide darum die Gesellschaft.«

Auch Wildhoff stand auf, indem er erwiederte:

»Wir müssen uns in's Leben schicken, wenn es uns auch so manche Last auflegt. Darum, lieber Freund, werden Sie noch hier bleiben, bis ich mich umgekleidet habe, und dann –«

Jetzt stieg dem Gaste erst die Ahnung auf, daß das Schellen und Klingen unten Gesellschaftsabend bei Frau von Luckner bedeute.

Um Entschuldigung ob seines langen Verweilens bittend, griff er nach seinem Hute. Wildhoff war ihm bereits

zuvorgekommen, legte seine Hand auf denselben und eröffnete dem Freunde, daß er ihm in die Gesellschaftszimmer seiner Tante zu folgen habe, die ihn sehnlichst erwarte.

Herbert war über dieses Ansinnen eben so überrascht, als entschlossen, ihm keine Folgen zu leisten. Mit freundlicher Entschiedenheit eroberte er sich seinen Hut und bewegte sich zum Abschiede gegen die Thüre. Aber nun kam ihm Wildhoff auch dort zuvor, faßte den Schlüssel, drehte ihn um, zog ihn ab und steckte ihn mit Gelassenheit zu sich.

»Was soll das?! Sie erzwingen damit nichts!« sprach jetzt Herbert. »Ich wäre ohnehin so ungesellig wie ein eingefangener Wolf.«

»Seien Sie der Wolf, bis Sie mürbe werden.«

»Das wird dem Kerkermeister Langeweile bereiten.«

»Wollen sehen, wer's aushält! Entschuldigen Sie mich nunmehr und unterhalten Sie sich so gut Sie können,« bemerkte noch Wildhoff, indem er sich in sein Ankleidezimmer zurückzog.

Herbert merkte jetzt, daß Wildhoff nach einem bestimmten Plane gehandelt hatte; doch sollte dieser nicht gelingen, wie er sich dachte, indem er sich an's Fenster zurückzog, von welchem die Abendsonne die Baumwipfel beleuchtete und dem jungen Frühlingsgrün einen warmen, fast herbstlichen Hauch verlieh. Weich und warm wehte die Luft herein,. Die Aussicht ging in den Hof und den rückwärts sich anschließenden parkartigen Garten, in den von Außen kein fremder Blick zu dringen

vermochte. An den Stimmen der unten wandelnden Personen erkannte Herbert, daß sich die Gesellschaft auch im Freien bewegte. Als er jedoch eben sich über das Gesims beugte, um hinunter zu blicken, richtete sich das Antlitz einer jungen Dame von der Fontäne her erwartungsvoll herauf und schien einen Ausdruck der Enttäuschung anzunehmen. Rasch zog er sich wieder in's Zimmer, an seinen früheren Platz zurück und blätterte in einem naheliegenden Quartanten: *Pococke's »Description of the East and of some other countries*«. Bald hatte er sich in die Betrachtung der Kupfertafeln, in die Anschauung des Sonnentempels von Baalbeck und seiner prachtvollen korinthischen Colonade so sehr verloren, daß er ein leises Pochen an der Thüre zuerst ganz überhörte, bei vernehmlicherer Wiederholung Jedoch mit einem zerstreuten »Herein« beantwortete.

Da bewegte sich die Klinke, ohne daß sich die Thüre öffnete. Jetzt fiel ihm erst ein, daß sie von Wildhoff abgesperrt worden war. Zu rechter Zeit erschien dieser noch, öffnete, und eine stattliche Dame in hellfarbiger Taffetrobe erschien unter der Thüre, indem sie mit einer wohltönenden Altstimme sprach:

»Bitte tausendmal um Entschuldigung, wenn ich störe.«

»Im Gegentheile,« versicherte Wildhoff, »Du kommst wie gerufen, liebe Tante, – ein willkommener Bundesgenosse gegen diesen Widerstrebenden, übrigens mein Freund: Dr. Herbert.«

»Wie glücklich machen Sie mich, daß Sie mir Gelegenheit zu Ihrer persönlichen Bekanntschaft gehen,« sprach Frau v. Luckner mit jener gewinnenden Freundlichkeit und entgegenkommenden Herzlichkeit, durch welche feinfühlende Frauen sowohl den Stolz, als die störrische Blödigkeit der Männer zu überwinden wissen. Sie hielt seine Hand, indem sie ihm in zart empfundenen Bemerkungen Vorwürfe über die Beharrlichkeit machte, mit welcher er sich dem geselligen Umgang entzogen. »Nun aber,« fügte sie hinzu, »da mir der Zufall einmal so günstig, wollen wir nicht säumen, Sie unsern Gästen zuzuführen.«

»Sie sind sehr gütig, gnädige Frau. Jedoch,« wandte Herbert ein, »jedoch darf ich Sie nicht in Verlegenheit bringen, da ich so gar nicht vorbereitet bin, in Gesellschaft zu erscheinen.«

Seinem schwarzen Rocke fehlte allerdings der Ausschnitt des salonfähigen Fracks. Doch lächelte Frau von Luckner seiner Aengstlichkeit. Sie hätte solche Pedanterie bei ihm nicht erwartet, sagte sie, denn nichts liege am Rocke, alles an seiner Person und sie wünsche nur, auch seine Frau Gemahlin begrüßen zu können. Mit der ihr zu Gebot stehenden Liebenswürdigkeit hatte sie ihm denn auch bereits den Arm gereicht. Fortgesetztes Widerstreben wäre Unhöflichkeit gewesen. Und so geleitete er, von Wildhoff gefolgt, die Dame des Hauses über die hell erleuchtete Treppe hinunter.

Zwanglos bewegten sich die Gäste in den schönen Räumen des Erdgeschosses, während Ida, strahlend wie

eine Prinzessin und von einem ganzen Hof von Bewunderern umgeben, in der kurzen Abwesenheit ihrer Mutter die Repräsentation des Hauses übernommen hatte. Nun erregte das Auftreten des vielgenannten und wenig gekannten Neffen so viel Aufsehen, daß man für den Augenblick selbst vergessen konnte, wie unmittelbar vorher Herr v. Leith durch die Tochter des Hauses empfangen worden. Auch Herberts unerwartetes Erscheinen fiel auf, da man sich daran gewöhnt hatte, ihm nicht mehr in Gesellschaft zu begegnen. Man bemerkte, daß Frau von Luckner ihm besondere Aufmerksamkeit widmete, ihn vor Allen mit Herrn von Leith näher bekannt zu machen suchte, ebenso mit einem anwesenden fürstlichen Kabinetssekretair und mit einem Regierungsdirector aus der Provinz, der eben in der Hauptstadt anwesend, von der Wittwe seines verstorbenen Freundes zu Gast gebeten war, aber sich der Beobachtung dadurch entzog, daß er sich etwas im Hintergrunde hielt.

Indeß hatten es die Meisten vorgezogen, den schönen Abend für's Erste noch im Garten zuzubringen, wohin die Dienerschaft Erfrischungen brachte, während innen ein Büffet den Bedürfnissen der Gäste entgegen kam. Eine von wilden Reben belaubte Veranda setzte nämlich den großen Saal des Erdgeschosses gleichsam in's Freie fort. Von Orangenbäumen im Halbkreise umgrenzt und mit Tischen und Bänken ausgestattet, bildete der mit reinem Kiese beworfene Hof um die Veranda her einen Vorplatz des geräumigen Ziergartens, an welchen sich weiterhin die parkartige Anlage anschloß. Aeltere Herren

schlenderten dort auf den gewundenen Pfaden umher, freuten sich an der Schönheit der Bäume und blühenden Gewächse, bewunderten den Geschmack der Besitzerin, während auf den eleganten Gartenstühlen sich jüngere Frauen und Matronen niedergelassen hatten, um die köstliche Luft hier außen einzuathmen. Junge Mädchen und Herren tummelten sich auf dem Rasen im anmuthigen Ballspiele, andere bildeten plaudernde Gruppen vor der Brunnenschale, welche sich aus einer Felsenparthie von Tropfsteinbrocken füllte und einem zahmen Taubenpaar eben ihr erquickendes Wasser bot, während wieder andere sich an den Goldfischen im Becken der schläfrig plätschernden Fontäne belustigten. Da wurde nun geplaudert, geflüstert und viel gelacht. Außer der Frage, ob heute zuletzt noch getanzt werden würde, interessirte nichts so sehr, als die Erscheinung des Neffen und die Wirkung, welche dieselbe auf das gegenseitige Verhalten der Tochter des Hauses und des Herrn v. Leith haben wurde. Nicht blos die allgemeine Anziehungskraft des Salons der Frau v. Luckner, welcher sich heute für diese Saison zum Letztenmale geöffnet hatte, sondern mehr noch die Neugierde hatte den Gesellschaftskreis heute so überaus zahlreich gemacht. Man wollte den Neffen kennen lernen, den das Gerücht als sehr anziehend schilderte und von früher her als Ida's künftigen Gemahl bezeichnet hatte; man war begierig zu sehen, wie er die Huldigungen

aufnehmen werde, welche der glänzende Leith der blendenden Schönheit seines Bäschens widmete. Man war gespannt, was der Abend bringen werde, und einige munkelten geradezu von der öffentlichen Anzeige einer Verlobung, mit welcher die Anwesenden noch überrascht werden sollten. Die Frage war nur, wer der Verlobte eigentlich sein würde, – der vielumworbene schöne Officier oder der heimgekehrte Vetter.

So war nun das Auftreten der Beiden ein Gegenstand der Theilnahme und der Beobachtung im Garten außen, wie im Salon, und da wie dort ward Ida bewundert und beneidet, wenn sie im vollen Glanze ihrer stolzen Schönheit ab und zu schwebte. Herr v. Leith aber – das sah man – verhehlte seine Bewunderung nicht, wenn er auch erst einige wenige Mal Gelegenheit gefunden, der glücklichen Ida selbst sein Entzücken auszusprechen. Der Günstling des Königs ward von den anwesenden Herren vielfach in Anspruch genommen, und Ida hatte einen Theil der Pflichten des Hauses gegen dessen Gäste übernommen. Mitten im Gespräche mit andern jedoch schleuderten seine Augen nach wie vor verheerende Blitze in die Mädchenwelt, um dann ganz an der stolzen Figur Ida's hangen zu bleiben und sich an ihrer Erscheinung zu weiden. Kein Wunder, daß sie ihm heute herrlicher und begehrenswerther erschien, als je, denn sie war im Glanze ihrer ausgewählten Toilette wirklich die Alles überstrahlende Schönheit, welche, von jedem Auge gesucht, doch selbst nur wieder die seinigen suchte. Waren sie sich nahe, so verschlangen sich ihre Blicke. Standen sie sich ferne, so

begann auch ohne äußeren Apparat ein lebhafter electromagnetischer Verkehr ihrer Augen. Sie beide schienen sich also durch die Anwesenheit des Vetters keineswegs beengt zu fühlen.

Der Vetter schien aber eben so wenig beengen zu wollen. Seine vornehme Erscheinung gewann noch mehr durch eine gewisse sanfte Verklärtheit seiner ruhig heitern Miene. Man war allgemein von seiner Persönlichkeit, wie von seinem sichern Auftreten befriedigt, das seinem Wesen durch eine freundliche Würde selbst Herrn v. Leith gegenüber einige Ueberlegenheit gewährte. Leicht und unbefangen bewegte er sich unter den Gästen, und Frau v. Luckner empfing nicht ohne Genugthuung so manches Compliment über den liebenswürdigen Neffen. Aber auch Ida freute sich seiner muntern Stimmung und geselligen Laune, während sie bemüht war, ihn der Reihe nach allen ihren näheren Bekannten zuzuführen, welche sich anfänglich in diesen unerwartet glatten Verlauf der Dinge nicht zu finden wußten; dann aber denselben als Thatsache hinnahmen und ihre Aufmerksamkeit in gewohnten Weise zersplitterten.

Nur Pauline Langenbècque vermochte das Letztere nicht. Sie hatte den Unbekannten vom See, der also wirklich Ida's Vetter war, längst als das Ziel ihrer verlangenden Blicke herausgefunden, ohne daß das Glück ihr Bestreben, seine Aufmerksamkeit zu fesseln und sich ihm zu nähern, begünstigen wollte. Nicht ohne Empfindlichkeit bemerkte sie, daß seine Blicke an ihr vorüberstreiften, ohne ihr Dasein zu beachten, so auffallend sie sich

auch in seiner Nähe umhertrieb. Als er eben plaudernd am Flügel stand, trat sie ebenfalls hin und musterte die Notenblätter; aber er sah nicht ein einziges Mal herüber. Wohl ein Dutzendmal hatte sie schon die reiche braune Fluth ihrer Locken auf den Nacken zurückgeworfen; er bemerkte es nicht. Etwas ungestüm drängte sie sich jetzt durch die Gruppe um ihn her. Daß der Saum ihres Kleides dabei niedergetreten ward, gewann ihr nur die Entschuldigung eines poetischen Lieutenants und die Annäherung ihrer Freundin Luise, mit welcher sie dann auch abschwebte, um sich in ein Kabinet zurückzuziehen, wohin die hübsche Kammerjungfer Jeanette Nadel und Faden brachte.

Glücklicher als seine Tochter war Herr Langenbècque selbst. Ihm war es kein Geheimniß geblieben, daß der begabte Architekt ein selbstständiges Vermögen besaß, was ihn für einen Familienvater zu einer höchst anziehenden Bekanntschaft machte. War er nicht oder nicht mehr der Verlobte des Fräuleins v. Luckner – und es schien so – dann blieb er auch als künftiger Verwandter des mächtigen Günstlings der Aufmerksamkeit des Vaters einer heirathsfähigen Tochter würdig. Darum verließ der Kunstverleger im rechten Momente seine lauernde Stellung und nahm, weniger geschickt als entschlossen, den Architekten in Beschlag. Alsbald tastete er denn auch gleichsam mit dem Elephantenfuß seines Zartgefühles auf dem fremden Resonanzboden umher und kam dabei auch auf das einst angebotene Manuscript. Sehr bedauerte er, als

er hörte, an wen es der Verfasser überlassen, da diese Firma keine Empfehlung für ein neues Werk sei. Als auf die Frage, ob die Sache nicht mehr rückgängig zu machen, ein entschiedenes Nein! erfolgte, verlor sich Herr Langenbècque bald in eine seiner Geschichten ohne Spitz' und Knopf von langen Engländern, seinen guten Freunden.

Arg gepeinigt sah Wildhoff noch gar keinen Ausgang der merkwürdigen Mittheilung, als sich der Gerichtsrath Brand seiner erbarmte und ihn den Klauen des mitleidlosen Erzählers entriß.

»Nicht jedesmal werden Sie noch rechtzeitig den Ritter finden, wenn Sie sich so unvorsichtig in Gefahr begeben,« sprach der Gerichtsrath in warnendem Tone. »Noch andere lauern hier auf Opfer. Da lockt Casimir Baders Sirenenstimme, mit ihm in seiner sittlichen Weltordnungsweisheit umher zu plätschern. Dort packt Sie unversehens ein gelehrtes Crocodil, um Sie in den Nilschlamm seiner ägyptischen Forschungen unterzutauchen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. Längst umkreist Sie schon der poetische Lieutenant mit den Strophen, welche vorhin unter der Flügelthüre ganz unvorbereitet niedergeschrieben wurden. Ihm ausweichend gerathen Sie leicht aus der Scylla in die Charybdis, denn es gehen noch Viele hier um mit von Lyrik und Tragödik strotzenden Taschen. Kommen Sie auch jenem nicht zu nahe mit dem sokratischen Profile, – er ist Gerichtsdirector und beweist Ihnen stundenlang, daß Verbrechen sein müssen, wenn der Richterstand gedeihen und blühen soll. Fünf Söhne

und fünf Töchter will er noch bei der Justiz unterbringen und stimmt mit einer andern Autorität, dem berühmten Damian Hessel überein, welcher das große Wort gelassen aussprach: CCWofür wären die Richter, wenn wir Räuber nicht wären.DD – Nehmen Sie sich in Acht! Da kommt das Bruderpaar Spatz und Schnipser an vorüber und läßt Ihnen unvermerkt ein Exemplar seiner philosophischen Novellen in die Tasche fallen!«

»Sind sie spannend?«

»O sehr – auf die Folter!« war des Gerichtsraths Antwort. »Sehen Sie doch, der arme Millionär Berdelli draußen unter dem Laube der Veranda hängt wehmüthigen Gedanken über seinen Verstand nach. Doch interessirt Sie wohl mehr, daß Ihr Freund Herbert dorten bei der artigen Frau Werner glücklich aufthaut. *Oh helas!* Jetzt läßt er sich gar von dem Fallberg aus dem Feld schlagen! Dieser Baron ist absolvirter Jurist, von uraltem Adel, königlicher Kammerherr und – denken Sie nur – doch kein *lumen*! Ist das nicht wunderbar?«

»Aeußerst merkwürdig,« erwiederte Wildhoff in demselben Tone.

»Nicht wahr?! Aber hören Sie doch auf dieses liebliche Lachen.«

»Wer lacht denn so aumuthig?« fragte der Architekt ironisch.

»Nur unser Pletsch, Referent über Wissenschaft und Kunst, verdienter Schwiegersohn, – der dort mit der Lamafigur. Fragen Sie ihn, warum er wieder ein Landeskind zu einer Stelle vorgeschlagen, sagt er: hä, hä, hä!

Werfen Sie ihm vor, daß er einen tüchtigen Mann ab-, einen unfähigen hingesetzt, so ist seine Antwort hä, hä, hä! Warnen Sie ihn vor den entmuthigenden Wirkungen dieses Verfahrens, so erklingt sein hä, hä, hä! Ist das nicht ein heiterer Mann? – Sein Kollege Pimpler ist von anderm Schrot; mit catonischer Consequenz sagt er zu Allem, was Sie wollen: CCja, ja, – nicht wahr? Das sag' ich auch!DD Ein wahrer Polonius. – Auch unser Geheimerath Rixner, der eben mit Herrn v. Leith spricht, sagt nie: hä, hä, hä! sondern lächelt nur, wenn er auf seine Ehre versichert, daß er es redlich und uneigennützig meine; dabei hält er sich bald an die Leidenschaft, bald an den Verstand. Möge die Gabe des Lächelns nie von ihm weichen! Dagegen hält sich unser edler Intendant Jensen weder an die Leidenschaft noch an den Verstand, sondern einfach ans Zugreifen. Simple Logik, sagt er, mit der man am weitesten kommt, – und ich glaube, er hat Recht. – Spatz und Schnipser sind übrigens glücklich vorüber. Sehen Sie doch, nun vereinigen sie sich mit ihrem Collegen Schmalz, der sich schon den ganzen Abend am Buffet umhertreibt, zu einem neuen Sturm auf dasselbe. Es sind bewährte Kämpfer, gehen mit unerhörtem Feuer vor, ihre Beharrlichkeit wird Lorbeern ernten.«

»Laugen Sie doch den Jensen ab!« fiel hier etwas aufdringlich ein jugendlicher Greis den Gerichtsrath an. »Denken Sie, lieber Brand, hat der Mensch wirklich die Anmaßung an ein Portefeuille zu denken.«

»Ich lauge nicht,« war die Antwort des Gerichtsraths. »Aber Sie, lieber Dr. Jägermeier, werden bei Ihrer bekannten Rednergabe hoffentlich nicht versäumen, heute noch im rechten Moment einige unpassende Worte anzubringen.«

»Was ist denn los?« fragte der jugendliche Greis neugierig zurück.

»Das weiß ich nicht, bin jedoch überzeugt, Sie werden eine so schöne Gelegenheit, sich zu blamiren, nicht versäumen! Aber ist's denn wirklich wahr, daß Sie wieder einen Verleger gefunden? Nun: CCTod dem Verleger, mir ist's ein Spaß!DD nicht wahr, lieber Dr. Jägermeier.«

»Der Baron Prözel,« warf hier Maler Sturm ein, »Prözel wettet, daß keine zehn Exemplare abgesetzt werden.«

»Ja, zum Wetten ist der immer bereit,« bemerkte der Gerichtsrath, »nur findet er es unbequem, zu zahlen, wenn er verloren hat. Aber da haben wir ja das Unglück! Der Dr. Herbert ist dem Polizeisergeanten der sittlichen Weltordnung in die Hände gefallen.«

Die Umstehenden wandten sich nach diesen Worten auf die Seite, wo Dr. Herbert im Gespräche mit dem Professor Bader begriffen war. Besonders Wildhoff sah dies mit Befremden. Die Sache hatte sich jedoch sehr einfach gemacht. Nachdem Herbert einige Zeit lang sich mit dem Regierungsdirector aus der Provinz und anderen unterhalten hatte, bemerkte er die liebenswürdige blonde

Frau des Malers Werner, eine Schulfreundin seiner Bertha, und setzte sich zu derselben, um einige Minuten angenehm zu verplaudern. Jetzt ließ sich auch Baron Fallberg, der sich als Kunstfreund und Musikkenner geltend machte, leutselig an deren anderer Seite nieder und begann in schnarrendem Tone und mit Gönnermiene ein nichtiges Gespräch, bis sich Herbert zum Leidwesen der jungen Frau erhob und gerade dem Professor Bader in die Hände lief. Von diesem aufgehalten und angesprochen, konnte er nicht wohl ohne auffällige Unhöflichkeit vorüber. Jedoch blieb die Unterhaltung seinerseits auf die nöthigsten Worte beschränkt, bis der Professor zu folgender Aufstellung gekommen war.

»Es ist eben ein Gesetz der sittlichen Weltordnung, daß im Leben der Völker und des Einzelnen keiner unglücklich ist, der es nicht verdient hätte. Die Geschichte und das Leben beweisen es in tausend Beispielen, und Göthe ist ganz mit mir darin einverstanden, daß jede Schuld sich auf Erden räche!«

»Ich habe das Citat dieser Tage in geistreicherer Anwendung gehört,« bemerkte Wildhoff zu dem Gerichtsrath gewendet, und ein glückliches Lächeln der Erinnerung leuchtete ihm dabei aus der Miene.

Herbert jedoch entgegnete:

»Eine eigenthümliche Beweisführung Herr Professor. Es hielte nicht schwer, dies Axiom, so nackt hingestellt, durch Beispiele aus der Geschichte umzustoßen. Aber selbst wenn nicht, wenn die Geschichte für *Sie* zeugte, so

wäre Ihr Satz noch lange nicht wahr. Ich frage – nach Lessing: Können zufällige Geschichtswahrheiten Beweise für nothwendige Vernunftwahrheiten werden? Ja, sagt Professor Bader. Nein! sagt Lessing, – und Dieser, das halte ich für ausgemacht, hat etwas davon verstanden.«

»Das hat er gut gesagt,« meinte der Gerichtsrath zu den Umstehenden gewandt. »Schade, daß unser großer Casimir Bader nicht auch mit mir im philosophischen Jargon spricht. Früher – darf ich mit Lord Byron sagen – hab' ich mich viel mit Philosophie beschäftigt und redete Unsinn mit großem Anstande. Jetzt aber bin ich ein so gewöhnlicher Sterblicher, wie dieser, unser allgemein verehrter Maler Nixler.«

Damit hatte er die Hand auf die Schulter eines der Umstehenden gelegt. Bevor dieser wußte, wie er sich das Compliment zurecht legen sollte, ward das Hamstergesicht des Intendanten Jensen im Kreise sichtbar und sein wisperndes Stimmchen vernehmbar:

»Ist denn den Herren nicht auch das merkwürdige Gerücht zu Ohren gekommen, das mich, denken Sie, mich – als künftigen Cultusminister nennt?«

»Es wäre ja kein Unglück, hä, hä, hä!« sagte der Referent Pletsch lachend.

»Ja, ja, – nicht wahr? Das sag' ich auch!« bekräftigte sein College Pimpler.

»Nicht das Mindeste verlautet darüber,« sprach der Maler Werner.

»Es wäre aber auch allzu stark!« ließen sich drei oder vier Stimmen hören.

»Ein schlechter Witz, eine Absurdität!« wandte sich der Gerichtsrath an Jensen. »Ah, ah, das müssen Sie dementiren, sonst könnte man glauben, Sie hätten wirklich die Unverschämtheit, an ein Portefeuille zu denken!«

»Ah, ah!« machten wieder einige im Chor. »Das müssen Sie auf das Entschiedenste dementiren.«

»Nicht wahr? Ja, das sag' ich auch!« bekräftigte der catonische Herr Pimpler.

Schleunigst entfernte sich der Intendant in's nächste Zimmer, wo er auf den Herrn von Leith stieß, der hinterm Stuhl der schönen Tochter des Hauses sich mitten in einem entzückten und entzückenden Complimentirgalopp befand. Kaum hatte der Hofmann Fassung genug, die Unterbrechung mit höflicher Geduld hinzunehmen, als ihm der Museums-Intendant mittheilte, daß die Herren von Leith in früheren Urkunden sich als Freiherrn von der Leithen vorfänden, worauf Seine Majestät der König aufmerksam gemacht zu werden verdiene.

»Ein Machwerk ist's!« sprach in einer Ecke des Saals der Maler Nixler zu seinem Collegen Werner, indem er weidlich auf ein im Kunstverein ausgestelltes Bild des Malers Sturm schimpfte. »Er wird immer schwächer. Eine elende Schmiererei!«

»Das find' ich nicht, – das Bild ist im Gegentheile gut!« antwortete ruhig Herr Werner und brach das Gespräch ab, um auf den Gesang einer Dame am Flügel zu lauschen, welche mit kräftiger Altstimme einige irische Volksmelodieen, nur etwas zu emphatisch, vertrug. Als nun später der Zufall den Maler Sturm zu den beiden

führte, hatte der critische College Nixler nichts Eiligeres zu thun, als ihm mit Herzlichkeit die Hand zu reichen und in die Worte auszubrechen:

»Ah, Sturm! Ich gratulire zu der letzten Ausstellung. Das hast Du brav gemacht, das! Famos! Etwas ganz Feines! Ich hab' mich recht darüber gefreut.«

»Jetzt wird mir's doch zu bunt!« hub Werner empört über die Heuchelei an. »Eben schimpfte er noch darüber wie ein Rohrspatz.«

»Geschimpft? Ich? Machen Sie doch keine schlechten Witze, Werner! Ich geschimpft! Ausgesetzt hab' ich in Kleinigkeiten, aber im Ganzen –«

»Sei es eine Schmiererei, ein elendes Machwerk, haben Sie gesagt!«

»Ich? Ach, wie können Sie nur das sagen, Werner! He, Sturm, ich hätte über *Dein Bild* geschimpft!!«

»Und es wird dem auch wohl so sein,« sagte Sturm unberührt. »Wir kennen uns ja, Freund Nixler, nicht wahr?«

»*Ihr* seid aber Leute!!« sagte Nixler, bedauerlich den Kopf schüttelnd, indem er davon ging, um sich bei einigen älteren Damen Fassung zu holen. Diese waren auf einem Divan des Nebenzimmers beschäftigt, Gefrorenes zu verzehren und ihr Urtheil darüber abzugeben.

»Wie finden Sie es?«

»Na, passable! Da war's auf unserm jüngsten Ball schon feiner, denke ich, oder meinen Sie nicht, Trudchen?«

»Ja, *Ihre* Bälle, Frau Langenbècque!«

»Ach, wie Sie sich aber stets zu kleiden wissen, Trudchen! Ich wundere mich nicht, daß Sie stets die umschwärmteste von uns sind. Sie könnten noch als junges Mädchen gelten bei Ihrer anmuthigen Neckerei. Werden Sie den Nixler heute wieder zausen? Es war neulich zu komisch. Selbst meine Pauline würde sich so etwas nicht erlauben, – Ihnen aber steht doch Alles gut. Was sagen Sie denn, liebe Fuchs, zu dem heutigen Arrangement? Finden Sie es nicht doch etwas zu einfach.«

»Im Gegentheile,« fing jetzt die dritte Dame an, »es ist Alles von einer Eleganz und Feinheit, die man es nur bei der Luckner findet. Ihre Pauline hat sich also ganz in einen Schmollwinkel verkrochen, und der junge Wildhoff scheint sie eben nicht zu vermissen. Vielleicht ist es auch zu ordinär hier für die künftige Gräfin oder Millionärin.«

Etwas beleidigt stand Frau Langenbècque auf und rauschte hinweg in die Nähe des Barons Fallberg, von dem sie sich auch alsbald in Beschlag nehmen ließ.

Die beiden andern, Frau Professor Bader und Frau von Fuchs, rückten zusammen.

»Ist sie nicht gelungen, die Langenbècque? – Aber, wie meinen Sie, wird heute noch eine Verlobungsankündigung erfolgen? Wer wäre der Verlobte?«

»Allem Anscheine nach Herr von Leith.«

»Wollen wir sehen. Jedenfalls ist dieser Vetter kein Othello. Er behauptet große Gemüthsruhe. Wie anders dorten der Berdelli, der wohl über gebrochene Herzen früherer Tage nachsinnt. Heut zu Tage sind die jungen Herren nicht mehr so scrupulös. Denken Sie nur, Frau

von Fuchs, die Geschichte, welche der Leith mit der schönen Bonne hatte, ist zu einer Catastrophe angelangt. Von ihrer Herrschaft entlassen, von ihrem Vater ausgestoßen, sagte das Mädchen: CCda bleibt mir nichts übrig, als – – –DD nun, sie wirft sich in den Lasterpfuhl. Finden Sie nicht, daß meine Mathilde gewachsen ist.«

»Ich finde sie ordentlich kleiner, als das letzte Mal. Aber die kleine Marie Werner ist ein hübsches schlankes Mädchen.«

»Ja, eine wahre Hopfenstange.«

In diesem Augenblicke kam die Tochter des Hauses mit Wildhoff herbei und sagte munter:

»Das, Frau von Fuchs, ist mein Vetter Heinrich, von dem ich Ihnen schon so viel gesprochen habe.«

»Sie irren, liebe Ida. Sie sprachen nie mit mir über Ihren Vetter. Gleichviel, wie gefällt es Ihnen denn, Herr Wildhoff, in der Heimath?«

Während sich Ida etwas verwirrt empfahl, sprach Wildhoff einige verbindliche Worte und verbeugte sich dann in demselben Augenblick, als Herr Felix von Fuchs – stolz wie ein Spanier – mit furchtbar knarrenden Stiefeln über das Parquet herkam.

»Nun,« fragte die zärtliche Mutter, »hast Du endlich Paulinen gesprochen?«

»Nein,« erwiederte der Herr Sohn etwas verdrießlich. »Sie ist jetzt völlig unsichtbar geworden und vorher kehrte sie mir immer den Rücken zu.«

»Ei, lieber Felix, was die Mädchen gern sehen, dafür haben sie überall Augen. Sieh übrigens, dort steht der

Dichter von Oswald dem Geiger, Ernst Herbert. Geh' hin, unterhalte Dich mit ihm, – es gehört zum feinen Ton, und man muß zeigen, daß man in der Literatur bewandert ist.«

»Ach, was! Ich hab' ja nie etwas von ihm gelesen.«

»Gleichviel. Sage ihm nur einige Schmeicheleien, – so genau wird das nicht genommen.«

Gut! dachte Herr Felix von Fuchs. Ich will ihm aufgeigen, daß er glauben soll, ich hätte meine Lebtage nichts besseres zu thun gehabt, als seine Bücher zu lesen. Und mit diesem edeln Vorsatz schritt er knarzend auf sein Ziel los und begann:

»Es freut mich sehr, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen. Ich stelle mich Ihnen als großer Verehrer Ihrer Schriften vor.«

»Sie haben also schon etwas von mir gelesen?« fragte Herbert.

»O!« machte Herr Felix. »Welcher Gebildete kennt den Ernst Herbert von Oswald Geiger nicht? Welches schöne Buch, Herr Geiger! Welche herrliche Lectüre! Ich hab' eine ganze Nacht daran gelesen. So fesselnd!«

»Freilich,« sagte Herbert lächelnd. »Was gefiel Ihnen denn am besten darinnen?«

»Der dritte Act. Ah, der ist schön! Der müßte auf der Bühne von Wirkung sein!«

»Ich bin auch davon überzeugt,« bemerkte Herbert, der noch nie ein Drama veröffentlicht hatte, und faßte den vorüberschreitenden Wildhoff am Arm, um diesem mitzutheilen, welchen Verehrer er gefunden.

Während so die Unterhaltung in leichtem Bachgeriesel durch die Säle floß, in welchen sich bei dem niedersinkenden Abende die Gäste sammelten, verweilte Pauline mit ihrer Freundin Luise in einem abgelegenen Kabinete, wohin sie sich nach dem kleinen Unfall am Flügel zurückgezogen hatte. Die aschblonde, bescheidene Luise war mehrere Jahre älter als Pauline. Das weder geistreiche, noch schöne, oder reiche Mädchen hatte sich an die viel jüngere und glänzendere Pauline angeschlossen, theils aus Bedürfniß nach Freundschaft, theils aus neidlosem Gefallen an dem hübschen und etwas rücksichtslosen Mädchen, theils aber auch aus dem Wunsche, unter der jungen Welt wenigstens als Freundin einer Gefeierteren etwas zu gelten. Unaufgefordert hatte sie mit Paulinen den Saal verlassen, um ihr den Saum wieder anzunähen. Paulinens Uebermuth hatte sich gewöhnt, das gutmüthige Mädchen weniger als ebenbürtige Freundin, denn als Folie ihrer eigenen Reize zu betrachten, die freilich neben dem schlichten Aeußern der armen Luise in's hellste Licht traten.

Dort saß nun Pauline, horchte den gedämpft herklingenden Tönen des Flügels und den melancholischen irischen Melodien, wobei sie ungestört ihren keineswegs heitern Gedanken nachhängen konnte. Indessen saß Luise auf einem Schemel ihr zu Füßen und nähte in ihrer gefälligen Weise an dem herunterhängenden Saume der modischen Robe ihrer Freundin. Endlich unterbrach sie das Schweigen.

»Du seufzest? Pauline, hab' ich Dich gestochen?«

»Nein!«

»Du bist nicht munter.«

»O ja, doch!«

»Hast Du Arthur gesehen!« fragte Luise sanft und schüchtern.

»Ja, er plauderte mit dem Schmalz, der den ganzen Abend wieder nicht vom Büffet wegkommt.«

»Er soll aber gute Verse machen.«

»Ach, das kann bald jeder. Dichter und Studenten sind mir schon die langweiligsten und widerwärtigsten.«

»Studenten auch?« fragte Luise verwundert.

»Auch. Was will man denn mit solchem Springinsfeld anfangen. Ich kann mich nur noch mit reifen Männern unterhalten.«

Und wieder trat eine Pause ein, während Luise emsig fortnähete. Unter reifen Männern verstand Pauline heirathsfähige Männer; und sie dachte im Augenblick nur immer an einen, der ihr damals am See und heute Abend wieder so stolz entgegen getreten war. Seinetwegen hatte sie sich in jener Nacht noch hinausfahren lassen in den weiten See. Und nun standen eine Reihe von Fragezeichen vor ihr. War er's, der in dem Nachen vorüberfuhr? Und er fuhr mit ihm? Ward sie heute Abend wirklich nicht von ihm bemerkt, oder wollte er sie nun nicht sehen? Warum hatte Ida den Vetter gerade *ihr* noch nicht zugeführt?

Es war still in dem einsamen Gemach. Man hörte nur das leise Geräusch des durch die Naht ziehenden Fadens,

von außen her das Gesumme von Stimmen und hie und da den Klang des Flügels. Da fing Luise wieder an:

»Du! Pauline!«

»Was?«

»Ich meinte doch, Du kennest Ida's Vetter.«

»Ich? Habe ich das gesagt? Ich sah ihn ja nur ganz flüchtig.«

»Ja, das muß sehr flüchtig gewesen sein, denn offenbar erinnert er sich Deiner gar nicht,« sagte Luise ohne Arg.

»In der That,« sprach jetzt Pauline gereizt, »Du fängst an vom Unterhaltungston der Frau v. Fuchs zu profitiren. Erinnert er sich etwa Deiner?«

»Wahrscheinlich nicht, aber ich hätte nichts dagegen, wenn er's thäte,« meinte Luise unbefangen. »Wie findest Du diesen Vetter? Wie gefällt er Dir?«

»Mir? Frage Ida, wie er ihr gefällt.«

»Die glückliche Ida,« seufzte nun auch Luise. »Er sieht sehr gut aus, ist noch größer, als Herr v. Leith, der wieder für Niemanden Augen hat, als für Ida. Sie sieht aber auch aus wie eine Göttin in ihrer weißen Alpaccarobe.«

»Ja, sie putzt sich entsetzlich!« sagte Pauline unwirsch. »Thut sie doch, als sei Niemand da außer ihr. Sie soll sich mit dem Leith begnügen. Aber sie ist eine ausgemachte Kolette. Wenn sie nur auch so geistreich und taktvoll wäre, als ihre Mutter, – aber . . . «

»Nicht so laut, Pauline. Was mag nur ihr Vetter über die Huldigungen des Herrn von Leith denken?«

»Wie es scheint, ist es ihm sehr gleichgültig,« sagte Pauline mit Genugthuung.

»Er sieht so distinguirt aus. Glaubst Du, daß er aus Hochmuth Dich nicht mehr erkannte?«

»Meinetwegen!«

Pauline warf den üppigen Mund trotzig auf, runzelte die Stirne, verzog unmuthig das blühende Antlitz und warf der armen Luise einen zornigen Blick zu, während diese fleißig fortnähete.

»Rechnest Du den Maler Nixler zu den reifen Männern?« fing das bescheidene Mädchen wieder an.

»Der ist überreif!« sagte Pauline, und ihre Miene heiterte sich wieder auf. »Der ist nur noch da, um die Dichter in die illustrirten Zeitungen zu portraitiren. Weißt Du, daß er einen Kahlkopf hat?«

»Ist's möglich?«

»Freilich. Du mußt ihn ja noch als Greis gekannt haben. Er behauptet, sein Haar sei erstaunlich nachgewachsen und hat ein Zeugniß für die Güte einer Haarbeförderungssalbe öffentlich ausgestellt. Zu seinem Unglück hat jedoch die Professor Bader die neckische Gewohnheit, ihre Bekannten scherzweise zu zausen, und so drohte sie ihm jüngst, sie werde ihn gleich am Schopf kriegen. Das können Sie gar nicht! hetzte der Maler Sturm, und witsch! greift sie zu und zaust den Nixler tüchtig am Scheitelhaar. Um Gottes willen, schreit jetzt der Sturm, Sie scalpiren ihn ja! Und wirklich löst sich scheinbar die Stirnhaut, – die Bader sinkt vor Schrecken zurück – und

hat das falsche Toupet in der Hand. Homerisches Gelächter! Seitdem hat die Professor Bader das Zausen verschworen.«

Nun lachten die beiden Mädchen um die Wette. Endlich fing Pauline mit einem Seufzer wieder an:

»Da lach' ich und könnte doch weinen. Was wird aus mir werden? Meine Mutter redet immer, als ob ich nur so die Wahl zwischen Grafen und Millionären hätte. Da sitzen sie und warten auf mich. O meine Zukunft! Meine dunkle Zukunft!«

»Höre, Pauline, Du bist ja erst achtzehn Jahre alt und willst verzweifeln. Was soll dann ich anfangen! Ich bin schon beinahe zwanzig.«

»Zwanzig?« fragte Pauline ungläubig zurück. »Einundzwanzig warst Du ja schon, als ich vor drei Jahren nach England abreiste. Hätte doch Dein Onkel dem Professor Priechlmaier nicht eher die Anstellung verschafft, bis er sich förmlich mit Dir verlobt hätte. Jetzt kümmert sich auch der Arthur Maier nicht mehr um Dich. Doch, der ist ja noch nichts.«

Die arme Luise schien bei dieser Erinnerung sehr bewegt. Mit dem Zeigefinger wischte sie sich das Auge und klagte:

»O die Männer! Seit mein reicher Onkel wieder geheirathet hat, sieht mich der Arthur nicht mehr an. Er will hoch hinaus und setzte sich einmal sogar Ida in den Kopf.«

»Warum nicht gar! Er reicht ihr ja kaum an die Lippen.«

»Denk' Dir nur, er wuchs damals zusehens.«

»Stöckeln an den Stiefeln! Ah, das ist gelungen. Das ist Dir der verschlagenste von Allen. Du wirst sehen, der bringt's noch zu etwas. Die kleine Complimentirmaschine, der Sekretär Pinschmaier, ist ja auch da, und der Sturm, der einhersteigt, als sei seine Künftige eine Baroneß, keine Kellnerin.«

»Sie ist eine Wirthstochter,« berichtigte Luise gutmüthig.

»Gleichviel. Es fehlt hier überhaupt nicht an sonderbaren Figuren. Wer war denn der schäbige kleine Graukopf am Flügel?«

»Ein gewisser Herr Schund, dichtet auch und ist noch ledig.«

»Letzteres scheint Dir stets das Merkwürdigste an den Männern,« bemerkte Pauline lieblos, da sie sich noch an Luisen für einige übelempfundene Reden rächen mußte. »Ist der dicke Regierungsdirector aus der Provinz auch noch ledig?«

»Ich weiß nicht. So, Pauline, ich bin fertig.«

Ohne ein dankendes Wort erhob sich Pauline, reckte ihre üppige Gestalt, glättete die Falten ihres Kleides, betastete ihren Kopfputz und schritt dann schweigend den Räumen zu, in welchen die Gesellschaft sich bewegte. Dort kam ihr die Tochter des Hauses mit dem Rufe entgegen:

»Ei, Pauline, wo steckst Du denn? Mein Vetter Heinrich brennt vor Verlangen, dem schönsten und geistreichsten Mädchen der Hausstadt vorgestellt zu werden.«

»Nur keine Ironie!« erwiederte Pauline hoch erglühend und mit klopfendem Herzen, als Ida sich in ihren Arm hing und mit ihr dahinschwebte.

Achtes Capitel. Die Vorkommnisse in der Gesellschaft werden allmälig ernster.

Wildhoff stand noch mit Herbert plaudernd im Saale. Dessen Kronleuchter warf jetzt ein angenehmes, helles Licht auf die Toiletten umher. Erfrischender Wohlgeruch durchwehte den Raum und drang noch immer erquickend durch die nach dem Garten hin geöffnete Flügelthüre. Denn die Nacht war so mild, daß auch jetzt noch ältere Herren und Damen gerne in der Veranda außen weilten, oder einen kurzen Gang durch den beleuchteten Blumenpark machten.

Von Herbert aufmerksam gemacht, bemerkte nun Wildhoff sein schönes Bäschen und an dessen Seite ein hübsches, sehr geputztes Mädchen von blühendem Angesichte und einer eben so hohen Figur, als Ida selbst, nur daß sie nicht das classische Ebenmaaß zeigte, wie die Gestalt der schönen Tochter des Hauses. Ein voller wogender Busen, üppige Lippen, ein Stumpfnäschen und lebhaft schwelgerisches Augenspiel gaben der ganzen Erscheinung etwas sinnlich Anziehendes für Lieutenants und Studenten, welche jedoch sich am meisten über das Schnippische in Paulinens Wesen zu beklagen hatten.

Ida winkte ihrem Vetter mit den Augen, und dieser wandte sich alsbald zu dem schönen Mädchenpaar. Bald

war Ida's Aufgabe gelöst und sie ging wieder, von Paulinen nicht vermißt, denn diese plauderte hochbeglückt mit dem Architekten. Auch Wildhoff war gerne von der lebhaften Pauline an den Nachmittag am See erinnert; ihre Anzüglichkeiten auf die Mondscheinfahrt zauberten ihm die schönste Stunde seines Lebens vor die Seele. Dabei sah er so glücklich drein, sprach so heiter und angeregt, daß sie des günstigen Eindrucks auf ihn gewiß zu sein glaubte.

So entzündete sich an seiner innern Glückseligkeiten ihr eignes Herz, daß dessen Gluth aus dem Glanze ihrer Augen, ihrer bewegten Miene, ihren glühenden Wangen leuchtete. Während sie stets leidenschaftlicher und schwärmerischer von der Schönheit der Landschaft und den zu erwartenden Genüssen der Sommerfrische am See sprach, hatte sie keine Ahnung von dem wahren Grunde seiner glücklichen, fast träumerischen Stimmung. Und so freute sie sich an einem Glanze, der nicht von ihrer eignen Erscheinung, sondern von einer andern, durch ihre Worte heraufbeschwornen ausging. Jedoch sie war glücklich in ihrer Täuschung.

Ihre Eltern standen eben bei Frau von Luckner und sahen wohlgefällig herüber. Die hoffnungs- und kinderreiche Mutter fand jetzt, daß nicht bloß ein Graf oder Bankier, sondern auch ein Professor der Baukunst oder ein Hofbaurath ein angenehmer Schwiegersohn sein könne, besonders wenn er vermöglich war und so stattlich aussah, wie der Neffe der verehrungswürdigsten Frau von Luckner. Nicht ohne Absicht flüsterte Letztere jetzt

einem kleinen, in der Ecke stehenden Herrn etwas zu. Denn alsbald eilte dieser an den Flügel, schlug kräftig die Anfangsaccorde einer bekannten Quadrille an, und gab damit der jungen Welt das sehnlichst erwartete Zeichen zum Beginn der Tanzfreuden. In Spannung, mit hochklopfenden Herzen standen die Mädchen und sahen verschämt nach den Herren, die ihre weißen Handschuhe maltraitirten, worauf ein tumultuarisches Durcheinanderrennen begann, da jeder nach einer Dame eilte. Man stieß sich ohne Entschuldigung, und nur Frau Professor Bader verzog beleidigt das Gesicht, als Herr Felix von Fuchs die »Matronen« bat, etwas an die Wand zu rücken, da er sie unter dieser Bezeichnung mitverstand. Dann aber lief Felix wie eine Rakete nach Pauline. Diese jedoch sah triumphirend auf dessen unnöthige Hast; denn mitten im Tumult war Ida mit Herrn von Leith auf das plaudernde Paar zugegangen, und beide hatten sich das *vis-à-vis* erbeten, worauf Wildhoff allerdings seine Nachbarin um die Ehre bat, welche ihm mit innerlichem Jauchzen bewilligt wurde. Erst als die Colonnen der Française schon gebildet waren, erschien auch der gekränkte Felix mit Luisen in der Reihe.

Pauline tanzte mit Anmuth und Feuer. Auch das Paar gegenüber – freilich ein schönes, glänzendes Paar – strahlte vor Entzücken; da funkelten die Augen, glühten

die Herzen, klopften die Pulse und begegneten sich Mienen voll Zärtlichkeit. Paulinens leidenschaftlichem Wesen gegenüber blieb jedoch Wildhoff ruhig. Seine Gedanken weilten bei einer früheren Tanzscene, wo er demselben Herrn v. Leith mit drohendem Blick gegenüber gestanden, den jetzt, selbst gleichmüthig, in schwärmerischen Huldigungen zerflossen auf der Seite Ida's sah. Beide Herren hatten sich heute auf den nothwendigen flüchtigen Verkehr beschränkt, keiner fühlte sich veranlaßt, den andern an jene frühere Tanzscene zu erinnern. Als nun die Quadrille zu Ende und Pauline von ihrem Cavalier zu ihrer Mutter zurück geleitet war, ergriff Jemand Wildhoff beim Arme. Es war seine Tante.

»Du unterhältst Dich, Heinrich. Fräulein Langenbècque ist aber auch eine reizende Erscheinung!«

»Sie ist hübsch.«

»Höchst liebenswürdig und heiter!«

»Wenigstens sehr lebhaft.«

»Und so anziehend.«

»Ja, es scheint so, liebe Tante!« antwortete Wildhoff mit einem Tone und Nachdrucke, der Frau von Luckner bewog, den Gegenstand fallen zu lassen.

Die Mädchen gingen reihenweise, plaudernd, durch den Saal. Hie und da fanden verdächtige Zusammenrottungen statt, die mit Flüstern und unterdrücktem Lachen verbunden waren, welches letztere sich einige Mal freie Bahn brach. Den jungen Herren wurde dabei unheimlich zu Muthe; sie betrachteten sich, ob ihnen nicht irgendwo ein Taschentuch oder sonst ein Zipfel auf komische Weise

heraushänge, besahen sich heimlich im Spiegel, ob nicht irgend eine neckische Feenhand ihr Gesicht gezeichnet. Wenn man aber den Mädchengruppen näher kam, hörte man abgebrochene Worte von scalpirten Köpfen, hohen Stiefelabsätzen und literaturkundigen Jünglingen, so daß sich drei mit bösem Gewissen Behaftete auf einige Zeit in die Nebenzimmer zurückzogen.

Wenig darauf achtend hatte Wildhoff sich mit Maler Sturm zusammengefunden, und Letzterer klagte, daß ihm selbst im Hause der Frau von Luckner an solchen Abenden nicht wohl sei; unter Treibhauspflanzen und künstlich verschnittenen Gewächsen sehne er sich wieder recht herzlich nach seiner Hagerose am See.

»Es fehlt hier nicht an hübschen Mädchen,« sagte er, »aber was soll man mit ihnen reden! Die Eine schwärmt Einen an, wie ein liebessicher Maikäfer, die Andere gefällt sich in schnippischer Langweiligkeit, die Dritte plappert beständig vom Theater und seinen Prinzen, die Vierte leiert als Automat ihre eingelernte Lection herunter, die Fünfte bewegt sich im naiven Fragestyl, und die Sechste antwortet stets mit einem Paragraphen des Quedlinburger Complimentirbuchs. Und erst die Alten! da hört man, daß es in den Alpen sehr ländlich und Schiller ein ganz guter Dichter sei. Ach, wir sterben Alle noch, wenn unser Leben aufhört, liebe Frau von Pimpler! – Da sprechen Sie eine große Wahrheit aus, gnädige Frau!! Das ist so der Ton bei den Feinern, wenn sie die Hecheleisen ausnehmen, an welchen es nicht fehlt. Die Strebsameren

werden gleich excentrisch. Jenes ältliche Fräulein dorten schwärmt für Petrarca und hat sich in ihrem Hausgärtchen auf den Rothrübenbau verlegt, seit sie gehört, daß der Sonnettendichter Rothrüben über Alles gerne gegessen; sie will die Rothrüben wieder mehr in die Mode bringen. Jene alte Dame mit den drei Zaunstecken von Töchtern sammelt Petrefacten und hat eine sehr hübsche Sammlung. Statten Sie ihr doch einmal Besuch ab.«

»Ich bin kein Freund von Petrefacten!« sagte Wildhoff mit einem Blick auf die Töchter.

»Da stimmen wir wieder überein,« antwortete Sturm lachend. Ich denke mir, daß Sie sich eben so sehr, wie ich, hinaussehnen an den See, den leider die Saison jetzt etwas ungenießbar machen wird.«

Und nun brachte der Maler unmerklich das Gespräch auf die wunderholde Erscheinung der blonden Fremden, und Wildhoff lauschte mit schwärmerischer Sehnsucht seinen Worten. Er ahnte dabei nicht, daß er schon längere Zeit von einem Paar beutegieriger geselliger Unthiere beobachtet wurde, bis Herr Langenbècque plötzlich aus seiner lauernden Stellung auf sein Opfer zusprang, während auch das gelehrte Crocodil auf ihn losschoß, jedoch zu spät kam.

»Daß wir unsere Rede nicht vergessen,« tönte dem Architekten erschreckend in's Ohr. »Sie kennen ja den Ausgang der Geschichte noch nicht, die ich mit meinem guten Freund, dem Squire Littlehouse erlebt habe, der er – nun Sie müssen ihn ja aus den Parlamentsverhandlungen kennen, er ist ein einflußreicher Staatsmann, – und

kam also – warten Sie nur, das war so – er kam – ja, wann kam er nur? – gleichviel. Also, der reiche englische Staatsmann kam zu mir auf Besuch . . . «

Verzweiflungsvoll und hülfeflehend sah Wildhoff sich nach Sturm um. Aber dieser war ähnlichem Schicksal verfallen; ihn hatte das gelehrte Crocodil am Rockknopf gefaßt und schnaubte ihm eben zu:

»Sehen Sie, Alles, aber auch Alles, selbst die Sitte der Hausbälle läßt sich auf das alte Aegyptien zurückführen. Der Nil hat unsere ganze Cultur in's Mittelmeer – 's ist ja nur ein Teich – herausgeflözt und an den Ufern angesetzt.«

»Schade, daß keine Pyramiden mit herüber geflözt sind,« bemerkte der Maler Sturm. »Man wüßte es dann gewiß.«

»Was braucht's das?« fuhr der gelehrte Aegyptier auf. »In der großen Pyramide des Cheops hat man . . . «

»Ereifern Sie sich nicht, *ich* glaub' Ihnen Alles,« fiel hier Maler Sturm ein. »Meine Autorität für Alt-Aegyptisches war seither die Zauberflöte.«

In einem der Nebensäle war zur nämlichen Stunde der kleine poetische Herr Schund, ein junger Mann von fünf bis sechsundfünfzig Jahren, der Gegenstand geheimer Furcht für den Gerichtsrath Brand. Mit blödem, jedoch selbstgefälligen Lächeln stand er in den Ecken umher und wartete auf die Stunde seiner Glorie. Er war nämlich Dichter im naiven Genre und liebte, seine Strophen

(begehrt oder auch nicht begehrt) vorzutragen, was seine Seligkeit, Andern oft eine Verdammniß war. Im Caffeehause verschanzten sich seine Bekannten deswegen, so oft er eintrat, hinter die größten Zeitungsblätter, um dem Vortrag von Maikäferleins Tod oder Johanniswürmchens Liebesfahrt zu entgehen. In großer Gesellschaft ließ er sich jedoch stets nöthigen, harrte aber sehnlichst des Moments der Nöthigung. Dieser war gekommen, als sein Gönner, der Intendant Jensen, zu des Gerichtsraths Schrecken, sich an den Kleinen wandte:

»Nun, Herr Schund, tragen Sie uns doch, in Ihrer liebenswürdigen Weise, eines Ihrer anmuthigen Gedichte vor.«

»Ich kann nichts auswendig, ich hab' nichts bei mir!« sagte Herr Schund in gewohnter Art mit schamhaftem Schmunzeln, welches zu weiterer Nöthigung einlud.

Diese erfolgte jedoch nicht. Denn der Intendant Jensen bemerkte eben den Cabinetssekretair des Königs und hing sich an diesen, während der Gerichtsrath, von einem Alpdruck erlöst, mit erleichtertem Herzen sich in witziger Weise mit den Anwesenden unterhielt. Niemand dachte mehr an Herrn Schund. Es dauerte aber nicht lange, so hatte dieser die Gelegenheit ersehen, vorzutreten und mit glücklichem Lächeln zu sagen:

»Na, weil's denn sein muß, so will ich halt etwas vortragen!«

Der überraschte Kreis im Zimmer lachte und klatschte in die Hände – der Gerichtsrath erstarrte. Herr Schund aber sagte:

»Was soll ich denn vortragen? Maikäferleins Tod oder Johanniswürmchens Liebesfahrt? Ersteres hab' ich nicht geschrieben bei mir.«

»Gut,« sagte der Gerichtsrath, »lesen Sie *das* vor, das Sie *nicht* bei sich haben.«

»Nun ja, ich kann's auch auswendig!« antwortete getrost Herr Schund, und der Gerichtsrath lehnte sich verzweifelnd und mit geschlossenen Augen an die Wand zurück.

Schon begann Herr Schund in rührend gemüthlichem Ton, mit dem Titel »Maikäferleins Tod!« als im Salon außen eine beliebte Opernarie, von der Altstimme gesungen, anhob, was Alt und Jung hinauslockte.

Unwiderruflich war für Herrn Schund die schöne Gelegenheit verloren. Enttäuscht und voll Wehmuth ging er an's Büffet, holte sich eine Erfrischung und stellte sich mit dieser, voll Ergebung in sein Schicksal, an den Thürpfeiler eines andern Nebenzimmers.

Während man nun draußen der Arie lauschte und die einzelnen Sätze beklatschte, hörte Herr Schund hinter sich im Zimmer reden. Man sprach eifrig, wenn auch mit gedämpfter Stimme. Jedoch war die Akustik des Zimmers so, daß der außen am Thürpfeiler Lehnende bei einiger Aufmerksamkeit jedes Wort verstehen konnte. Herr Schund war trotz seiner grauen Haare noch sehr strebsam und versäumte keine Gelegenheit, seine Erfahrungen zu mehren. Anscheinend ganz in seine Erfrischung versunken, horchte er um so schärfer, als ihn das lebhaft gefährte Gespräch zu interessiren begann.

»Also der Minister steht noch fest?«

»Für jetzt noch. Vielleicht nicht für lange mehr.«

»So müssen wir rasch vorgehen oder den Minister um jeden Preis zu halten suchen.« Die Stimme war von hohler Höhe und fuhr fort: »Er wird unzuverlässig, der Erzbischof gewinnt Einfluß auf ihn, so viel als mein Schwiegervater, – für jeden Durchzusetzenden müssen wir als Aequivalent einen Ultramontanen hinnehmen, so daß die einheimischen Liberalen uns Einverständniß mit den Ultramontanen vorwerfen. Das kann auf die Dauer schaden. Mag also der Minister später fallen, wenn wir nur erst Zeit gewinnen, in der Presse auf den Henke als seinen Nachfolger hinzuweisen.«

»Der geht nicht, – ist doch allzu verrufen,« entgegnete die andere Stimme, und die erstere hub wieder an:

»Also lassen wir das für jetzt und nützen wir die Zeit. Das Nothwendige für jetzt ist: Der Holzmann muß weg!«

»Es wird nicht so leicht gehen.«

»Er muß weg! Er muß weg!« rief die hohle Stimme, welcher Herr Schund so viel Entschiedenheit gar nicht zugetraut hatte. »Mein Schwiegervater sieht nicht länger zu. Sie, Pletsch, müssen etwas thun, vorgehen!«

»Ich kann nicht so *ex abrupto*. Es muß doch erst etwas gegen ihn vorliegen! Er ist ein umsichtiger Conservator und –«

»Wenn man's glaubt. Darum handelt sich's ja eben, daß man diesen Glauben erschüttere.«

»Jedoch wie?«

»So! Ich werde dieser Tage im Generalanzeiger auf den Busch klopfen: Das Institut liege in alter, schwacher Hand darnieder und könnte doch unter der rechten wissenschaftlichen Leitung eine Zierde dieses Schutzstaates der deutschen Wissenschaft werden. Zu gleicher Zeit schreibt der Schnipser in die deutsche Correspondenz, daß man mit Bedauern vernehme, Professor Papst wolle einem Ruf nach Berlin folgen, da ihm die rechte Stellung für gedeihliche Wirksamkeit hier fehle. Der Spatz schmuggelt etwas davon in das officiöse Blatt ein; der Arthur Maier – wo er nur den ganzen Abend steckt? – besorgt die Localpresse und stellt es als allgemeines Verlangen hin, daß ein so wichtiges Institut in die Hände eines Mannes, wie Professor Papst komme, bevor dessen Verlust zu beklagen sei u. s. w. Mein Schwiegervater aber macht es bei dem Minister zu einer Lebensfrage. Sie stellen einen Antrag, lieber Pletsch, und so kann in wenig Wochen die Sache im Reinen sein: Der alte Holzmann weg, mein Onkel Papst an seiner Stelle.«

Aha! dachte Herr Schund bei sich, darauf geht es wieder hinaus! Der Physiker Holzmann war als alter, würdiger Herr bekannt, der Niemanden kränkte, zurückgezogen seiner Wissenschaft lebte und Bedeutendes leistete. Auch war Herr Schund ärgerlich, daß man als Ministerkandidaten seinen Gönner Jensen gar nicht nannte, eben so verwundert, die sonst nur in vagen Phrasen ertönende Stimme des Professors Bader so entschieden sprechen zu hören. Als lausche er mit der Gesellschaft im Saale der schönen Altstimme, so stand Herr Schund an seinem

Posten, gespannt, die Entgegnung des Referenten Pletsch zu vernehmen, der während dieses Gesprächs noch nicht ein einziges Mal gelacht hatte. Und eben sagte nun dieser in ziemlich bedenklichem Tone:

»Wenn es nur schon so weit wäre! Der Holzmann hat mächtige Freunde. Sind Sie z. B. der – – Luckner in der Sache sicher?«

»Und wenn nicht,« sagte der Professor gleichgültig.

»So kann ein Wort von Herrn v. Leith Alles vereiteln.«

»Warum soll er ihr, und nicht meinem Schwiegervater zu Liebe interveniren?«

»Wo hatten Sie denn den ganzen Abend Ihre Augen? Sehen Sie nicht, wie er mit der Tochter steht?«

»Die soll ja mit ihrem Vetter verlobt sein.«

»In Wirklichkeit wahrscheinlich mit dem Günstling des Königs.«

»Was Sie sagen! Leith wäre uns verloren?! Doch nur Vermuthung. Wenn die Verlobung noch nicht Thatsache, so fände sich wohl noch ein Keil. Es müßte um jeden Preis verhindert werden. Im andern Falle freilich müßten wir um jeden Preis die Luckner gewinnen, – der Architekt böte dazu eine Handhabe.«

»Die Langenbècque's schon gefaßt haben, hä, hä, hä!« lachte zum erstenmale der Referent Pletsch, und der Andere fuhr fort:

»Wie schlau! – Nun, der Langenbècque muß dann auf den Neffen, dieser auf die Tante, diese auf den Leith wirken, – und eine innige Allianz mit der Luckner wäre sehr in's Auge zu fassen.«

»Da wäre jedoch noch ein schwerer Stein weg zu wälzen,« fing der Referent Pletsch wieder an. »Es ist nicht gleichgültig, daß dieser Herbert, des Architekten Freund, gerade jetzt im Salon der Frau v. Luckner auftaucht. Haben Sie bemerkt, welche Aufmerksamkeit sie ihm widmet, wie Herr v. Leith und der Cabinetssekretär lange mit ihm sprachen?«

»Ich hab' es wohl gesehen,« sagte der Professor jetzt seinerseits bedenklich. »Bevor wir aber an diesen Stein des Anstoßes denken, kommt Alles darauf an, zu erfahren, ob Herr v. Leith wirklich schon verlobt ist. Denn –«

Herr Schund hörte nicht weiter. Schon seit einiger Zeit war seine Aufmerksamkeit getheilt und er wußte nicht, ob das wichtiger war, was seine Ohren hörten, oder das, was seine Augen sahen, – bis er der Neugierde der letzteren folgte. Während nämlich die Gesellschaft im Salon mit Theilnahme dem Gesange der schönen Altstimme horchte, und der alte Fridolin am Büffet einige materieller Gesinnte leise befriedigte, bemerkte Herr Schund, daß Frau v. Luckner ihrem Kammermädchen einen Auftrag gab, worauf dieses mit einem Schlüssel in der Hand und mit einem sprechenden Blick nach Herrn Arthur Maier, der unaufgeregt unter der Glasthüre stand, durch die Veranda hinaus schritt in den Garten und dort verschwand. Es war eben nicht auffallend, daß ein Herr gleich darauf ebenfalls in den Garten ging, um sich etwas abzukühlen; Herrn Schund fiel es nur auf, daß dies derselbe Herr Arthur Maier war, welcher den Blick von der hübschen Jeanette empfangen hatte.

Eben schloß der Vortrag vor schönen Altstimme, und Alles rief klatschend *da capo*! bis sich die Sängerin wirklich entschloß, die Arie zu wiederholen, während das Publikum sich um den Flügel drängte. Nur Herr v. Leith blieb in der Nähe der offenen Glasthüre, welche in die Veranda und den Garten führte. Nun bemerkte Herr Schund, daß sich auf der andern Seite des Saales Frau v. Luckner nach Fridolin umsah, und da dieser noch immer sehr beschäftigt schien, einige Worte zu ihrer Tochter sprach, als gelte es, etwas in der Eile Vergessenes nachzubesorgen. Frau v. Luckner ging wieder nach ihrem Platze zurück, Ida aber sah eine kleine Weile wartend auf Fridolin. Als dieser jedoch für die nächste Zeit allzu beschäftigt schien, faßte sie sichtlich den Entschluß, selbst zu gehen, schritt auf die Thüre zur Veranda hin, indem sie sich ein seidenes Tuch um den herrlichen Hals und die Schultern schlang, und schlüpfte ohne Winken, aber erröthend bis in's Weiße des Auges, hinaus, als sie die schöne Gestalt des glänzenden Cavaliers in der Nähe der Thüre entdeckte. Für Herrn v. Leith war es ein sehr günstiger Zufall, ohne Aufsehen zu erregen, ebenfalls hinaus treten zu können, indem er sich unbefangen mit dem Taschentuche Kühlung zufächelte.

Die Gesellschaft im Saale war zu sehr mit dem Vortrage der Arie beschäftigt, um auf jeden Einzelnen zu achten, der sich auf die Veranda oder in den Garten begab. Herr Schund jedoch dachte: Dieser Officier will gewiß hören, ob die Nachtigallen im Garten schlagen, er scheint ein großer Naturfreund zu sein.

In dieser Betrachtung wurde der kleine Herr durch ein paar entschieden gesprochene Worte hinter ihm gestört, welche also lauteten:

»Gut also, wir verstehen uns. Er muß weg! Jeder hat nun seine Rolle, und ich will meinen Onkel Papst auf die seinige vorbereiten!«

In demselben Augenblicke trat auch das Paar aus dem Zimmer in den Salon und war sehr er staunt, Herrn Schund an seiner Stelle zu sehen. Jedoch schien dieser so harmlos mit dem Reste seines Glases beschäftigt, daß sie ohne Argwohn sich zu denen gesellten, welche der Altstimme lauschten. Herr Schund war nicht wenig erstaunt, als er dasselbe fade Lächeln auf dem Antlitze des Professors Bader bemerkte, welches demselben einen läppisch einfältigen Ausdruck verlieh. Nach dem, was er gehört, vermuthete er, einer unerwartet entschlossenen Miene zu begegnen. Und nun war Herr Schund mit zwei Geheimnissen belastet, von welchen er nicht recht wußte, wie sie anzuwenden seien. Um sich zu wirksamem Nachdenken darüber zu stärken, gesellte er sich zu seinem poetischen Collegen Schmalz, der seinen Posten vor dem Buffet noch immer nicht verlassen hatte. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit fragte er diesen, warum der Arthur Maier heute so verstimmt sei, und erhielt zur Antwort, daß die schnippischen Dinger im Saal sich über seine hohen Stiefelabsätze moquirt hätten. Mitfühlend meinte Herr Schlund:

»Ja, da steht man ganz harmlos und denkt nicht, was man hinterm Rücken über uns sagt. Wir ahnen nichts und kümmern uns nicht.«

»Es fällt uns gar nicht einmal ein!« sagte der Schmalz und hieb mit großer Gewandtheit einen Indianflügel ab, ließ sich von Fridolin sein Glas füllen und setzte sich auf einen nahen Stuhl nieder, um sich in trostreiche Betrachtungen über die Gleichgültigkeit um menschliche Urtheile zu versenken. Herr Schund folgte seinem Beispiele und verlor sich in ähnliche Betrachtungen, während der alte Fridolin ein Leben führte, wie der Vogel im Hanfsamen, indem er nicht blos alle Reste, sondern auch nebenbei gefüllte Gläser sorgsam austrank, damit kein Tropfen unnöthig verderbe.

Mittlerweile war Jeanette, ihr geschmeidiges Figürchen drehend, durch die Veranda in den Hof geeilt, um den Weg nach dem Eiskeller und Vorrathshause einzuschlagen, das im Garten lag. Die Nacht war äußerst mild, der Blumenduft hier außen fast berauschend, – schläfrig plätscherte die Fontäne in ihr Becken. Die bunten Papierlampen brannten noch zwischen den Orangenbäumen, dann folgte ein kurzer dunkler Gang zwischen den Bäumen, der vor den Keller führte, wo zwei Laternen an eisernen Haken hingen und ein zweifelhaftes Licht auf die Wand und umherstehendes Gesträuch warfen. Jeanette hatte sich mehrmals umgesehen, nicht gerade, als ob sie sich fürchte. Aber sie vernahm nichts, als die aus dem Salon hallenden Töne des Flügels und der Altstimme, dazwischen das einschläfernde Geplätscher der Fontäne.

Jetzt steckte sie den Schlüssel in's Schloß der Kellerthüre und wollte eben nach einer der Laternen langen, um sie mit hinein zu nehmen, als sie sich von zwei Händen umspannt fühlte.

Sie stieß nur einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

»Pst! Jeanette sei gescheidt!« sagte eine männliche Stimme flüsternd.

»Ah, Sie sind's Arthur! Was thun Sie denn hier? Gehen Sie hinein zu Ihren hochnasigen vornehmen Dämchen, zu der zaundürren Eulalia und einfältigen Luise. Was thun Sie denn bei mir, Sie Ungeheuer!«

Sie wehrte sich dessen ungeachtet nur schwach, als das Ungeheuer jetzt ihre Wangen küßte; klagend aber fuhr sie fort:

»Den ganzen Abend haben Sie mich wieder nicht angesehen –«

»O Jeanette!« sprach der andere mit forcirter Innigkeit, »Jeanette, wie verkennen Sie mich, wenn des Lebens strenge Pflicht mich zwingt, äußerlich kühl zu sein, wo ich innerlich glühe! Himmlische Jeanette, verkenne mich nicht länger. Aber,« und der Ton seiner Stimme änderte sich, als er nun fragte: »sprechen Ida und ihre Mutter gar nicht mehr von mir? Antworte rasch und aufrichtig!«

»Ja, sie lachen manchmal noch über Ihr damaliges rasches Wachsthum. Auh!« schrie Jeanette unter dem Griffe ihres zärtlichen Liebhabers schmerzlich auf, denn dieser hatte krampfhaft ihren Arm gepreßt. Dann fragte er mit

einem Tone, durch den mühsam unterdrückter Grimm zitterte:

»Gut. Es wird heute noch eine Verlobung angekündigt?«

»Eine Verlobung?«

»Ja, eine Verlobung. Ich spreche doch deutlich genug.«

»Wer soll denn verlobt sein?«

»Ida. Mit dem Architekten oder Herrn v. Leith?«

»Wenn eine Verlobung stattfände und es käme auf das Fräulein an, dann sicher nur mit dem Leith.«

»Und auf die Mutter?«

»Dann auch.«

»Nun also, auf wen soll es dann noch ankommen?«

Jeanette wollte antworten, als sich Tritte von zwei Seiten rasch näherten. Hastig riß Jeanette eine der Laternen herunter, schloß die Kellerthüre auf und verschwand innen, während der Herr zurücksprang und sich in dem Schatten der Bäume und des Gebüsches barg. Von da aus sah er nicht ohne Ueberraschung eine hohe weibliche Gestalt in weißem Gewande durch den dunkeln Gang, zwischen den Bäumen rasch und fast ängstlich daherschweben, so daß der Schimmer der noch außen an der Kellerwand hängenden Laterne das Astwerk im Schattenbild auf ihre Robe zeichnete. Da hatte aber eine andere, männliche Figur dieser weiblichen auch schon den Vorsprung abgewonnen und den Weg verlegt. Ein beklommener Aufschrei war noch vernehmbar, – und dann hatten sich beide Gestalten schon so fest umschlungen, daß

der Schein der Laterne nur einen gemeinsamen Schatten auf den Rasen warf.

»Ida!«

»Erwin!«

Längere Zeit war kein Laut weiter vernehmbar. Der im Gebüsche sah aber mit eigenthümlichen Empfindungen, wie das herrliche Mädchen in den Armen des schönen Officiers lag, wie ihr Gesicht sich an seine Brust barg. Es war eine heiße Umarmung, ein festes glühendes Aneinanderschließen. Und nun hob er ihr Haupt und preßte seine Lippen auf die der schönen jungen Dame in einem minutenlangen, brennenden Kusse. Dann drängte ihn diese zurück – es raschelte ja im Gebüsch, – sie flog auf die Kellerthüre zu; der Officier stand noch eine kleine Weile wie gebannt auf der Stelle, wo ihm so kurzes Glück geblüht. Nun aber wandte er sich um und wollte hastig nach dem Salon zurück, von welchem noch immer der Vortrag der Altstimme mit den Flügelaccorden in den Garten heraus scholl, wo die geheime Scene zwischen blühendem Gebüsche stattgefunden.

Da stellte sich ihm plötzlich in der Dunkelheit eine männliche Gestalt in den Weg, daß er überrascht einen Schritt zurücktrat und mit einer unwillkürlichen Bewegung die Hand an den Säbelknauf legen wollte. Es war eine kurze gedrungene Figur, die so ganz unerwartet vor ihm stand.

»Erschrecken Sie vor mir, Herr von Leith?« klang jetzt deren Stimme.

»Ah, Sie sind's, Maier! Nein, Sie können mich nicht erschrecken.«

»Das freut mich recht sehr,« sagte der Kleine. »Es wäre mir auch leid, Sie bei Ihrem nächtlichen Spaziergange gestört zu haben.«

Dem Officier fiel der hämische Ton auf, mit welchem dieses gesprochen wurde. Er zog jedoch vor, nicht zu antworten, indem er jetzt weiter ging, während der Andere ihm zur Seite blieb und wieder mit den Worten begann:

»Die Gesellschaft wird also doch mit einer Verlobungsanzeige überrascht werden.«

»So? Wer soll denn verlobt sein?«

»Sie fragen so unbefangen, als ob Sie noch läugnen könnten.«

»Ich?! – Was wollen Sie damit sagen?«

»Nun, man umfängt und küßt doch nur als Bräutigam die Tochter dieses Hauses. Lassen Sie mich der Bote dieser Freudenbotschaft sein.«

»Halt!« rief jetzt der Officier bestürzt und mit beschwichtigender Aufregung. Er faßte dabei des Kleinen Arm, als müsse er ihn mit Gewalt zurückhalten. »Ich bitte Sie um des Himmels willen, lassen Sie kein Wort davon verlauten.«

»Also wollen Sie der Gesellschaft noch immer die Anzeige Ihrer Verlobung vorenthalten? Zu welchem vernünftigen Zwecke, Herr von Leith?«

Der Officier, welcher stehen geblieben war und den Kleinen noch immer festhielt, als fürchte er, derselbe könne ihm entwischen, stampfte mit dem Fuße und erwiederte dann unmuthig:

»Ich weiß von keiner Verlobung!«

»Das ist seltsam!« versetzte der Andere mit Wucht und Nachdruck. »In der That, höchst seltsam! Um so wichtiger wird der Frau von Luckner und ihrem Neffen die Nachricht sein, die ich zu hinterbringen habe.«

Herr von Leith hielt den Kleinen noch fester.

»Ruhig! Machen Sie mich nicht unglücklich!« sagte er mit erregter Stimme, aus welcher Pein und Wuth gleichermaßen bebten. »Weder Frau von Luckner, noch der Vetter, noch sonst ein Mensch auf Erden darf davon erfahren. Schon Sie als dritter Mitwissender sind viel zu viel.«

»Darum würden Sie mir auch am liebsten den Degen durch den Leib stoßen!« meinte Herr Arthur Maier, der seiner Sache jetzt sicher war. »Sie sind ärgerlich, Herr von Leith, natürlich.«

»Ja, ganz verzweifelt!« sagte der Officier, der sich vergeblich bemühte, sich so weit zu fassen, um darüber nachdenken zu können, wie er sich am besten des verdammten kleinen Spions versichern oder entledigen könne. Seine sonstige Sicherheit war ihm dabei vollständig zu Verlust gegangen. Er dachte nur noch daran, den Kleinen zum Schweigen zu bringen und machte seine Versuche in leidenschaftlich unvorsichtiger Weise, als er nun weiter sprach: »Ich bin jedoch von Ihrer Discretion allzu

überzeugt, als daß ich darüber nicht ruhig sein sollte. Mir liegt alles daran, daß nichts verlaute. Es kann später noch kommen, oder – ich will aufrichtig sein – vielleicht auch nicht. Sie haben ein Geheimniß in Händen, – verwerthen Sie es auf jede andere Weise, nur nicht durch Vorrath an einem Ihrer alten Freunde.«

»Nun, von der Freundschaft hat sich bis jetzt wenig gezeigt.«

»Für die Zukunft wird's anders sein!«

»Versprechen und halten sind zweierlei. Bei Männern sollte die That dem Worte auf dem Fuße folgen, wie der Schatten dem Körper.«

»Zweifeln Sie an meiner Bereitwilligkeit, wenn ich mein Wort zum Pfand gebe?«

»Gut!« sprach Herr Arthur Maier, nicht ohne Befriedigung. »Wenn ich Sie recht verstanden habe, lieben Sie Fräulein von Luckner, denken aber nicht gerade, sie deßwegen auch zu heirathen.«

»Ich sagte das nicht. Bevor ich überhaupt an eine Heirath denke, muß ich zum Mindesten doch Flügeladjutant sein.«

»Seien Sie aufrichtig, Herr von Leith, – Sie thun am besten daran! Sagen Sie nur gleich frisch heraus, daß Sie dann eher eine Gräfin wählen, als – eine Beamtentochter.«

Der kleine Arthur Maier erkannte alle seine Vortheile und war fest entschlossen, sie auszunützen, als er jetzt zu dem in seiner peinlichen Verlegenheit sich windenden

Officiere aufsah. Die Dunkelheit verhinderte, dessen Züge genau zu beobachten. Aber Arthur Maier wußte ohnehin, was sie ausdrücken mochten.

Die beleuchteten Fenster des Salons lagen jetzt vor ihnen; auf dem freien Platze fiel der Strahl der Fontaine plätschernd in's Becken, während der Officier und sein Peiniger, im Schatten des Gebüsches stehend, in ihrer unerquicklichen Verhandlung verweilten.

»Sie vermögen wohl einzusehen,« fing Herr von Leith jetzt leise an, »daß ich nicht mehr so ganz meines Schicksals Herr bin, sondern daß die Entscheidung einem Andern gebührt: Dem König! Er hat etwas mit mir vor, noch weiß ich nicht, was. Ich liebe Ida, – wer möchte das herrliche Mädchen nicht lieben. Sie ist mir gewogen, – ich weiß es! Ob mir erlaubt sein wird, sie auch heimzuführen, das hoffe ich, kann es aber jetzt noch nicht wissen.«

»Sagen wir doch gleich, lieber Leith, Sie werden die schöne Ida zum Schlusse einem Andern – etwa dem Architekten – überlassen, und selbst eine Andere – etwa Adele Waldburg – nehmen.«

Mit Widerwillen nahm der elegante Höfling die Vertraulichkeit wahr, mit welcher dies gesprochen wurde, und doch konnte er sie in seiner Lage nicht zurückzuweisen.

»Haben Sie ein Interesse daran?« fragte er kurz.

»Ja oder nein, gleichviel. Ich dächte jedoch, daß Sie durch eine Verbindung mit der hohen Aristokratie sicherer und fester an der Seite des Königs stehen werden, als ohne solche.«

»Aber, was haben *Sie* für ein Interesse daran?«

»Ich? Ein bedeutendes. Es ist doch wahrlich vortheilhafter, einen Freund bei Hofe zu haben, den nicht gleich der nächste Windwechsel umwirft.«

»Das ist wahr, – und Sie meinen, *ich* soll dieser Freund sein.«

»Ich meine das, ja. Habe ich doch für's Erste den Vortheil, daß Ihnen selbst an dieser Freundschaft gelegen sein *muß*, und für die Zukunft kann ich Sie wohl durch meine treue Mithilfe bei Ihren jetzigen persönlichen Angelegenheiten verpflichten. Wenn Sie mich verstehen wollen, dürfen Sie ja nicht zu gering über dies Offert denken. Sein Werth wird Ihnen noch einleuchten.«

Herr von Leith betrachtete sich den Kleinen jetzt scharf. Er glaubte ihn zu verstehen. Dann sagte er:

»Maier, Sie sind ein Teufelskerl!«

»Und ich steige dadurch natürlich in Ihrer Achtung,« entgegnete der Kleine nicht ohne Sarkasmus. »Wenn Sie die Freundschaft eines solchen richtig zu taxiren wissen, laß ich mir den Titel gefallen.«

»Soll ich Ihnen meine Seele mit Blut verschreiben?«

»Ich wüßte nichts mit derselben anzufangen. Meine Bedingungen haben nichts mit der Seele zu schaffen.«

»Und ich erkaufe mit denselben auch Ihr Schweigen?«

»Bis in's Grab, wenn Sie wollen.«

»Also die Bedingungen!«

»Einmal, daß Sie sich nie für den Architekten verwenden.«

»Ah, Sie hassen ihn? Ich auch. Mit Vergnügen acceptirt.«

»Daß Sie es verhindern wollen, wenn je dem Doctor Herbert eine Gunst zugedacht werden wollte.«

»Leicht zu versprechen, – der Mann gefällt mir nicht.«

»Leicht zu glauben. Dann, daß Sie den König auf meine Arbeiten aufmerksam machen und –«

»Und auf Grund dieser Kenntnißnahme eine Pension verschaffen. Das *ist* etwas. Wenn sie dem Könige jedoch nicht gefallen?«

»Wenn ihm gesagt wird, sie seien schön, so sind sie schön. Also?«

»Gut. Ich kann es versuchen. Sonst nichts?«

»Daß Sie mich dem Landgericht am See für die Sommersaison als Praktikant empfehlen.«

»Ei! Was lauert dahinter? Jedoch, ich werde es thun und nicht fragen, wozu, selbst wenn ich die Vermuthung hätte, daß es in Bezug zu dem holden Schwan stehe. Nun sind Sie aber doch zu Ende?«

»Noch eine Kleinigkeit. Sie werdens mir hie und da Mittheilungen von den Vorgängen bei Hof machen –«

»Daß Sie es an die Blätter schreiben!« sagte Herr von Leith unzufrieden.

»Nein, damit ich mir Einfluß verschaffe. Ist die Ministerkrisis eine Thatsache?«

»Ah, Sie treten Ihre Vertragsrechte rasch an! So viel ich weiß, ist sie vorhanden.«

»Wer wird – Cultusminister?«

»Begnügen Sie sich mit der Antwort, daß sich der Mann heute Abend hier im Hause befindet,« sagte Herr von Leith zögernd.

»Der Jensen?«

»Gott bewahre!«

»Wer denn?«

In diesem Augenblicke traten mehrere Personen aus dem Saal auf die Veranda heraus, und Leith fand es für gut mit seinem Begleiter in deren Gesichtskreis zu treten. Ida mußte längst mit Jeanetten in's Haus zurückgekehrt sein, und so schritt er jetzt neben dem kleinen Maier dahin, wie in einem harmlosen Luftbade.

»Verschieben wir Alles Uebrige auf eine spätere Stunde,« flüsterte der Höfling seinem Peiniger zu. »Kein Mensch darf indeß das Geringste über unsere Besprechung erfahren, auch nicht die Molche.«

»Was gehen mich Die an!«

»Sind sie nicht Ihre Freunde?«

»So lang ich sie brauchen kann,« sprach Herr Arthur Maier noch mit cynischem Gleichmuthe, als sie die Stufe zur Veranda betraten, um dann mit einander im Saale zu erscheinen.

Herr v. Leith hatte seine Unbefangenheit eingebüßt und erschien für den Rest des Abends nachdenklicher, als man ihn je in Gesellschaft gesehn. Ida's Augen ruhten oft zärtlich auf ihm, als sie aber einmal zufällig denen des kleinen Arthur Maier begegneten, verfärbte sie sich über den Ausdruck boshafter Befriedigung und hämischer Genugthuung in denselben. Ein jäher Schreck, eine große

Angst zitterte durch ihre Gestalt, und sie hatte Mühe, ihre Bewegung zu verbergen.

Neuntes Capitel. Handelt zum Theil von Politik und Intriguen.

Ohne Ahnung dieser Vorgänge hatte sich in einem größeren Nebensaal ein kleiner erlesener Kreis um die Hausfrau gesammelt. Man ließ die Jugend draußen singen und tanzen und war hier innen in ernster Unterredung begriffen, an welcher sich außer Frau v. Luckner auch Herbert, der Kabinetssekretär des Königs, Herr v. Rixner und der Regierungsdirector aus der Provinz betheiligten.

Regierungsdirector Keller war ein starker, wenn auch nicht hochgewachsener Herr von gedrungenem, festem Körperbau, breitem Gesichte, das ein dicker Schnurrbart beschattete, und von entschiedenem Wesen in Bewegung und Worten. Von der übrigen Gesellschaft wenig beachtet hatte er sich den ganzen Abend im Hintergrunde gehalten, mehr beobachtend als theilnehmend. Nur die Hausfrau, der Kabinetssekretär des Königs und Herr v. Leith begegneten ihm mit besonderer Aufmerksamkeit, sprachen öfters längere Zeit mit ihm und schienen ihn überhaupt für eine Person von Bedeutung zu halten; bei Frau v. Luckner kam noch die Theilnahme an dem Freunde ihres verstorbenen Mannes hinzu. Gegen die feine höfische Manier des Herrn v. Leith, des Kabinetssekretärs und des Geheimraths v. Rixner bildete die bestimmte, kurze Art des Mannes einen auffallenden Gegensatz, der gleich von Anfang den Doctor Herbert für ihn eingenommen hatte.

Gutmüthigkeit und Charakterfestigkeit, seltsam gepaart, sprachen aus den Zügen seines breiten Gesichtes, welche eben so Verstand und Urtheilskraft ausdrückten, als seine Worte kurz, bezeichnend und zutreffend waren, da er sich mit Herbert über die Zustände des Landes unterhielt.

Die Unterredung hatte schon ziemlich lange gedauert und schien beide Theile fortwährend zu fesseln, während Herr v. Rixner und der Kabinetssekretär sich eine Zeitlang nur betheiligt hatten, um sich dann zurück zu ziehen, als das Gespräch einen wärmeren Charakter annahm. Nur Frau v. Luckner hielt aus und kam, sooft es ihre Wirthspflichten gegen ihre übrigen Gäste zuließen, nach dem Kabinete zurück, wo die Unterhaltung stattfand.

»Sie geben sich also keinen sanguinischen Erwartungen hin, Herr Doctor?« fragte der Regierungsdirector v. Keller.

»Ich kann es mit dem besten Willen nicht,« antwortete Herbert.

»Und warum?« fragte Herr v. Keller kurz. »Der junge Fürst ist talentvoll, empfänglich für das Edle!«

»Aber ohne Bewußtsein seiner Regentenpflichten,« erwiederte Herbert offen. »Erzogen in dem legitimen Wahn, Land und Volk seien des Fürsten wegen da, ohne Gegenverpflichtung, scheint mir auch seine subjective Charakteranlage bedenklich.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Alle Welt fand liebenswürdig, daß er bei seiner ersten Unterschrift eines Ernennungsdecrets Bedenken äußerte,

weil *er* den Mann nicht kenne. Mir selbst erregte die Anecdote keine angenehme Empfindung, sie schien mir ordentlich ominös, und ich habe mich nicht getäuscht: all' sein seitheriges Thun trägt dies Gepräge, – weniger das Bedürfniß des Staats, als eigne Laune entscheidet und nur seine Umgebung gewinnt dabei. Man hat diese Richtung bereits gewissenlos ausgebeutet.«

»Und nun folgern Sie –«

»Daß das Günstlingswesen nicht nur *nicht* aufhören, sondern üppiger fortblühen und in ernster Zeit die Catastrophe beschleunigen wird.«

»Das ist eine trübe Perspective. Gestehen Sie wirklich dem von Ihnen sogenannten Günstlingswesen eine so intensive Wirkung auf das Staatswohl zu?« fragte Herr v. Keller, der wie alle Beamte diese nicht recht anerkennen wollte, da sie ja mehr nur bei dem rein geistigen Gebiet sichtbar war und der bureaukratische Mechanismus wenig berührt erschien.

»Gewiß!« versetzte Herbert. »Günstlingswirthschaft demoralisirt und corrumpirt immer durch alle Schichten hinunter, selbst wenn sie das Gegentheil will, – mag sie nun von Fürsten oder Genossenschaften ausgehen. Sie muß ihrem Wesen nach verderblich wirken. Welche segensreiche Wirkungen hätten z. B. die Berufungen von Capazitäten haben können! Und nun? Entmuthigung der Geister ist ein schlimmes Symptom für die Zukunft des Staats.«

»Sie verwerfen also Berufungen im Prinzip nicht?« fragte der Regierungsdirector aufmerksam.

»Wie könnte ich's, ohne ein Narr zu sein,« antwortete Herbert. »Aber, wenn irgendwo, so hätte in diesen das Verdienst, und blos das Verdienst entscheiden müssen. So jedoch ward es unter der Henke'schen Wirthschaft, und ist es seitdem, reine Gunst- und Coteriesache. Man kommt nicht einmal allein, sondern bringt ganze Cohorten mit in's Land, die alle auf dessen Kosten versorgt werden wollen. Man sucht Anhang, eine Parthei, – alles Schwache, Charakterlose, Unselbstständige im Lande, das durch eigne Kraft nichts werden könnte, schließt sich an, kommt empor, während charaktervolle Tüchtigkeit mit dem Stolze ihres Bewußtseins im Hintergrunde bleibt, verdrossen, entmuthigt und zuletzt unbekümmert um den Staat, der der Schauplatz solchen Treibens ist. Eine Hauptursache des Verfalls.«

»Verfall, – Sie sprechen schon von Verfall. Ich sehe ihn noch nicht deutlich.«

»Und ich überall, wohin ich blicke!« sagte Herbert. »Wenn ich mich nach dem einst so fröhlichen Aufstreben umsehe: wie viel erlahmte Kraft, wie viel verzweifelnde Resignation tritt mir entgegen! Auf wieviel Mienen steht das schauerliche: *Lasciate ogni speranza!* Man geizte nach dem Ruhm des Schutzstaates der Intelligenz, und erstickte die Intelligenz im eignen Volke. Man unterband sich die eigne geistige Pulsader, um in Experimenten der Bluteinspritzungsmethode zu glänzen.«

»Erläutern Sie mir das näher,« sprach der Regierungsdirector, indem er sich auf einen Stuhl in der Ecke des Zimmers zurückzog und Herbert einlud, den daneben

stehenden einzunehmen. Dieser fuhr nun auch in seiner Darlegung fort:

»Man wollte eine privilegirte Kaste, und wir sollten die Paria sein, – Heloten, welche arbeiten, damit Andere den Lohn ernten können. Der Jakob unter der Himmelsleiter soll noch entzückt sein über die Engel und Erzengel, welche im besternten Rock an derselben auf- und niedersteigen.«

»Jakob beneidet also die Engel um Staatsfrack, Titel und Orden,« warf Herr v. Keller forschend ein.

»Ach ja, das ist das Allerwahrscheinlichste!« bemerkte jetzt Herbert mit bitterer Ironie. »Orden? Möchte man die Herren vorn und hinten damit bestecken, bis sie genug haben. Jakob beneidet nicht, sondern verlangt nur auch für sich etwas freien Spielraum. Aber schon *der* Wunsch gilt als Anmaßung, – Aeußerung des Talents als Auflehnung gegen das System. Ja zuletzt, als man endlich doch nicht mehr blind sein konnte für die zu Tage tretenden Wirkungen, verlangte man von unserer Uneigennützigkeit, gegen dieselben einzutreten, aber die Ursache zu schonen, und war das nicht thunlich, so erschien der Freimuth fast als Hochverrätherei. Die Folge war, daß sich die Intelligenz des Landes verzweifelnd von der Debatte über öffentliche Angelegenheiten zurückzog, sie dem gewöhnlichsten Literatenthum überlassend. Sehen Sie nun einmal auf den Zustand unserer Presse! Preßzustände sind aber sichere Symptome. Wo die Presse blüht, ist auch der Staat noch nicht verloren, denn die öffentliche Meinung ist wach. Die Lenker unsers Staats meinten

wohl auch, sich überhaupt um Presse nicht kümmern zu dürfen, bis die Presse sich nicht mehr um ihn kümmerte. So schälte er sich allmälig aus dem nationalen Bewußtsein heraus. Mit einer Naivetät ohne gleichen arbeitete man an dem eignen Ruin. Deutlich gibt er sich durch den um sich greifenden Mangel an Pflichtgefühl – Beispiele stecken an – kund. Es gilt nachgerade als höchste Lebensweisheit, sich vom Staate zahlen zu lassen und nichts für denselben leisten, vom Schweiße des Volkes zehren und sich um dessen Schicksal nicht zu kümmern.«

»Sie sehen zu schwarz!« sagte Herr v. Keller.

»Oder treffe vielleicht nur in's Schwarze!« entgegnete Herbert mit bitterem Lächeln. »Ist nicht unser Volk tüchtig und begabt, haben wir nicht eine schöne constitutionelle Entwicklung gehabt, sind nicht unsere Finanzzustände noch günstige? Oder haben wir unter dem Einfluß des Adels zu leiden, wie anderwärts? Sein Einfluß ist geringer, als sich vielleicht wünschen ließe. Und warum, trotz so vieler günstigen Bedingungen zu gedeihlichem Staatsleben, warum nun dennoch diese allgemeine Hoffnungslosigkeit, dieses fatalistische Hinleben? Warum? Den Geist im Volke zu beleben, zu heben hat man versäumt und sich mit eiteln Experimenten begnügt. Der Schwungkraft des Volkes hat man die Flügel gebrochen. Statt für dasselbe, haben unsere Fürsten für die

Launen ihrer Günstlinge gelebt. – Man durfte kein Landeskind sein, um bei unsern Fürsten Beachtung zu finden. Auch das Volk könnte anfangen, dies Beispiel nachzuahmen und seine Blicke hinaus zu richten. Es gibt natürliche Consequenzen. Andere Staaten sind durch Vorrath, Gewalt, großes Unglück gefallen, – der unsrige findet einen unrühmlichen, verdienten Fall – durch Unverstand.«

»Sie sind ein düsterer Prophet. Nur keine so unbarmherzige Logik, Herr Doctor,« sprach der Regierungsdirector. »Angenommen, nicht zugegeben, wir gingen einer Catastrophe entgegen, so müßten Sie doch auch unverschuldetes Unglück, z. B. die volkswirthschaftliche Crisis als Ursachen mit in Rechnung ziehen.«

»Unverschuldetes und verschuldetes Unglück treffen stets zusammen, wenn Staaten fallen sollen,« meinte Herbert. »Und die Catastrophe wird früher oder später kommen, mag man noch so sehr die Straußenlist anwenden, um sie zu beschwören. Auch Herr v. Altmüller wird den kommenden Sturm nicht beschwichtigen, mag er auch immer wärmer dem Fortschritt, den er insgeheim haßt, die Hand drücken. – Jüngst sagte er einem Beamten, der ihm ein Werk seiner Mußestunden überreichte: »Wir brauchen keine Schriftsteller, sondern Beamte!« Nun, an Beamten, hat es dem Staate nicht gefehlt, und doch wird er zu Grunde gehen.«

»Sie sind sehr eingenommen für diese Consequenz,« bemerkte jetzt der Regierungsdirector etwas unzufrieden.

»Nein, aber sie ist eine nothwendige. Was der Staat unter den geschilderten Verhältnissen thun mußte, hat er gethan, bei Beginn der entscheidenden nationalen Crisis: er hat sich schwach gezeigt. Schwäche aber ist das größte aller politischen Laster, wie Energie die erste politische Tugend ist. Dieser Staat hat von der deutschen Nation seine Existenzberechtigung nicht zu erweisen vermocht. Das entscheidet aber sein Schicksal. Wollen wir in einigen Jahren weiter darüber reden.«

»Und für jetzt halten Sie den schlimmsten Ausgang für den wahrscheinlichsten?« fragte der Regierungsdirector. »Man kann ihm ja begegnen, – die Zustände im Lande sind nicht unheilbar.«

»Ich kenne nur den energischen Arzt nicht, der hier helfen könnte.«

»Vielleicht müßte er das seitherige Mittel des Verderbens einmal als Heilmittel anwenden!« sprach Herr v. Keller vor sich hin.

»Ich glaube Sie zu verstehen,« versetzte Herbert. »Möglich, daß es in negativer Weise helfen könnte. Wie es für's Erste noch eine Erholung gewährt, daß die Glieder der herrschenden Kaste sich selbst unter einander hassen und anfeinden, so könnte leicht eine Günstlingswirthschaft kommen, die sich selbst überbietet und so grell auftritt, daß sie auch die früher Begünstigten gegen sich aufbringt, darum acuten Verlauf nimmt, so daß ihr jähes Ende noch Zeit läßt, der großen Catastrophe in ordentlicher Fassung entgegen zu gehen. Jedoch, hoffen

wir nicht zu viel. Die Erfahrung lehrt, sich zu bescheiden. Während man Patrioten, die für den Staat gelitten und gestritten haben ihr Lebenlang, verletzt, kränkt, zurücksetzt, haben frühere Günstlinge, welche nicht einmal das Land kennen, geschweige Theilnahme für dasselbe hegen, die wichtigsten politischen Aemter inne. Ein solcher Staat untergräbt seine Existenzberechtigung in den Augen seines eignen Volks.«

»Aber welche wichtige Aemter sind so besetzt?« fragte der Regierungsdirector ungläubig. »Das ist denn doch kaum der Fall.«

»Zweifeln Sie an meinem Wort?«

»Keineswegs. Aber Beispiele!«

»Eins oder viele?«

»Eins genügt.«

»Welches Verdienst hat unser Gesandter auf dem so wichtigen Posten zu †††††, als daß er einst mit einem unserer Fürsten in der Fremde zusammengelebt? Er kennt absolut nichts von dem ihm fremden, *unserm* Lande. Und seine Unfähigkeit ist so groß, daß er sich alle Berichte an das Ministerium durch den Gesandten eines andern, unserm keineswegs wohlgesinnten Staats fertigen läßt – schon seit vielen, vielen Jahren!«

»Und das ist Thatsache?«

»Ich könnte sie nöthigenfalls beweisen.«

»Das wäre stark!« wiederholte der Regierungsdirector für sich.

»Es ist stark, gewiß!« bekräftigte jetzt Frau von Luckner, welche unbemerkt schon seit einigen Sekunden Zuhörerin des Zwiegesprächs geworden war. »Erlauben Sie mir, Herr Doctor, Sie haben sicherlich zumeist recht, nur darin nicht, daß es kein Heilmittel mehr für unsere verkommenen Zustände gebe. Sie werden zugeben, daß das Freundschaftsbedürfniß eines jungen Fürsten ein natürliches ist. Was durch königliche Freunde verdorben worden, kann auch wieder durch einen königlichen Freund gut gemacht werden. Und rasch wollen wir Hand an diese Reform legen. Dabei werden wir auch sicherlich Sie wieder im Vordertreffen für den Staat finden. Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt. Sie gaben das Dasein günstiger Bedingungen zu gesundem Staatsleben zu. Gut! Gründen und bauen wir auf ihnen, und nehmen wir die Theilnahme aller fähigen und charaktervollen Männer dafür in Anspruch. Es gilt ein segensreiches, lohnendes, fruchtbringendes Werk! Und dabei fehlt sicherlich Doctor Herbert nicht.«

»Bitte, gnädige Frau,« sprach Herbert mit einem Lächeln. »Entschuldigen Sie mich als hartnäckigen Ungläubigen.«

»Das werde ich nicht thun!« sagte sie und sah ihm dabei freundlich und vertrauensvoll in's Antlitz. »Ich für meinen Theil möchte an so hartgesottenen Pessimismus nicht glauben. Mit Energie und Klugheit –«

Sie war im Begriffe, ihren Standpunkt näher zu erläutern und den Herberts zu bekämpfen, als Wildhoff mit einem kleiner, grauköpfichten Herrn in das Gemach trat

und die Anwesenden bedeutete, daß Herr Schund eine Mittheilung zu machen habe.

»Ja,« sagte Herr Schund, mit geheimnißvoll wichtigem Tone in den Kreis tretend. »Sie wollen wieder einen abthun!«

»Abthun?« fragten sich die Anwesenden mit Blick und Wort.

»Abschlachten!« sprach Herr Schund ganz guillotinisch und machte dazu eine schauerliche Bewegung mit der Hand.

Und wieder sah man sich gegenseitig und dann Herrn Schund an.

»Und wen will man denn abthun?« fragte jetzt Wildhoff.

»Den berühmten Professor Holzmann.«

Aufs neue war der kleine Kreis in Erstaunen gesetzt.

»Und wer will abthun?«

Nun erzählte Herr Schund, was er ohne zu wollen gehört habe. Herr Schund stieg durch seinen Bericht zwar nicht in der Achtung der Anwesenden, erwarb sich aber doch den Anspruch auf Dank. Denn der treffliche Holzmann war nicht blos ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch sowohl ein Freund des Regierungsdirectors, als des verstorbenen Herrn von Luckner, außerdem aber noch ein Busenfreund jenes Mannes, an dem einst das Herz der schönen alten Frau liebend gehangen. Die Mittheilung brachte keine geringe Aufregung in dem kleinen Kreise hervor. Was thun? Der Minister war schwach in hohem Grade. Frau v. Luckner aber meinte, der Herr v.

Leith müsse gleich Morgen deswegen zum König gehen, um der Intrigue von vornherein zu begegnen. Herbert dagegen hielt dies nicht für den rechten Weg; er deutete einen andern an, der zugleich mit einer Beschämung des Intriguanten endigen sollte; dazu aber brauchte er noch einige genauere Daten über Professor Holzmanns Wirksamkeit. Frau von Luckner konnte sie ihm geben und war mit Vergnügen bereit dazu. Sie setzte sich sogleich mit Herbert am nächsten Tisch zusammen und gab ihm aus ihrem treuen Gedächtniß die nothwendigen Notizen. Dann nahm Herbert Abschied von ihr und verließ das Haus, nachdem noch Herrn Schund tiefes Schweigen anbefohlen worden war.

Frau v. Luckner aber wandte sich jetzt an Herrn v. Keller mit der Frage:

»Und Sie, lieber Freund, was halten Sie nun von dem Allem?«

»Daß Doctor Herbert drastisch, aber nicht ganz unwahr geschildert hat.«

»Und wie gefällt Ihnen der Schilderer?«

»Ich habe nur Dank zu sagen, daß Sie mir seine Bekanntschaft vermittelt. Ich habe wieder einmal einen *Mann* kennen gelernt.«

»Ich bin etwas weniger zufrieden,« sagte sie mit einem Lächeln, das ihrer Unzufriedenheit jedoch einen eignen Reiz gab. »Er hat Sie wohl gar in Ihrer Abneigung, das Portefeuille zu übernehmen bestärkt. Und unglücklicher Weise hat der Bericht dieses Schund einen Beleg für seine Schwarzmalerei geliefert.«

»Dem kleinen Herrn sind wir wohl einigen Dank schuldig; ein Anderer hätte wohl nicht gelauscht und die Sache dann nicht erzählt. Was das Andere betrifft, so weiß ich, daß Frau v. Luckner ein Wort im Vertrauen verdient. Jetzt hab' ich meinen Entschluß gefaßt. Wenn man mir nunmehr das Portefeuille definitiv anbietet, fühle ich mich als Patriot verpflichtet, anzunehmen. Es *muß* versucht werden, zu helfen, wo noch zu helfen ist.«

»Gott sei Dank!« sprach Frau v. Luckner aufathmend, indem sie demselben die Hand reichte, da er ging. Sie begleitete noch ausnahmsweise ihren Gast bis an das Vorzimmer. »Das habe ich von Ihnen erwartet und will den Zufall segnen, der mir den Doctor Herbert heute zugeführt hat.«

Einige Minuten später verließen auch Geheimrath v. Rixner und der höfliche Kabinetssekretär das Haus zu gleicher Zeit. Sie gingen eine Strecke weit schweigend nebeneinander durch die stille Straße. Endlich fing der Kabinetssekretär an:

»Ein liebenswürdiger Abend bei Frau v. Luckner. Welche anmuthige feine Wirthin!«

»Ja, sehr!« erwiederte der Geheimrath und strich sich mit der Hand über Bart und Kinn. »Freilich. Sie durfte in rosiger Laune sein bei ihren Aussichten, da ihr alle ihre Pläne gelingen. Sie hat Glück!«

»Wie so, Herr Geheimrath?«

»Nun ja! Der Freund ihres Verstorbenen Cultusminister, der Freund Sr. Majestät ihr Schwiegersohn –«

»Hm, hm!« machte der höfliche Kabinetssekretär. Es klang ironisch wie: »wenn sie's nur schon wären!«

»Ihr Neffe,« fuhr der Geheime fort, Hofbaurath, dessen Freund literarischer Berather des Königs. Sie haben ihn ja gehört, – fulminante Rede, und Herr v. Keller hörte aufmerksamst zu. Ja, diese Luckner weiß die Karten zu mischen und auszugeben. Ein Diplomat ist an ihr verloren.«

»Was halten Sie von diesem Doctor Herbert?« fragte nach einer Pause der Kabinetssekretär.

»Hm! Talentvoller Mann, aber er liebt im politischen Urtheil rauhe Ausdrücke. Desto feiner aber wird Herr v. Leith auftreten. Der vermag jetzt Alles – ist sehr zu beachten.«

»Zu fürchten jedoch nur *sie*!« entschlüpfte dem Kabinetssekretär, worauf der Geheime anfing:

»Wäre denn Se. Majestät nicht besser zu beschäftigen?«

»Es ist schon Alles erschöpft!« machte der Kabinetssekretär achselzuckend. »Literatur, bildende Kunst, Musik, Drama . . . «

»Bliebe also noch das Ballet, die Pantomime. Der Balletdirector Brunno in Wien . . . «

»Soll ja fürchterlich leicht sein!«

»Wohl. Aber in Ihrer Wagschale doch ein solides Gewicht, Herr Kabinetsrath. Sie wissen ja, ich war von je Ihr aufrichtiger Freund. Erhält denn der Jensen wirklich das Comthurkreuz?«

»Ich weiß nichts davon, Herr Geheimerath. Ach, da ist ja Ihre Wohnung. Recht angenehme Ruhe – nein! Ich kann es nicht dulden, daß Sie mich noch weiter begleiten.«

Als dann der Kabinetssekretär allein gegen das königliche Schloß hinschritt, versank er in tiefes Nachdenken. Es war ihm fast kein Wort von dem entgangen, was Herbert gesprochen, was Frau v. Luckner gehofft und Regierungsdirector v. Keller mit angehört. Dann hatte auf dem Heimweg der Geheimerath eine Saite angeschlagen, die bei ihm jetzt noch nachklang. Als er in den Schloßhof trat, bemerkte er in den Arbeitszimmern seiner Collegen noch Licht. Dahin ging er.

Einige Tage nach dem Gesellschaftsabend bei Frau von Luckner enthielt der Generalanzeiger in seinem politischen Theile folgende Notiz aus der Landeshauptstadt:

> »Die Gerüchte über eine Ministerkrisis waren nicht ohne thatsächlichen Grund, wie ich Ihnen aus bester Quelle bestimmt versichern kann. Mit derselben hing auch die Anwesenheit des Regierungsdirector von Keller zusammen. Die Unterhandlungen mit demselben wegen Uebernahme des Unterrichtsministeriums scheinen sich jedoch wieder zerschlagen zu haben, die Crisis dürfte überhaupt für die nächste

Zeit überstanden sein, auf wie lange läßt sich freilich noch nicht bestimmen.«

In den Kreisen des Professor Bader war man sehr erstaunt über diese Mittheilung. Also dieser dicke Regierungsdirector, den man an jenem Gesellschaftsabende bei Frau von Luckner gesehen und so wenig beachtet hatte, war ein berufener Ministerkandidat gewesen, – Frau v. Luckner hatte nicht das Mindeste davon verlauten und nur den Dr. Herbert in nähere Bekanntschaft mit demselben treten lassen, und man hatte diesen in langem eifrigen Gespräche mit dem designirten Cultusminister bemerkt! Das gab Stoff zum Nachdenken über die Pläne dieser »schlauen Frau von Luckner«, welche in der Angelegenheit sicher eine bedeutende Rolle gespielt haben mochte. Man war sehr ärgerlich über ihre Heimlichthuerei, man versah sich von ihr von nun an nichts Gutes für die eignen Zwecke. Aber doch überwog diesen Aerger die Freude über die Abwendung einer ungeahnten Gefahr. Von Herzen gönnte man der »feinen Luckner« die Vereitelung ihres Plans, und man wollte nun mit Genugthuung und verdoppeltem Eifer die Zeit für die eigne Intrigue ausnützen.

Aber nicht lange dauerte die zuversichtliche Freude der Edeln. Denn in einer der literarischen Beilagen des Generalanzeigers folgte bald darauf ein Artikel, der wie eine Bombe in das Lager der Coterie fiel, – ein Blitzschlag aus heiterm Himmel. Dies war ein vortrefflich geschriebener Aufsatz über die Verdienste des Professors

und Conservators Dr. Holzmann um die Wissenschaft und den Staat. Eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit waren mit überzeugender Klarheit und Evidenz auf dessen langjährige gelehrte Thätigkeit zurückgeführt. Es war auf seine bekannte Bescheidenheit hingewiesen, welche ihn seither noch jeder öffentlichen Anerkennung entzogen habe. Das engere Vaterland – war gesagt – dürfe auf den Mann mit Recht stolz sein, wie es Deutschland schon sei; wenn aber Einer der großen Nationalbelohnung würdig, sei es der edle Dr. Holzmann.

Auch im Publikum machte dieser Artikel großes, genugthuendes Aufsehen, da es ihm nicht an pikanten Anzüglichkeiten fehlte. Jedoch nur die Mitglieder des Complotts gegen Holzmann erkannten aus Einzelnem, daß der Verfasser genau mit ihrem Plane bekannt sein mußte. Sie waren stark außer sich, und Professor Bader hüpfte mit noch eiligeren Hahnenschritten als gewöhnlich nach der Wohnung seines Schwiegervaters, wo er auch bereits seinen Onkel Papst, den Referenten Pletsch, Kunstverleger Langenbècque und Andere vorfand, von welchen jeder ein Exemplar des verhängnißvollen Blattes mitgebracht hatte. Man sah rathlos einander an. Es fehlte nicht an Vorwürfen gegen Bader, daß er gerade diesmal seiner gewohnten Flüssigkeit im Artikelschreiben entbehrt und gezögert habe; durch ein rascheres Graben der Mine wäre diese furchtbar zerschmetternde Gegenmine wahrscheinlich unmöglich gewesen. Dann rieth man auf den Verfasser. Von Holzmann selbst konnte er wohl nicht herrühren, wie man aus einigen Geringfügigkeiten erkannte.

Auch war der Ausdruck so correct, klar, lebhaft und zutreffend, daß nur eine ganz gewandte feine Feder den Aufsatz geschrieben haben konnte. Aus Eigenthümlichkeiten des Styls, so wie aus einigen Beobachtungen an dem Abende bei Frau von Luckner, aus lebhaft hervorgerufenen Erinnerungen, kam man jedoch zu der Gewißheit, daß Niemand anders den ihre Pläne vernichtenden Artikel geschrieben haben könne, als Einer, und dieser Eine mit Kenntniß der angezettelten Intrigue gegen Professor Holzmann.

»Er ist von diesem Herbert! Ganz sicher von diesem Herbert!« rief Professor Bader mit seiner hohlen Stimme, sprudelnd vor Wuth. »Es kann ihn gar kein Anderer geschrieben haben. Der Mensch hat uns schon früher so manche Beute abgejagt durch seine Aufsätze.«

»Gleich von Anfang bedeutete es nicht Gutes, daß dieser Herbert bei Frau von Luckner erschien,« meinte der Kunstverleger Langenbècque. »Ich wußte es genau. Es ist gewiß auch Derjenige, welcher dem Architekten Wildhoff rieth, sein Werk diesem Bernhard Dingler in Verlag zu geben. Ich denke mein Lebtag daran, was bei solchen Gelegenheiten mein Freund, der Squire Littlehouse, als er aus London kam, mich zu sehen –«

»Einer muß es verrathen haben!« fiel rasch Professor Papst ein. »Das kommt davon, daß unter uns selbst doch keiner wieder dem Andern etwas gönnt.«

»Man kann sehen, was dieser Herbert vermöchte, wenn man ihn aufkommen ließe!« sprach der Referent Pletsch ohne zu lachen.

»Er muß aufgerieben werden! Völlig aufgerieben!« schrie wieder Baders hohle Stimme.

»Zum Reiben gehören bekanntlich zwei!« bemerkte jetzt der Schwiegervater. »Und dabei würde es mir für den Reibenden bangen.«

»Ich weihe meine Feder seiner Vernichtung,« schrie der Schwiegersohn. »Ich schreibe einen geharnischten Gegenartikel.«

»Das wirst Du klüglich bleiben lassen, lieber Casimir!« bemerkte wieder der Schwiegervater. »Dein Gegenartikel sei Dir geschenkt. Auch sonst werden wir gegen den Verfasser kaum etwas vermögen. Gegen einen Mann, wie diesen Herbert, der völlig unabhängig von Gunst und Ungunst jedem andern Fortkommen, als dem durch die eigne Kraft entsagt hat, sind wir völlig machtlos. Wir können ihm nichts nehmen und nichts bieten. Dazu schlägt er eine so vortreffliche Klinge, daß ich rathe, ihn nicht zur Fortsetzung dieses Kampfes zu reizen. Leicht möchte er unter Euch treten, wie jener antike Held unter die Krautköpfe.«

»Aber etwas muß doch geschehen!« fing Professor Papst an.

»Allerdings!« antwortete der Geheimerathspräsident. »Und zwar das Beste, was wir thun können: gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Für lange Zeit müssen wir unsern Plan verschieben und so rasch als möglich selbst darauf antragen, daß diesem Holzmann wirklich die Nationalbelohnung gegeben werde. Der König wird

ihm auch einen Orden verleihen müssen!« Der Geheimrathspräsident seufzte bei diesen Worten tief auf. »Und so ist dieser Holzmann gerade der Einzige, der aus der ganzen Geschichte Nutzen zieht.«

Und so geschah es.

Während indeß die feine Welt auf's Land zog, arbeitete Ernst Herbert wieder Tag und Nacht an seinen Büchern. Der Artikel hatte ihn etwas aus der productiven Thätigkeit herausgerissen, das Versäumte mußte wieder nachgeholt werden. Seine einzige Erholung fand er im Umgang mit seiner Familie und in den Abenden zwischen dem blühenden Gesträuch des kleinen Hausgärtchens, wo er Auge und Seele besonders an der tiefen gesättigten Farbe des prächtig blühenden Sammetveilchenbeetes weidete. Dabei erinnerte er sich der Hand, welche die Stöcke in jener Nacht gespendet hatte und segnete sie im Stillen, wenn er sie auch nicht kannte.

Zehntes Capitel. Versetzt den Leser aus der Stadt auf's Land.

Mittlerweile hatte die Sommerfrische die »gebildete Welt« der Hauptstadt hinaus gelockt in die grünen Thäler und an die blauen Seen der Voralpen, wo überall die Saison im vollen Glanze ihres modischen Lebens blühte – Tage, Wochen, Monate hindurch. Auch der Hof war in's Seeschloß übergesiedelt. Alle Orte und Villen am weiten Strand des herrlichen Wassers waren angefüllt von Sommergästen. Und der Wanderer, der sich an dem schönen

See verlieren wollte, stieß allenthalben auf den Waldpfaden des Ufers auf freundliche, lichte Erscheinungen der hauptstädtischen Mädchenwelt, die wie umwandelnde Elfen durch das Grüne schwebten und die Einsamkeit belebten, wie Nixen über den See fahrend, mit Lachen an den Strand sprangen, oder muthig von demselben ab in die weite smaragdne Fluth hinein ruderten. Wer auf dem Verdeck des Dampfers über den gewaltigen Seespiegel dahinglitt, konnte seine Augen stets an lieblichen Gestatten weidet, welche ihm gegenüber sitzend in die grünen Wogen, an die belebten Ufer und weithin über die glänzende Fläche nach dem fernen Hochgebirg schauten, das sich dorten wie eine Grenzmauer dieser schönen Welt erhob. Noch freundlicheren Anblick hatte der Glückliche, der sich, einem Kahne anvertrauend von den Wellen schaukeln ließ. Bald kreuzte ein flottes Segelschiff von den Ufervillen her seine Bahn, bald umschwebte ihn eine ganze Flotille kleiner Schiffe, die alle mit lachenden und singenden Mädchen besetzt auf den Wogen tanzten. Und die holden Kinder gewannen, von der reinen Luft angeweht und von der warmen Sonne angeschienen, doppelten Reiz in der schönen Umgebung.

Den größten Wechsel dieses Lebens zeigte der Quai vor dem Bahnhofe an dem einen Ende des Sees. Denn dort war gleichsam der Sammelplatz für Alle, die ankamen und abreisten, ein Stelldichein, auch für diejenigen welche blieben. Jederzeit fanden sich dort Männer und

Frauen ein, um Ankommende zu empfangen, Abreisenden einen Gruß nachzusenden, oder auch bloß, um Bekannte wieder zu sehen.

So war es auch an einem heitern Augusttage. Tags vorher waren viele Sommergäste in die Hauptstadt gefahren, um der Aufführung des Gounod'schen »Faust« beizuwohnen; sie wurden jetzt hier von den Ihrigen erwartet. Unter den Personen, welche dort langsam auf und abschritten, nahmen ein alter Herr mit langen grauen Haaren und seine jugendliche Begleiterin die Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Das Mädchen war von einem jungfräulichen Reiz der Erscheinung, der wahrhaft erquickend wirkte. Aus ihrem ganzen Wesen sprach jene hohe und beredte Sanftmuth, welche unter allen weiblichen Reizen der entzückendste ist. Und doch lag in dieser Sanftmuth nichts Ermunterndes, so daß unter den umstehenden jungen Herren selbst der unternehmende Rechtspraktikant Arthur Maier – trotz entfernter Bekanntschaft – bei aller List keine Annäherung wagte. Endlich kam der Zug pfeifend aus dem Walde herunter zum See und hielt brausend und zischend in der Bahnhalle. Ein wirres Durcheinander von Hinzueilenden und Heraussteigenden begann, bis der alte Herr und seine schöne jugendliche Begleiterin mit zwei älteren Frauen wieder auf dem Quai erschienen und hier einen Augenblick verweilten, als sähen sie noch andern Anlangenden entgegen.

Die Züge des alten Herrn drückten dabei große Spannung, auch die lieblichen des jungen Mädchens keine geringe Bewegung aus, während sie die zum Quai Herausdrängenden musterte.

Plötzlich blühten die zarten Wangen des schönen Mädchens in rosiger Gluth auf, erblichen aber schnell zu reinem Lilienweiß. Nicht weit von ihrer Gruppe war ein hochgestalteter junger Herr mit zwei eben so hochgewachsenen Frauen erschienen, von welchen die ältere ein ächt vornehm gewinnendes Wesen besaß, während die jüngere von fast classischer Schönheit war. Die Erregung des jungen Mädchens schien sich bei diesem Anblicke auch dem alten Herrn, ihrem Begleiter, mitgetheilt zu haben. Unverwandt sah dieser hinüber nach den beiden Frauen an der Seite des jungen Mannes. Die jüngere derselben ließ ihre Blicke suchend über den Quai streifen und schien mit einem gewissen Unmuthe zu vermissen, was sie suchte. Ihr hochgestalteter Begleiter jedoch sah sich rasch ebenfalls um. Und plötzlich kam electrisches Leben und Bewegung in sein ruhiges Wesen, als seine Blicke die Gruppe entdeckten, unter welcher sich der Herr mit den langen ergrauten Haaren befand.

»Ah!« rief er mit freudestrahlendem Gesichte und kam näher. »Herr von Helming mit Familie, liebe Tante!«

Die beiden Gruppen näherten sich einander, lösten sich auf, um sich zu einer einzigen zu vereinigen. Wieder strömte das Blut in erkennbaren Wellen vom Busen herauf über das Antlitz des jungen Mädchens, als der hochgestaltete Begleiter der beiden Damen ihr die Hand zum

Willkomm bot und dann die ihrige sekundenlang in der seinigen hielt. Denn es war ja der Nämliche, welcher ihr einst als Unbekannter auf dem italienischen See und in der Hauptstadt begegnet war, neben welchem sie in jener seligen Mondnacht über das am Quai anschlagende Wasser gefahren und sich ein bis dahin ungekanntes Glück erträumt hatte. Es war Wildhoff, der sie seitdem noch oftmal am See getroffen und in Gesellschaft ihres Vaters, ihrer Mutter und Tante gesprochen, dem sie so oft wehmuthsvoll nachgesehen, wenn er schied, dem ihr Herz wonnevoll entgegenklopfte, wenn er wieder erschien.

Aber auch dem stillen, heimlichen, uneingestandenen Glücke dieser jungen Liebe war schon ein Tropfen von Wermuth beigemischt. Sie hatte einmal von dem Bäschen Wildhoffs sprechen hören, sie hatte schon ein aufgefangenes Wort so deuten müssen, als sei dieselbe dem Vetter von früher her bestimmt, das Verhältniß zur Zeit jedoch nicht recht klar. Und nun stand sie vor ihr, diese stolze, blendende Schönheit, reichte ihr freundlich die Hand und sprach ihre Befriedigung darüber aus, Fräulein v. Helming kennen zu lernen.

Nicht so unbefangen, als Ida, war Frau v. Luckner selbst bei diesem unvermutheten Zusammentreffen, das eine ganze Reihe von Erinnerungen aus schönen Tagen goldner Jugendzeit in ihr erweckte und ihr den Moment vergegenwärtigte, wo sie von diesem Manne in Schmerz und Trauer schied, um ihn nicht wieder zu sehen! Fünf und zwanzig Jahre! Welche Bilder tauchten vor ihrer Seele auf bei diesem Namen, bei seinem Anblicke! Damals

umwallten dichte Locken in goldenem Glanze sein edles geistvolles Gesicht, und jetzt war sein Haar ergraut, in das ihrige selbst Silber gestreut. Und doch hatte sie ihn, er sie beim ersten Blick erkannt! Wie ein junges Mädchen erbebte und erröthete Frau v. Luckner, als Herr v. Helming ihr entgegeneilte und die dargereichte Hand küßte. Ihr Wesen überkam damit noch ein wahrhaft jungfräulicher Reiz. Denn auch ihre schönen Augen leuchteten in feuchtem Glanze, als sie sich endlich von ihm und zu Frau v. Helming und deren Tochter wandte. Der Mutter und Tante Wanda gab sie die Hand mit einigen Worten von gewinnender Herzlichkeit; als sie aber Irenen sich näherte, war sie überwältigt. Sie schloß das junge Mädchen in die Arme und küßte sie auf die Stirne mit den Worten:

»O mein schönes, mein liebes Kind!«

Es war eine unwillkürliche Regung ihres überwallenden Herzens, der sie nicht widerstehen konnte. Und Irenen war es zu Muthe, als läge sie in den Armen von Wildhoffs Mutter. Sie schmiegte sich wie ein wirkliches Kind an die hohe freundliche Dame, deren Erschütterung sie wahrnahm.

Ida war ein wenig erstaunt über diese Gemüthsbewegung der Mutter beim ersten Zusammentreffen mit fremden Personen. Jedoch nahm sie die Thatsache hin, ohne nach deren Grund zu fragen. Und auch Frau v. Luckner hatte ihre Fassung bereits wieder erlangt, als man gemeinschaftlich den am Landungsstege haltenden Dampfer bestieg und sich auf dem von der Sonne geschützten

Verdecke zusammensetzte, um eine Viertel- oder halbe Stunde in ungestörtem Geplauder zu erleben. Diese ging denn auch vorüber, ohne daß man es merkte, bis der Dampfer an einer Landungsstelle des westlichen Ufers hielt und mit dem allseitigen Versprechen auf baldiges Wiedersehen die Gesellschaft sich trennte. Die Familie v. Helming stieg nämlich hier aus, während sich Frau v. Luckner am östlichen Ufer eingemiethet hatte, wohin nun das Schiff, den See quer durchschneidend, seinen Lauf richtete.

Schon stand Ida auf der Galerie des Verdecks und sah über die ganze Seebreite hinüber an den östlichen Strand, von welchem das Seeschloß freundlich aus dem Grün seines Parkes herschaute, während Mutter und Vetter noch immer am Geländer der Rückseite lehnten und den Gestalten derjenigen nachsahen, deren Händedruck sie noch zu spüren meinten. Dort verschwanden sie hinter den Obstbäumen, und weiterhin erschienen sie wieder auf freien Wiesen, über welche der Weg zur Höhe führte. Jetzt blieben sie stehen und sahen herunter nach dem Schiffe, daß beiden Schauenden die Herzen lebhafter schlagen mochten. Und als nun Herr v. Helming mit seinen Damen im Walde verschwunden war, durch welchen der Pfad weiter hinanzog, stand Frau v. Luckner noch lange und sah über den See hinaus und in die wallende grüne Fluth.

Eine wehmüthige, elegische Stimmung war über sie gekommen. Die goldene Jugendzeit mit ihren zarten Empfindungen warf ein spätes Abendroth in ihre Seele.

Hatte sie nur einem Wahne das schönste Glück ihres Lebens geopfert? Durfte sie, die stolze Frau v. Luckner, nicht dennoch jene bescheidene, liebenswürdige Frau beneiden, die an der Seite des edlen Mannes noch heute ein glückliches Dasein dahin lebte, das sie selbst einst einem Phantom zu Liebe in Schmerz und Leid ihres Herzens ablehnte? Hatte sie denn nicht wohl vergeblich auf jenes Glück der Liebe verzichtet? Was war denn von dem, was sie ein volles Leben lang erstrebt hatte, heute erreicht, wo sich ihre Sonne schon dem Horizonte zuneigte?

Und dann schwebte ihr das schöne, blonde Mädchen vor, – so voll Anmuth und Liebreiz in ihrer Erscheinung, so voll heiterer Innigkeit in ihren Reden. Wie hatte sie den zarten Schleier ihrer lieben blauen Augen zu Heinrich aufgeschlagen, wenn der sie auf dem Schiffe angesprochen! Wie hatte der Neffe selbst in diese blauen Augen hineingeblickt, so voll innigem Vertrauen, so voll unwillkürlicher Hingebung an diese unergründliche Tiefe einer Frauenseele, die dennoch so klar und rein vor dem betrachtenden Auge lag, wie die smaragdne Fluth da unten bei stillem See.

Aber seltsam! Das war ihr keine angenehme Empfindung. Dieselbe Frau v. Luckner, welche ihren Triumph nicht verhehlen konnte, als sie mit dem Verzicht ihres Neffen auf Ida das letzte und größte Hinderniß zur Verwirklichung ihrer weit aussehenden Pläne beseitigt sah, – dieselbe Frau empfand etwas wie Neid, als sie jetzt den Eindruck bemerkte, welchen die holde Tochter der Gattin Helmings auf das Herz Heinrichs machte. Es regte sich in

ihr wie Reue und Verdruß, als sie seine glückliche Miene dem holden Mädchen gegenüber sah. War ihr doch schon von vornherein die Leichtigkeit aufgefallen, mit der er sich in sein Schicksal zu finden schien, als seine Hoffnungen auf Ida's Hand vernichtet worden waren. Und nun kränkte es sie, daß er so rasch vergessen, ihre Tochter so leicht aufgeben konnte, während sie doch bei seiner Heimkunft aus Italien nichts sehnlicher gewünscht hätte. So hatte sie keine rechte Freude mehr an ihrem eignen Werke. Ihr Thun wollte ihr selbst nicht gefallen. Und als sie jetzt nachdenklich ihre Augen von der smaragdnen Fluth des Sees weg über das Verdeck streifen ließ, gewahrte sie ihren Neffen in Gedanken versunken, seine Augen unverwandt nach dem westlichen Ufer gerichtet, während Ida über die Galerie hin nach dem östlichen Strande schaute, auf dessen Ufergrün das königliche Seeschloß auftauchte. Und die Mutter fragte sich jetzt leise, so leise, daß es selbst ihr innerer Mensch kaum hörte: ob es nicht für ihr eignes Glück und das ihres Kindes dennoch besser wäre, diese beiden würden ihre Sehnsucht und Wonne noch in einander suchen und finden, als außerhalb in entgegengesetzten Richtungen.

Sie setzte sich jetzt neben den Neffen und sprach mit ihm über die Helming'sche Familie. Sie wußte wohl, daß er während der Sommersaison deren Bekanntschaft am See sehr gepflegt hatte, so oft er aus der Hauptstadt herauf gefahren war. Aber sie hatte dafür gehalten, daß ihn besonders die Bekanntschaft des Vaters gezogen habe, von dessen archäologischem Wissen der junge Architekt

während der Fortsetzung seiner literarischen Arbeit viel profitiren konnte. Sie durfte aber nur Irenens Anmuth und Liebreiz erwähnen, um an seinem freudestrahlenden Blicke zu merken, wer der Magnet war, der ihn so oft nach den westlichen Uferhöhen des Sees zog. Und so sehr sie selbst von des jungen Mädchens Erscheinung im ersten Blick hingerissen worden, fehlte es jetzt in ihrem Gemüthe nicht an einer Art eifersüchtiger Regung.

Wildhoffs Natur war jedoch nicht darnach angelegt, seine innersten Gefühle Jemanden, und wenn es selbst seine Tante war, offen zu legen, so lange er sich nicht im Stande glaubte, sie öffentlich zu bekennen und nach ihnen handeln zu dürfen. Irene selbst sollte ein ausgesprochenes Geständniß nicht eher erhalten, als bis er, mit seiner Hand, auch alle materiellen Bedingungen des irdischen Glückes bieten konnte. Und so wich er gerne einem Gespräche aus, wie es seine Tante fortzusetzen geneigt schien, und lenkte die Rede unvermerkt auf Ida und deren Zukunft mit Herrn v. Leith. Mit einiger Beschämung mußte die Tante gestehen, daß die Dinge noch auf demselben Flecke stünden, wie vor Monaten. Herr v. Leith wünsche jedoch aus triftigen Gründen ein Aufschieben der öffentlichen Verlobung bis nach seinem Geburtstage gegen Ende September, weil der König ihn an diesem Tage mit mehrfachen Gnadenbezeigungen überraschen wollte. Wildhoff erwähnte hierauf des Gerüchts, daß bis dahin der König seine italienische Reise schon angetreten haben werde und Herr v. Leith mit ihm, ja, daß diese Reise auf nächste Zeit festgesetzt sein solle; worauf Frau

v. Luckner entgegnete, daß sie aus bester Quelle darüber unterrichtet sei: die Abreise finde nicht vor jenem Termine statt; denn der König wolle noch mehrere große pantomimische Aufzüge, welche von dem neuen Balletdirector angegeben und zu leiten seien, mit ansehen, bevor er das Land verlasse, um den Winter im milden Süden zuzubringen.

Wildhoff konnte nicht umhin, dennoch Bedenken zu äußern. Er brachte sie so zartfühlend als möglich vor, aber er hielt es für seine Pflicht, nach Allem, was er in jüngster Zeit erfahren und wie er den Höfling selbst beurtheilt, diese Bedenken auszusprechen, und glaubte als so naher Verwandter das Recht dazu zu haben, selbst auf die Gefahr hin, unbequem zu erscheinen oder in seinen Beweggründen mißverstanden zu werden. Mit Eifer, wenn auch das Gespräch leise geführt wurde, bekämpfte die Tante sein Mißtrauen und seine Aussetzungen gegen die politische Seite ihres Plans, der noch zu seiner Beschämung – wie sie versicherte – überraschend schnell gelingen werde, indem auch Herr v. Keller demnächst zum Cultusminister ernannt würde. Daß sie persönlich getäuscht, durch Herrn v. Leith getäuscht werden könne, fiel ihr nicht einmal ein. Das weibliche Erbtheil, Eitelkeit und Leichtgläubigkeit, war auch ihr zugefallen, und wirkte in der Vertheidigung Leiths und eigener Rechtfertigung, welcher sie sich lebhaft unterzog.

Indem wir Andere überreden, überzeugen wir uns selbst. Und das that damals auch Frau v. Luckner.

Seltsamer Weise schienen ihr dabei die Einwendungen ihres Neffen weniger wehe zu thun, als vielmehr eine gewisse Genugthuung zu gewähren. Seine geringe Neigung, über Fräulein v. Helming zu sprechen, schien ihren aufsteigenden Wahn nicht zu entkräften, daß nämlich Ida, ihre Tochter, ihm doch nicht so ganz gleichgültig sein dürfte, als er gewöhnlich glauben machen wolle, und daß seine Einwendungen im Grunde von Eifersucht eingegeben sein möchten. So wunderlich ist das Menschenherz zusammengesetzt, besonders das Herz einer Frau, und selbst einer Frau v. Luckner. Sie hatte wieder ihren Gleichmuth gewonnen, indem sie ihrem Neffen von den Aussichten Leiths und den politischen Vortheilen für das Land sprach, wenn einmal die glückliche Aera für die Bessern im Staate gekommen sei. Sie hatte dabei gute Lust, unter anderm auch die dem Professor Holzmann widerfahrene Anerkennung zumeist dem Einflusse ihres künftigen Schwiegersohnes anzurechnen. Sie sprach von der günstigen Wirkung auf das Publikum, das bald durch eine Reihe ähnlicher Acte der gerechten Würdigung bescheidenen Verdienstes überrascht und erfreut werden solle. Das werde der Stimmung des Volkes bald einen neuen glücklichen Impuls geben. Leith aber, versicherte sie mit leuchtenden Augen, wolle nicht nur Flügeladjutant werden, sondern in Jahresfrist einer der obersten Hofbeamten – vielleicht Hof-Ceremonienmeister der Krone.

Wildhoff meinte darauf, das sei für denselben das rechte Ziel, und schwieg. Seine Tante hatte ihm in schwacher Stunde einen neuen Einblick in ihr Wesen gezeigt, und dieser war kein besonders günstiger, wenn er ihr die selbstische Denkungsart, die sie ihm enthüllt hatte, auch nicht zu schlimm anrechnete. Ihre Schwächen waren immer die eines hochstrebenden Weibes, das sich in den geheimen Trieben ihrer Handlungsweise, wie in den Grenzen ihres Wirkungvermögens und natürlichen Berufs täuschen mochte. Indem sie männlicher als die Männer zu denken, zu streben, zu wollen glaubte, war sie doch in ihrem Denken und Thun noch ganz Weib. Wenn er aber aus zusammenwirkenden Gemüthsbewegungen überschauen wollte, welchen ihr Herz in jener einzigen Stunde ausgesetzt war, durfte er wenigstens nicht an der Stärke ihres Charakters, oder an der ursprünglichen Kraft ihres Sinnes und ihrer Gefühle zweifeln. Sie ragte immer noch um eines Hauptes Länge über das Niveau ihres Geschlechts.

Ida hatte unterdeß längst schon jenseits des Wassers eine dunkle Uniform bemerkt, deren goldene Epaulets von der Galerie des Landungsstegs vom Strande weit in den See herein erglänzten. Die Augen der Liebe sind scharf, und ihr hochwallender Busen sagte ihr vollends, wer dorten ihrer harrte. Wenn Erwin von Leith sich auch verhindert sah, sich am Bahnhofe einzufinden, so erwartete er sie doch hier, und das machte sie glücklich und stimmte auch die Mutter zufrieden. Nur Wildhoff konnte sich bei dessen Anblick trotz aller chevalerescken Anmuth,

artiger Feinheit und aalglatten Manieren einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Eine dumpfe Beängstigung drückte ihn jetzt, als er die trunkenen Blicke bemerkte, welche der schöne Officier mit Ida wechselte, da der Dampfer anhielt. Wenn er beim Anblicke des kleinen Arthur Maier – der sich jetzt als Landgerichtspraktikant am See umhertrieb – stets das Gefühl des Widerwillens und Ekels, wie vor einem giftigen Gewürm hatte, so war die Empfindung Herrn von Leith gegenüber die instinktmäßige Abneigung vor der Nähe eines zwar schönen aber falschen Raubthieres. Wildhoff hatte jedoch auch bestimmte Gründe für diese Antipathie.

Um die Förderung seines kunstgeschichtlichen Werkes nicht zu unterbrechen, war Wildhoff nämlich nicht förmlich an den See übergesiedelt, sondern zog es vor, nur von Zeit zu Zeit auf einen oder mehrere Tage herauszukommen und neu gestärkt wieder zur Arbeit zurückzukehren. Dabei waltete er einzig mit dem alten Fridolin im Hause seiner Tante; und ging er an den See, so war das Haus in der Stadt ganz der Obhut Fridolins überlassen.

Ein frommer Knecht war Fridolin, doch trank den Wein er gern. Wenn Alles so still in der schönen eleganten Wohnung war, da stieg er in einsamen Stunden hinunter in die dunkeln Kellerräume und verweilte dort mit genauer Untersuchung, ob die Flaschen nicht zerbrochen, der Wein nicht verdorben, so lange, bis er zur Oberwelt emporklimmend wieder begeistert die Sonne begrüßte und selig durch die Räume des Hauses taumelte, in denen er jetzt unumschränkt herrschte. In einem solchen

Momente hatte ihn einst Wildhoff vom See kommend überrascht und gebot ihm, eine kleine kalte Mahlzeit mit etwas Wein auf sein Arbeitszimmer zu bringen. Fridolin richtete das auch her und brachte es bis in's Zimmer des Architekten. Hier aber wankte und strauchelte er, so daß plötzlich Alles auf dem Boden lag und Fridolin sich staunend, mit gespreizten Beinen, darüber stellte. So stand er, wie der Aesthetiker vom Dichter sagt, *über* seinen Werken. Wildhoff betrachtete ihn und äußerte unzufrieden:

»Ich glaube, man ist benebelt.«

»Benebelt? Wer, wie, was benebelt?« stammelte Fridolin harmlos.

»*Ihr* seid benebelt!«

»Oh!« hub jetzt Fridolin feierlich an, indem er Ton, Miene und Haltung eines tief verletzten Biedermannes anzunehmen suchte. »O, Herr Neffe,« sagte er näselnd, »daß Sie das sagen! O, daß Sie das sagen! Nein, geehrter Herr Neffe, daß *Sie* das sagen! Das thut weh, das! Ich schwöre Ihnen einen schweren Eid!«

»Ja, versucht es nur!«

»Meiner Seel, ich bin . . . « betheuerte Fridolin feierlich, aber Wildhoff fiel ein:

»Betrunken. Und damit basta! Schaffen Sie diese Fragmente hinweg und machen Sie, daß Sie in zwei Stunden mir nüchtern aufwarten können.«

Fridolin sah trotz seines erhitzten Kopfes ein, daß da nicht weiter zu spaßen war. Während er die Bruchstücke

des hingeworfenen Mahls so gut es gehen wollte hinwegräumte, verlegte er sich auf Entschuldigungen und behauptete, er habe nur ein einziges Tröpfchen von dem alten Weine versucht, der ohnehin verderben müsse, da das gnädige Fräulein doch weder Verlobung noch Hochzeit mit dem Herrn von Leith feiern werde.

Wieder sah Wildhoff den alten Fridolin scharf an, sagte aber für's Erste nichts weiter, als daß derselbe für seine baldige Ernüchterung sorgen möge.

Als er nun allein war, vermochte er sich nicht in seine Arbeit hinein zu denken. Der alte Fridolin hatte ein Wort gesprochen, das er sich selbst schon innerlich mit Beben zugeflüstert; der Wein sprach wohl eine Wahrheit aus, und der Architekt wartete mit wahrer Sehnsucht auf das Wiedererscheinen des nüchternen Dieners. Genau nach zwei Stunden kam derselbe mit einem zweiten Imbiß, den er nicht auf den Boden schleuderte, und er selbst – mochte er es angefangen haben, wie er wollte – war völlig ernüchtert.

»Fridolin,« sagte jetzt Wildhoff während des Speisens, »wie habt Ihr denn das gemeint, daß weder Verlobung noch Heirath stattfinde.«

Offenbar war der Alte nicht gern an eine in der Trunkenheit entschlüpfte Aeußerung erinnert, andererseits schien er wieder froh zu sein, eine so directe Aufforderung zur Kundgabe einer Besorgniß zu erhalten, die ihn schon lange drückte. Und so kam denn endlich aus ihm heraus:

»Herr Wildhoff, wenn ich auch eine kleine Schwäche für guten Wein habe – und an solchem fehlt es Gottlob bei uns nicht – so mein' ich es doch gut und ehrlich mit meiner vortrefflichen Herrschaft, während die Jeanette mich einen alten Narren schilt, – aber sie ist eben ein Kammerkätzchen, Sie wissen ja! Und ich weiß, daß die gnädige Frau zu viel Vertrauen hat.«

»Da hebt Ihr vielleicht nicht so ganz unrecht!« bemerkte Wildhoff ermunternd.

»Ja, und ich weiß von meinen Collegen,« fuhr Fridolin jetzt eifrig fort, »daß sich ihre Herrschaften über Frau von Luckner und das gnädige Fräulein moquiren, und das ärgert mich, daß die gnädlge Frau diesem Herrn von Leith gegenüber so blind ist und –«

»Da geht Ihr in Eurer Freiheit doch zu weit!« sagte Wildhoff peinlich berührt mit gerunzelter Stirne. Also dergleichen bildete schon das Thema der Unterhaltung in Bedientenkreisen!

Er ließ Fridolin nicht weiter sprechen, hielt es jedoch an der Zeit, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um seiner Tante die Bedenken zu äußern, welche ihn quälten. Als sie nun mit Ida zur Opernaufführung in die Stadt zurückkam, um andern Tags von ihm begleitet wieder nach dem See zurück zu fahren, hatte sich erst auf dem Dampfer der günstige Moment ergeben. Aber er mußte sehen, daß man ihn mißverstand, ihm falsche Beweggründe unterbreitete; auch waren Bedientengespräche keine Beweise. Drum wollte er den Abgrund erst mehr ergründen, um seine Gefahr zeigen zu können. Bei einer Angelegenheit

so zarter Natur war dies eine sehr mißliche Aufgabe, und es sah fast wie eine Beleidigung der klugen, erfahrenen Tante aus, seinen Rath in einer so persönlichen Sache aufdrängen zu wollen. Es galt also Vorsicht und die Verbrennung alles leidenschaftlichen Eifers.

Elftes Capitel. Ein schöner Abend und eine italienische Nacht.

Unterdeß feierte Ida liebetrunkene Tage am See, wohin sie mit der Mutter erst nach einem längeren Aufenthalt auf der Sonnenreut übergesiedelt war. Sie hatten sich in einem schloßartigen Gebäude am östlichen Strande, etwa eine kleine Stunde oberhalb des königlichen Seeschlosses eingemiethet, von wo Herr von Leith an jedem freien Nachmittage zu Besuch kommen konnte. Das Schlößchen stand nicht sehr weit von dem dazwischen liegenden Landungsplatze, wo einst Wildhoff die blonde Unbekannte wieder gefunden.

Dort sprang Irene an einem heißen Nachmittag wieder an's Land und wanderte nun von Vater, Mutter und Tante begleitet den Weg am Seegestade mit Glanz an freundlichen Bauernhäusern, eleganten Villen vorüber, zwischen blühenden Gärten hin, durch sonnige Wiesen und schattige Haine auf heimlichen Waldpfaden, während die Seefluth daneben an das Ufer schlug. Bald tauchte aus saftigem Wiesengrund, von Fichten umschirmt, dicht am See, das Schlößchen auf, wo Frau von Luckner nebst andern Sommergästen wohnte.

Zwei Springbrunnen zu beiden Seiten des alterthümlichen Gebäudes überstäuben feucht und erquickend die grüne Umgebung, oder fallen rauschend in die Weiher zurück, während unmittelbar hinter der Fichtenwand der See wallt und glänzt. Von grüner Welle, grüner Wiese, grünem Walde eingerahmt, ist dicht am See ein heimliches Plätzchen, wo jetzt auf den ländlichen Tischen bald die Tassen dampften, und ein Kreis fröhlich plaudernder Menschen versammelt war. Die Jugend hatte ihr Glück in der Gegenwart gefunden, dem Alten blühte es auf in den Erinnerungen an eine längst entschwundene Zeit.

Außer der Helming'schen und Luckner'schen Familie befanden sich noch einige andere da, welche das heimliche Plätzchen zu besuchen pflegten. Auch Herr von Leith fehlte nicht und entzückte Ida durch einen besonderen Aufwand süßer schmeichlerischer Worte, während Wildhoff mit Irenen äußerlich ruhiger und doch innerlich bewegter sprach. Leichter als der Officier und Architekt, welche sich gegenseitig in den Schranken kühler Höflichkeit hielten, hatten sich Ida und Irene näher, wenn auch keineswegs innig, an einander geschlossen. Wenn sie Arm in Arm über den Rasen an der Fontäne vorüberschritten, so war man in Zweifel, welcher von beiden man den Preis zuerkennen sollte. Es fehlte ihnen nicht an einer gewissen Aehnlichkeit im regelmäßigen Schnitt des Gesichtes; aber wenn Ida's Schönheit blendete, so zog Irenens Liebreiz mehr an. Ida war von höherer Figur, sie riß zur Bewunderung hin, während die zarte Anmuth, welche über Irenens ganze Erscheinung gegossen

war, gleichsam erquickend wirkte und dauernder fesselte. Ueber ihrem Antlitze aber lag jene kindliche Reinheit ausgegossen, die noch von keinem Männermund berührt, den unverletzten Hauch der holdesten Unschuld verrieth.

Irene war von Ida aufgefordert worden, ihr in den Berggarten zu folgen, der hinterm Schlößchen sich hinanzog und eine kleine Capelle umschloß, welche sie ihr zeigen wollte. Auch die andern Mädchen, ja selbst die Frauen schlossen sich an. Und als sich später auch Wildhoff erhob, um nachzufolgen, wollte Herr von Leith nicht zurückbleiben, so daß Herr von Helming und Frau von Luckner sich noch allein an dem Tische gegenüber saßen und bald in eine lange Reihe von Erinnerungen verloren.

Wildhoff und der Officier gingen in der Richtung, wohin die Damen verschwunden waren, – eine Zeit lang schweigend neben einander, bis Leith die Stille mit den Worten unterbrach:

»Ida führt ihre junge Freundin wohl an den Ort ihrer stillen Andacht. Frömmigkeit macht die Frauen nur noch schöner.«

»Am schönsten jedoch Tugend,« erwiederte Wildhoff mit einigem Nachdrucke. »Sie ist der Frauen Kraft und Stärke.«

»Nur brauchen die Frauen keine Stärke und Kraft,« meinte Leith. »Wir lieben sie ja schön und schwach. Fromm sein beeinträchtigt nicht, was wir an ihnen lieben. Selbst Lord Byron liebt die Frömmigkeit an den Frauen, – von der Tugend hat er gar nichts gesagt.«

»Dafür war er Lord Byron!« antwortete Wildhoff, dessen Sache Prüderie sonst gerade nicht war, obgleich er vom Weibe allerdings nur hoch denken wollte. Und so fuhr er denn in der begonnenen Weise fort: »Galt doch dem genialen Lord, die Frauen und deren Männer zu betrügen, als Verdienst und nothwendige Zierde eines feinen Mannes.«

»Kein Mann von Welt, kein Edelmann wird ihm ein Verbrechen daraus machen wollen,« sagte Herr von Leith keck lächelnd.

»Dann ist mein Begriff von einem Manne ein höherer, als der Ihrige von einem Edelmann,« sagte Wildhoff ernst.

»Dazu gratulire ich Ihnen!« antwortete der Officier etwas spöttisch, fügte aber, als er den Ernst bemerkte, welcher sich jetzt über Wildhoffs Miene breitete, in scherzend vertraulichem Tone hinzu: »Bei einem solchen Betrug gewinnen ja oft beide Theile, der Betrügende die Zierde des feinen, der Betrogene den Schmuck des einfältigen Mannes, und letzterer hat noch das Verdienst, daß er zur Heiterkeit seiner Mitmenschen beiträgt.«

Wildhoff sah seinen Begleiter auf dem ansteigenden Waldpfade scharf an, ehe er entgegnete:

»Und doch ist der Betrogene nicht immer ein Narr, der Betrüger aber stets ein Schurke!«

»Ich habe nichts entgegen zu halten,« sagte der Höfling, noch immer in dem seitherigen leichten Ton und sichtlich gewillt das Gespräch abzubrechen.

Wildhoff wußte wohl, daß Leith sich nur in dem Ton bewegte, der unter der »feinen Männerwelt« nicht so ungewöhnlich war. Dennoch fühlte er sich empört über so offen dargelegte Frivolität eines Mannes, der sich den Anschein gab, als strebe er nach Ida's Hand. Er wollte vielleicht den Höfling zu einer offenen Erklärung nöthigen, als er nach einer eingetretenen Pause sich wieder mit den Worten zu ihm wandte:

»Herr von Leith, Sie werden dem Vetter der Dame, welcher Sie unverkennbar Ihre Huldigungen darbringen, wohl den Wunsch gestatten, darüber unterrichtet zu werden, ob das Ihre wahren Anschauungen sind.«

»Herr Wildhoff,« entgegnete darauf der Officier, »statt aller Antwort gestatten Sie mir die Gegenfrage, ob Sie von der Dame beauftragt sind, sich darnach bei mir zu erkundigen? – Ihre Miene sagt Nein, und Ihr Mund ist aufrichtig genug, nicht Ja zu sagen. Das kann mir vollständig genügen. Jedenfalls existirt keine Verpflichtung für mich, jemand anderem als Ida selbst, und ihrer Mutter, Aufklärungen über meine Ansichten zu geben, und beide verlangen nichts dergleichen, weil sie voraussetzen, daß ich genau wissen werde, was ich vor und nach meiner Verheirathung zu denken und zu thun habe. Es sind überhaupt Fragen von so discreter Natur, daß man meinen sollte, man müsse wenigstens durch Unbetheiligte nicht zur Erörterung derselben gedrängt werden. So urtheilt wenigstens *mein* Gefühl.«

»Ihre Darlegung könnte mir genügen, Herr v. Leith,« sagte jetzt Wildhoff weniger verletzt, als beruhigt. »Auch

mein Gefühl sträubt sich vor Berührung so zarter Verhältnisse. Dennoch –«

»Dennoch,« fiel der geschmeidige Officier ein, »waren Sie durch meine leichtfertigen Aeußerungen veranlaßt, ich weiß es. Lassen wir es nunmehr auf sich beruhen, lieber Wildhoff! Wir werden doch mit solchen Contreversen nicht unter die Damen treten wollen. Sehen Sie doch! Welche reizende Gruppe!«

Und nun gesellten sich die beiden Herren zu den im Berggrase umhersitzenden Frauen und Mädchen. Daß sich Leith an der Seite Ida's niederließ, war selbstverständlich. Irene erröthete leise, als sich Wildhoff neben ihr in's Haidekraut lagerte und ihr froh in das glühende Antlitz sah, während die Abendsonne bereits ihre letzten Strahlen durch die grünen Wedel der Fichten herein warf und den anmuthigen Kreis, wie den Bergwald in rosige Pracht kleidete. So unbefangen heiter wie einst konnte sie ihm jetzt nicht mehr begegnen. Aber die leise Wallung des Bluts in ihrem Antlitze verrieth, daß sie glücklich war. Und so war der Abend gekommen. Als man zu den Tischen zurückkehrte, war die Sonne schon hinter dem westlichen Ufer des Sees hinab.

Herr von Helming und Frau von Luckner saßen noch immer einander gegenüber in den grünen Fichten. In ihrem Auge schimmerte es feucht; das seinige war hinaus auf den See gerichtet, der jetzt in wunderbaren Farbentönen, einem meilenweiten Metallspiegel gleich, draußen lag unter der Glorie des Abends. Tiefe Bewegung spiegelte sich in der Miene der schönen alten Frau. Draußen

wogte und wallte die Fluth wie geschmolzenes Gold mit Rubinen und Topassen überstreut. Die Berge ragten violett in das Abendfeuer hinein, und schauten groß und hehr, wie in schöner Stunde vor langen Jahren, auf die erglühende Landschaft herunter, durch welche der verklärte See fluthete. Es war eine unbeschreibbare Pracht, wie sie dort aufblüht, wenn der Tag zur Neige geht. Und in diese Herrlichkeit sahen die Beiden noch still hinein, als sie schon von den Ihrigen mit frohem Geplauder umringt waren. Was mochten sie sich erzählt, was anvertraut haben!

Herr von Helming ergriff jetzt die Hand seiner Gattin.

»Es ist Zeit zur Heimkehr,« sagte er. Und man erhob sich.

Frau von Luckner hatte versprochen gehabt, den schönen Abend bei einer der anwesenden Familien, weiter unten am See zuzubringen. Sie fühlte sich jedoch zu ergriffen, als daß sie ihrem Versprechen nachzukommen vermocht hätte, darum schützte sie leichtes Kopfweh vor und erlaubte ihrer Tochter, allein die Gesellschaft zu begleiten und bei ihren Freundinnen zu verweilen, bis der Mond den Heimweg beleuchte.

»Da Heinrich kaum Zeit haben wird, Dich zurück zu geleiten,« sprach sie mit einem fast wehmüthigen Lächeln, »werde ich Dir Jeanette schicken!«

Ueber Leiths Antlitz flammte es dabei in dunkler Gluth, als er nach Ida hinüber sah. Diese glänzte vor Freude, da sie sich der scheidenden Gesellschaft anschloß, während ihre Mutter sich in die Gemächer des

Schlößchens zurückzog, um den Abend in Einsamkeit und Stille zu verleben. Und nun ging man den kurzen Weg durch den Wald, bis zu den nächsten Ansiedlungen zurück, stets mit dem Blicke auf den flammenden See, dessen Welle wie flüssigen Feuer an das Ufer schlug und die Kiesel desselben wusch. Der jenseitige Strand stand drüben wie eine dunkle Mauer in der Pracht des Abends und setzte, als schwarze Linie, seinen Fuß in den flammenden Seespiegel. Das diesseitige Ufer lag in Licht und Glanz. Und Feuer und Flammen glüheten auch in den Augen Leiths und Ida's, Licht und Glanz strahlten aus denen Wildhoffs und Irenens, da sie so still neben einander am verklärten See hinunter schritten und nur hie und da die Feier in ihren liebevollen Seelen durch ein wenigsagendes und vielverhüllendes Wort unterbrachen.

Bald nachher stand Wildhoff in der Dämmerung des Abends allein am Steg und und sah hinaus in die leise athmende Fluth, welche die Glorie des Himmels und der Erde spiegelte. Da draußen in der Gluth und Pracht schwammen hunderte von Gondeln und Segelschiffen; der Abend hatte sie herausgelockt auf den See in seiner schönsten Stunde. Aber nur einem der Kähne folgten seine Augen in den unendlichen Glanz hinaus, einem, der all sein Glück umfaßte.

Und der Abend ergraute mehr und mehr. Schon liefen der Schifflein viele an den Strand und Wildhoff stand und sah noch immer hinaus.

Da legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter und eine kräftige Stimme dröhnte ihm in die Ohren, daß er sich rasch umwandte.

»Glücklicher Träumer!« sagte der Gerichtsrath Brand, der ihn vom Gasthause aus schon lange beobachtet hatte. »Sie holen nichts mit ihren Augen zurück, und andererseits werden Sie bei der übrigen Gesellschaft Ihres schönen Bäschens nicht vermißt. Also auf, und begleiten Sie mich den Strand hinan, den ich in solcher Stunde so gerne wandere. Wir wollen uns alles Erdenglücks und hesperischer Nächte erinnern. Trinken wir zuvor noch eine Flasche zusammen zum Gruße der Nacht.

Der Gerichtsrath wollte noch in der Nacht nach einem zwei Stunden oberhalb gelegenen Lieblingsorte am See wandern. Wildhoff willigte ein, ihn zu begleiten, wollte aber dem Gerichtsrath die Flasche allein überlassen und unterdeß von einem seligeren Tranke auf dem See draußen genießen. Leicht war ein Kahn gelöst und mit einigen kräftigen Ruderschlägen hinausgetrieben in die anprallende Fluth. Sein Ruder schlug in grünes Gold, denn noch glühete der See fort, wenn auch allmälig vor dem blasseren Lichte des aufsteigenden Mondes erbleichend. Wie ein Pfeil glitt der leichte Kahn über die glatte Fläche hin, bis in's bewegtere Wasser, – stets in der Richtung, in welcher Irene mit ihren Eltern gefahren war, als ob er sie noch ereilen, ihr nochmals in die lieben, lieben Augen sehen müsse. Einzelne Schifflein schwammen noch an ihm vorüber; von den meisten tönte Gesang, von

andern Lachen und Kichern aus Männer- und Mädchenkehlen. Dann wurde es allmälig öder und stiller auf dem Wasser.

Wildhoff fuhr mit allen Kräften zu, als die Nacht sich schon völlig über dem weiten See niedergelassen hatte und nur der Mond von Osten her die Fluth erhellte. Vor ihm in derselben Richtung tauchte ein Kahn auf, der ihm entgegen kam und, vom weißen Schaum umspritzt, eine einzelne Dame trug, welche den Nachen gewandt leitete. Ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr dabei der eleganten Schifferin; ihr Kahn fuhr im Halbkreis um den Wildhoffs und suchte an seiner Seite anzulegen. Als er die Absicht der Dame erkannte, gebot ihm die einfache Artigkeit seine Ruder ruhen zu lassen, und so kam die schöne Gondoliera rasch heran. An den wallenden Locken, an der schlanken Gestalt mit der üppigen Fülle, an den blühenden Wangen hatte er die lebhafte Pauline erkannt, welche ihm den ganzen Sommer über hier am See häufig begegnet war.

»Ei, Fräulein Langenbècque, noch so spät auf dem See!« rief er ihr freundlich zu. »Fürchten Sie sich nicht in dieser Einsamkeit auf dem tiefen Wasser?«

»Ich habe keine Furcht!« sagte sie, als sie näher kam und nun an seiner Seite schaukelte. Es lag ein, bei ihr ungewohnter, Ton von Schmerz, ja von Verzweiflung in ihrer Stimme, da sie fortfuhr:

»Was soll ich fürchten? Die Tiefe des Sees? Ich wollte, ich läge da unten!«

»Um Gotteswillen, Fräulein Langenbècque,« rief Wildhoff wirklich betroffen und erschrocken. »Was denken Sie? Was haben Sie?«

»Nichts, als daß ich sterben möchte!« sagte das sonst so heitere Mädchen düster. »Sterben, jetzt gleich!«

»Ich bitte Sie!« rief er jetzt wirklich bestürzt über die verzweiflungsvolle Sprache des jungen Geschöpfes. »Wie kommen Sie auf solche entsetzliche Gedanken?«

»Meinen Sie,« fragte sie herüber, »es sei so schwer zu sterben?«

»Gewiß, wenn man so jung, so liebenswürdig ist, so geschaffen zum Beglücken und beglückt zu werden.«

»Beglücken und beglückt zu werden,« wiederholte sie, indem sie mit einem langen traurigen Blicke herüber sah, »dazu sei ich geschaffen, sagen *Sie*?«

Wildhoff begann zu ahnen, was sie bewegte und quälte. Er konnte diesen Blick, diesen Ton nicht mißverstehen. Tief ergriffen, von Mitleid durchschüttert sah er auf das arme Mädchen, das jetzt die Ruder hatte sinken lassen und ihre Hände vor ihr Gesicht legte, um sich einem Ausbruch des Schmerzes zu überlassen, der leidenschaftlich wie ihr ganzes Wesen sich ergoß. Ihre Brust wogte und wallte stärker als die Seefluth, und krampfhaftes Schluchzen würgte ihre Kehle.

Eine Zeit lang ließ er sie gewähren, indem er in großer Pein nachsann, wie er ihren Schmerz bannen sollte. Er brauchte sie nicht weiter zu fragen, er wußte nunmehr, daß sie Irenen auf dem See begegnet war, daß sie ahnte,

wo die Familie v. Helming den Abend verbracht und wem nun sein eigner Kahn nachstrebte.

Als endlich die Heftigkeit ihres Schmerzes sich wieder etwas gelegt hatte – und das geschah zum Glücke bald – reichte er ihr die Hand hinüber, indem er ihr in freundlicher, herzlicher, liebreicher Weise zusprach, sich zu fassen. In beredter Weise apellirte er an ihren Muth, ihren Verstand, an ihre Jugend und Schönheit, welche sie zur Ueberwindung jedes Leides befähigen müßten, und er hatte die Genugthuung, daß sie das Haupt wieder emporrichtete und die Ueberzeugung mit fortnahm, der, den sie liebte, verachte sie wenigstens nicht und hege keine Gleichgültigkeit gegen ihren Schmerz. Ihre Versicherung zum Abschied, daß er ihr nicht mehr so spät auf dem See begegnen werde, schienen einen bestimmten Entschluß auszudrücken, der ihn beruhigen konnte, als er ihrem dahinschwebenden Kahne nachschaute. Leicht, gewandt und kräftig lenkte sie diesen über den See hin, daß er bald seinen Augen entschwand. Dann blickte Wildhoff an's westliche Ufer hinüber, wo schon die angezündeten Lichter wie Feuerfunken im Wasser sich spiegelten. Dort mußte Irene jetzt schon angelangt sein. – Gab es denn kein Glück auf Erden, das nicht auf andere als ein Unglück wirkt? – Nachdenklich wandte er den eignen Kahn und fuhr rasch dem östlich verschwimmenden Strande zu.

Dort empfing ihn der Gerichtsrath Brand mit Neckereien, die er ziemlich schweigsam hinnahm. Der Aufbruch wurde nicht länger verschoben, denn längst schon

war der Mond über die Fichtenhöhe emporgestiegen und schien freundlich auf die Gärtchen der Landhäuser am Wege. Beim Vorüberkommen fragte Wildhoff in einer der Villen nach Ida und erhielt die Auskunft, daß Fräulein von Luckner schon vor einer Viertelstunde von dem Kammermädchen abgeholt worden sei und bereits zu Hause angelangt sein müsse. So schlug er denn mit dem Gerichtsrathe Brand dessen Lieblingsweg hart am Ufer ein.

Es war eine wundervolle Nacht. Der See hatte längst seine blendenden Lichter verloren, und seine Fluth spiegelte nur noch den milden Schein des Mondes. Die Waldbäume und Hecken warfen die Zeichnung ihres Schattens auf den Weg. Leise athmend pochte der See an den Strand, wollüstig strichen laue Lüfte durch die säuselnden Fichtenwedel. Da wo links ein Waldpfad sich von dem Wege abzweigte, machte ein Geräusch Wildhoff zufällig aufschauen. Und er glaubte im Schatten der Bäume eine Gestalt, ja zwei sich bewegen zu sehen.

»Warum soll ich nicht nachschauen, was das ist?« sagte Wildhoff zu sich selbst, winkte seinem Begleiter, ihn für einen Augenblick zu entschuldigen, und trat etwas vom Wege ab in den Pfad ein. Er hatte nur wenige unhörbare Schritte auf dem grasigen Rande desselben gemacht, als er wirklich zwei Gestalten, etwa dreißig Schritte vor sich, in's volle Mondlicht heraustreten sah. Augenblicklich verschwanden jedoch dieselben wieder im Schatten des Dickichts. Wildhoff blieb stehen, nachsinnend, ob er sie weiter verfolgen solle, was ihm jedoch zuletzt kaum

thunlich erschien. Und so kehrte er zu dem Gerichtsrathe zurück und schritt mit ihm weiter.

»Wäre Jeanette nicht schon mit Ida heimgekehrt,« sagte er zu sich selbst, »so wollte ich darauf schwören, ich habe sie dort mit dem kleinen Arthur Maier auf den Pfaden der Liebe gesehen! Wer mag das Paar gewesen sein?«

Die launigen Bemerkungen seines Begleiters entrissen ihn dem Nachdenken darüber, und bald fesselte ihn ein heimliches Gemälde voll poetischer Anmuth. Ein schöner Wiesenplan halb beschattet, halb im sanften Lichte der Mondnacht, öffnete sich, – Fontänen rauschten und blickten wie flüssige Silbersäulen her, hinter welchen das hohe Gebäude, welches Frau v. Luckner nebst andern Sommergästen bewohnte, von Fichten umstarrt emporstieg, – ein Gebilde der romantischen Schule, ein Tieck'sches Waldschloß, eine Eichendorff'sche Scene. Am Giebel des Schlößchens lag heller Mondschein und glänzte blendend in den zahlreichen Fenstern. Einige derselben waren roth beleuchtet, – wie von Karfunkelglanz blickten sie in die mondhelle Nacht und in den Schatten des Waldes heraus. Auch im Zimmer der Frau v. Luckner war noch Licht. Welchen Empfindungen mochte sie sich hingeben, welchen Gedanken nachhängen? Die Zimmerfenster Ida's waren dunkel, – das schöne Mädchen schlief also schon, – während aus andern Fenstern lockige Häupter schauten, dem schmeichelnden Klange der Cither lauschend, welche durch die Fichtenkronen von dem grünen Plätzchen auf der Seekante hertönte, wo Nachmittags der anmuthige Kreis von Herren und Damen geweilt hatte

und nun junge Bursche sich mit Saitenspiel vergnügten. Die ganze Scene hatte märchenhaften Reiz, zu welchem die magische Zusammenwirkung verschiedenen Lichtes und Schattens, das Rauschen der Springbrunnen und Wallen des Sees, das Sausen der Fichtenkronen und das sanfte melodische Spiel der Cither gleich beitrugen. Die Poesie des Ortes ließ auch den Gerichtsrath nicht ungerührt. Die zwei Gesellen Eichendorffs fielen ihm ein, die singend am Bergabhang hinwandern, daß ihr Lied von schwindelnden Felsen, rauschenden Wäldern, stürzenden Bächen und wallenden Seen »die stille Gegend entlang« klingt. Und laut sprach er nun im Vorübergehen die herrlichen Verse:

»Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lautenklang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen In der prächtigen Sommernacht.«

So waren sie zwischen den Blumenbeeten hin am Schlößchen vorüber gekommen, als der Gerichtsrath wieder anhub:

»Solche Nächte erwecken in mir die alte Sehnsucht nach Italien, obgleich sie dort kaum schöner sein können, als hier an diesem Strande. Denken Sie, lieber Wildhoff,

ich habe vorhin einen Höfling und einen Gerichtspraktikanten beneidet. Wie der Mensch doch herunter kommen kann.«

»Und wo kamen Ihnen so niedere Gedanken und weswegen?« fragte Wildhoff zurück.

»Herr v. Leith in vertraulichem Gespräch mit der kleinen Kratzbürste – beide für den ganzen Sommer im Genusse dieser herrlichen Seelandschaft, und nun der Eine noch mit der Aussicht auf einen Winter im Süden. Herr v. Leith wird ja in den nächsten Tagen schon den König nach Rom und Neapel begleiten.«

»Nach einigen Wochen, wollen Sie doch sagen,« entgegnete Wildhoff, dessen Aufmerksamkeit jetzt in unruhiger Weise erregt war, so daß er selbst mitten im Wege stehen blieb.

»In einigen Tagen, wie mir einer der Cabinetsräthe sagte, den ich unten im Kaffeehause traf,« versicherte der Gerichtsrath.

»Und dort sahen Sie auch Herrn v. Leith im Gespräch mit Arthur Maier?«

»Mit dem kleinen kratzbürstigen, literarischen Rechtspraktikanten Arthur Maier,« erwiederte der Gerichtsrath. »Und zwar, während Sie selbst in Andacht versunken am See standen und der reizenden Blondine sehnsüchtig nachschauten.«

Nur noch wenige Schritte kamen die beiden miteinander, und wieder blieb Wildhoff stehen.

»Herr Gerichtsrath, ich muß mich verabschieden und Sie allein den schönen Weg zurücklegen lassen,« sprach

er, seine Hand hinreichend. Darauf kehrte er rasch in der Richtung des Schlößchens um, während der Gerichtsrath ihm zuerst kopfschüttelnd nachschaute und dann seines Weges schritt.

Voll Unruhe kam Wildhoff zum Schlößchen zurück. Er sah zu dem Stockwerke empor, wo seine Tante wohnte. In deren Zimmer war immer noch Licht, während viele vorhin noch beleuchtet gewesenen Fenster jetzt dunkel waren. Sollte er hinauf zur Tante und sie fragen, ob Ida schon zurückgekommen? Sollte er ihr seine eigne Unruhe mittheilen? Während er noch unentschlossen stand, klirrte oben ein Fenster, als ob es geöffnet würde. Seine Tante schaute in die helle Nacht hinaus und zwar in der Richtung, aus welcher Ida kommen mußte. So trat er aus dem Schatten des Gebäudes in's Mondlicht auf den Rasen und hatte durch das Geräusch seiner Tritte ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie sah scharf herab.

»Tante,« sagte er leise, »ich bin's, Heinrich.«

»Bist Du ohne Ida zurückgekommen?« fragte sie herunter, und als er erwiederte, er habe sie nicht wieder gesehen, bat sie: »So sieh Dich doch um, wo sie bleibt.«

Der Auftrag beschwichtigte seine Bedenken, und mit raschen Schritten eilte er dahin, dem Orte zu, wo er Jeanette mit dem kleinen Arthur Maier gesehen zu haben glaubte. Er war noch nicht weit gekommen, als er da, wo der Weg auf ziemliche Länge hin übersehbar war, zwei Männergestalten vor sich herwandeln sah, die rasch zuschreitend bei der nächsten Biegung seinem Blicke schon entschwunden waren. Als er dann vor das Gehölz hinaus

kam, wo die Ansiedelungen wieder beginnen, bemerkte er, daß dieselben Gestalten einen Kahn gelöst hatten und sich demselben anvertrauten. Näher kommend erkannte er die im Mondlichte blitzenden Epauletten einer militärischen Uniform. Der Kahn trieb jedoch schon in den See hinaus, und ein Gelächter tönte über das Wasser herüber, da Wildhoffs Gestalt auf dem Steg über dem Wasser auftauchte.

Die Nacht ward immer lichter, die Ruhe immer feierlicher, da er den Rückweg zum Schlößchen einschlug. Aber sein Gemüth nahm den Eindruck nicht auf. Die Fontänen vor dem Schlößchen rauschten »verschlafen« in das Wasserbecken, unter den Fichten war es still geworden, die Fenster des Schlößchens verdunkelt, die Lauscherinnen verschwunden. Nur die Fenster von Ida's Zimmer waren jetzt beleuchtet, und ihre unverkennbare Gestalt erschien für einen Augenblick in demselben, um auf den Wald und See hinaus zu blicken. Sie war also inzwischen heimgekommen.

Wildhoff suchte jetzt sein eignes Zimmer auf und bedurfte lange Zeit, um einschlafen zu können. Dann träumte er jenen schauerlichen Traum Ida's, den ihm einst die Tante mitgetheilt hatte.

Als er andern Tags mit Ida zusammentraf, erröthete sie. Als er sie fragte, ob Herr v. Leith wirklich schon heute oder Morgen abreise, erblaßte sie. Und als später Herr v. Leith selbst kam, um in überraschender Weise anzukündigen, daß er schnell in die Stadt zurück müsse, da

der König unerwartet seinen Reisebeschluß ganz plötzlich und rasch zur Ausführung bringen wolle, da weinte sie in beklemmender Angst. Aber Erwins süße, schmeichlerischen Worte trösteten sie wieder halbwegs. In vier oder fünf Wochen müsse er ohnehin wieder zurück in die Heimath, und dann – sie lächelte über das, was nach seiner Versicherung dann erfolgen solle. Auch Frau v. Luckner ward völlig beruhigt über die Abreise. Ida aber weinte doch bittere Thränen, als er ihr endlich die Hand entzog, um zu gehen.

Und als sie ihm dann noch vom Fenster aus unter Thränen nachwinkte, da warf er einen letzten, langen Blick zu dem schönen trauernden Mädchen empor.

»Es ist wirklich schade!« sagte er seufzend bei sich. »Aber – wer sagte es doch? er hatte leider Recht: man wird alles satt, mein Engel, – auch die Engel.«

Zwölftes Capitel. Erzählt, wie sich ein Aesthetiker versteigt.

Und der Herbst war gekommen, mit ihm lange Abende, kühle Nächte, nebelige Morgen und kurze, aber heitere Tage. Die meisten Sommergäste hatten die Ufer des schönen Sees verlassen und waren zur Hauptstadt zurückgekehrt. Auch Frau v. Luckner mit ihrer Tochter war heimgezogen. Nur die Besitzer von Landhäusern und wenige fremde Familien, welche sich auf den weiten Umfang des Sees vertheilten, wollten aushalten, so lange das

Wetter es erlaubte. Zu ihnen gesellten sich Andere, welche gerade jetzt den wieder leer gewordenen See aufsuchten, um ihn in der herbstlichen Pracht seiner Ufer zu genießen.

Auch die Familie Helming gefiel sich noch immer an der herrlichen Landschaft und bewohnte eines der freundlichen Häuser auf den westlichen Uferhöhen, aus dessen Fenstern man einen wundervollen Blick auf Gebirg und See hatte. lrene freute sich dieser Natur von ganzer Seele, aber sie erschien ihr doch allmälig nur an den Tagen in ihrer vollen Herrlichkeit und Pracht, wenn sie Wildhoff in derselben wußte. Kam er, so schien die Landschaft ein Feierkleid anzulegen, – ging er, so legte sich ein Schleier um See, Matte und Berge und Alles erschien ihr grau und ohne Glanz. An den Tagen, wo er nicht da, war ihr Nebel und Regen einerlei und der Sonnenschein that ihr leid. So lebte sie dahin. Sie hatte bereits gelernt, mit vollem Vertrauen an ihn zu denken, auf seine Liebe zu bauen, wenn auch noch kein Geständniß über seine Lippen gekommen. Als er aber eines Tages kam und mit glücklicher Miene sagte, daß er sich nun auch auf längere Zeit Ruhe gönnen dürfe und seine Arbeiten für's Erste zu einem Abschluß gebracht habe, daß er nun Tag für Tag sie sehen und sprechen könne, da kannte ihr stilles Glück keine Grenzen.

Als Frau von Luckner aus der Stadt zurückkehrte, war der Neffe nämlich daran, auf einige Wochen ganz an den

See überzusiedeln. So weit sein Werk schon veröffentlicht war, hatte es – trotz einiger hämischer Besprechungen in Blättern, welche von Casimir Bader und Arthur Maier beeinflußt waren – eine außerordentlich günstige Aufnahme in urtheilsfähigen Kreisen gefunden. Nachdem Wildhoff weder durch Gunst noch Intrigue etwas zu erreichen gesucht, durfte er von der Wirkung des Buches manches hoffen, wenn keine sogenannte sichere Stellung, so doch eine auf die Theilnahme des kunstsinnigen Publikums gestützte fernere literarische Thätigkeit, welche in Verbindung mit den Einkünften seines Vermögens ihm eine hinlängliche Basis für die Gründung eines eignen Heerdes bot. So sah er die Zeit herannahen, wo er ohne Gewissenszweifel und Bedenken das Geständniß aussprechen durfte, das seine Augen schon längst gemacht und das ihm eine Zukunft voll unendlichen Glücks verhieß. Wohl wußte er, daß Irene durch das Vermögen ihrer Mutter in Stand gesetzt war, sich einst ganz den Mann nach eigener Wahl und ohne Rücksicht auf dessen Einkommen zu suchen. Aber Wildhoff war ein zu männlicher und stolzer Charakter, um das auch nur im Geringsten in Berechnung zu ziehen. Was das Leben zu gedeihlichem Fortkommen verlangte, das wollte Er der Erwählten seines Herzens, seinem geliebten Weibe bieten. Von ihr verlangte er nichts, als Liebe.

Als ein Glücklicher kam er also zu längerem Aufenthalte an den See. Denn auch die Besorgnisse, welche er manchmal ob des Ausgangs hegte, den die Leidenschaft seines Bäschens für den in Rom weilenden Günstling des

Königs nehmen würde, waren durch die Zuversichtlichkeit die Mutter und Töchter allmälig beschwichtigt worden; und Pauline Langenbècque trat ihm seit jener leidenschaftlichen Begegnung auf dem See nicht mehr in den Weg und schien getröstet. So konnte er mit heiterem Gemüthe all' seine Zeit der Familie Helming widmen. Er plauderte mit der Mutter, schwärmte und scherzte mit Tante Wanda, besprach sich über Kunst und Archäologie mit dem Vater und – neckte sich zumeist mit dem holden blonden Liebling Aller, wenn er nicht den innigen Worten ihrer sanften Stimme über Natur und Poesie lauschte. Dabei verlor er sich nie in bloße Galanterie. Ja, bei Irenen vergaß er alle jene kleine Artigkeiten, die er andern Frauen, welche ihm gleichgültig waren, noch erweisen konnte. Und er wußte, daß sie dergleichen nicht von ihm erwartete, oder verlangte. Wenn er aber mit ihr in die große, schöne Welt hineinsah, auf die blaue Fluth, die grünen Matten vor ihnen und die erhabene Gebirgsreihe in der Ferne, da las sie in seinen Augen, daß ihm all die Schönheit nur noch schön däuchte, weil sie ihr Freude machte. Der See wallte nur noch ihretwegen da unten, die Sonne kleidete sich nur noch ihr zu Liebe in die verklärende Pracht des Abends, und er selbst bewunderte die Welt nur noch, weil in derselben das holde Mädchen athmete, das da so glücklich und bewegt neben ihm in das Alles hineinschaute.

Auch die einsamen Stunden in seinem Gastzimmer waren nur noch ihr gewidmet. Mit Vergnügen erinnerte sich Irene an die reizenden italienischen Villen an den

lombardischen Seen. Nun zeichnete er an einem Plan, wie er sich ihre künftige Wohnung mit Altanen, Gärten und Terrassen dachte, führte den Grundriß und Zeichnung mit Genauigkeit aus und brachte das erdachte Haus auf dem Papier in perspectivische Verbindung mit der Umgebung, indem er reizende landschaftliche Architekturbildchen schuf, deren Staffage immer wieder die holde Gestalt bildete, in welche sich der ganze Inbegriff seines Empfindens, seiner Liebe gekleidet hatte.

Nun war es ein milder, sonniger Herbsttag. Die große, feierliche Ruhe des Mittags lag von den Alpen her über allen Wäldern des Hochlandes; gleichsam schlafend ruhte der weite See in seiner grünen Wiege, wenn man von der belebten Terrasse des Gasthauses auf der Höhe hinein schaute in all' die stille Herrlichkeit. Aber wenige von Denen, die dort aßen, tranken und plauderten, sahen hinaus, sondern waren noch allzusehr beschäftigt mit den materiellen Genüssen des Platzes.

»Die Hühner waren ausgezeichnet. Du mußt übrigens das da nicht auch noch anschneiden, wenn Du keinen besondern Appetit mehr fühlst, lieber Casimir!« sagte die Frau Professor Bader zu ihrem Manne.

»Ich finde die Speisen doch gar zu schlecht zubereitet. Wir sind es zu Hause anders gewöhnt, liebe Frau von Fuchs!« sprach Frau Langenbècque über den Tisch hinüber.

»Im Gegentheil, ganz im Gegentheil,« bemerkte Frau von Fuchs. »Versuche doch noch diesen schmackhaften Braten, Felix!«

»Eine Flasche St. Julien!« sagte der Notar Wolf laut zur Kellnerin und aß eifrig fort, während Herr Arthur Maier ohne Laut sein leeres Bierglas hinschob, wohl ein Zeichen, daß er seinen literarischen Leistungen noch immer keine Pension, oder doch nur eine sehr geringe zu verdanken hatte.

»Grand vin château Lafitte!« befahl der Bankier Berdelli, langweilig und verdrossen über seine wohlbesetzte Tafel blickend. »Man muß den Leuten, wenn man's kann, doch etwas zu lösen geben.«

»Ich denke genau ebenso,« fiel hier der Kunstverleger Langenbècque ein, indem er sich von seinem Tische zu dem Bankier herüber beugte. »Das erinnert mich an einen meiner Freunde in England, – die Geschichte muß ich Ihnen doch erzählen, Herr von Berdelli.«

Hastig sprang Herr Felix von Fuchs von seinem Stuhle auf, der in Hörweite dieser Geschichte stand. Der junge Mann war überhaupt etwas verdrießlich. Weder Pauline noch sonst eine hübsche Dame befand sich heute hier, sondern nur Männer, Weiber, Kinder und kleine Mädchen, deren Aufmerksamkeit zu erregen sich nicht der Mühe verlohnte. Und doch hatte er ein Paar Glanzstiefeln an, welche bei jedem Tritte seltene, auffallende Töne von sich gaben. Das Knarzen der Fußbekleidung hielt aber Herr Felix für ein Haupterforderniß vornehmen und

eleganten Auftretens. So ging er und suchte sich im Hause einen günstigeren Schauplatz und ein seiner würdigeres Publikum. Oben im Saale hatten drei Herren gespeist, welche zum See heraufgekommen waren und nun etwas abgemattet auf Stühlen und Bänken der Ruhe pflogen. Felix hatte, trotz ihrer unscheinbaren Reisejoppen, hauptstädtische Cavaliere in denselben erkannt und ging nun mit Haltung und Miene eines Stutzers im Saale auf und ab, um sich im Glanze seiner knarzenden Stiefeln zu zeigen.

»Sapristi!« rief jetzt einer der Cavaliere unmuthig. »Was soll diese Musik hier? Wie, Schönthal? Kannst Du dabei noch schlafen? Geben wir dem Jungen einen Groschen, damit er uns verschone.«

»Niedersitzen oder hinaus mit ihm!« brummte der dicke Schönthal von seiner Bank her.

Felix ward zwar roth, fand es jedoch erst recht nothwendig zu imponiren, indem er seinen lauten Spaziergang im Saal fortsetzte. Da erhob sich der dicke Schönthal von seinem ohnehin unbequemen Lager und sprach mit drohender Miene: »Wenn Sie uns mit dieser Ohrenpein nicht sogleich verschonen wollen, so –«

»Nun so?« fragte jetzt Felix keck.

»So laß ich Sie zum Fenster hinausfliegen!«

Auf dieses hin schien es Herrn Felix von Fuchs doch angemessen, lieber den Ausgang durch die Thüre zu suchen. Er ging hinunter auf die Terrasse und wandte sich alsbald an den Notar Wolf, von dem er wußte, daß er ein alter Corpsstudent war.

»Herr Notar,« sprach er mit bedeutungsvoller Miene. »Ich habe Sie in einer höchst wichtigen Angelegenheit um Rath zu fragen. Sie kennen ja den Comment?«

»Ja!«

»Nun, einer der Herren oben – Graf Sporn ist dabei – hat gesagt, er wolle mich zum Fenster hinaus fliegen lassen.«

»Er setzte wahrscheinlich voraus, daß Sie fliegen könnten, – das ist keine Beleidigung.«

»Nein, er meinte schon: hinauswerfen.«

»War's Parterre?«

»Nein, oben!«

»Nun ja!« sagte der Notar Wolf. »Sehen Sie doch, vor den Fenstern läuft die Galerie hin, dort liegen Decken zum Trocknen ausgebreitet. Sie wären demnach nicht hoch und nicht zu hart gefallen. Es hätte also nicht viel zu bedeuten gehabt.«

»Sie meinen wirklich, daß ich's auf meiner Ehre sitzen lassen könne?«

»Ganz und gart! sprach der Notar und trank sein Glas aus.

Jetzt erschien Wildhoff, der im Gasthofe wohnte, auf der Terrasse und wählte sich seinen Platz an des Notars Tisch. Sie kamen bald auf den neuberufenen Balldirector zu reden und von diesem ab auf Politik, – für Felix ein langweiliger Gegenstand. Er suchte nach anderer Unterhaltung und konnte sie auch in dem Vortrage nicht finden, den eben Professor Bader über sein Lieblingsthema, das Walten der sittlichen Weltordnung, hielt. Mehr

Spaß machte ihm, wie die Kinder des Professors mit dessen Hut spielten und ihn endlich am Rande der Terrasse liegen ließen. Da kam Herrn Felix eine ingeniöse Idee, welche ihm viel Kurzweil versprach. Harmlos ging er am Rande der Terrasse hin und gab dabei dem Hute des Professors mit seinem eleganten Stöckchen heimlich leichte Stöße, bis derselbe in den Hof hinunterollte. Ebenso harmlos schritt Felix nun die Stufen hinunter, nahm dort unbemerkt den Hut und schlich sich damit hinterm Dorfe hin, wo er an einer Scheune einige Stangen bemerkte, von welchen er die höchste nahm und gegen einen Birnbaum im Felde hinschritt. Den Hut auf die Spitze der Stange setzend, hing er ihn an die höchsten Zweige des Baumes, worauf er die Stange wieder zurücktrug und seines Werkes froh auf die Terrasse des Gasthauses zurückkehrte. Seine Abwesenheit war gar nicht bemerkt worden. Da Professor Bader mit seinem Vortrage noch nicht zu Ende, wartete Felix mit Ungeduld auf den Schluß.

»Es ist Ihnen heiß geworden,« fing er dann an, indem er gegen den Professor sich heuchelnd verbeugte, »die Luft aber etwas kühl. Fürchten Sie nicht, sich so mit bloßem Kopfe zu erkälten?«

Der Professor langte mechanisch nach der Stelle auf der Bank, wohin er seinen Hut gelegt hatte, und sah dann unter dieselbe, auch unter den Tisch.

»Wo ist denn meine Kopfbedeckung?« fragte er jetzt.

»Ich weiß es nicht,« sagte Felix mit der unschuldigsten Miene.

»Trudchen, wo ist denn meine Kopfbedeckung?« wandte sich jetzt der Professor an seine Gattin.

»Dein Hut, Casimir? Soll ich wissen, wo Du Deinen Hut hast. Bist vielleicht in der Zerstreuung ohne Kopfbedeckung gekommen.«

»Nein. Ich habe sie vorhin an diese Stelle gelegt.«

»Ei,« fing jetzt Felix an. »War es am Ende gar Ihr Hut, was die Katze vorhin im Hofe herumzerrte. Später sprang sie hinter den Häusern in's Feld.«

Auf diese Weise lenkte Felix die Aufmerksamkeit des im Hofe und hinter den Scheunen herumsuchenden Professors allmälig auf den Birnbaum im freien Felde und sah von ferne zu, was der Professor beginnen werde, da dieser endlich seinen Hut in den Zweigen entdeckte. Natürlich griff der Aesthetiker zu dem nächstliegenden Mittel, Steine aufzuklauben und sie nach dem Hute zu schleudern. Jedoch welche Mühe er sich auch gab, welche Kraft und Gewandtheit er auch aufwendete: er traf wohl manche Birne, daß sie herunter fiel, der Hut aber blieb hängen. So sah er ein, daß wenn er zu seiner Kopfbedeckung gelangen wollte, die Ersteigung des Baumes eine unerläßliche Bedingung war. Herr Professor Bader war von ziemlich kleiner Gestalt und hatte besonders kurze Arme und Beine, mit welchen er nun den Stamm umkrallte, um emporzuklimmen, – für Herrn Felix von Fuchs, der von fern zusah, ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Nach einer Viertelstunde voller Mühe und Anstrengung war Professor Casimir Bader auch

bereits einen halben Schuh am Baumstamme emporgeklommen.

Unterdeß hatte sich Wildhoff mit Notar Wolf vom Tische erhoben, um die nahe Anhöhe zu besteigen, welche noch eine umfassendere Fernsicht bot, als die Terrasse des Gasthofes. Der Notar hatte seinen Begleiter gefragt, wie er zu den Bauprojekten des Barons Buchberg stehe, was zu einem Gespräche führte, in dessen Verlauf Notar Wolf sagte:

»Wollen Sie Geld verdienen, so nehmen Sie seine Anträge an, – Sie haben ja nichts mit der moralischen Seite der Speculation zu thun. Im andern Falle haben Sie freilich Recht, Ihre Hand davon zu lassen. Ich sage Ihnen, lieber Freund, die Seele dieses Barons hat den christlichen Staat schon viel, viel Geld gekostet und kostet noch immer. Und doch ist er ein vollkommener Schöps, will z. B. ohne Leidenschaft und Trieb galant und lüderlich scheinen, weil es andere Aristokraten sind, und kommt seinen Verbindlichkeiten gegen das Gemeindewesen jährlich durch einen glänzenden Ball nach, auf welchem sich die ganze hohe Welt einfindet und die Juwelen seiner Frau, die trefflichen Weine seines Kellers bewundert. Das reicht zu seiner Zufriedenheit ein ganzes Jahr lang. Ein ächtes Muster des Parvenu! Aber, ich bitte Sie, was macht unser großer Aesthetiker! Sehen Sie doch, mit welcher Inbrunst und Zärtlichkeit er den Birnbaum umarmt!«

In der That drückte Professor Bader noch immer den Stamm des Baumes in inniger Umarmung an sein großes Herz, war auch wieder einen Zoll höher geklommen.

»Was machen Sie denn da, Herr Professor?« fragte jetzt Notar Wolf mit Wildhoff näher tretend. »Haben Sie nach Birnen Gelüste?«

»Ach,« sagte der Professor schweißtriefend, indem er zu Boden rutschte. »Denken Sie, die ebenso merkwürdige, als auffallende Thatsache: die Katze hat meine Kopfbedeckung in den Zweigen des Baumwipfels aufgehängt.«

»Und Sie wollen nun hinauf zu Ihrer Kopfbedeckung?«

»Es wird die natürliche Consequenz sein müssen!« sprach der Professor, indem er seufzend die Höhe des Baumes maß.

»Gut, Herr Professor, Sie sollen hinauf. Steigen Sie über unsere Schultern in den Olymp.«

Und die Beiden hoben in bester Laune den Aesthetiker so hoch am Stamme empor, daß er mit seinen Armen sich an den Aesten festhalten und den Körper nachziehen konnte. Im Weitergehen sahen sie nur noch, wie der Professor nun mit eifriger Vorsicht von Ast zu Ast klomm und sich nicht ohne einige Gefahr zu seinem Ziele emporarbeitete. In Angst und Noth hatte er denn auch endlich dasselbe erreicht und schaute triumphirend von seinem erhabenen Standpunkte in die Welt hinein. Das Niederklettern war in dem Astwerk der Krone nicht allzu schwierig, wurde es aber desto mehr an dem ziemlich hohen Stamme, als er beim Rutschen das Krachen seines Beinkleids vernahm. Rasch zog er sich wieder in die Gabel des Astwerks zurück und untersuchte den Riß, wobei er zu der Einsicht gelangte, daß das Hinunterrutschen an

dem rauhen Baumstamme nicht rathsam war. Was aber beginnen? Fliegen konnte er nicht, ein Sprung hinunter war geradezu lebensgefährlich; also blieb ihm nichts übrig, als zu warten, bis vielleicht der Notar Wolf und Wildhoff zurückkamen, oder sein junger Freund Felix von Fuchs sich zeigte. Jedoch Niemand kam. Und in seinem Freunde Felix täuschte sich Professor Bader ganz und gar. Denn dieser brütete schwarzen Verrath und suchte mit Ungeduld im Dorfe nach dem Besitzer des Birnbaums, um ihm mittzutheilen, daß draußen Einer in den Aesten sitze und sich an den reifen Birnen gütlich thue.

Der Tag war schön, der Blick auf Gebirg, See und Landschaft äußerst lohnend, allein die Aussicht, den Nachmittag auf dem Birnbaume zubringen zu müssen, dennoch keine verlockende. Wenn Professor Bader sich anstrengte, konnte er das lebhafte Lachen auf der Terrasse drüben hören, wo sich sein Trudchen jetzt unterhielt, ohne ihn zu vermissen, – während ihr Gatte wie ein schlechtgelaunter Buchfink in den Zweigen des Birnbaums saß. Er versank in tiefe Betrachtungen darüber, was die sittliche Weltordnung damit bezweckte, daß sie ihren eifrigsten Propheten an diesen luftigen Ort bannte. Vielleicht bedurfte es nur eines kühnen Entschlusses, mit der Opferung seines Beinkleides rasch hinunter und auf heimlichen Pfaden in den Gasthof zurückzukommen. Muthig schickte er sich dazu an und hatte schon den untern Ast umfaßt, um seinen Körper am Stamme hinunter zu lassen, als er zu seinem Schrecken zwei Damen bemerkte, welche auf dem Raine vom Dorfe herkamen. Schleuniger Rückzug in die

Höhe war geboten. Die dichte Baumkrone verdeckte ihn sicher den ungelegenen Spaziergängerinnen, und wenn sie vorüber, sollte das gestörte Unternehmen um so rascher ausgeführt werden.

Wer beschreibt aber seine Bestürzung, als sich jetzt die ältere Dame behaglich im Schatten des Baumes niederließ, während ihre junge Gefährtin am Raine nach Herbstblumen suchte, sie zu einem Sträußchen band, an den Busen steckte und dann sich ebenfalls auf den trocknen weichen Rasen setzte. Fast erstarrend wirkte aber auf ihn, daß er in der älteren Dame eine seiner begeisterten Verehrerinnen, die geistvolle Schwester des Herrn von Helming erkannte und in dem schönen blonden Mädchen deren bewunderte Nichte ahnte. Sie vor Allen durften ihn nicht in der wunderlichen Situation erblicken, in der er sich befand. Wenn noch etwas seine Pein vermehren konnte, so war es jetzt der Anblick Wildhoffs, der allein von der Anhöhe her kam und gerade auf den Baum zu schritt, auf welchem er und unter welchem die beiden Frauengebilde saßen. Der Architekt wußte ihn hier oben und unterließ sicher nicht, sich nach ihm umzusehen. Der Angstschweiß trat dem Professor auf die Stirne, als sein Nimbus in solcher Gefahr der Lächerlichkeit schwebte. Er krallte sich krampfhaft an den stützenden Ast, er rührte sich nicht und wagte kaum zu athmen.

Aber Wildhoff dachte nicht an den Professor in der Höhe, als er erst einmal Irene erkannt hatte. Auch sie hatte ihn bereits bemerkt, wenn er auch von der Rückseite herkam; die Liebe ist gar scharfsichtig. Höher wallte ihr

Busen, und eine Blutwelle um die andere drang ihr vom Herzen her durch den zarten Hals in's schöne Antlitz, da sich Wildhoff rasch näherte, während sie sich nicht umzusehen getraute.

Jetzt stand er dicht hinter ihr.

»Wenn ich nicht eine brennende Cigarre bei mir trüge,« ertönte seine Stimme, »so würde ich um die Erlaubniß nachsuchen, die Gruppe vervollständigen zu dürfen.«

»Vervollständigen Sie doch,« erwiederte Wanda. »Wir lieben das narkotische Aroma!«

Wildhoff blickte auf Irenens blütheweißen Nacken, der unter der reichen Fülle ihres goldnen Haares das leise Wallen ihrer Adern zeigte. Dann fing er an:

»Allein Fräulein Irene ist so zart organisirt, daß ich entweder das Rauchen lassen oder wohl vorübergehen muß.«

»Ach ja!« sprach jetzt das junge Mädchen, mit einer Mischung lächelnden Unmuths und holder Verschämtheit die Augen halb zu ihm aufschlagend: »Ich bestehe wohl aus lauter Aether, Duft und Mondschein.«

»Wenigstens haben diese Elemente so viel Antheil an Ihnen, daß ich wohl vorübergehen muß,« sprach er und machte einige Schritte, als sei es ihm Ernst.

Als er dann stehen blieb und sich umschaute, sah Irene so bekümmert zu ihm her, daß ihn sein Scherz reute. Ihre Lippen waren geschlossen, ihre lieben Augen ruhten mit einem so wehmüthig bittenden Ausdruck auf ihm, daß er

ergriffen davon ward und bei sich gelobte, niemals wieder, auch nicht einmal im Scherze, diesem holden, liebevollen, jungfräulichen Herzen einen kummervollen Augenblick zu bereiten. Rasch kam er jetzt heran und sah ihr blos in die wieder leuchtenden Augen, als er sich an ihrer Seite niederließ.

Und nun hatte die Welt vor ihr wieder ihre volle Schönheit gewonnen und spiegelte sich in ungeahnter Pracht in ihren glücklichen Augen. Ihre Worte trugen den Charakter heiterer Innigkeit, auf ihren holden Zügen ruhte die lächelnde Seligkeit beglückter Liebe. So war sie unvergleichlich schön, und Wildhoffs Augen hingen mit einem Entzücken an ihrem Antlitze, das er kaum mehr zu verbergen vermochte.

Während so über die Schönheit des jungen Mädchens sich eine bräutliche Anmuth, ein ahnungsvoller Reiz breitete, sprach Wanda ihr Leid darüber aus, daß sich zwischen ihrer Familie und Professor Bader, der seit Kurzem hier weile, noch kein näheres Verhältniß angebahnt habe, ja daß Bruder Helming und der geistreiche Aesthetiker sich noch nicht einmal persönlich kennten. Wildhoff meinte, Irenens Vater und Professor Bader würden auch kaum Gefallen aneinander finden. Dort gründliches positives Wissen, scharfe Urtheilskraft und innerer Werth ohne Ostentation; hier unvergohrene Belesenheit, vage Phrase ohne eigenes Urtheil und die schellenlaute Anmaßung der Mittelmäßigkeit. Wanda widersprach; Wildhoff beharrte in scherzendem Ernst dabei, daß der Professor Bader vollständig sei, was er äußerlich scheine,

worauf Fräulein Schuld ein »eben so wahres als schönes« Wort aus Baders Schriften selbst zur endgültigen Entscheidung citirte: »Ein schlichter Körper zwar, jedoch ein hoher Geist!« Wildhoff erklärte sich damit vollständig geschlagen, was Wanda ebenso vollständig befriedigte, so daß sie ihn nicht weiter plagte und in seinen süßen träumerischen Genüssen des glücklichen Momentes an der Seite Irenens ungestört ließ.

»Wissen Sie, was ich von Ihnen glaube?« fragte er, indem er das schöne Mädchen glücklich anschaute.

»Was denn?« fragte sie leise erröthend mit ihrer sanften Stimme.

»Daß Sie aus Freundlichkeit mir eine Untugend hingeben lassen könnten, der Sie innerlich widerstreben.«

»Das muß ich bestreiten,« sagte sie mit Sanftmuth.

»Ich könnte es beweisen.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, daß Sie dennoch eine Feindin des Rauchens sind.«

»Keineswegs. Ihre Gründe?«

»Warum wenden Sie so oft Ihr Antlitz von mir ab?«

Er wußte wohl, daß es die duftigen Ringeln nicht waren, sondern seine leuchtenden Blicke, denen ihre schüchterne, scheue, schamhafte Seele manchmal auswich, um nicht ihre eigenen Empfindungen zu deutlich zu verrathen. Eine Purpurwolke stieg aber jetzt vom Busen her in ihr Antlitz und füllte sein zartes Weiß mit glühenden Farben. Sie wendete das Haupt und sah in das

Gras nieder. Rasch aber fügte er jetzt hinzu, indem er bittend zu ihr aufsah:

»Und doch, wenn Sie wüßten, Irene, wie glücklich mich Ihre Blicke machen, Ihr gutes Herz würde mir keinen derselben entziehen!«

Jetzt sah sie ihn an, daß ihr blaues Auge ihm einen ganzen Himmel von Wonne in die Seele goß. Rasch aber hatte sie es wieder abgewandt und ließ es hinaus schweifen über See, Landschaft und Gebirg wie einen Strahl göttlicher Liebe. Eine kleine Pause stillen Entzückens war eingetreten. Wildhoffs trunkene Blicke ruhten auf dem kleinen Strauße, der auf ihrem zarten Busen auf und nieder wogte. Er war ihr näher gerückt.

»Wo blühen so reizende Blumen?« fragte er dann.

»Ich habe sie vorhin hier gepflückt,« sprach sie leise.

»Wenn Sie sich von einer derselben trennen könnten – dürfte ich bitten, Irene?«

»Sie sollen sie Alle haben!« sprach sie sanft.

Und sie löste den kleinen Strauß von ihrer klopfenden Brust; schon hatte er auch die kleine zarte Hand mit den Blumen gefaßt und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen. Zum ersten Male berührte sie sein Mund, und eine süßbeklommene, beängstigende Wonne durchzuckte ihr Wesen, daß sie bebend da saß. Himmel und Erde schwammen vor ihren Augen. Er aber war ihr noch näher gerückt, hielt noch immer ihre Hand und sprach, sich zu ihr niederbeugend:

»Und wenn ich einst komme, Irene, wenn ich komme und um mehr als diese Blumen, um das Glück meines Lebens bitte? Irene, – wenn ich –«

Er hielt inne. Pflichtgefühl verschloß ihm wieder den Mund. Nicht wollte er sie, nicht sich binden, – kein Geständniß sollte über seine, über ihre Lippen kommen, bis er mit seiner Hand bieten konnte, was er um ihretwillen zu erreichen strebte. Als er jedoch ihrem abgewandten Auge wieder begegnete, lag eine vertrauensvolle Seligkeit darinnen, die ihm Alles sagte, was zu seinem Glücke nothwendig war.

Vielleicht hätte der Moment nun doch seine Zurückhaltung überwältigt, wenn nicht urplötzlich die eingetretene Stille von einem geheimnißvollen geisterhaften Niesen eines Unsichtbaren unterbrochen worden wäre. Die sich so vertraulich nah gerückt waren, fuhren auseinander, sahen sich um – und entdeckten Niemanden in ihrer Nähe.

»Ich glaube, es kam vom Baume,« sprach jetzt Wanda, und Wildhoff sprang ahnungsvoll auf und sah in die lichte Krone des Birnbaumes, in welche bei der ruhigen Luft die Rauchwölkchen seiner Cigarre kerzengerade aufgestiegen waren. Nun rief er staunend:

»Ja, um Gottes willen, Herr Professor, sitzen Sie noch immer da oben?«

Auch die Damen hatten sich erhoben und wußten kaum, was sie zu dem Phänomen auf dem Baume sagen und denken sollten. Mit dem besten Willen konnte Wildhoff nicht ernst bleiben beim Anblicke der jammervollen

Miene des Aesthetikers auf dem Birnbaume. Dieser aber erglühte in holder Scham, als er sich in seinem lustigen Verstecke entdeckt sah. Wanda hatte sich zuerst wieder gefaßt und sprach:

»Ei, Herr Professor! Es freut mich, Sie zu so guter Gelegenheit zu treffen, da ich eben über eine Stelle nachgedacht habe, wo Sie eben so wahr, als schön sagen, daß ein hoher Standpunkt dazu gehöre, um das Weltgetriebe zu übersehen. Glauben Sie nicht, daß . . .«

»Verehrtestes Fräulein,« fiel der Herr Professor auf dem Birnbaume ein, »die Erörterung dieser Fragen dürfte doch füglich wohl auf später verschoben werden können.«

»Ich meine auch!« fiel Wildhoff ein und machte Wanda begreiflich, daß sie Irenen folgen solle, welche bereits den Rain gegen das Dorf hinan schritt, als ein mit einer Peitsche bewaffneter Bauer über das Feld gelaufen kam und sich anschickte, den Birnennascher zu züchtigen, so weit er ihn mit der langen Peitsche erreichen konnte. Eifrig demonstrirte ihm der Professor vom Baume herunter vor, daß er keine Birne angerührt, solche nicht einmal liebe, ferner ihretwegen gewiß keinen Baum ersteigen würde, sondern lediglich hinaufgeklettert sei, um seine Kopfbedeckung zu holen, welche von einer Katze hinauf geschleppt worden wäre. Der Bauer glaubte von Allem kein Wort, und war nur noch durch das Dazwischentreten Wildhoffs von thätlicher Bestrafung des vermeintlichen Obstdiebs abzuhalten.«

Inzwischen war Felix auf die Terrasse des Gasthofes zurückgekehrt und fragte die Gattin des Professors, ob sie denn nicht wisse, wo ihr Mann stecke. Sie meinte, er werde auf seinem Zimmer studiren. Jedoch Felix bedeutete ihr, daß dies nicht der Fall, da der Herr Professor drüben auf dem Birnbaum sitze, wie sich jedermann mit eignen Augen überzeugen könne. Die Nachricht brachte auf der Terrasse große Sensation hervor; man sah mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge hinüber und bemerkte wirklich den Professor Bader in den Aesten des Baumes und zwar in lautem Streit mit dem entrüsteten Bauer. Seine Gattin aber rang jetzt lebhaft die Hände und erging sich in lauten Glossen:

»Ja, kann man denn den Mann nicht einen Augenblick aus den Augen lassen! Bin ich doch eine gestrafte Frau! Ja, Casimir, Casimir! Hat man denn so etwas gehört? Setzt sich der Mann in der Zerstreuung auf den Birnbaum!«

»Thut er das öfter, Frau Professor?« fragte der Bankier Berdelli von seinem Tische herüber, indem er sein Fernrohr zuklappte.

Die kleine lebhafte Frau hatte jedoch keine Zeit zu antworten, sondern trieb den Wirth an, einige Leute mit Leitern zu Hülfe zu schicken, wodurch der vielgeprüfte Aesthetiker auch endlich aus seiner letzten Noth erlöst wurde. Den Anstifter aller dieser Leiden jedoch sollte die rächende Hand des Geschicks erst später ereilen.

Dreizehntes Capitel. Die sittliche Weltordnung wirkt durch die Hand eines Dienstmannes.

Wildhoff war indeß Irenen und ihrer Tante in den Obstgarten bei der Wohnung der Familie gefolgt, wo die Mutter inmitten einer kleinen Idylle mit einem Buche saß, während der Vater im Hause verweilte über seinen Karten und Zeichnungen, Blättern und Schriften, welche er aus der Stadt mit herausgeschleppt hatte. Dann und wann erschien sein geistreiches Antlitz unter dem offenen Fenster und sah hinaus in die grüne Welt umher, in welche der Herbst erst wenige lebhaftere Farbentöne gehaucht hatte. Dabei strich er sich manchmal mit der Hand unbehaglich über das Kinn, das rauher sich anfühlte, als er gewohnt war. Es erschien ihm als eine glückliche Fügung, da er jetzt einen kleinen Mann mit großen Schritten die Gasse heran kommen sah, der etwas Weißes unter dem Arm trug und unverkennbar ein Barbier war.

»Hab' ich die Ehre, Herrn v. Helming vor mir zu sehen?« fragte derselbe schon aus einiger Entfernung.

Mit einem einladenden Nicken des Hauptes bejahte der alte Herr unterm Fenster, und der Mann kam herein.

Herr v. Helming hatte sich bereits auf den Stuhl niedergelassen, und erwiederte auf die Worte, mit welchen sich der Kleine vorstellte:

»Ganz recht! Der Herr Wirth hat Sie wohl geschickt und Sie kommen zu gelegener Zeit.«

Der Fremde stand mit geröthetem Antlitz da, während Herr v. Helming auf die Verrichtung seines Berufs wartete.

»Herr v. Helming,« fing jetzt der Fremde mit hohler Stimme an. »Ich dächte, wir treten uns als ernsthafte Männer gegenüber, als Männer ebenbürtigen Geistes –«

Sind denn alle Bader überspannt? dachte Herr v. Helming, während der Andere fortfuhr:

»Es besteht eine stille Gemeinschaft zwischen allen Edeln, und darum hab' ich immer – und Göthe ist ganz mit mir darin einverstanden – es nicht zu hoch aufgenommen, wenn ein solcher gegen mich gefehlt.«

»Das ist Alles recht und gut, lieber Freund,« meinte Herr v. Helming etwas ungeduldig. »Aber meine Zeit drängt. Kommen wir zur Sache und seifen Sie mich einmal ein.«

»Einseifen!« rief der Fremde jetzt im Tone höchster Entrüstung. »Ich wollte Ihnen zum Zeichen meiner Verehrung ein Exemplar meines neuesten Werkes überreichen, und Sie begegnen mir in dieser beleidigenden Weise!«

»Aber, Sie haben mir doch selbst gesagt –« fing jetzt, ein Mißverständniß befürchtend, Herr von Helming unsicher an, und der Fremde fiel ein:

»Gesagt, daß ich Casimir Bader, ordentlicher, öffentlicher Professor Dr. Casimir Bader bin!«

»Gräßliches Mißverständniß!« rief jetzt Herr v. Helming aufspringend. »Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich bin ganz untröstlich . . . «

Professor Bader ließ sich durch so aufrichtiges Bedauern gerne versöhnen, und kam bald auf den wahren Beweggrund seines Besuchs zu sprechen, nachdem Herr v. Helming mit artigen Worten für das schöne Buch gedankt hatte, dessen weißer Umschlag mit zu dem Mißverständniß Anlaß gegeben hatte.

»Ich komme ferner, sprach der Aesthetiker, »um dem Drange meines Herzens zu folgen und Sie vor einer großen Täuschung zu bewahren.«

»Sehr gütig, Herr Professor, – worin besteht die Täuschung?«

»Ich fürchte, Sie vertrauen einem Manne zu viel,« fuhr der Aesthetiker fort, und seine trivialen Züge belebte giftiger Haß, – »einem Manne, der sich in Ihre Freundschaft eingeschmeichelt, Ihrer Tochter Liebe heuchelt, und doch längst einer Andern bestimmt ist.«

Mit Erstaunen hörte Herr v. Helming diese in leidenschaftlichem Tone vorgebrachte Eröffnung. Die unvorsätzliche Beleidigung, welche er dem Professor zugefügt, gab demselben Anspruch auf seine Geduld, sonst würde sich diese unzarte Einmischung von vornherein gründlich verbeten haben. Der Professor Bader aber, tödtlich beleidigt durch die bittern Bemerkungen Wildhoffs unter dem Baume, glaubte noch mild und discret gesprochen zu haben und schrieb das finstere Schweigen des Herrn v. Helming dem überzeugenden Eindrucke seiner Worte zu. Endlich unterbrach der letztere die Pause, und gab sich Mühe ruhig zu sprechen:

»Sie meinen, wenn ich recht verstehe, Herrn Wildhoff, und unter der »andern« sein Bäschen, Fräulein v. Luckner. So viel mir aber bekannt, ist Fräulein v. Luckner die Braut eines Andern.

»Nicht des Herr v. Leith,« fiel der Professor rasch ein, »wird's auch nie werden, wie ich aus guter Quelle versichern zu können glaube.«

Helming hatte sich etwas verfärbt, mehr aus Aerger und Verdruß über die Insinuation, als im Glauben an die Wahrheit des Berichts. Er war mit dem Professor aus dem Gemach in die Hausflur und unter die Thüre getreten, welche in den Hof und auf die Gasse führte, als eben Herr Langenbècque und der kleine Arthur Maier wie zufällig des Weges kamen und, von Professor Bader angerufen, hinzu traten. Beide waren Herrn v. Helming schon bekannt. Der Jüngere hatte ihm längst schon durch zudringlich kecke Annäherung Widerwillen eingeflößt. Als nun der Professor die Ankömmlinge vom Gegenstand des Gespräches unterrichtete, sagte Herr Langenbècque mit einer entsprechenden Geberde:

»Das ist ja eine bekannte Geschichte!«

»Es ist peinlich,« fing auch Herr Arthur Maier an, »aber da die Sprache darauf gekommen, muß ich gestehen, daß ich schon lange mit Gram und Betrübniß bemerkt habe, Herr v. Helming, wie sehr Ihre verehrte Familie –« er hielt hier inne, als er den finstern Blick des alten Herrn bemerkte und lenkte wie folgt ein: »Doch abgesehen davon, ist es Thatsache, daß Herr v. Leith weder Bräutigam der schönen Ida ist noch werden wird.«

»Von wem wissen Sie das?« fragte der alte Herr mit scharfem Blick und schlecht verhehltem Unmuthe.

»Von ihm selbst!« war die kurze Antwort.

»Von Herrn v. Leith?« fragte jener ungläubig zurück.

»Von Herrn v. Leith,« erwiederte der Kleine jedes Wort betonend. »Er hat nie daran gedacht, Fräulein v. Luckner zur Gattin zu nehmen, und diese wird sich in der That mit ihrem Vetter begnügen müssen.«

Der alte Herr zitterte vor Verdruß und Aufregung. Aber er hielt sich noch zurück und sprach blos mit einem Blicke der Verachtung:

»Und wenn Sie wirklich der Vertraute einer Niederträchtigkeit waren, warum warnten Sie nicht die Betheiligten?«

»Erstens,« antwortete Herr Arthur Maier mit vollkommener Fassung, »erstens mochte ich nicht an einem Freunde Verrath üben, zweitens hatte ich keine Veranlassung für die kluge Frau v. Luckner zu sorgen oder ihr eine Demüthigung zu ersparen, drittens hätte sie meine Eröffnungen ja doch als Verleumdung und unbefugte Einmischung zurückgewiesen. Der Warner ist ja stets unwillkommen und verkannt.«

Herr v. Helming war so leidenschaftlich erregt, daß er schon ein scharfes Wort der Verachtung auf der Zunge hatte. Er faßte sich jedoch noch zu rechter Zeit, verbeugte sich und sprach:

»Da die Herren keinen Zeugen in ihrer weitern Unterhaltung bedürfen, so erlauben Sie mir, daß ich mich zurückziehe.«

Während die außen, des rechten Eindrucks ihrer Mittheilungen ungewiß, sich etwas verblüfft wieder zum Gasthofe zurück begaben, ging Herr v. Helming in großer Erregung in seinem Zimmer auf und ab. Daß diese kommen, ihm dergleichen sagen durften! Wenn er sich noch so sehr erinnerte, welchen Werth solche Mittheilungen bei Licht betrachtet haben, wenn er auch die Beweggründe durchschauen mochte, war ihm doch ein Stachel in's Herz gedrückt. Der Teufel sagt eben seine Lügen, daß sie wie Wahrheit aussehen. Nicht das mindeste Mißtrauen gegen seinen jungen Freund, den er in Gedanken wirklich schon als Sohn in's Herz geschlossen, sondern Sorge um Frau v. Luckner war es, was ihn bewegte. Sie hatte ihm an jenem Abende am östlichen Seestrande einen tiefen Blick in ihr Herz und die Beweggeünde ihrer Handlungsweise gewährt, – sie hatte vor dem Manne ihrer Jugendliebe gleichsam gebeichtet und ihm die Triebfeder ihres Lebens, ihr Streben und Hoffen blosgelegt. Er war mit ihrem Ehrgeize, ihren Plänen bekannt gemacht. Und nun bangte ihm um sie, die einst seine ganze Liebe, sein volles junges Herz besessen und seine Hand, ihr beiderseitiges Glück verschmäht hatte, um einem Phantom nachzujagen.

Endlich ging Herr von Helming in den Garten, welcher sich hinterm Hause weit hinzog und fand da seine Familie mit dem jungen Architekten in heiterer Unterhaltung. Er nahm eine Gelegenheit wahr, ihn ohne Aufsehn auf die Seite zu ziehen, und fing nun nach einigen gleichgültigen Reden an:

»Setzen Sie, lieber Wildhoff, nicht bloße Neugierde, sondern die innigste Freundschaft für Sie und die Familie Ihrer Tante voraus, wenn ich frage: Ist Herr von Leith der erklärte Verlobte Ihres schönere Bäschens?«

»Nicht der erklärte Verlobte,« antwortete Wildhoff etwas befremdet und befangen. »Doch wird er in der Familie als solcher angesehen.«

Herr von Helming ließ eine Pause eintreten und fragte dann weiter:

»Herr von Leith ist ein Mann von Ehre?«

»Ich möchte nicht daran zweifeln,« erwiederte Wildhoff betroffen.

»Ich auch nicht!« versetzte der alte Herr rasch.

Wieder war eine peinliche Pause eingetreten, welche jetzt Wildhoff unterbrach:

»Ihre Fragen, Herr von Helming, erinnern mich an ein altes Mißtrauen, das nur die feste Zuversicht meiner Tante beschwichtigen konnte. Er ist mir eben nicht sympathisch.«

»So!« sagte Herr von Helming mit einem Blick, der seinem jungen Gefährten eine flüchtige Röthe über's Antlitz trieb und diesen hinzuzusetzen veranlaßte:

»Allerdings ist dies das Urtheil eines Besiegten.«

»Ihre Cousine ist ein herrliches Geschöpf. So sah einst Ihre Tante aus, nur noch –« der alte Mann seufzte, während nun Wildhoff einfiel:

»Ich bin auch so stolz auf sie, wie ein Bruder auf seine Schwester sein kann.«

»Sie gaben selbst zu verstehen, daß sie Ihnen mehr als das – war.«

»War. Ich täuschte mich.«

»In Ihren Gefühlen oder in denen Ihres Bäschens?«

»In beidem. Ich weiß jetzt, daß ich sie nie liebte.«

Herr von Helming hatte durch einen innigen Ton das Indiscrete, was in seinen Fragen liegen konnte, glücklich zu mildern gesucht, – Wildhoff antwortete rückhaltslos offen. Und als jetzt sein älterer Freund mehr nur andeutete, als aussprach, daß sich jenes erklären lasse, wenn er seitdem Pflichten der Liebe eingegangen und kennen gelernt habe, sagte Wildhoff aufrichtig:

»Ich halte es eines Mannes nicht würdig, Verpflichtungen einzugehen, so lange er nicht im Stande ist, sie zu jeder Zeit zu erfüllen, – oder ein bindendes Wort zu verlangen, wenn er nicht als Antwort sofort ohne Gewissensscrupel seine Hand bieten kann.«

»Und darin liegt wohl auch Erklärung und Rechtfertigung des Verhältnisses des Herrn von Leith zu Ihrem schönen Bäschen!« fiel hier mit erheitertem Blicke Irenens Vater ein. »Und wenn Sie, junger Freund, einmal Verpflichtungen eingehen und ein bindendes Wort verlangen können, wollen Sie mich dann zum Vertrauten Ihrer Wünsche und Empfindungen machen?«

Er reichte seine Hand her. Wildhoffs Augen sahen ihn glänzend an. Sie verstanden sich ohne weiteres Wort.

Kurze Zeit darauf verstummte die Gesellschaft, welche noch vom Mittagsmahl her auf der Terrasse des Gasthofs saß, inmitten des lebhaftesten Geplauders, als der

Architekt Wildhoff mit der norddeutschen Familie erschien und unbefangen neben der reizenden Blondine an der Balustrade lehnte, um ihr das Fernrohr nach den Bergen zu richten. Das Erstaunen wuchs, als er ihr in den Blumenpark vor der Terrasse folgte, wo sie beide verweilten, während Herr von Helming mit Gattin und Schwester am Kaffeetische sitzen blieben.

Unbekümmert um die bedeutsamen Blicke, die verzogenen Mienen und das wieder beginnende Geflüster hinter ihnen, schlenderten die Beiden mit tändelndem, allmälig zärtlichem Geplauder zwischen dem Gebüsch dahin, bis sie sich neben einander auf eine Bank setzten, vor welcher Landschaft, See und Gebirg im schönsten Rahmen lagen. Weit hingedehnt lag der Wasserspiegel im Lichte des Nachmittags, in feierlicher Ruhe. Mit ihrem sanften Lächeln auf den holden Zügen, mit bewegtem, sanftpochendem Herzen saß Irene neben ihm.

Nun hörte er ihre sanfte Stimme nicht mehr. Schweigend sahen sie hinaus. Minuten vergingen darüber, und sie hatten noch kein Wort gesprochen und sich doch schon so vieles gesagt, was ihre Seelen verstanden. Ein und derselbe Gedanken waltete jetzt in ihnen und wartete seines Ausdrucks.

»Wer immer hier bleiben könnte!« kam es dann leise von ihren Lippen.

»Wohin sich Liebe und Treue folgen, da ist es schön!« sprach er. »Wollen Sie einen Ort sehen, Irene, wo es immer schön ist?«

»Zeigen Sie mir den,« sagte sie sanft.

Und er zog sein Taschenbuch hervor und faltete ein Blatt auseinander, eine Zeichnung, die im Hintergrunde schöner Gärten eine reizende Villa zeigte, – im Vordergrunde aber stand ein eng umschlungenes Paar auf einer Terrasse und sah in die vorliegende Landschaft, die Umgebung der Heimath, hinein. Irene mochte das Paar erkennen. Denn sie erglühte, als sie sich auf das Bild niederbeugte.

»Gefällt Ihnen der Ort?« fragte er. »Gefällt er Ihnen, Irene?«

Statt aller Antwort sah sie ihn an; er rückte ihr näher, und sie wich nicht zurück. Da legte sich sein Arm nur auf einen Augenblick um ihre zarte, süße Gestalt, und sie lehnte leise ihr Haupt an seine Schulter. Es war nur ein Augenblick, aber seine Erinnerung erhellte ihm viele, viele nachfolgenden schwarzen Nächte mit magischem Scheine. Es war nur ein Augenblick, aber er blieb ihr für's Leben. Und da saß sie an ihn geschmiegt, weltvergessen. Und ihr Auge leuchtete, und ihre goldene Haarfülle glänzte in der Sonne, und ihre Miene strahlte wonnig, und ihre Seele träumte von einer unfaßbar seligen Zukunft! – Es war nur ein Augenblick.

»Sie werden gesucht, Herr Wildhoff!« unterbrach jetzt Tante Wanda's Stimme diesen Augenblick.

Wildhoff erhob sich, und er sah seltsam aus, als er fragte:

»Und von wem werde ich gesucht?«

»Von einem Dienstmann, der einen Brief bringt«

Wildhoff wußte nicht, warum ihn bei dieser Nachricht eine unerklärliche Bangigkeit überfiel. Das Herz bebte ihm, als habe man ihm den Engel des Weltgerichts angekündigt.

Und doch war es nur ein einfacher Dienstmann in blauer Blouse und rother Kappe, der ein halbes Viertelstündchen vorher schon im Wäldchen, durch welches man vom See heraufkommt, den ersten besten fragte, ob der Architekt Wildhoff im Gasthofe zu treffen wäre. Und dieser erste beste war Herr Felix von Fuchs, der, sich seines gelungenen Attentats auf Professor Bader freuend, nunmehr an den See hinunter wanderte, um dort zu Nachen nach der lebhaften Pauline auszufahren, welche nicht mit zur Höhe gekommen war. Von dem begegnenden Dienstmann gefragt, antwortete er mit einer Gegenfrage:

»Was will man von dem Architekten?«

»Das ist so zu sagen mein Geheimniß!« war die Antwort.

»Eins ist das andere werth,« sagte Herr Felix in hohem Ton. »Auskunft gegen Geheimniß, mein Alter.«

»Das werde ich so zu sagen bleiben lassen!« kam als Antwort zurück, worauf Herr Felix von Fuchs sein Spazierrohr erhob, dem Dienstmanne vertraulich derb damit auf die Schulter klopfte und sprach:

»Mir scheint, man ist so zu sagen ein Schafskopf!«

»Und mir scheint, man kriegt so zu sagen eins hinter die Ohren!« sprach der Dienstmann gelassen und schlug dem Herrn von Fuchs so gesund an den besagten Ort, daß er den ganzen Wald um sich tanzen sah. Hierauf überließ ihn der Dienstmann seinen Betrachtungen und stieg im Walde weiter hinan. Schon war er nahe an dessen Rand, als er plötzlich auf einen einzelnen Herrn stieß, der bei seinem Anblick mit einem lauten Angstschrei zusammenknickte. Der Dienstmann sah ihn verächtlich an und sagte:

»Ah, Herr Bankier Berdelli! Für Sie hab' ich jetzt keine Zeit. Aber Sie können mir so zu sagen einen Dienst leisten, den ich Ihnen bei unserm nächsten Zusammentreffen zu gut rechnen will: Ist jetzt der Architekt Wildhoff im Gasthof zu treffen, oder wissen Sie, wo er sonst weilt? Ich habe Eile.«

»Er ist da!« kam es schluckend aus der Kehle des Zitternden, der sich zu seiner Ueberraschung gleich darauf wieder ohne weitern Schaden allein befand und rasch den Waldpfad hinuntereilte. Es mußte doch seinen Grund haben, daß der Anblick des schlichten Dienstmannes so entsetzend auf den reichen Bankier wirken konnte. Hatte der Schreck Wildhoffs, als er hörte, daß er gesucht werde, wohl eine ähnliche Ursache? Im Gegentheile beruhigte es diesen, als er, auf die Terrasse zurückkommend, in dem schwarzbärtigen Boten den Sozusagen wiedererkannte, mit welchem Irenens Mutter, in Erinnerung seiner Führung durch die Hauptstadt, einige freundliche

Worte wechselte. Wildhoff aber fragte ihn nach seinem Auftrage.

»Hier!« sagte der Schwarzbärtige und zog einen Brief aus der Brusttasche, den er dem Architekten überreichte. »Wo ich Sie treffe, sollen Sie das Schreiben so zu sagen auf der Stelle lesen.«

Wildhoff nahm das Billet entgegen. Es zitterte in seiner Hand, als er die Aufschrift betrachtete. Dann schritt er zur Seite und las.

Irene hatte sich an der Mutter Seite gesetzt und beobachtete ihn. Auch ihr stieg eine seltsame unerklärliche Angst auf. Als er sich aber wieder zu ihr wandte, lächelte er; doch waren seine Züge bleich, seine Lippen blaß, da er mit erzwungener Ruhe sprach:

»Meine Tante verlangt mich zu sprechen, und so muß ich in die Stadt zurück – wie ich gehe und stehe. Noch nicht drei Uhr!« Er hatte die Uhr gezogen und hielt sie in der Hand. »Mit dem letzten Zuge bin ich wieder zurück.«

Wie bemerkt, mit tröstlichem Lächeln sagte er dies, indem jetzt seine Augen stillen Abschied von Irenen nahmen und die Hoffnung des Wiedersehens kundgaben. Und da er unter der Thür verschwand, begegnete seinem zärtlichen Blicke nochmals das sanfte, treue Auge, in welchem er noch vor Kurzem so viel Glück leuchten sah, und das ihm nun bange nachblickte.

Am Tische der Familie Helming war es sehr still geworden. Desto lebhafter und lauter ward man auf einigen andern Tischen. Auch die drei Cavaliere im Reiseincognito, welche Mittags durch Felix gestört worden waren, hatten

auf der Terrasse Platz und mit der Gesellschaft flüchtigen Verkehr gesucht, wobei freilich zumeist der Anblick der reizvollen Blondine fesselte, welche so still bei ihren Eltern drüben saß. Aeußerungen der Frau Professor Bader zu Frau Langenbècque veranlaßten einen der Cavaliere, sich galant mit der Bemerkung hinüber zu beugen:

»Wenn Sie die Sache interessirt, meine Verehrtesten, kann Ihnen wohl dieses sichere Auskunft geben!«

Die Damen nahmen ein Blatt, das er darreichte, entgegen, steckten die Köpfe zusammen und stießen nun ein lautes Ah! Ah! der Ueberraschung und Freude um das andere heraus. Das Blatt zirkulirte, die Herren waren freudig aufgeregt, lachten befriedigt, die Frauen schnatterten zusammen, und man hörte deutlich die Worte wiederholen: »Das war ja vorauszusehen!« Jetzt bat Herr Langenbècque den Cavalier um die Erlaubniß, das Blatt Papier auch Herrn von Helming zeigen zu dürfen, was mit Vergnügen gewährt wurde. Schweigend nahm es der alte Herr aus den Händen des Freudestrahlenden entgegen, mit gepreßten Lippen las er es, und schweigend gab er es wieder zurück. Bald darauf verließ er mit den Seinigen die Terrasse. Daheim schloß er sich allein in sein Zimmer ein und weinte.

Mit bekümmertem Herzen, voll unruhiger Spannung wartete Irene auf den Abend. Der kam und streute sein rothgoldenes Feuer über Berg und Thal und See, daß die Alpen in verklärtem Lichte standen und die Fenster der Villen jenseits des Sees in märchenhaftem Glanze wie Rubine blitzten. Für Irene jedoch war all die Pracht nicht da

und lag ein grauer Flor um die Landschaft. Und die Nacht kam, die stille Nacht. Da lag schon Alles im Hause in Ruhe; nur ein Licht glänzte noch hinaus, ein Fenster stand offen, und dann und wann erschien eine liebe Gestalt unter demselben und blickte sehnend in die Nacht, horchte auf jedes Geräusch aus der Ferne und in der Nähe. Aber er kam nicht, den sie erwartete, er kam nicht, um ihr noch einen trostspendenden Gruß herauf zu senden. Mitternacht kam und ging vorüber, – aber nicht Er. Da suchte auch sie Ruhe, und konnte sie nicht finden. Früh, als die ersten Sonnenstrahlen im Thau glänzten, stand sie schon an Wanda's Lager, weckte die Tante und lockte sie hinunter in die Schlucht hinter dem Dorfe, durch welche Wildhoff vom See herauf seinen Weg zu nehmen pflegte. Dort stürzt der Bach murmelnd durch einen engen, vielgewundenen, von Fichten und Buchen überschatteten malerischen Grund, über das Rad einer Sägemühle hin abwärts zum See. Irene blieb auf einer Bank sitzen, von welcher sie den Geliebten einst die Schlucht heraufkommen gesehen. Die Tante war Blumen pflückend, etwas zurückgeblieben. Und Irene sah stille vor sich hin in die wilde Umgebung.

War es nun die Macht ihrer Sehnsucht, welche ihr plötzlich des Geliebten Gestalt vor die Seele zauberte, – oder war er es selbst: Dorten zwischen dem Dickicht erschien ein Mann wie gebannt an die Stelle, und sah starr zu ihr her. Aber die trübeflammenden Lichter dieser Blicke waren doch nicht seine freundlichen, gütigen Augen, mit welchen er sie so liebevoll anzublicken gewohnt

war! Diese gramverzerrten, leichenblassen Mienen eines Verzweifelnden waren doch nicht die edeln offnen Züge mit der ruhigen Heiterkeit und dem schönen Ernste seines Antlitzes!

Und dennoch war er es – aber todtenbleich, mit hohlen Augen und eingefallenen Wangen. Seine Glieder bebten, wie von Leichenschauern durchschüttert, seine Lippen zuckten krampfhaft, als sie jetzt leise, fast unhörbar ihren Namen flüsterten. Ein ungeheurer, unfaßbarer Schmerz lag in seiner Miene!

Er hatte sich langsam, zögernd genaht. Dann stürzte er plötzlich auf sie zu, da sie seinen Namen nannte, – sttirzte vor ihr nieder und ergriff ihre Hand. Sie durfte nicht mehr zweifeln, daß er es war.

Als Wanda mit einem reichen Strauß von Herbstblumen nach der Stelle hinkam, wo Irene weilte, saß diese allein mit tief niedergebeugtem Haupte auf der Bank. Ihr Busen wogte krampfhaft, ihr ganzes Wesen zuckte in Schmerz und Weh, ihr Antlitz lag in den Händen vergraben, durch welche heiße Thränen quollen. Erschüttert sah die gute bestürzte Tante auf ihre holde Irene. Zärtlich hob sie ihr das Haupt, drückte es an sich, küßte die bleiche Stirne und sagte:

»Tröste Dich, Liebe, – er kommt wieder!«

Da sah Irene mit einer Miene unendlichen Leids zu der Tante auf, ließ ihr Haupt an deren Schulter sinken und

sprach mit erstorbener Stimme und doch herzzerreißendem Tone:

»Er *war* da – – und kommt nicht wieder!«

Vierzehntes Capitel. Der Held unserer Geschichte gelangt vor einen Abgrund.

Als Wildhoff den Gasthof auf der Höhe verließ und durch das Gehölz nach dem See hinunter wanderte, um mit dem anlegenden Dampfschiffe zum Bahnhofe zu gelangen, ging er in solcher Aufregung dahin, daß er nicht einmal den Sozusagen bemerkte, welcher ihm in einiger Entfernung gefolgt war. Erst als er den vom Wege abwärts führenden Waldpfad einschlug, hörte er sich angerufen und wandte sich nach dem Dienstmann um.

»So, Herr Wildhoff,« sagte dieser, »Sie können Frau v. Luckner selber sagen, daß ich meinem Auftrag getreulich nachgekommen bin. Ich habe mir für heute so zu sagen Urlaub genommen und will bei der Gelegenheit eine Schwester besuchen, deren Kindern ich etwas aus der Stadt mitgebracht habe. Und nun empfehle ich mich bestens.«

»Halt, Mann,« sprach jetzt Wildhoff. »Hat man Ihnen denn gar keine Andeutung darüber gemacht, warum mich meine Tante heimruft?«

»Nein, Herr. Der alte Fridolin kam zu mir gelaufen, so erhitzt, daß ich bei mir dachte, er habe wieder so zu sagen etwas zu viel im Kopfe. Aber nein, er gab mir nur den Brief, sagte, ich solle augenblicklich auf den Bahnhof,

mir ein Billet an den See lösen, das Dampfschiff benützen und Sie aufsuchen, wo Sie nur zu finden seien. Ich hatte kaum noch Zeit für meiner Schwester Kinder etwas zu kaufen, und war glücklich genug, Sie im Gasthof zu treffen. Weiter weiß ich so zu sagen nichts.«

»Gut!« sagte Wildhoff, lüpfte etwas zerstreut seinen Hut und sprang die Knüppelstufen des Waldpfads hinunter, während der Dienstmann im geraden Weg blieb. Etwas erhitzt kam der Architekt an der Haltstelle des Dampfschiffes an, – es war noch nicht da. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht lieber oben bei Irenen gewartet hatte. Es war ihm, als müsse er nochmals zur Höhe zurück, um Irenen wieder in die lieben Augen zu blicken, und wenn auch nur auf einen Moment. Die Nachempfindung des letzten schönen Augenblicks lag ihm noch wonnig im Herzen, aber beklemmt von einem beängstigenden Gefühle, in welches ihn die dringliche Botschaft seiner Tante versetzt hatte. Was hatte sie ihm nur mitzutheilen? Vielleicht eine Kleinigkeit, die ihr als Frau wichtig däuchte, während er durch dieselbe aus der süßesten Stunde seines Lebens gerissen worden. Hätte er nur Flügel gehabt, in kurzer Frist würde er wohl wieder zu Irenen zurückzukehren vermocht haben. So mußte er hier auf den trägen Dampfer warten. Schon wollte er einen Kahn miethen, als gellendes Geläute das Schiff ankündigte. Und bald saß er unter dem Baldachin des Verdecks und sah nach der Richtung zurück, wo sein Lebensglück aufgeblüht war. Eine schmerzliche Wehmuth legte sich

dabei um sein Gemüth, je weiter sich der Dampfer seewärts entfernte, – eine *große* Angst drückte wieder seine Seele. Er nahm das Schreiben seiner Tante nochmals vor; vielleicht gab ein übersehenes Wort Aufschluß oder doch eine Andeutung des Zweckes seiner Heimberufung. Aber er mochte es lesen, wie er wollte, da stand nur:

> »Lieber Heinrich! Wo Dich diese Zeilen treffen mögen, eile alsbald zu Deiner Tante, die Dich sehnlichst heute noch erwartet. Versäume keine Minute! Darum bittet Dich dringend Deine treue Tante
>
> E. v. Luckner.«

Die Schriftzüge waren flüchtig; doch schien die Hand gezittert zu haben. Das Wort »treue« war etwas ausgelöscht, wie von einem darauf gefallenen Thautropfen. Was mochte die Tante zu dieser dringlichen Aufforderung bewogen haben. Eine große Bangigkeit kehrte immer wieder zurück, bis das Gefühl wehmüthiger Sehnsucht nach Irenen und stille Träumereien über eine schöne freudige Zukunft ihn allmälig wieder ganz einnahmen, als er sich endlich allein in dem Coupé eines Eisenbahnwagens fand. Der kleine Strauß von Herbstblumen, der an ihrem Busen gesteckt, war ihm jetzt ein lieber Zeuge einer glücklichen Stunde und fand mehrmals seine Stelle an seinen Lippen. Endlich sprang er aus dem Wagen und eilte durch den Corridor des hauptstädtischen Bahnhofs an den Droschken vorüber, denn er glaubte zu Fuß schneller in das Haus seiner Tante zu gelangen.

Da lag es so freundlich wie sonst zwischen seinen Blumenbeeten in der eleganten Straße. Die herbstliche Abendsonne glänzte heiter an seinen Façaden und warf blendenden Schein aus einigen Fenstern, während andere durch seidene Gardinen das volle Licht des Tages abhielten, in das Innere zu dringen. Er erinnerte sich dabei unwillkürlich des Tages, wo er nach seiner Zurückkunft aus Italien auch nach diesen Fenstern emporgeschaut und die prächtige Gestalt Ida's unter jenem dorten entdeckt hatte. Wie hatten sich seitdem seine Hoffnungen und Gefühle geändert, – eine um wie viel wärmere Empfindung hatte jetzt sein Herz ausgefüllt und strebte nicht nach diesen Fenstern, sondern zurück, zurück zu ihr, die all sein Lebensglück ausmachte, all' seine Liebe besaß.

Ida beugte sich heute nicht über das Gesims, obgleich eben wieder ein eleganter Reiter vorüber sprengte und mehrmals dabei nach den Fenstern ihres Zimmers emporblickte. Diese waren dicht verschlossen, die blauseidenen Gardinen ließen kein Auge hinein dringen. Sonst sah Alles an dem Hause noch so heiter, elegant und freundlich aus wie ehemals. Dennoch klopfte sein Herz, als er die Klingel zog und ihr Ton im Innern des Hauses nachgellte. Jeanette, das hübsche Kammermädchen, öffnete ihm, mit wirklicher oder erheuchelter Trauermiene. Er erschrak, fragte jedoch nur:

»Ist meine Tante zu Hause?«

»Ja. Die gnädige Frau befinden sich im Zimmer.«

»Und Ida?«

»Befinden sich ebenfalls in ihrem Zimmer.«

Eine entsetzliche Beklemmung, von der er sich vergebens Rechenschaft zu geben suchte, überkam ihn und schnürte ihm das Herz zusammen, als hinter ihm die Thüre zufiel und er sich in dem kühlen Hausflur befand. Es geht ein düstrer Geist durch dieses Haus! wäre ihm eingefallen, wenn er nicht mit bangen Schlägen seines Herzens die Treppe hinangeeilt wäre. Oben angelangt empfing ihn der alte Fridolin mit den Worten:

»Gott sei Dank und Preis, Herr, daß Sie kommen. Die gnädige Frau hat schon mehrmals gefragt, ob Sie noch nicht da seien! Kommen Sie, kommen Sie nur gleich!«

Wildhoff folgte dem alten Diener, dessen Miene unheilverkündend genug war, in das Vorzimmer und trat dann unter die Thüre, indem er rasch die Portiere zurückzog. Das grüne Boudoir der Tante war noch in demselben eleganten Zustande wie früher; freundlich hoben sich die weißen Sculpturen mit den zierlichen Consolen auf der grünen Tapete ab, und dort von der Wand über dem Secretär schauten die biederen Züge des verstorbenen Oheims in das Gemach seiner Wittwe. Dennoch fehlte diesem die sonstige Heimlichkeit. Die grünen Seidengardinen waren eben völlig geschlossen, und eine tiefere Dämmerung, als gewöhnlich, herrschte in dem Raum, so daß der Traulichkeit desselben einiger Abbruch geschah. Wildhoffs Augen suchten nach der Tante. Er konnte ihre Gestalt nicht augenblicklich entdecken, da sich sein an das Tageslicht gewöhntes Auge erst in die hier herrschende Dämmerung finden mußte. Auch empfing ihn nur ein

unheimliches Schweigen. Jetzt aber ward er durch ein leises Stöhnen auf eine Frauenfigur aufmerksam, die sich in einer Ecke auf die Lohne eines Fauteuils stützte. Sie schien nur mit Mühe sich aufrecht halten zu können; ersichtlich zitternd stand sie dorten.

»Tante!« sprach Wildhoff jetzt, und er brachte das Wort bei ihrem Anblicke kaum aus der Kehle.

Die Gestalt schien aber von dem Klange so betroffen, daß sie beinahe zusammengesunken wäre. Wohl mochte es ihr fast übermenschliche Anstrengungen einer starken Frauenseele kosten, um nicht der Qual und Aufregung des Moments und vorhergegangener Stunden völlig zu erliegen. Nur noch eine kleine Pause; dann rüstete sich die noch immer schöne, aber eben noch gebrochen gewesene Gestalt der Frau von Luckner zu ihrer vollen Höhe auf, ihr niedergebeugter Nacken reckte sich wie früher empor, und so ging sie dem Neffen entgegen, indem sie ihm die Hand hinreichte und sagte:

»Heinrich, ich danke Dir, daß Du so rasch meinem Ruf gefolgt. Ich wußte es ja, daß ich mich in Dir nicht täuschen würde.«

Bis zu diesen Worten war ihre Stimme fest geblieben, nun aber bebte sie so sehr, daß sie endlich fast erstarb, während wieder ihre Hand heftig in der seinigen zitterte. Halb umfaßte sie jetzt plötzlich seinen Hals, halb sank sie hin, von heftigem Schmerz durchschüttert. Sie klammerte sich an ihn, wie der Ertrinkende im Kampf mit dem Tode den Balken umklammert, der ihn retten soll. Ein furchtbarer Kampf peinigte ihre Brust, er fühlte es

wohl, und die Worte erstarben ihm immer wieder, so oft er nach der Ursache dieser leidenschaftlichen Erregung fragen wollte. Endlich brachte er doch die Frage heraus:

»Um Gottes willen, Tante, was ist geschehen?«

Aber heftiger, krampfhafter preßte sie sich an ihn, als wolle sie sich vor dem Umsinken bewahren; und es dauerte noch geraume Zeit, bis der tobende Kampf in ihrem Innern sich so weit in bestimmte Grenzen zurückzog, daß er nicht mehr den starken Willen überwältigte, der ihn allmälig wieder zu regeln versuchte. Als Frau v. Luckner sich endlich aus den Armen ihres Neffen loswand, behielt sie seine Hand in der ihrigen und führte ihn nach der Longchaise, auf welchem sie auch am Tage des ersten Wiedersehens eine verhängnißvolle Unterredung mit ihm gehabt hatte. Vielleicht mochte sie sich derselben erinnern. Sie vermochte längere Zeit nicht dem, neben ihr in höchster, peinlichster Spannung sitzenden Neffen in's Antlitz zu schauen. Als sie's aber dennoch that, erschrak er vor dem leichenstarren Ausdruck ihres Gesichtes, das ihm um eben so viel Jahre gealtert schien, als es Tage waren, seit er es nicht wieder gesehen. Da sie noch immer schwieg und nur auf Fragen von ihm zu warten schien, kam endlich wieder über seine Lippen:

»Tante, was ist geschehen? Du marterst mich mit diesem unheilkündenden Schweigen. Wo ist – Ida?«

Durch ihr Gesicht zuckte etwas bei der letzten Frage, wie ein Schatten von Freude und erstarrender Angst. Dann aber sagte sie mit eigenthümlichem Tone:

»Ida ist in ihrem Zimmer. Sie wird sich freuen, zu hören, daß Du nach ihr fragst, lieber Heinrich. Ja, Heinrich, es macht mir selbst Freude, daß Du gekommen bist, Dich nach ihr zu erkundigen.«

»Du hast mich heimgerufen, Tante!« sagte Heinrich, unwillkürlich berichtigend.

»Ja, guter Heinrich!« sprach sie jetzt mit erzwungener, unheimlicher Ruhe. »Ja. Ich habe Dich heimberufen. Aber liebst Du denn Ida nicht mehr?«

Er sah ihren Blick stier nach sich gerichtet und es schauerte ihn kühl an.

»Ich liebe Ida, ja, als mein Bäschen,« sagte er, »als meine Schwester.«

»Einst war sie Dir mehr!« kam leise von den Lippen der Tante.

»Einst!« antwortete er, und um sein Herz legte sich's immer kühler. »Einst, als ich noch glaubte, es sei Dein Wille, Tante. Aber das ist ja längst vorüber und zwar, wie Du weißt, zu Deiner eignen größten Genugthuung.«

Es bedurfte keiner weitern Erinnerung an jenes Gespräch, das an jenem Nachmittage hier in demselben Gemache, auf demselben Sitze unter den Augen des seligen Onkels im Bilde stattgefunden und mit einem vollständigen Verzicht seinerseits geendigt, nach dem sie ihm ihre Beweggründe enthüllt hatte. Einige Sekunden lang lehnte die Tante mit geschlossenen Augen und Lippen an die sammtne Lehne zurück und athmete schwer auf, als drücke sie eine fürchterliche Last. Dann aber begann sie wieder mit gepreßter Stimme:

»Wir könnten ja auf den alten Plan zurückkommen.«

Wildhoff saß jetzt aufrecht, mit verfärbtem Antlitz und sah die Tante starr an, die kaum herüber zu blicken wagte, um den Eindruck ihrer Worte zu bemessen. Dann fragte er kalt:

»Auf welchen Plan?«

War es, daß sie ihr eignes Antlitz nicht zeigen wollte, oder daß sie sich nicht im Stande fühlte, gleich zu antworten, – vielleicht wollte sie auch nur sich vollständige Fassung erwerben: genug, sie erhob sich von ihrem Sitze, ging durch eine Thüre in ein Nebenzimmer und verschloß dessen Ausgang, kam dann wieder durch das Vorzimmer, von welchem sie den Schlüssel abzog, unter die Portière und in ihr Boudoir, um ruhig ihren alten Platz einzunehmen. Mit zögerndem, knickendem Schritte war sie gegangen, – ihr Tritt hatte fast die frühere würdevolle Grazie und Elastizität gewonnen, als sie wieder herein kam und sich niedersetzte. Wildhoff war ihren Bewegungen mit Herzensangst gefolgt; aber die kurze Zeit, welche diese kleine Wanderung der Tante durch's Haus in Anspruch genommen, hatte nicht blos zur Stärkung ihrer Fassung hingereicht, sondern noch mehr zur Stützung seiner Festigkeit in einem bestimmten Entschlusse. So saßen sie sich jetzt wieder gegenüber. Und da die Tante einige Zeit schwieg, baute der Neffe bereits die Hoffnung darauf, daß sie auf das fatale Wort nicht mehr zurückkommen werde, das sich eiskalt auf sein Herz gelegt hatte. Jetzt aber fing sie ziemlich laut und mit einem erzwungenen Lächeln wieder an:

»Welchen andern Plan, lieber Heinrich, könnte ich denn meinen, als – die Heirath.«

»Heirath? Mit wem?« fragte er mit hervorgepreßter Stimme.

»Wie Du fragst! Eine Verbindung zwischen Dir und Ida!«

Sie konnte ihn dabei nur flüchtig ansehen. Dann schlug sie die Augen wieder in den Schooß und wartete mit peinlicher Spannung auf seine Antwort. Diese erfolgte erst nach einer Pause.

»Tante,« sagte er leise, »Tante, scherze nicht!«

»Ich scherze nicht. Seh' ich zum Scherzen aus, Heinrich?«

»Um so weniger solltest Du solche Aeußerungen thun,« versetzte er noch immer leise.

»Und wenn ich sie dennoch thue, was läßt sich daraus schließen?« fragte sie jetzt ebenfalls nach einer Pause.

»Daß Du Unmöglichkeiten verlangst. Was ist geschehen, Tante? Wie kommst Du auf einen Plan zurück, den Du selbst mit zerreißen halfst! Wo ist Er, der Deiner Tochter Alles und Dir der Grundstein Deiner Lebenshoffnungen war, – wo ist Herr von Leith? Warum erwähnst Du seiner nicht? Tante, Du zwingst mich zu diesen Fragen, – ich stelle sie ungern, – –«

Er hielt inne. Das Aussehen seiner Tante hemmte seine Zunge. Ein Ausdruck unbeschreiblicher, erschütternder Art verzog ihre Miene, und ein langes, schweres Aufathmen trieb ein lautes Stöhnen durch ihre schmerzhaft

gekräuselten Lippen. Dann sprach sie mit erstorbener, harmvoller Stimme:

»Ich vergaß, daß Du es noch nicht wissest, Heinrich! Verzeihe mir. Lies hier. Es steht ja schon in den Blättern. Ein guter Freund hat mir dies da zugeschickt! Man wollte mir wohl – eine Freude bereiten.«

Etwas vom todesschmerzlichen Humor des bittersten Seelengrams lag in diesen Worten, als sie dem tiefergriffenen Neffen ein Zeitungsblatt hinschob, unter dessen zahlreichen Localnotizen sich auch folgende befand:

> »Nach telegraphischen Nachrichten vom Hoflager Sr. Majestät des Königs in Rom, ist der seitherige Ordonnanzofficier Hauptmann von Leith zum Flügeladjutanten ernannt und zugleich unter dem Beinamen von der Leithen, in den erblichen Freiherrnstand des Königreichs erhoben worden.«

»Aber, Tante,« fing Wildhoff an, nachdem er dies gelesen, »so wäre ja der bestimmte Termin für Leith und Ida's Verlobung gekommen. Ich verstehe nicht. Ich fürchtete etwas Schlimmes zu lesen und sehe ein letztes Hinderniß gefallen, wenn sich diese Nachrichten bestätigen.«

»Sie bestätigen sich,« sprach die Tante mit leisem Nachdruck.

»Also Herr von Leith Flügeladjudant?«

»Es ist wahr!«

»Und Freiherr?«

»Es ist wahr!«

»Also?«

»Er ist für Ida verloren!« sprach Frau von Luckner kaum hörbar. »Lies weiter – das roth unterstrichene.«

Wildhoff las die bezeichnete Stelle, welche lautete:

> »Unter den vom königlichen Hoflager aus Rom hierher gelangten Nachrichten dürfte die von der Verlobung des königlichen Flügeladjutanten Freiherrn von der Leithen, mit einer Erbin aus den vornehmsten Familien unseres Landes auch in weiteren Kreisen Interesse erregen. Die jugendliche Braut, Gräfin Adele von Waldburg, ist Waise und befindet sich mit ihrer Tante, der Freifrau Hortense von Buchberg, seit einigen Wochen in der ewigen Stadt. Wie man vernimmt, wird die Vermählung selbst noch in Rom stattfinden und das junge Ehepaar erst nach Neujahr in die Heimath zurückkehren.«

Wildhoff hatte die Mittheilung durchgelesen und starrte noch immer auf das Blatt. Es war ihm, als müsse er sich erst durch mehrmalige Durchlesung dieser Mittheilung überzeugen, daß sie deutlich gedruckt vor ihm stand. Und doch bestätigte sie nur, was er immer insgeheim befürchtet, wovor er seine Tante so manchmal gewarnt, wenn ihre vertrauensvolle Zuversichtlichkeit von

Leith wie von einem Felsen sprach, auf den sie ihr ganzes künftiges Denken und Handeln, alle ihre hohen Pläne bauen wollte. Aber das Menschenherz ist so geartet, daß wohl sein Mißtrauen wach sein konnte und dennoch das Befürchtete, sobald es einmal eingetroffen, erschütternd auf uns wirkt. So viel Falschheit und Treulosigkeit schien dem edlen Wildhoff noch immer unglaublich, wenn er sich auch sagen mußte, daß sie ihm stets als letztes Resultat der Beobachtungen vorgeschwebt war, welche er über Leith's Charakter, Denkungsart und Handlungsweise angestellt hatte.

Nun flimmerte es ihm vor den Augen, da er mit starrem Blick auf die verhängnißvolle Notiz schaute, welche den ganzen stolzen Bau seiner Tante mit einem Schlag zusammenstürzte und zwei Frauen, welche seinem Blute wie seinem Herzen noch immer gleich nahe standen, in eine Hölle voll unerdenklicher Seelenqualen verstoßen mußte. Wenn er an Ida, an seine Tante und deren Leid dachte, wie furchtbar der Schlag sie getroffen, all' ihr Hoffen zerstört, ihr Denken, Sein und Empfinden zerrissen, ihr Leben zermalmt haben mochte, zitterte ihm das Herz vor erbarmungsvollem Mitleide, aber auch vor tödtlichem Grimme gegen die Niederträchtigkeit, deren Opfer ihre vertrauensvollen Seelen, ihre Leichtgläubigkeit geworden. Er dachte jetzt an keinen Vorwurf um letzterer willen. Er wollte seine Warnungen und Ermahnungen nicht in's Gedächtniß zurückrufen; er dachte nur an die herbe, furchtbare Enttäuschung und deren Wirkung auf das Herz seiner Tante und seines Bäschens.

Und so saß er da, mit stierem Auge auf das Blatt blickend. Es war eine todesschauerliche Stille im Zimmer, ein fürchterliches Schweigen. Er getraute sich nicht zu fragen, ob das Alles wahr, was er da gelesen. Er getraute sich lange nicht einmal aufzusehen nach seiner Tante, – er fürchtete sich gleichsam vor deren Anblick. Als er es dennoch that, erschrak er und sein Herz zuckte in heftigem Schmerz. Die Tante saß da, das Haupt auf die Hand gestützt, mit so gramvoll verzerrter Miene, daß er Mühe hatte, sie wieder zu erkennen. Der sonst so festgeschlossene Mund mit seiner schönen regelmäßigen Linie, war wie im Todeskrampf geöffnet und gekräuselt, ihre Gesichtsfarbe war leichenblaß, die Augen hatten den Ausdruck sprachloser Verzweiflung, und auf der sonst so glatten freien Stirne hatte der Gram einer Nacht und eines Tages schon Furchen eingegraben, wie er es sonst in Jahren kaum vermag. Er sah, dies so stolze Frauenherz war gebrochen. Tiefes Mitleid und Erbarmen trieb ihm Thränen in die Augen bei diesem Anblicke.

»Arme, arme Tante!« kam ihm leise von den zitternden Lippen.

Er glaubte nicht, daß sie's gehört haben könne, drum schauerte es ihn an, als sie nun mit dumpfer Stimme erwiederte:

»Ja wohl, ich bin arm! Arme Tante, arme Mutter! Unglückseliges elendes Weib!«

»Nicht doch, liebe Tante,« fiel Wildhoff erschüttert ein. »Was ist's denn auch, als daß ein Nichtswürdiger sich zum Glück noch frühe genug entpuppt hat. Für Ida ist

es besser so, und zum Lebensglück bedarf es keines politischen Einflusses, keiner Einwirkung auf die Geschichte des Landes, keiner hohen Stellung –«

Sie winkte ihm schwach mit der Hand, inne zu halten. Ihre Geberde sprach aus, daß es sich nicht mehr darum handle, daß ihr Alles das jetzt gleichgültig sei.

»Du weißt nicht, was ich dabei fühle,« fing sie dann an, indem sie sich den kalten Schweiß mit dem Tuche von der Stirne trocknete, »was ich fühle, wenn unsere Familie, – meine, unsere Familie, Heinrich, – entehrt – –«

»Entehrt?« rief Wildhoff mit bebendem Herzen. »Tante, ist sie deswegen entehrt, wenn sie durch einen Niederträchtigen getäuscht und betrogen wurde?«

»Dem Spotte, der Verachtung anheimgegeben, ein Gegenstand des Gelächters für Alle! O!« fuhr sie stöhnend fort, »daß ich das erleben muß, das Ziel ihrer hämischen Reden und Blicke zu werden! O, ich weiß, die Meisten liebten mich nicht, wenn sie mir auch schön thaten. Sie kannten meinen geheimen Stolz, ahnten meine hohen Pläne, – sie werden jubeln und mir den tiefen Fall gönnen.«

»Tante,« fing Wildhoff beschwichtigend und mahnend an, »Du, eine Frau von Deiner Seelengröße und Charakterstärke, – die nie den Schein für die Sache gewollt, – Du wirst Dich doch nicht um das Urtheil charakterlosen Gesindels kümmern!«

»O, ich weiß das,« bemerkte sie wieder, während noch immer der kalte Schweiß aus allen Poren ihrer todesbleichen Stirne drang, »ich weiß dies Volk zu taxiren, ich

habe mich nie über dasselbe getäuscht. Es ist auch das nicht, – es ist ja gerade das Mitleid der Edleren, der Triumph des stolzen Adels über die betrogene Vermessenheit der Beamtenwittwe, wie sie's nennen. O Heinrich, Heinrich, *ich* so gedemüthigt, ein Gegenstand des Mitleids der Besseren, des Gelächters für die Andern – ich faß' es, ertrag' es nicht. Und – mein armes Kind, meine Ida, die Hunderte beneidet haben, meine Tochter, mein einziges Kind, mein Stolz, mein Alles – –«

»Tröste Dich, Tante!« sprach Wildhoff. »Für Ida ist nichts verloren, als ein Unwürdiger, der sie doch nie glücklich gemacht haben würde. Ida ist jung, schön, liebenswürdig und wird auch künftig für Hunderte ein Ziel sehnlichster Wünsche sein. Wie viele werden sich glücklich schätzen, daß Ida's Hand wieder frei geworden.«,

»Wie viele!« kam jetzt von den Lippen der gequälten Mutter, und ein düstrer Strahl ihrer Augen traf ihn, Grauen erweckend, als sie weiter sprach. »Warum nicht Du?«

Er schwieg. Das Wort hatte ihn wieder leichenkalt berührt und ihm alles Blut zum Herzen zurückgedrängt.

»Warum nicht Du?« tönte ihre Stimme noch einmal, und ihre Augen ruhten mit dem Ausdrucke tödtlicher Spannung auf seiner Miene.

Eine qualvolle Pause war eingetreten, qualvoll für Beide. Wildhoff mußte sich die ganze Erinnerung seiner Liebe, die volle Erscheinung Irenens zurückrufen, um dem ergreifenden stillen Flehen ihrer Blicke, dem Ausdruck von Seelenangst in ihrem Antlitze widerstehen zu können. Er mußte sich panzern mit der ganzen Kraft seiner

Liebe gegen die Wirkung des erschütternden Anblicks seiner Tante. Endlich sagte er doch, um etwas zu sagen:

»Ida liebte mich nie, Tante!«

»Sie haßt Dich nicht! Heinrich!«

»Ich hasse sie auch nicht, aber ich *kann* sie nicht mehr lieben, wie –«

»Du galtest bei den Meisten noch bis in die letzte Zeit als ihr Bräutigam,« fiel jetzt Frau von Luckner ein, da ihr Neffe wieder zögerte. »Es wird nicht auffallen, wenn Du Dein Bäschen zum Altare führst.«

Jetzt mischte sich in sein Mitleid mit der Verzweiflung seiner Verwandten, doch etwas Empörung gegen die Zumuthung, welche in den Worten der Tante sich aussprach. Er fühlte sein Herz nun vollständig gewappnet und seine Miene nahm wieder einen kalten Ausdruck an.

»Heinrich,« fing die Tante wieder an. »Sprich ein zustimmendes Wort, ich bitte Dich! Du wirst meinen Wunsch erfüllen, Heinrich?«

»Ich kann nicht!«

Wie ein Faustschlag traf das Wort die Tante, daß sie an die Lehne zurücksank. Ihre linke Hand fuhr an die Stirne, ihre Rechte an die Stelle des Herzens. Als sie so eine Zeitlang verharrt, fing sie mit der Entschlossenheit der Verzweiflung nochmals an:

»Sage das böse Wort nicht wieder, Heinrich! Sohn meiner Schwester, nimm das Wort zurück. Heinrich, Heinrich, Du wirst meinen Wunsch erfüllen. Heinrich, Du wirst es! Sage, daß Du es wirst!«

Sie sah ihn dabei mit einem Blicke an, unter welchem er sich wie in Todesqual wand. Und in seinen Worten lag nun wie in seinen Zügen der Ausdruck entsetzlicher Pein, als er noch einmal erwiederte:

»Ich kann nicht, Tante! Tante, ich kann nicht!«

Mit angehaltenem Athem, wie eine zum Tode Verurtheilte, sah sie ihn stier an. Dann erst versetzte sie mit gepreßter Stimme:

»Und warum, warum kannst Du nicht? Warum willst Du in dieser Stunde größter Noth Deiner Tante, die Dich wie einen Sohn geliebt, die rettende Hand verweigern? Heinrich, – bedenke, was Du sagst, bevor Du das böse Wort wiederholst. Vergiß Deinen verletzten Stolz, Heinrich, – folge nicht gekränkter Eitelkeit. Du bist doch sonst keine kleinliche Natur, Heinrich. Heinrich, Heinrich, Du kannst mich nicht so flehen hören, ohne meine Bitte zu gewähren . . . «

»O Tante, sieh mich nicht so flehend an! Meinen Stolz kann ich opfern, nicht aber – –«

»Was nicht? Ich verstand Dein letztes Wort nicht. Was kannst Du nicht opfern?«

»Mein Herz ist nicht mehr frei, Tante! Alles, nur meine Liebe kann ich nicht opfern.«

»Deine Liebe,« sprach die Tante, und wie ein bloßer Hauch ging das Wort von ihren Lippen. »Und – wen liebst Du?«

Mitten in der Qual des Augenblicks färbte sich jetzt sein bleiches Gesicht mit leichtem Roth. Die Tante aber

fuhr in ihrer tödtlichen Spannung ungeduldig zu fragen fort:

»Wen, Heinrich? Wen? Sein Kind – *ihre* Tochter?«

Er brauchte den Namen nicht auszusprechen. Sie verstand ihn, sie las ihn aus seiner Miene, und mit beiden Händen preßte sie die stöhnende Brust. Sie schien noch mehr zu erbleichen, und ihre Augen nahmen einen trüben Glanz an. Es schwamm ihr vor den Blicken. Erst nach längerem Schweigen fragte sie dann mit erstorbener Stimme:

»Hat sie Dein Wort schon? Bist Du verlobt?«

Wildhoff war wieder leichenblaß geworden. Er hätte ein unwahres Wort sprechen können und wäre damit wohl jeder weiteren Zumuthung überhoben gewesen. Mit Bitterkeit gedachte er jetzt seiner stets hinausgeschobenen und noch immer zurückgehaltenen Erklärung gegen Irene und deren Eltern, – eine Zurückhaltung, die ihm jetzt als eine Schrulle, eine zu weit getriebene Ehrenhaftigkeit erscheinen mußte. Ein »Ja« von seinen Lippen auf der Tante Frage hätte ihn retten können. Aber mit einer Lüge, und war sie noch so sehr eine Nothlüge, sich aus dieser fürchterlichen Versuchung befreien und die Tante hoffnungslos in den Abgrund stürzen lassen, das konnte er nicht.

Er schwieg.

»Bist Du verlobt?« fing die Tante ihre Frage von Neuem an, lauter, dringlicher. »Heinrich, ich frage Dich auf Dein Gewissen: Bist Du der Verlobte Irenens v. Helming?«

»Nein,« antwortete er leise. »Noch nicht, aber –«

Ein hörbares Aufathmen, das ein nachdrückliches »Gott sei Dank!« bedeutete, entrang sich der gequälten Brust der Frau v. Luckner und übertäubte die Worte, die Wildhoff noch hinzusetzte. Dann legte sie ihm mit der alten Vertraulichkeit die Hand auf den Arm, sah ihn fest an und sprach nun mit festerer Stimme und stets zunehmender Sicherheit:

»Weißt Du noch, wie ich Dir hier auf diesem Sitze das Geheimniß meines Lebens offenbart habe? Sagte ich Dir nicht, Heinrich, sagte ich Dir damals nicht, daß ich – eine schwache Frau – stark genug war, mein Lebensglück dem – – ja, dem Ehrgeize zu opfern, um unsere Familie zu erheben, sie einflußreich und groß zu machen? Was ich damals that, und vermochte für die bloße Aussicht weithin wirkenden Einflusses, das kannst Du heute um so eher, wo die dringendste Nothwendigkeit befiehlt – den Fall unserer Familie zu verhüten, die Ehre derselben vor der schadenfrohen Welt zu bewahren. Du bist ein Mann, Heinrich, – ich kenne Dich von Deiner Kindheit an. Ich weiß, Du wirst Dich von keinem Weibe, und wäre dieses Weib auch Deine Tante, beschämen lassen.«

Während so Frau v. Luckner sprach, hatte auch Wildhoffs Miene ihre frühere Festigkeit wieder gewonnen. Der Ausdruck seiner Züge verhärtete sich, sein Blick ward kalt, als er sich jetzt erhob, so daß die Hand der Tante von seinem Arme herunter in ihren Schooß glitt. Und aufrecht stehend sprach er nun nicht ohne Bitterkeit im Tone:

»Tante, ist die Ehre unserer Familie unberührt, wenn auch das Kind durch uns die bittere Enttäuschung erfahren muß, welche einst das Herz des Vaters zerriß? Spiele nicht mit dem Schicksale, Tante. Sind dem Wahne, den du Ehre, Ehrgeiz nennst, noch nicht genug Opfer gebracht?«

Frau v. Luckner hatte sich gleich ihrem Neffen erheben wollen. Aber sie sank von diesen Worten getroffen wieder auf die *Chaise longue* zurück, bedeckte einen Augenblick lang das Gesicht mit den Händen, und hielt dann diese bittend zu Wildhoff empor, indem sie, selbst zitternd, auf ihrem Sitze kauerte und in herzzerreißendem Tone mit dem Stammeln entsetzlicher Angst rief:

»Heinrich, sprich nicht so! Wenn Du wüßtest, – wenn Du wüßtest, welche Qualen mit jedem Deiner Worte auf mein Gewissen fallen! Wenn Du wüßtest, welche Lasten Du auf meine Seele wälzest! – Weiche mir nicht aus, Heinrich,« rief sie in steigender Angst mit gerungenen Händen. »Setze Dich wieder hieher, mir gegenüber, Heinrich, – ich vergehe, wenn Du mich so ansiehst.«

Jedoch – er verharrte in seiner Stellung. Da erhob sie sich plötzlich und wankte auf ihn zu, indem sie seine Hände ergriff. Ihr Antlitz war qualvoll durchzuckt, – auf ihrer Stirne stand wieder der kalte Schweiß.

»Heinrich, Sohn meiner einzigen Schwester, – ich weiß was ich von Dir verlange, – ich weiß es! Aber sieh' die Angst meiner Seele und versprich, daß Du Ida heirathen willst.«

Ihr Ton und Anblick war herzzerreißend. Wildhoff stand in tiefster Erschütterung, wandte aber das Gesicht ab. Man forderte von ihm die Zerreißung jedes Bandes, das ihn noch an die Freude des Daseins knüpfte. Sich selbst sollte er seinen Himmel zerstören, und um Anderer willen eine Hölle wählen. Denn mit dem Bewußtsein der Täuschung seiner Liebe war ihm ferneres Leben eine schwarze qualvolle Hölle. So verharrte er mit abgewandtem Antlitz, während die Finger der Tante in seiner Hand zitterten. Als er es wieder herkehrte, lag seine Tante vor ihm auf den Knieen, während sie mit einem entsetzlichen Jammerblicke zu ihm aufsah und seine Hände krampfhaft mit ihren kalten Fingern umkrallte.

»Heinrich, sieh', Deine Tante kniet vor Dir, – Deiner Mutter Schwester! Die Frau v. Luckner, die noch zu keinem Menschen gefleht, Niemanden auf Erden um eine Gnade gebeten, sie bittet, sie fleht auf den Knieen zu ihrem Neffen.«

Er wollte sie aufrichten. Aber sie sank immer wieder nieder auf den Zimmerteppich.

»Hier, hier zu Deinen Füßen ist meine Stelle,« sagte sie. »Hier will ich Dich anflehen, so lange Dein Herz von Stein, – so lang' ich noch einen Laut, so lang' ich noch eine Thräne habe. – Du weißt noch nicht Alles! Erspar' mir, erspar' Deiner Tante ein Geständniß, mit dem ihr Sein, ihr Verstand entflieht! – – Heinrich, Heinrich – –«

»Und was ist es denn?« rief er jetzt, sich in Verzweiflung krümmend. »Was ist es denn, warum ich mein und

ihr – ihr Lebensglück zerstören soll, die ich über Alles liebe! Was ist es denn?«

Von einem Schauer durchbebt, schüttelte sich die Gestalt der Frau v. Luckner auf ihren Knieen.

»Laß es unausgesprochen, Heinrich!« sprach sie, indem sie des Haupt sinken ließ. »Ich bringe das Wort nicht über meine Lippen.«

Wildhoff antwortete nicht. Als die Tante ihr müdes Haupt wieder zu ihm aufrichtete, stand noch immer die furchtbare Frage in seiner Miene. Sein Gesicht hatte einen starren, wilden Ausdruck. Seine Züge waren wie in einer grauenhaften Ahnung verzerrt.

»Heinrich,« rief sie in schneidendem Tone, »Heinrich – – ich werde wahnsinnig.«

»Ich bin es schon!« erwiederte er mit tonloser Stimme und fuhr sich über die jetzt ebenfalls in kaltem Schweiß gebadete Stirne.

Nun trat ein Schweigen ein, das nur das leise Ticken der eleganten Uhr unterbrach. Dann aber begann er – und sein Herzblut erstarrte dabei, seine Adern stockten, als er mit einem unnatürlichen ruhigen Tone begann:

»Tante, nun *muß* ich Alles wissen. Was ist's? Nur ein andeutendes Wort. Was ist Ida begegnet?«

Als hauche ihre Seele in einem einzigen stöhnenden Laute aus, so kam es jetzt in einem schweren Seufzen über ihre Lippen. Eine Weile erfolgte nichts weiter. Todtenstille herrschte im Zimmer. Nur die Stockuhr tickte eintönig fort. Wie verwundert blickten die Augen des verstorbenen Onkels aus dem Portrait an der Wand auf

die erschütternde Scene im Boudoir seiner Gattin, wo der Neffe in tödtlicher Spannung einer Antwort harrte, und die Tante mit gerungenen Händen auf den Knieen einen furchtbaren Kampf kämpfte. Endlich erklang ein Menschenlaut, so dumpf und erstorben, als käm' er aus dem Geisterreiche:

»Es wär' ihr besser, sie läge im tiefsten Grabe!«

Dann trat wieder das frühere Schweigen ein. Die Tante war auf dem Teppich zusammen gesunken. Die hohe Gestalt des Neffen stand, wie von wilden Fieberschauern durchschüttert, in der Dämmerung des Gemachs. Seine Hände waren auf die feuchte Stirne gepreßt. Seine Züge drückten eine ungeheuere Verzweiflung aus. So stand er lange. Nur einmal kam von seinen bleichen Lippen ein leises Wort:

»Allmächtiger Gott!«

Als sich endlich, mit übermenschlicher Anstrengung Frau v. Luckner von dem Teppich des Gemachs wieder erhob, schleppte sie sich auf den Neffen zu. Ihre schwankende Gestalt sank ihm an die gequälte Brust, krampfhaft hielt sie sich an ihm aufrecht, um nicht wieder kraftlos nieder zu sinken. Sie näherte ihre Lippen seinem Ohre. Er *sollte* jetzt Alles wissen. Und kaum hörbar lispelte sie mit der Stimme einer Sterbenden:

»Meine Tochter – Ida ist – –«

Das letzte Wort blieb unausgesprochen. Dennoch verstand er es vollkommen.

Seine Arme legten sich um die schlaff zusammensinkende Gestalt der armen Mutter. Die letzte Anstrengung

hatte die Kräfte dieser Frauenseele erschöpft. Ihr Haupt hing todtenblaß und mit geschlossenen Augen herunter, als er sie auf das Sopha trug. Nur ihre kalte, feuchte Hand umkrallte noch krampfhaft die seinige, da die Bewohnerin des Zimmers ohne Lebenszeichen auf den Kissen lag.

Funfzehntes Capitel. Erzählt von grossem Leide.

Es war schon Abend geworden. Nacht und Dunkelheit herrschte in dem Boudoir der Frau von Luckner, und die, welche es sonst so reizend zu beleben wußte, lag still und bleich, einer Sterbenden gleich, auf dem Sammet ihres Ruhebetts.

Noch immer saß Wildhoff neben der Ohnmächtigen und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Wollte ihm als ein fürchterlicher Traum erscheinen, was er in dieser Stunde gehört und erlebt, so genügte ein Blick auf die Ohnmächtige, um ihm die entsetzliche Wahrheit, die furchtbare Wirklichkeit aufzudrängen. Und doch faßte sein schwindelnder Kopf noch nicht den vollen Umfang des Schrecklichen, das auf ihn einstürmte. Bewußt war ihm nur, daß er vor einem grauenhaften Abgrunde stand, der einen anderen Curtius verlangte, um sich über dem heldenmüthigen Opfer zu schließen. Was aber war der Tod des patriotischen Römers gegen sein eigenes Schicksal, wenn er sich entschloß, den klaffenden Riß decken zu wollen, der durch die Ehre und das Dasein seiner Familie ging! Stürzte er sich in den Schlund, der seine Verwandten zu verschlingen drohte, so erblühte ihm kein

glänzender Nachruhm daraus, wie dem todeskühnen römischen Patrizier, sondern viel eher ward das Gegentheil seiner That, seinem übermenschlichen Entschluß.

Ja! Der furchtbarste Tod war wenig gegen sein Loos. Nicht sein Leben, seines Lebens ganzes Glück sollte er hingeben. Er sollte leben, elend leben und nicht sterben dürfen. Er sollte alle die süßen Hoffnungen seiner Liebe, da sie eben erst herrlich aufgeblüht waren, für ewig begraben, – sollte nicht blos das eigene, sondern auch *ihr* Glück zerstören, die er so heiß, so innig liebte, sollte sie in ihrem innigen, freudigen Vertrauen täuschen, das seine ganze Seligkeit gewesen. Das Alles sollte er, um fremden Verrath, fremde Schmach zu decken, um eine Schuld zu sühnen, an welcher er völlig unbetheiligt war. Was Andere gefehlt, sollte er schrecklich büßen, – auf seine Schultern die Folgen eines Fehltritts nehmen, den seine Warnungen nicht verhindern gekonnt. Ihm, dem Unschuldigsten, bürdete man die ganze Wucht eines Unglücks auf, in das man gegen sein eigenes besseres Wissen und Wollen gerannt. Und er sollte sich darum aus dem Himmel seiner Liebe in einen Abgrund von Höllenqualen für dieses ganze Erdenleben stürzen. Es war empörend!

Solche Erwägungen zuckten dunkel in ihm auf, marterten sein Herz und brannten durch sein Gehirn, als er so stumm und still dasaß, neben der Ohnmächtigen in der Dunkelheit des Gemachs. Einige Mal trieb ihn wilde

Empörung auf, und er fragte sich, warum gerade er, ohne irgend welche Schuld an der Catastrophe, er, der Zurückgedrängte, Abgewiesene das blutigste Opfer dieser Familientragödie sein solle. Sein ganzes Wesen, all sein Bewußtsein kehrte sich dann gegen diese Nothwendigkeit, indem er seiner Liebe gedachte. Aber im Anblicke seiner Tante zerschmolz alle Entrüstung wieder zum innigsten Mitleide. Indem er sich vorstellte, was werden solle, wenn er die arme Mutter in ihrer fürchterlichsten Noth verließ; was sie beginnen würde, wenn er, ihr natürlicher Vertrauter, ihr einziger Rettungsanker sie hülflos sich selbst überließ; wenn er so die sonst so starke Frau gebrochen, als Raub der herbsten Verzweiflung vor sich sah: da flüchtete sich alle Bitterkeit und Gekränktheit hinter sein Herz, das von unsäglichem Erbarmen blutete.

Minute um Minute verging, ohne daß er sich so weit zu fassen vermochte, um den Beistand der Dienerschaft für die Tante anzurufen.

Es dauerte lange, bis sie ihr Auge wieder matt aufschlug und es müde und lebenssatt auf dem Neffen ruhen ließ, der in angstvoller Spannung zu ihr niederblickte. In ihrer Miene lag ein leidvoller Vorwurf, eine bittere, herbe Anklage, nicht gegen den Neffen, sondern gegen das Schicksal, das sie wieder zum Bewußtsein des Lebens und damit ihres Leidens geweckt hatte. Sie versuchte, ihre blassen Lippen zu bewegen. Erst allmälig bekam sie jedoch die Kraft zu den fast unhörbar leisen Worten:

»Sei ruhig, Heinrich. Aengstige Dich nicht. Ich sage nichts mehr, wünsche nichts mehr, als mit meinem armen Kinde zu sterben.«

Nun aber beugte sich Wildhoff zu der unglücklichen Mutter nieder und sprach in seinem liebevollsten Tone:

»Tante! Ich kann Dich nicht so leiden sehen. Fasse Dich, – ich werde thun, was ich vermag. Nur kein bindendes Wort verlange jetzt. Erhole Dich. Lebe wohl! Auch ich will allein sein.«

Er wollte gehen. Eine schwache Bewegung ihrer Hand hielt ihn noch zurück. Matt und müde klang ihre Stimme, da sie sagte:

»Nur noch eine Bitte, Heinrich: führe mich zur Thüre des Zimmers meiner Tochter.«

So richtete er sie denn auf. Beide schwankten durch den schwach beleuchteten Corridor bis zu der Thüre, welche zu den Gemächern Ida's führte. Wildhoff hörte innen ein leises Wimmern und Jammern, das ihm durch die Seele schnitt. Als die Thüre sich öffnete und die Mutter hinein trat, sah er durch die Spalte flüchtig das schöne, jugendliche Antlitz eines Wesens, das nur zum heitersten Genusse des Lebens geschaffen schien und nun bleich, in Thränen gebadet, ein Bild des Jammers, da innen stand.

Die Thür schloß sich, und er befand sich allein im Corridor. Innen im Zimmer ließ sich ein herzbrechendes Schluchzen vernehmen. Da drückte er die Hände vor die Augen und schritt so nach seinen eigenen Zimmern. Hier schloß er sich ein.

Die Nacht rückte vor, Stunde um Stunde verfloß und noch hatte Wildhoff kein Zeichen gegeben, daß er irgend etwas bedürfe. Die Dienerschaft im Hause wartete und wartete. Auf den Zehen schlich sich die geschmeidige Jeanette durch den Corridor oben und lauschte an den Schlüssellöchern. Im Zimmer der Tochter des Hauses hörte sie weinen und schluchzen und klagen und sah sie die schöne Gestalt der reizenden Ida von Luckner in den Armen ihrer verzweifelnden Mutter, trostlos über die Seitenlehne ihrer Causeuse gebeugt. Im Gemache des Architekten jedoch war und blieb es still und dunkel. Das Kammermädchen konnte nichts erlauschen, so lange sie auch an der Thür verweilte, von welcher sie nur durch einen unsanften Puff des alten Fridolin verscheucht wurde. Dieser war überhaupt in letzterer Zeit sehr grob gegen sie gewesen. Er hatte wohl seine Gründe hierzu, der alte Fridolin.

Aber auch dieser Getreue lauschte an den Thüren des mattbeleuchteten Corridors herum, wenn auch nur aus wirklicher Theilnahme. Denn das Herz war ihm gar schwer in diesen Tagen voller Unruhe und bänglichen Dahinlebens; und vornehmlich an diesem Abende trieb es ihn herum, treppauf, treppab, durch alle Zimmer und Böden, nur nicht in den Keller. Er hatte die dort liegenden Weinflaschen ganz vergessen und überließ sie ihrem Schicksale und den Spinngeweben, welche sich um dieselben zogen.

Es war unheimlich in dem sonst so freundlich belebten Hause. Es war unheimlich – und still in dem Zimmern des

Architekten. Eine Stunde um die andere floß hin, und der Glockenschlag klang von den Hauptthürmen der Altstadt über die Alleen herüber, von welchen das vergilbte Laub durch die Nacht zu Boden wehte.

Um Mitternacht aber tönte mit einem Male ein Schritt durch das Haus. Auch die Tante hörte ihn, und er dröhnte ihr schauerlich an die Seele, da sie eine Thür sich schließen und dann den Schritt draußen hörte, während sie über ihrer Tochter wachte, welche die thränenschweren Augen endlich zum wohlthätigen Schlummer geschlossen hatte.

O, sie wußte, die so einsam über ihrem Kinde wachte, was sie von dem verlangt hatte, dessen Tritte außen im Corridore gegen die Treppe hinhallten, – sie wußte, was sie ihm aufzuladen suchte, – sie kannte die Wucht ihrer Forderung. Und ihr blutendes Mutterherz entsetzte sich – im Gedanken an seine Qual – vor der eigenen Selbstsucht. Gleich einem Raben, mit quälendem Fittiche schwebte die Reue um ihre Seele und wehte sie schauernd an, – Reue, das bitterste und unfruchtbarste aller Gefühle, durch welche das Unglück gefoltert wird.

Und da draußen ging Einer, das Haus zu verlassen, über welchem das Verhängniß düster brütete. Wohin trieb ihn die Verzweiflung, die sie in sein Herz gepflanzt? Sie wollte sich erheben, um ihm nachzulaufen; aber die Füße versagten der Armen ihren Dienst. Sie horchte und hoffte, die Tritte würden sich wieder zurück zu den Zimmern ihres Neffen wenden. Vergeblich. Und als nun die Schritte allmälig auf der Treppe verhallten, als sich unten

die Hausthür öffnete, welche zur Straße führte: da riß sie sich mit verzweifelter Kraft empor und eilte an das Fenster, an welchem sonst Ida zu sitzen und die Huldigungen der vorüber reitenden Freunde des Herrn v. Leith zu empfangen pflegte. In Todesangst drückte sie ihr bleiches, verhärmtes Antlitz an die Scheibe. Da rang sie die Hände wund und sah mit bebenden Lippen flehentlich zum besternten Nachthimmel empor – und dann wieder auf die Straße nieder.

Das Zufallen der Thüre unten tönte dumpf und mit erschreckendem Nachhall durch das Haus und wie Donner des Weltgerichts an ihr Ohr. Auf der Straße tauchte dann eine hohe Männergestalt auf, das Verschwinden derselben in der Nacht draußen nahm der Lauschenden allen Glanz vom Sternenhimmel hinweg.

Eine licht- und trostlose Nacht waltete über dem Hause der Frau v. Luckner.

Und dennoch war es eine schöne Herbstnacht. Der Ostwind führte wieder den Wellensang des Alpenstroms über die schlummernde Stadt hin in die westlichen Viertel derselben. Mitternacht war bereits vorüber, die Straßenlichter erloschen. Nur die Sterne funkelten aus der Ferne, und aus einem durch Gebüsch halbverdeckten Fenster fiel der rosige Glast eines beleuchteten Zimmers auf das Laubwerk des Hausgärtchens vor demselben. An dessen Planken lehnte Jemand und sah minutenlang hinüber nach dem hellen Fenster. Der Mann hatte die Arme

auf den Querbalken gestützt und seinen Kopf in die Hände gelegt. So blickte er unbeweglich nach dem freundlichen Schimmer und mochte in bittere, schmerzliche Erinnerungen und Betrachtungen versunken sein. Denn er stöhnte manchmal schwer und laut auf, lauter und schwerer, als er einst von dem gehört, der nun in angestrengter Arbeit da innen saß und kaum ahnte, wer in stiller Nacht außen an den Gartenplanken lehnte – als ein Verzweifelnder.

Welcher Wechsel seit jenem Spaziergange auf der Uferhöhe, wo der heimgekehrte Architekt fast ungläubig Mittheilungen entgegen genommen, welche von dem Leid und den Sorgen dieser Erde erzählten! Unglück hatte ihm damals mehr nur hypochondrische Einbildung geschienen. Nun es ihn selbst gefaßt hatte, mit eisernen Armen umklammerte und packte, suchte auch sein zerrissenes Herz die Einsamkeit, und er floh selbst das Antlitz des Freundes, der in dem beleuchteten Zimmer dorten noch wachte.

Als Herbert nämlich zufällig an das Fenster getreten war, um die angestrengten Kopfnerven etwas ausruhen zu lassen, bemerkte er die Gestalt an dem Plankenzaun und öffnete alsbald in Erinnerung jener Mainacht die Fensterflügel. Hatte er doch den ganzen Sommer über sich an der dunklen Farbenpracht des Sammtveilchenbeets geweidet, welches ihm damals durch einen Unbekannten gespendet worden war, und in der Hoffnung diesen zu erkennen, lehnte er sich jetzt hinaus. Trotz der Dunkelheit fiel ihm jedoch sogleich der Unterschied der

hohen Gestalt von heute zu der untersetzten von damals auf. Der an den Planken entfernte sich in demselben Augenblicke rasch gegen die Altstadt hin, daß die Tritte hohl in der verödeten Straße nachklangen und allmälig in der Ferne verhallten. Von Osten über die Stadt her tönte nur noch jenes seltsame Tosen, dem Herbert auch heute wieder lange, lange lauschte, ohne zu ahnen, welche menschlichen Klagen sich in der feierlich stillen Nacht mit den hehren Lauten mengten.

Stromaufwärts von der Stadt stürzt das grüne Alpenwasser in zahlreichen Fällen über künstliche Wehre und rauscht erquickend und erhebend – eine Symphonie der lebendigen Natur – den Wanderer an zwischen den Bäumen und Gesträuchen der Aue. Doch auf das Gemüth des Einsamen, der nach Mitternacht dorten hinwanderte, war die Wirkung verloren. Das Schäumen und Wallen, das Sprudeln und Rauschen des erfrischenden Elementes übertäubte wohl dessen Stöhnen, nicht aber den in ihm brennenden wilden Schmerz. Stunde um Stunde ging hin, und trostlos, eine Beute des furchtbarsten Seelenkampfes ohne Sieg, ohne Ende, strich Wildhoff zwischen der Welt von rauschenden Wassern umher und dann querfeldein – ohne zu wissen wohin – an schlafenden Dörfern und Weilern vorüber durch weite Forste und grüne Heiden, über kahle Fluren wieder in dichte Wälder.

Die Nacht war ungewöhnlich schön. Wäre es nur Sturm gewesen, es hätte seinem Gemüthe wohler gethan. Die Heiterkeit des Firmamentes that ihm wehe, wie ihm

der Gedanke an den kommenden Tag Grauen erweckte. Er wünschte die Welt schwarz und finster, denn Finsterniß lag um seine Seele, ohne Lichtpunkt seine Zukunft vor ihm, wenn er, seinem Lebensglück entsagend, den Forderungen der Pflicht gegen seine Verwandten entsprach. Qualvoll war aber auch sein Glück, wenn er, es mit der Verzweiflung derselben erkaufend, jede andere Rücksicht der einzigen gegen seine Liebe hintansetzte.

Und während sein Gemüth unsäglicher Pein erlag, folterte die Wucht seines Leids auch seinen Verstand. Vergeblich marterte er sein Gehirn nach einem andern Rettungsmittel, einem Ausweg aus dieser fürchterlichen Collision der Pflichten ab. So durchzuckte ihn der Gedanke, den Verführer aufzusuchen, zur Rechenschaft zu ziehen, ihm die Umkehr zur Pflicht gegen Ida aufzuzwingen, oder selbst des Königs Machtspruch zu Gunsten seiner betrogenen Verwandten anzurufen. Trotz seiner schrecklichen Aufregung drängte sich ihm dennoch die Ueberlegung auf, daß diese Wege durch ein Wirrsal von Sensation dennoch nicht zum Ziele führen mochten. Er verhehlte sich nicht, daß die Tante mit ihrer entehrten Tochter lieber den Tod, als diesen Ausweg durch die Scandalsucht und Medisance oder auch nur durch das Mitleid der Gesellschaft wählen würde.

Schon graute der kommende Tag und Wildhoff lief noch immer, als könne er seiner Qual entlaufen, ohne zu wissen wo und wohin. Eben trat er aus der Nacht eines weiten Buchenforstes, der vom Herbste eingehaucht

sich bereits bunt färbte. Er stand am Rande eines engen Thals, durch welches ein kleiner Fluß sich hinwand. Traulich murmelte derselbe durch die Morgenstille, da Wildhoff die Ufer entlang schritt. Bald erschienen einige Hütten in malerischen Gruppen, – die Bewohner schliefen noch. Nur die Mühlenwehre rauschten, die Räder gingen. Sonst keine Spur von wachenden Menschen, als eine dünne Rauchsäule, welche aus einem der Häuschen über die farbigen Laubkronen des Ahorns an der steilen Wand der Schlucht emporstieg.

Der Friede des Thals hätte wohlthätig auf Wildhoffs zerrüttete Gemüthsverfassung wirken können, wenn seine Sinne für freundliche Eindrücke noch offen, seine Seele für solchen Trost der Natur noch zugänglich gewesen wäre. Aber, unempfänglich für die Außenwelt ließ er den beginnenden Tag die Reize der Landschaft erschließen, ohne daß er sie anders wahrnahm, als mit einer unangenehmen Empfindung des Schauerns und Fröstelns. Das Sonnenlicht mochte bald die Menschen herauslocken; er aber scheute Anblick und Begegnung derselben gleich einem flüchtigen Verbrecher. Eben öffnete sich die Thüre des Häuschens, aus welchem schon der Morgenrauch emporwirbelte und eine tiefe Männerstimme sprach:

»Laß die Kinder schlafen, Walli. Sag' ihnen, der Onkel komme bald wieder, wenn sie brav bleiben. »Ich selbst will so zu sagen wieder in's Joch. Also, b'hüt Euch Gott.«

»B'hüt Gott, Wendel. Grüße die arme Thekla!« antwortete eine Weiberstimme.

Wildhoff beschleunigte seine Schritte, ohne sich umzusehen, bis er, zufällig emporschauend, auf dem hohen Rand der steilen Thalwand die Gebäude einer Haltstation der oben vorüber ziehenden Eisenbahn bemerkte. Er blieb stehen und sah hinan. Er erinnerte sich des Tags, wo er in wehmüthigen Empfindungen der Stadt entfliehend, aus einem Wagen des Zugs in die grüne Schlucht niederblickte, in der er jetzt in Verzweiflung selbst weilte, – erinnerte sich des Moments, wo er zum See gelangend wieder das holde Mädchen erkannte, deren Anblick ihm damals jede Wunde heilte und wie die aufsteigende Sonne die Dämmerung seines Gemüthes erhellte. Noch wie ein Traum ging die Geschichte seiner Liebe durch seine Seele, – die ganze Wonne ihrer Blüthezeit füllte für einen Augenblick sein Herz, um einem unendlichen Weh zu weichen, wenn er daran dachte, wie ihre liebe Gestalt noch Abends vorher von der reinen Lust und Seligkeit ihrer Liebe durchbebt an seiner Seite gelehnt. Nur wenige Stunden, eine einzige Nacht lag zwischen seinem Glücke und seiner Qual. Aber welche Nacht! Sie hatte Alles verschlungen, was er je von der Wonne des Lebens geträumt, – sie hatte sein Paradies für immer zerstört, vernichtet, was seine schönsten Wünsche und Hoffnungen aufgebaut hatten. Sein Herz zuckte im herbsten Weh, wenn er der vertrauensvollen Hingebung ihres liebevollen Gemüthes, des unvergleichlichen Reizes ihrer Erscheinung gedachte, da die holde Unschuld ihres Wesens zum glücklichen Bewußtsein ihrer Liebe gekommen war.

Wildhoff war eine starke, männliche Natur. Dennoch überwältigte ihn die lebhafte Erinnerung und Vorstellung so sehr, daß der Schmerz sein ganzes Wesen durchschütterte und jeden Widerstand seines Körpers gegen dessen Macht lähmte und niederwarf. Er sank an den Rain in das welke Laub hin, – sein oberer Körper krümmte sich gegen die Kniee, sein Antlitz barg sich in beiden Händen. Wie von Todesschauern geschüttelt, zuckten seine Glieder und krampfhafter Schmerz peinigte seine Brust und würgte ihm an der Kehle, durch welche sich die bitteren Worte rangen:

»Irene! Irene! Wie kann ich es ertragen!«

»Viel, so zu sagen Alles kann der Mensch,« wenn er nur will!« sprach eine tiefe, kräftige Stimme neben ihm in theilnehmendem Tone.

Wildhoff schreckte auf, sprang hastig auf die Beine und sah den unberufenen Sprecher streng an. Der vor ihm stand trug einen vollen, schwarzen Bart, eine blaue Blouse und Dienstmannsmütze. Er hatte ihn sogleich als den »Sozusagen« erkannt, der ihm gestern das verhängnißvolle Billet der Tante überbracht und wie sein böses Schicksal mitten in das Glück seiner Liebe getreten war. Wildhoffs Miene war harsch, sein Aussehen um so herber, als er schließen durfte, daß der Dienstmann schon seit einer Weile der Zeuge seiner tiefen Erschütterung und des Ausbruchs seines – wie ihm jetzt bedünken wollte – unmännlichen Schmerzes war. So fragte er denn in strengem Tone:

»Wen suchen Sie hier?«

»Niemanden,« antwortete der Dienstmann ruhig, »aber mir scheint, ich habe sozusagen Jemanden gefunden.«

»Der jedenfalls Ihrer nicht bedarf,« versetzte Wildhoff, indem er vor Scham und Unwille, einer Schwachheit belauscht worden zu sein, erröthete.

»Vielleicht doch,« erwiederte der Dienstmann treuherzig. »Es mag Ihnen anders scheinen, aber man muß sich zuweilen sozusagen auch aufdrängen können.«

»Wohl auch eines Aufdringlichen sich zu entledigen wissen,« sprach Wildhoff barsch, indem er sich zum Weitergehen wendete und ohne sich umzuschauen Waldpfad, an den Windungen des Flüßchens hin, entlang schritt.

Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als er bemerken konnte, daß der Andere nicht im Sinne hatte, sich so leicht abweisen zu lassen, oder zurückzubleiben. Denn er hörte dicht hinter sich Jemanden nachkommen und gleichen Schritt halten in dem von Laub verwehten Pfade. Nun kam wirklicher Unwille aber die Zudringlichkeit hinzu, so daß er mit einem Male stehen blieb, sich umwandte und den Dienstmann ansah.

»Was wollen Sie?«

»Für's Erste sozusagen nichts Schlimmes, und dann zur Eisenbahn hinan,« antwortete der Dienstmann mit vollkommener Ruhe.

»Ist das Ihr Weg, so gehen Sie voraus, ich werde dann zurück bleiben,« sagte Wildhoff, seinen Unwillen mäßigend.

»Thun Sie das nicht, Herr Wildhoff. Lassen Sie mich an Ihrer Last sozusagen mittragen.«

»Meiner Last? Was wissen Sie von meiner Last?«

»Sie scheint schwer genug, um bemerkt zu werden,« versetzte der Dienstmann in treuherzig theilnehmendem Tone.

»Und Sie werden bemerken, daß ich sie selbst zu tragen weiß und keines Dienstmanns bedarf,« sprach Wildhoff, indem er sich wieder zum Gehen wandte.

»Wer weiß es, vielleicht doch!« meinte nachfolgend der unverwüstliche Sozusagen.

»Darüber steht mir allein Urtheil und Entscheidung zu,« erwiederte Wildhoff etwas gereizt, zugleich wunderlich berührt von der jähen Ausdauer des Menschen und dessen Unempfindlichkeit gegen seine unzweideutigen Abfertigungen, welche jedoch sichtlich keiner Verhärtung des Herzens, keiner Rohheit des Sinnes, sondern wirklicher, theilnahmsvoller Empfindung zu entspringen schien.

»Wenn man unglücklich ist,« fing jetzt der Dienstmann an, »wenn man von Leid bedrückt ist, so –«

»Sie setzen das bei mir voraus,« fiel Wildhoff ein, indem er etwas verächtlich und wegwerfend fortfuhr: »Und da soll ich Sie wohl zum Vertrauten wählen.«

»Ich wäre weder der Schlimmste noch Unwürdigste!« erwiederte der Dienstmann in einem Tone, der nicht ohne Wirkung auf Wildhoff blieb.

»Ich habe nichts mitzutheilen,« sprach er etwas milder, als seither.

»Gut, dann lassen Sie sich gefallen, daß ich Ihnen etwas mittheile, oder sozusagen eine Geschichte erzähle.«

»Wenn Sie mein Herz rühren wollen, so können Sie die Geschichte sparen, hier ist meine Börse,« sprach jetzt Wildhoff.

Aber der Dienstmann wies mit einer Handbewegung das Geld ab, indem er entgegnete:

»Ich habe Ihre Börse weniger nöthig, als Sie sozusagen meine Geschichte. Ich verlange nichts von Ihnen, als daß Sie dieselbe anhören oder mich wenigstens erzählen lassen. Sie ist weder lang noch verwickelt, Herr Wildhoff, und ich bin fertig, bevor wir auf diesem Pfade aus der Schlucht hinan zum Stationshause kommen.«

»Nun, so erzählen Sie denn,« sprach Wildhoff trocken.

»Sie kennen doch den Banquier Berdelli?« begann nun der Dienstmann, indem er dicht hinter Wildhoff drein schritt. »Ein reicher und – sozusagen – ein höchst angesehener Mann. Nicht wahr? Sie können daraus ersehen, wie viel die Meinung der Welt, ihre Achtung oder Mißachtung werth ist.«

»Wie so?« fragte Wildhoff gleichgültig, doch verwundert über diese Folgerung.

»Wie so?« wiederholte der Dienstmann. »Herr Berdelli ist sozusagen nicht schlimmer als andere angesehene Männer, und doch ein Tropf. Ein Tropf, wie es leider viele gibt. Und daß er dies sei, hat er heute Nacht mehrmals von mir hören können, als ich ihm zufällig nochmals hinter seiner Villa am See begegnete.«

»Und was haben Sie mit diesem Berdelli?« fragte Wildhoff noch immer ohne besondere Theilnahme, wenn er sich auch einer früheren Scene erinnerte, deren Zeuge er gewesen war.

»Hören Sie!« bemerkte der Dienstmann, in seinem Berichte fortfahrend. »Ich fange jetzt sozusagen märchenweise an: Es war einmal ein junger Geselle, der hieß Wendel, und ein junges, schönes, armes Mädchen, das hieß Thekla. Und der Wendel hatte die Thekla lieb und wie er glaubte – sie ihn nicht minder. Thekla war die Mündel von Wendels Vater, lernte nähen und Kleider machen, um sich ehrlich fortbringen zu können. Wendel sollte wie sein Vater Gärtner werden, wäre aber lieber Künstler geworden, und als sein Vater überschuldet starb, konnte er gerade soviel, um als Gärtnergehülfe da und dort aushelfen und in seinen Freistunden Fensterrouleaux malen und kleine, zierliche Papparbeiten machen zu können. Der einfältige Bursche sah nämlich jetzt Thekla sozusagen als seine Mündel an, für die er sorgen müsse und plagte sich Tag und Nacht, um ihr von dem verdienten Gelde irgend eine Freude zu machen.«

»Und Thekla?« fragte Wildhoff.

»Die nähte damals um geringen Lohn bei vornehmen Leuten. Es ist Ihnen gewiß schon das große, viereckige Haus auf dem Königsplatz aufgefallen! Nun dort nähte sie auch bei der alten Frau Berdelli. Der Herr Sohn, ein großer Leichtfuß, fand bald Gefallen an dem schönen, gutmüthigen Nähmädchen und wußte sie endlich mit dem Versprechen zu bethören, daß er sie heirathen

werde. Sie hatte ihn lieb, also glaubte sie ihm. Um den Wendel kümmerte sie sich nicht mehr, seine Warnungen nahm sie als Beleidigungen auf, und zuletzt sah sie den Grobian so zu sagen gar nicht mehr an und bezog eine hübsche, kleine Wohnung in der Vorstadt.«

Wildhoff ging langsamer und horchte mit mehr Theilnahme der einfachen Geschichte, obgleich er noch immer nicht begriff, warum sie ihm erzählt wurde.

»Und wie nahm der Wendel diese Sinnesänderung auf?« fragte er.

»Nicht eben leicht, Herr!« antwortete der Sozusagen. »Nicht leicht. Es kamen böse, böse Tage, Wochen, Monate über ihn, bis er sich so zu sagen wieder herausriß. Eine wohlhabende Gärtnerstochter, die ihres Vaters Geschäft erbte, hatte ihn lieb gewonnen, und da sie ein offenes, heiteres Gemüth hatte, konnte auch er so zu sagen die Nani gut leiden. Sie wollte ihn heirathen, und halb aus Trutz und Verdruß, halb aus Weltklugheit und Neigung war es ihm recht. Die Hochzeit war schon festgesetzt. Da erfuhr er, daß auch der junge Berdelli an demselben Tage getraut werde, und der Wendel wünschte dabei der Thekla zu begegnen um ihr zu zeigen, wie leicht er ihre Untreue nehme. Ganz anders aber ward ihm, als er hörte, daß die Braut nicht Thekla heiße, sondern ein vornehmes Fräulein sei. Auf und davon lief der Wendel, um die Thekla aufzusuchen. Sie hatte ihr hübsches Quartier verlassen, und es kostete Mühe, sie in einer traurigen Kammer

wieder zu finden, wohin sie sich mit ihrem Gram verkrochen hatte, um in Schmerz und Verzweiflung einem armen Würmchen von einem Menschenkind das Leben zu schenken. Es war eine Geschichte, wie sie oft vorkommt, Herr! Das Besondere dabei war nur, daß der junge Berdelli der armen Thekla gegen reichliche Vergütung zumuthete, einen Verwandten von ihm als Vater anzugeben, der für den reichen Vetter in solchen Fällen einzutreten pflegte, – auch so zu sagen ein ehrenwerther Mann. Thekla wies die Zumuthung mit Verachtung zurück. Die Arme wollte ihrem Verführer überhaupt keine Ungelegenheit, auch nicht bei seiner Braut, bereiten, sondern nur büßen für ihre Schuld und in Scham und Reue vergehen.« –

Der Sozusagen holte hier Athem und ließ eine kleine Pause eintreten.

»Und der Wendel?« fragte jetzt Wildhoff mit Theilnahme, welche merklich durch seine Stimme bebte.

»Der Wendel gab seine Brautschaft auf, obgleich er mit der Nani hätte so zu sagen glücklich werden können. Ein anderer ist es seitdem mit ihr geworden. Gesegne es ihm Gott!«

»Und warum,« fragte jetzt Wildhoff mit leiser, zitternder Stimme, »warum gab er selbst sein Glück auf?«

»Warum? Ja, sehen Sie, er war eben ein einfältiger Kerl und hielt es für seine Pflicht, sich des Mündels seines verstorbenen Vaters, der armen und weltverlassenen Thekla anzunehmen, ihre Ehre vor den Menschen zu decken, indem er ihrem Kinde Vater werden wollte. Glücklich fühlte

er sich dabei gerade nicht, das ist gewiß. Aber man ist ja so zu sagen auch nicht auf der Welt, um immer glücklich zu sein. Und dann dachte der Wendel, so jung er noch war, an die Ewigkeit.«

»An die Ewigkeit?« fiel Wildhoff jetzt erstaunt und in sichtlicher Erregung dazwischen, indem er auf dem laubverwehten Pfade für einen Augenblick stehen blieb.

»An die Ewigkeit,« wiederholte der Dienstmann. »Er war eben ein etwas kurioser, so zu sagen ein einfältiger Kerl, wie Sie schon gemerkt haben werden, las gern in Büchern und dachte sein Theil darüber nach. Nun rechnete er so: Gegen die Ewigkeit ist unser Menschenleben gar kurz, so zu sagen kaum der Millionste Theil eines Augenblicks – Sie müssen das ja besser wissen, Herr Wildhoff – so kurz also, – daß es sich nicht der Mühe lohnt, hier glücklich zu sein. In der That mag unsere Erde im großen Weltall nur so ein Blatt sein, wie sie da auf den Bäumen hängen, herunter wehen oder schon am Boden liegen; und wenn man die Erde auch als Wald nimmt, so ist ein Menschenleben solch ein vergilbendes Laubblatt, wie es eben da herunter fällt zu den andern unter unsern Füßen, – einen Sommer grünend unter Sonnenschein, Sturm und Regen, um dann zu verwelken: vergänglich wie Lust und Leid des Menschenlebens. Meinen Sie nun, Herr Wildhoff, der Wendel könnte dem Ende seiner Tage ruhiger entgegen sehen, wenn er sich um die arme Thekla nicht weiter gekümmert, sondern die Gärtnerstochter genommen hätte und ein gemachter Mann geworden wäre? Mag unser Loos nach dem Sprung ins Dunkle sein,

wie es wolle, – es ist nicht schwer zu sagen, ob uns die Freuden, die wir selbst genossen, oder das Anderen ersparte oder gemilderte Elend die liebere Erinnerung in der letzten Stunde sein wird.«

Der Sozusagen schwieg, auch Wildhoff stieg schweigend den Pfad empor, während das Laub unter ihren Tritten raschelte. Er war durch so schlichte Moralphilosophie bei einem Manne dieses Standes, durch die Mahnung und Lehre, welche in dessen Worten lagen, durch die Aussicht, welche sie eröffnete, tief ergriffen, ja erschüttert und beschämt, so daß sein Erstaunen über die allmälig sich hebende Ausdrucksweise des Erzählenden nicht dagegen aufkommen konnte. Erst nachdem die Mittheilung durch eine ganze Kette in ihm erweckter Betrachtungen zur Wirkung einer gewissen Entschlossenheit gelangt war, fragte er, ob der Wald sich oben allmälig lichtete:

»Und so heirathete der Wendel die arme Thekla?«

»Nein, Herr! das nicht!«

»Nicht?« fragte Wildhoff verwundert entgegen. »Warum nicht?«

»Weil Thekla so zu sagen als Gefallene nicht einwilligen wollte, die Frau eines ehrlichen Mannes zu werden. Ihr Kind starb bald, sie selbst trug einen siechen Körper für Lebenszeit davon. Was ihr von Schande blieb, das wollte sie allein tragen, und wenn man nicht zur großen Welt gehört, richtet Einen der Verlust der öffentlichen Meinung auch nicht zu Grunde. Genug, Wendel und Thekla blieben ledig, und wenn sie seine Stütze in Anspruch

nahm, geschah es nur, wo es anders nicht mehr gehen wollte. Um aber stets für die Arme sorgen zu können, sah sich der Wendel nach einer festen Stellung um. Darum setzte er denn auch die rothe Mütze auf und zog die Dienstmannsblouse an. Und da, Herr Wildhoff, haben Sie so zu sagen die ganze Geschichte.«

Damit traten sie aus dem Walde auf die freie Höhe, an welcher die Eisenbahn vorüberzog und die Schienen im Lichte des Morgens glänzten, während in der Richtung nach Süden hin, in der weiten Vertiefung des Landes, sich der Seespiegel stahlgrau bis zum fernen Gebirge, wo die Morgennebel lagerten hindehnte. Wildhoff war durch die schlichte Geschichte des Dienstmannes wenigstens zum Theil aus seiner verzweiflungsvollen Versunkenheit gerissen und für die Wahrnehmungen der Außenwelt empfänglicher geworden. Hatte sich in ihm auch ein bitterer Entschluß durchgerungen, ein opfermuthiger Entschluß schmerzlichster Entsagung auf alles Glück, alle Freude des Lebens, so zauberte ihm der Anblick des Sees doch augenblicklich dieses Glück, diese Freuden, wie er sie unter dem Glanze seiner jungen Liebe genossen, mit den blendendsten Farben vor; und eine unbezwingliche, brennende Sehnsucht nach ihrem Anblicke, die er über Alles liebte, wenn er ihr auch entsagen wollte, ward in ihm angefacht. Während nun der Dienstmann auf das Stationshaus zuschritt, um sich ein Billet zur Fahrt in die Stadt zu lösen, ließ Wildhoff den vom See herauf kommenden Zug an sich vorüber sausen und folgte den Eisenschienen, die sich zum Wasser absenkten.

Seine Wanderung seit Mitternacht war planlos gewesen, wenn ihn auch ein unbewußter Zug geleitet haben mochte. Jetzt, wo seine Schritte ein bestimmtes Ziel hatten, spürte er nichts von Erschöpfung und Ermüdung, während er zum See, der im Frühlichte vor ihm lag, hinunterschritt und dann die Straße des westlichen Ufers verfolgte. Seine sich widerstreitenden Gefühle entflammten dabei, je näher er dem Ziele kam, zur früheren leidenschaftlichen Stärke. Während qualvolle Angst an seinem Herzen zehrte und abwechselnd dumpfe Verzweiflung alle seine Glieder zu lähmen drohte, beflügelte glühende Sehnsucht seine Schritte, ohne daß er wußte, wie er zu dieser frühen Stunde durch Irenens Erscheinung beglückt werden, oder wie er in seiner Lage dieselbe ertragen sollte.

So feierlich die Morgenstille den See kleidete, hatte er doch allen Sinn für dessen Schönheit geschlossen, als er am Ufer hinstrich, bis er beklommen an der Stelle verweilte, von welcher die Wege zur Höhe hinan führten, wo er noch gestern so glücklich gewesen. Tödtliche Bangigkeit überfiel ihn und schien sich in seine Kniegelenke setzen zu wollen, während sehnsüchtiges Verlangen ihn weiter trieb, um auf dem verborgensten Umwege wenigstens zum Anblicke des Fensters zu gelangen, aus welchem Irene früh den ersten Blick in die lichtvolle Landschaft zu werfen pflegte. So eilte er, ein Raub sich widerstreitender Empfindungen und entfesselter Leidenschaften, am Bache der Schlucht hinan. Diese zieht sich in einem wahren Wirrsale malerischer Windungen – von

prächtigen Bäumen hoch überragt, von wildem Dickicht und Gestrüpp durchrankt und von dem Geräusch des zum See eilenden Baches durchtönt – zur Höhe hinan. Gegen Osten geöffnet, lag der volle Glanz des Morgens in derselben, – die Wipfel der Tannen golden durchstrahlt, die Laubkronen des Ahorns und der Buche farbig angehaucht, in der Tiefe Thauglanz auf Gras und Busch, dazwischen nur die Wellenstimme des bergab taumelnden Wassers. Und mitten in dieser reizenden Wildniß stand Wildhoff plötzlich wie gebannt, als wäre ihm die Erscheinung Melusinens oder der Waldfee selbst geworden.

Vielmehr hätte die Begegnung weder der einen noch der andern auf ihn zu wirken vermocht, wie der Anblick, welcher ihm ward, als er bei einer der zahlreichen Krümmungen des Pfades aus dem Dickicht trat. Die enge Scene war vielleicht die wildeste der ganzen Schlucht. Inmitten derselben auf einer Bank aus Baumzweigen saß ein junges Mädchen, schöner als Melusine, holder als jede Waldfee. Denn es war Irene.

Da ihre niedergesenkten Augen im thauigen Grase weilten, sah sie den bleichen, von Schmerz durchschütterten Mann im Dickicht noch nicht, während sie im vollen Liebreiz ihrer Jugend und Sanftmuth in der Wildniß saß, wehmüthig sinnend und sehnend, still und traurig, als habe sie eine Ahnung von all' dem Leid und Weh, das ihr nahte. Jetzt streifte ihr Blick seine Gestalt und blieb an derselben hangen. Eine Blutwelle stieg vom Busen her durch Hals und Antlitz, dasselbe bis zur Stirne mit einer Purpurfluth färbend. Ebenso rasch wich aber

dann alle Farbe aus ihren Wangen, – Irene erblaßte bis in die Lippen. Und nun saß sie so bleich, so bleich wie der Mann dorten mit der erregten Geberde und verstörten Miene. Denn ihr Herzblut stockte vor dem Weh, das sich in seinen Zügen kundgab, ihre Adern erstarrten vor dem Kampfe, der sich in seiner ganzen Erscheinung abmalte. Entsetzt sah sie zu dem hinüber, den sonst nur ihr stilles Entzücken zu begrüßen gewohnt war.

Wildhoffs Anblick war erschütternd, sein Seelenzustand bemitleidenswerth.

Was er sich zu sagen vorgenommen bei dieser Begegnung, seine angestrebte Entschlossenheit, Fassung und Besonnenheit – Alles schwand im Anblicke der Geliebten seiner Seele, die ihm nie theurer und holdseliger erschienen, als in dem Momente, wo er ihr entsagen sollte. Ein Weh ohne Ende füllte ihm die Brust und drohte sie ihm zu zersprengen. Es war ihm, als wende sich sein Herz, um zu brechen. Und doch stand er stumm und regungslos dorten. Nur seine Lippen zuckten, seine Züge verzerrten sich im herbsten Ausdrucke unerhörten Leides, während Irene mit bleicher Miene die lieben sanften Augen fragend nach ihm gerichtet hielt.

Er schnappte nach Luft und rang mit verzweifelnder innerer Anstrengung nach so viel Stärke, um sich ihr nähern und durch ein Wort dies ensetzliche Schweigen brechen, sich selbst erklären zu können. So schritt er denn langsam gegen die Bank hin, auf welcher Irene saß. Herzensbang, voll trüber Ahnung sah sie zu ihm auf. Er blickte in die sanften, frommen Augen, die ihm so oft selig

und beseligend zugelacht und jetzt voll Thränen standen, daß sie überflossen, als sie bange fragend zu ihm aufblickte.

Da war es mit all seiner Selbstbeherrschung vorüber. Er hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie schweigend. Er wollte sprechen und konnte kein Wort hervorbringen. Seine Kniee wankten, sein ganzes Wesen knickte ein, innerlich und äußerlich brach er zusammen. All seine Mannheit und Geistesstärke vermochte nichts gegen die Qual des Augenblicks, so daß er sich zu ihren Füßen hinwarf, ihre Kniee umfaßte und seine Stirn auf dieselben beugte, während seine Brust, sich krampfhaft hebend, laut stöhnte.

»Irene!« war endlich das einzige Wort, das über seine Lippen kam. Irene! meine Irene!« wiederholte er, und es klang wie Grabgeläute all ihrer Hoffnungen.

Von seinem und dem eignen Schmerze bezwungen, beugte sie sich zu ihm nieder. Auch sie war so bleich, so still geworden, – auch sie hielt in wortloser Qual seine Hände, – auch sie litt den herbsten Schmerz ihres Lebens. Und heißer rannen ihre Thränen in der Angst ihrer Seele.

Wildhoff zog sie im Uebermaß seiner qualvollen Empfindungen näher an sich, und sie wehrte ihm nicht. Was er sich während der glücklichen Entwicklung seiner Liebe nie erlaubt, that er jetzt. Einen Moment lang wogte ihr zarter Busen in leidvoller Lust an seinem heftig pochenden, blutenden Herzen. Einen Augenblick ruhte ihre weiche Wange an der seinigen und lagen ihre Arme

um seinen Hals geschlossen. Wenige abgebrochene Worte hatte er ihr zugeflüstert. Sie hatte verstanden, daß dieselben Trennung, Scheiden und Leiden bedeuteten. Und der überwältigende Schmerz hatte sie an seine Brust, an seinen Hals geworfen, daß sie sich einige Sekunden lang an den theuren Mann klammerte, dem sie so ganz angehören wollte, und den sie nun verlieren, aufgeben sollte, wo er ihr Alles geworden. Schluchzend, in bitterer Seelenpein, hing sie an seinem Halse – ihre liebe holde Gestalt zitterte und bebte in seinen Armen und schloß sich innig an ihn, als könne sie ihn nimmer wieder lassen, nachdem sie zum erstenmale an seinem Herzen gelegen. Er aber drückte seine Lippen – nicht auf ihren keuschen Mund – nur auf ihre weiße Stirne, auf ihre lieben weinenden Augen. Und dann sprach er in Worten, deren jedes ihm das Herz abstoßen zu wollen schien:

»Und Dich, meine Irene, soll ich lassen, – Dich aufgeben! Dich, mein geliebtes, holdes Mädchen soll ich verlassen! Dich zu lieben aufhören, Du mein einziges, einziges Glück, meine Wonne!«

Irene versuchte jetzt, sich seinen Armen zu entziehen. Sie fühlte, daß sie in diesem Kampfe die Stärkere sein mußte.

»Es muß sein! Lebewohl!« sprach sie, mit Heldenmuth sich fassend und nach Kraft ringend, indem sie ihre Thränen trocknete und den geliebten Mann sanft von sich wegdrängte. »Leben Sie wohl – für immer!«

»Für immer?« rief er in verzweifelndem, herzzerreißenden Tone. »Für immer?! – Ja, ja, Du Engel meines

Lebens: es muß sein! So kurz die Seligkeit! So unendlich schön das Paradies unserer Liebe! Und nun verbannt daraus: für immer!«

Stöhnend kam es aus seiner Brust. Mit seinen Händen preßte er seine Stirn. Dann sah er sie mit einem Blicke an, der all ihre erzwungene Fassung brach, allen Schmerz des Augenblicks, alle Gefühle ihrer Liebe mächtig in ihr entflammte. Er nahm ihre Hände und bedeckte sie mit brennenden Küssen. Er konnte sie nicht loslassen und zog die Geliebte an seine in wildem Weh zuckende Brust. –

Nochmals umschlossen seine Arme die theure Gestalt, – zum Letztenmale. Dann stürzte er fort und war im Gebüsch verschwunden.

Irene aber sank auf die Bank zurück, bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und weinte, weinte, weinte. Es wäre ihr Seligkeit gewesen, ihr junges Leben ausweinen zu können, nachdem der schöne Traum ihrer Liebe zerronnen.

Wo Wildhoff an jenem Herbsttage – von Morgen bis Abend – auf seinen Knieen mit seinem Gotte gerungen, weiß Niemand außer ihm. Keine Menschenseele hat ihn während dieser Zeit gesehen.

Sechszehntes Capitel. In welchem die Dinge ihren Lauf gehen.

Der Sonnenschein jenes Herbsttages lag freundlich an den Außenwänden des eleganten Hauses der Frau v. Luckner und gab demselben ein so heiteres Gepräge, daß Niemand, der nicht die Geschichte der letzten Tage

kannte, geahnt haben würde, welch' düsteres Leben innen waltete, welch' unheimliches Wesen in dem schönen Hause eingezogen war.

Das Fenster, an welchem die schöne Tochter des Hauses zu sitzen und als die leuchtendste unter den Frauen den vorüber reitenden Cavalieren zuzulächeln, Gruß und Huldigung derselben entgegen zu nehmen pflegte, – dieses wohlbekannte Fenster war geschlossen, mit Gardinen dicht verhängt. Innen lag die reizende Ida zusammen gekauert auf der Ottomanne mit verweintem Antlitze, gerötheten Augen, Angst, Scham und Verzweiflung im Herzen. Neben ihr saß auch die Mutter, ohne Trostworte, das graue, etwas gebeugte Haupt in die Hand gesunken, die Blicke starr vor sich hin gerichtet und die Züge nur dann von peinlich banger Spannung belebt, wenn unten die Hausglocke ertönte. Diese erklang den ganzen Vormittag öfter; aber vergeblich lauschte Frau von Luckner jedesmal auf den Schritt desjenigen den sie in Todesangst erwartete, der um Mitternacht gegangen und um Mittag noch nicht zurückgekommen war. Manchmal trieb sie die peinliche Unruhe auf, an's Fenster, wo sie die Gardinen zurückhebend mit angestrengtem Blicke hinaussah, dann durch das Haus, wo sie an der Thür seiner Gemächer lange lauschte, ob er nicht dennoch zurückgekommen. Vergeblich. Trostloser, als sie gegangen war, kehrte sie immer wieder nach dem Zimmer zurück, wo ihre Tochter in dumpfer Angst und Verzweiflung hinlebte und nur hie und da ihre verweinten Augen zu ihrer Mutter erhob,

Hülfe von ihr erwartend, die sie nicht gewähren kannte, Trost erflehend, den sie selbst entbehrte.

Da sah es finster aus in dem stolzen Sinne der Frau v. Luckner, – die Eumeniden tanzten mit schauerlichen Liedern um den Geist der armen Mutter. Schrecklich büßte sie die Vermessenheit des Weibes, das mit kühner Hand in die Geschicke des Staates eingreifen, sie an ihren Familienwagen knüpfen wollte und nun diesen am Rande des fürchterlichsten Abgrunds unaufhaltsam hinunter rollen sah, wenn nicht noch Er kam, um den völligen Sturz aufzuhalten. Und dieser, auf dessen rettende Hand sie noch allein zählte, irrte seit Mitternacht auf unbekannten Wegen, durch ihre Forderungen der Verzweiflung überliefert, – ein unbarmherziges Opfer ihrer weitaussehenden Pläne und ihrer Selbstsucht. In diesen düstern Stunden qualvoller Einkehrungen und Betrachtungen maß sie sich allein alle Schuld bei, die nun zum Theil durch Andere, völlig Unschuldige, so schrecklich gebüßt werden mußte. Und dennoch – was sollte werden, wenn Heinrich ihr seine Hand entzog und ihre grausamen Anforderungen zurückwies? Es sah finster aus in der Seele der Frau v. Luckner.

Da schellte unten wieder die Hausglocke. Frau v. Luckner richtete ihre niedergebeugte Gestalt auf und lauschte, ob nicht ein wohlbekannter Tritt sich nahte. Wirklich näherten sich Schritte die Treppe herauf durch den Corridor. Die Farbe ihres Gesichtes wechselte, ihre Züge verriethen die Spannung, mit der sie zusah, als draußen leise gepocht wurde und auf ihr lautes »Herein« sich ein

Männerkopf zeigte. Aber es war der des alten Fridolin, der ankündigte, daß Frau v. Fuchs ihre Aufwartung machen wolle. Ida durchrieselte ein Schauer, auch die Mutter zuckte zusammen. Ein Blick ihrer Tochter traf sie, der sagen wollte: Du wirst sie doch nicht in dieser Stimmung und Gemüthsverfassung empfangen! Aber Frau v. Luckner blieb nur einen Augenblick unschlüssig und sprach nach kurzer Ueberlegung:

»Der Besuch ist mir willkommen. Fridolin, führen Sie die Dame in's Empfangszimmer.«

Der Diener ging, seinen Auftrag zu vollziehen, nicht wenig verwundert, daß seine Gebieterin jetzt Besuche annahm. Frau v. Luckner jedoch hatte den, in ihrer Lage allerdings heroischen Entschluß, nicht ohne weise Absicht gefaßt. Sie erhob sich, athmete einige Male tief auf, strich sich mit der Hand über die Stirne und ging zu dem Empfange der Frau v. Fuchs! Diese konnte sich nicht versagen, jetzt sich bei ihrer »lieben Freundin« einzuführen, zu welchem Zwecke sie eigens vom See in die Stadt gekommen war, um einige zarte Bemerkungen, wohlwollende Mahnungen und freundschaftliche Lehren zu geben. Dabei war sie sehr verwundert, als Frau v. Luckner ihr zwar etwas bleich, aber sonst völlig gefaßt entgegen kam. So sah sie sich schon von vornherein um einen erwarteten Genuß betrogen: die Freundin nämlich ob ihres zerstörten Aussehens zu bedauern, doch erholte sie sich rasch von ihrer Verblüffung und begann nun frisch weg zu beklagen, daß man nie ihrer freundschaftlichen Warnungen geachtet habe; sie habe diesen Leith

schon längst durchschaut, aber Mutter und Tochter seien ja ganz vernarrt in ihn gewesen und hätten ihre Warnungen noch übel genommen, und nun müsse man solche Falschheit erleben! Sie sei gekommen, zu condoliren, könne aber nicht verhehlen, daß es hätte vorausgesehen werden können.

Darauf antwortete Frau v. Luckner mit einer Miene, die ihr freilich große Anstrengung kostete:

»Ich verstehe Sie wirklich nicht, theure Frau v. Fuchs.«

»Sie verstehen mich nicht? Weiß der liebe Gott! Ja, beste Frau v. Luckner, wissen Sie denn nicht, daß Herr v. Leith, jetzt Baron v. d. Leithen, sich mit der Gräfin Waldburg verlobt hat? Das wissen Sie noch nicht?«

»Das ist mir Alles bereits bekannt,« erwiederte Frau v. Luckner mit gut geheuchelter Ruhe. »Ich sehe darin nur keine Ursache zur Verwunderung. Baron v. Leith ist ja als feiner Cavalier so renommirt, daß es wohl begreiflich ist, daß er sich das Herz der Gräfin Waldburg gewonnen.«

Frau v. Fuchs horchte mit offenem Munde und aufgerissenen Augen. Sie war wie aus den Wolken gefallen. Als sie sich von ihrem sprachlosen Erstaunen erholt hatte, rief sie:

»Ja, ich begreife nicht! Sie werden den Falschen doch wohl nicht darum loben, daß er Ihre Ida sitzen ließ! Es war doch hoffentlich ein schlechter Streich!«

»Beste Frau v. Fuchs,« erwiederte mit einem Lächeln die Frau des Hauses, »ich habe darum nicht zu loben noch zu schelten, denn ich kann Ihnen versichern –« Frau v. Luckner stockte hier trotz ihrer Seelenstärke und

Selbstbeherrschung dennoch – »ich kann Ihnen versichern, daß Baron v. d. Leithen nicht die mindeste Verpflichtung gegen uns eingegangen war, dies auch nicht einmal konnte, da meine Tochter schon seit ihrer Kindheit einem andern bestimmt war.«

So machte sich Frau v. Luckner in der Noth des Augenblicks kein Gewissen daraus, einer Frau v. Fuchs gegenüber Wahrheit und Dichtung zu vereinigen – ebensowenig Andern gegenüber, die später kamen um eine erheuchelte Theilnahme kundzugeben, während sie nur durch die Neugierde und das Verlangen hergetrieben wurden, die »stolze Luckner mit ihrer hochmüthigen Tochter« in der neuen demüthigenden Situation zu beobachten, sich an deren Verlegenheit zu weiden und wohlfeile Trostsprüche, billiges Mitgefühl zu spenden.

Frau v. Fuchs indeß verließ in gereizter, ziemlich fassungsloser Stimmung das Empfangszimmer, wo sie so sehr in ihren Voraussetzungen getäuscht worden war. Sie hatte eine Verzweifelnde zu finden und freundschaftlich quälen zu können erwartet, und stand einer völlig Ruhigen, Unberührten gegenüber. Und mit der Königin Elisabeth in »Maria Stuart« hätte sie sprechen mögen:

> »Wer war es denn, der eine Tiefgebeugte
> Mir angekündigt? Eine Stolze find' ich,
> Vom Unglück keineswegs geschmeidigt.«

Frau v. Fuchs sagte jedoch nichts dergleichen, sondern fühlte sich nur innerlich verletzt, ja beleidigt, daß man

so gar nicht in der Lage war, ihre Trostgründe anzuhören. In dieser Stimmung hatte sie denn auch so rasch die Empfangsstube der Frau v. Luckner verlassen, daß sie erst auf der Treppe ihren Sonnenschirm vermißte, den sie stehen gelassen haben mußte. Kurz besonnen kehrte sie wieder in das Gemach zurück, wo ihr sogleich auch das Vermißte in die Augen fiel, daneben jedoch noch etwas weit Wichtigeres. Denn erschöpft von der unnatürlichen Anstrengung war Frau v. Luckner in das Sopha zurückgesunken und wie ein flüchtiger Blick der Beobachterin lehrte, trug ihr Antlitz jetzt einen so ausgeprägten Stempel ihres wahren Seelenzustandes, daß für Frau v. Fuchs kein langer Schritt zur Lösung des Räthsels mehr übrig blieb. Ohne weiteres Aufsehen zu erregen ging sie mit ihrem Schirme jetzt die Treppe hinunter, nunmehr wahrhaft empört, daß man sie so sehr zu täuschen gewagt. Im Flur unten begegnete sie dem Kammermädchen des Hauses. Frau v. Fuchs hatte ihre ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen und wechselte mit Jeanette so freundliche Worte, wie diese es nie gewohnt gewesen – ja Frau v. Fuchs drückte dem Kammermädchen sogar liebreich die Hand, und diese fühlte darauf noch etwas so hartes in derselben, daß sie nicht auf die Vermuthung kommen durfte, einer der knöchernen Finger der Frau v. Fuchs sei in derselben zurückgeblieben. Es kostete der Letzteren nunmehr nur noch einige unbefangen scheinende Fragen, um aus Jeanetten heraus zu locken, wie fürchterlich der Schlag gewirkt, welcher mit der Nachricht der Verlobung des Herrn v. Leith die Tochter des Hauses und ihre

Mutter getroffen. Ida, theilte sie flüsternd mit, wäre anfänglich ganz außer sich gewesen, so daß die erschrockene Mutter den Hausarzt rufen ließ, und dieser habe, da er den Zustand des Fräuleins untersuchte, so bedenklich und geheimnißvoll den Kopf geschüttelt und der gnädigen Frau eine so merkwürdige Andeutung gegeben, daß diese eine Zeitlang ganz starr im Zimmer gestanden habe, wie Jeanette durch eine geheime Spalte mitangesehen.

Nunmehr dennoch befriedigt von ihrer Expedition und reich beladen mit Entdeckungen und Resultaten, verließ Frau v. Fuchs den Schauplatz ihrer theuern Freundin, um noch selbigen Nachmittag in den Kreis ihrer Gesellschaft am See zurückzukehren, was mit der Eisenbahn gleichsam im Fluge geschah.

Unterdeß mußte Frau v. Luckner daheim noch manche bange Stunde peinlicher Angst und Spannung verleben, noch vor manchem unwillkommenen Besuche die aufreibende Kunst üben, ruhig und gelassen zu erscheinen mit einer Hölle im Busen. Sie mußte sich noch manchmal in der Erwartung, daß die Hausglocke Heinrichs Ankunft verkündige, getäuscht sehen, – so auch, als man ihr Herrn v. Keller ankündigte. Diesem würdigen Manne und Freunde ihres verstorbenen Gemahls gegenüber, fiel ihr die Durchführung ihrer Rolle am schwersten. Zum Glücke war ihre Verstellungskunst dabei weniger auf die

Probe gestellt; denn Herr v. Keller war nur mit einem Gedanken beschäftigt: der edlen Wittwe seines unvergeßlichen Luckner gleich nach seiner Ankunft in die Hauptstadt selbst die Nachricht mitzutheilen, daß mit dem zuletzt aus Rom angekommenen Kouriere auch sein Ernennungsdekret zum Minister des Unterrichts erfolgt sei.

Frau v. Luckner konnte bei dieser Eröffnung ihre innere Bewegung kaum verbergen. Welche bittere Ironie wandte das Schicksal gegen sie an! Was war ihr heute noch diese Ernennung, welche zu anderer Zeit sie mit der höchsten Befriedigung erfüllt haben würde! Dennoch nahm sie sich soweit zusammen, um ihre Glückwünsche mit anscheinender Wärme darbringen zu können. Als aber der neue Minister, während der Abend niedersank, mit Genugthuung dabei verweilte, wie er nun das früher besprochene Werk der Reformen anheben wolle, wie er ihren Plan zur Neubelebung des geistigen Elementes im Staate, zur Ermuthigung der Intelligenz im Lande, zur Gewinnung derselben für das Staatsinteresse durchzuführen gedenke: da trat ihm doch allmälig die Ueberzeugung entgegen, daß Frau v. Luckner entweder die alte Theilnahme für den Plan verloren, ihr früheres enthusiastisches Interesse eingebüßt habe, oder daß ihr Geist momentan mit andern Dingen beschäftigt sein müsse. Da ihre Beklommenheit und Unruhe nicht mehr zu verkennen waren, fürchtete der Mann durch längeres Bleiben lästig zu fallen und verabschiedete sich ohne Ahnung, was die Seele der armen Frau beängstigen, ihren Geist und Körper martern mochte.

Es war Abend, dunkel und Nacht geworden, – Wildhoff kam noch immer nicht. Von unsäglicher Angst, von Todesbangigkeit gefoltert, fand Frau von Luckner keine Ruhe mehr. Durch das Haus und wieder zu ihrer seufzenden Tochter getrieben, wandelte sie durch Zimmer und Corridore wie ein ruheloser Geist. Sie setzte sich nieder und erhob sich wieder. Und während ihren Körper die quälendste Unruhe gefaßt hatte, fing die Thätigkeit ihres Gehirns an zu erlahmen, dumpf lag es über ihrer Seele, die Verzweiflung schlich sich ertödtend zu ihrem Herzen hinan.

Es war entsetzlich, wenn er nicht bald kam, wenn sie noch eine solche Nacht der Ungewißheit, wie die vergangene, durchleben mußte.

Da klang die Glocke wieder gellend aus dem Flur herauf durch das Haus. Die Thüre öffnete sich unten, man hörte reden; darauf erschollen Tritte, welche von der Lauschenden nicht wieder verkannt wurden. Sie blieb sitzen, ohne die Kraft sich zu erheben. Angstvolle Spannung lähmte ihre Bewegung. Ihr Athem ward beengt, Furcht rieselte durch ihre Adern und der Hautkrampf überzog ihre Glieder bis zum Scheitel empor.

Er kam, den sie so lange erwartet hatte, – er kam langsam daher, den Corridor entlang, mit ihm ihr und ihrer Tochter Geschick. Vor der Thüre hielt eine kurze Zeit sein Schritt. Nun erschien unter derselben seine Gestalt, nun sah sie ihm, ohne sich erheben zu können, in's Antlitz, um ihr Loos aus demselben zu lesen. Und sie erbebte in ihrem Innern vor seinem veränderten Anblicke. Ueber

die edeln sonst so leidenschaftlichen Züge war seit gestern eine schreckliche Verheerung gegangen. Der Ausdruck seiner Miene war unheimlich starr; eine düstere Entschlossenheit lag in dem Gesichte, aus den tiefliegenden Augen funkelte ein trübes Licht. Der Sturm, der in ihm gewüthet, schien erstarrt noch auf seinem Wesen, in seiner Miene zu ruhen.

Frau v. Luckner hatte weder die Kraft noch den Muth, ihm entgegen zu gehen. Bis in's Innerste erschüttert, vermochte sie nur zu ihm aufzusehen. So kam er denn selbst auf die Tante zu und reichte ihr schweigend die Hand. Zwischen ihren Händen hielt sie dieselbe umschlossen und drückte sie an ihre Brust. Noch hatte er kein Wort gesprochen, noch schwieg er, als er sich neben ihr niedergelassen hatte; er sah sie nur traurig an, während sie nun in arger Pein seinem Blicke auszuweichen begann. Endlich aber sprach er – und seine Stimme klang seltsam dumpf, wie in einem Todesurtheil:

»Tante, ich werde Deinen Wunsch erfüllen!«

Schweigend hörte sie den bestimmt ausgesprochenen Entschluß an. Kein Ausbruch der Freude war erkennbar, keine Regung endlicher Befriedigung zuckte durch ihre Stirne. Wenn sich jetzt ein Gefühl in ihr regte, war es Reue, Entsetzen über die eigene Selbstsucht, die das Opfer seines blutenden Herzens annehmen konnte. Nur scheu und heimlich wagte sie ihn anzusehen, da er nun wieder schweigsam neben ihr saß. Vor diesem Todtengesichte war schon der treue Fridolin unten an der Hausthüre erschrocken und sein Ausruf: »O Jesus, wie sehen

Sie aus!« war dem andern: »Gottlob, daß Sie wieder da sind!« vorausgegangen.

Es war ein trauriger, unheimlicher Verlobungsabend. Es dauerte lange, bis Frau v. Luckner sich stark genug fühlte, ihm die Hand zu drücken und leis und schüchtern zu danken, worauf Wildhoffs verstörte Züge sich bitter verzogen, als er mit einer abwehrenden Handbewegung sagte:

»O, nur keinen Dank, Tante, nur das nicht!«

Aeußerlich war Ruhe in das Haus der Frau v. Luckner während jener Nacht eingezogen, kein Glück. Und dieser Nacht folgten noch eine Reihe schöner Herbsttage, welche noch immer einen kleinen Kreis von Naturfreunden am See festhielten. Auch die Familie Langenbècque, Bader, Fuchs nebst Bekannten hielten noch aus. Die Herren hoben mit Genugthuung gegen Herrn von Helming hervor, wie richtig sie vorausgesagt, da Ida v. Luckner nach einmaligem Aufgebote ihren Vetter heirathe. Arthur Maier schwieg in Erinnerung jener Mondnacht, in welcher er auf dem Heimwege Jeanette, die Begleiterin Ida's, aufgehalten hatte. Dagegen ergossen sich die Damen in feinfühlenden und zartsinnigen Glossen.

»Wir sind in der Civilisation vorgerückt,« sagte mit hämischem Lächeln die Professor Bader. »Früher heiratheten ehrgeizige Männer die landesfürstlichen Geliebten, heute genügen schon die von Günstlingen, um vorwärts zu kommen.«

»Ah, das ist denn doch zu boshaft,« fiel Frau v. Fuchs ein. »Ich erzählte Ihnen doch –«

»Komödie,« wurde sie von Herrn Langenbècque unterbrochen. »Alles abgekartet, fein abgekartetes Spiel. Das weiß ich genau. Der Neffe der feinen Luckner ist ein abgefeimter Bursche, in kurzer Zeit Hofarchitekt, ein gemachter Mann. Was will man mehr? Man wird die Nase über ihn rümpfen, ehrliche Männer ihm ausweichen, – und endlich wird's vergessen sein. Eine ganz ähnliche Geschichte hat mir der Squire Littlehouse, mein Freund erzählt, als er –«

»Glaubst Du denn wirklich, daß er so schlau war?« unterbrach jetzt Frau Langenbècque noch zur rechten Zeit ihren Gatten.

»Wer? Mein Freund Littlehouse?«

»Nein,« antwortete Frau v. Fuchs für die andere, »Ihr Freund Wildhoff, von dem Sie so viel Rühmens machten, als er einige Mai mit Ihrer Pauline gesprochen hatte.«

»O, ich täuschte mich nicht in ihm,« fiel Professor Bader hier ein. »Ich hielt ihn stets für einen Menschen ohne Gewissen und Grundsätze. Warnte ich doch Herrn v. Helming noch ausdrücklich.«

»Diesen Leuten geschieht vollkommen Recht,« bemerkte des Professors Gattin. »Warum gaben sie sich so sehr mit dem Architekten ab.«

Unterdeß hatte sich auch an einem andern Tische die Unterhaltung um dasselbe Thema zu drehen begonnen.

»Tante hin, Bäschen her – ich hätte sie einfach nicht genommen,« sagte Maler Sturm. »Was geht mich das Alles an. Ich bin ich. Fremde Scharten auswetzen fiele mir

ein! Und daß er deßwegen das holde Kind aufgibt! Es ist mehr als schmählich, es ist lächerlich.«

»Richten wir nicht nach dem Augenschein,« bemerkte Maler Werner. »Wir kennen seine Motive nicht, wissen nicht, was er selbst darunter und unter falscher Beurtheilung leidet.«

»Ah, was leidet!« meinte Maler Sturm. »Wenn ich einmal so handeln wollte, so würde ich mich darnach den Teufel um fremdes Urtheil scheeren. Ich begreife ihn weder so noch so.«

In dieser Weise und noch liebloser wurde über die Angelegenheit gesprochen, während der schönen Herbsttage, welche über die Landschaft am See Licht und Glanz und eine wunderbare Farbenpracht ergossen, als sich der Laubwald einmal in sein buntestes Gewand zu kleiden begann. Für Irenens Augen war jedoch alle Schönheit der Natur seit jener Morgenstunde in der Schlucht erloschen. Sie hatte die schönen Hoffnungen ihrer Liebe, die Freude ihres jungen Daseins begraben lernen. Sie ersehnte nichts mehr, wünschte nichts mehr. Ihr Leben hatte seine Blüthe, ihre Sehnsucht das Ziel verloren. Theilnahmlos begleitete sie die Ihrigen noch durch die Landschaft, – still, ruhig, gelassen. Am liebsten weilte sie daheim in der engen Einsamkeit ihres Zimmers. Und dann ward die stille Klage ihrer Augen doch manchmal gar beredt, und Fragen traten an sie heran, die ihre Ergebung tief erschütterten. Wie theuer der großmüthige Entschluß der Entsagung, von jenem Momente eingegeben, ihrem Herzen kam, sagte ihr jetzt jede einsame Stunde.

Und so war endlich der Tag der Heimreise gekommen. Der Dampfer durchschnitt den flüssigen Smaragd des Sees wie gewöhnlich. Die Passagiere auf dem Verdecke sahen zumeist nach dem wunderschönen Mädchen, das ein Bild trauernder Sanftmuth an der Galerie lehnte und immer nur über den See hin oder in dessen wallende Fluth sah. Irene nahm in Gedanken Abschied von den reizenden Ufern, wo ihr das Leben in ungeahnter Fülle aufgeblüht war, – von all den Plätzen, wo sie mit ihm geweilt, – von der geheimnißvollen, grünen Tiefe, über welche der Nachen in jener mondhellen Mainacht geschaukelt, als ihr an seiner Seite das Licht des Lebens aufgegangen war, das einen schönen Sommer lang ihr Herz mit allem Glanze, allen Wonnen erfüllt hatte, bis es unter Thränen erloschen. Sie blickte tief hinein in den leuchtenden Grund, auf die grünen Wellen, zu denen jetzt eine ungesehene Thräne niederfiel. Und später saß sie still und wortlos in der Ecke des Eisenbahnwagens. Vater, Mutter und Tante waren auch nicht munter, aber sie sprachen doch hie und da.

»Irene ist so ruhig,« sagte Tante Wanda.

»Sie schläft wohl,« erwiederte leise, mit einem beklommenen Blicke, die Mutter.

»Laßt sie schlafen,« sprach der Vater, indem seine Augen mit einem Ausdrucke innigsten Mitgefühls und väterlicher Sorge auf dem Kinde weilten, während der Zug rasch dahin rollte.

Man verweilte nur einige Stunden in der Hauptstadt, um dieselbe mit dem nächsten Schnellzuge zu verlassen. Wieder saß Irene sorgsam in ihre Shawls gehüllt im Eisenbahnwagen mit niedergesenkten Augenlidern. Die Ihrigen flüsterten leise zusammen; aus dem, was sie auffaßte, entnahm sie etwas, das ihre Wangen hochroth färbte, um sie dann ebenso rasch wieder erbleichen zu lassen. Sie zitterte, sie erbebte in ihrem Innersten. Eine quälende Unruhe machte ihr das bange Herz im Busen pochen; und doch behielt sie äußerlich alle die Ruhe, welche ihr den Schein des Schlummers gab. Irene hatte seit jener Morgenstunde in der Schlucht Selbstbeherrschung gelernt.

In der nächsten Stadt, wo die Bahnlinien sich theilten, hielt der Zug ziemlich lange. Die Wagen wurden gewechselt, man stieg aus. Irene warf nur einen einzigen scheuen Blick an der Fensterreihe hin; sie war leichenblaß, als sie mit zitternden Knieen den Ihrigen zu den Wartsälen folgte. In dem eleganten Cabinete, das unter mächtigen Blättern und gewaltigen Fächern exotischer Gewächse einen höchst anmuthigen Ruheort bietet, saß Irene nach kurzer Zeit eine Weile allein, denn Vater, Mutter und Tante fühlten das Bedürfniß, sich draußen auf dem Perron der Bahnhalle zu ergehen. An den kleinen Tischchen des Cabinets erfrischten sich Damen und Herren für die Weiterreise. Irene sah, in sich zusammen gesunken vor sich hin als sich mit einem Male der lichte Raum vor ihr verdunkelte. Es stand Jemand da. Sie brauchte nicht aufzusehen, um zu wissen, wer da stand mit auf der Brust

gekreuzten Armen, festgeschlossener Lippe, – wer zu ihr niedersah mit schwimmendem Blicke und Verzweiflung im Herzen. Eine halbe Minute verstrich, und sie hatte noch nicht zu ihm aufgesehen, er noch kein Wort gesprochen.

»Irene!« kam endlich leise von seinen Lippen und der Laut zog ihre Augen empor, während ein unsäglich schmerzhaftes Schaudern durch ihre Glieder ging. Sie wäre gerne gestorben, wenn sie nur noch einmal sich an dem Herzen hätte ausweinen können das mit dem ihrigen verblutete. Aber ein weniger selbstischer Gedanke durchdrang sie gleichzeitig: ihn zu sich selbst zurück zu führen. Sie nahm alle Kraft zu dem Vorsatze zusammen, flüsterte seinen Namen, und in hastigem Lauschen beugte er sich zu ihr nieder. Nun sprach sie ruhig, nur mit einem leisen Zittern der Stimme, daß sie mit den Ihrigen auf der Heimreise begriffen sei, daß sie sich freue, wieder zur Vaterstadt zurückzukehren. Sie hätte ganze Stunden lang fortsprechen können, Wildhoff würde nicht ein Wort gehört haben. Seine Augen schienen in ihre Seele eindringen und dorten andere Worte herauslesen zu wollen, als die, welche in fremden künstlichen Tönen in sein Ohr erklangen.

»Irene,« fragte er, als ob sie noch kein Wort gesprochen, »können Sie mir verzeihen?«

»O Wildhoff,« sagte sie jetzt erschüttert, aber mit dem krampfhaften Versuche, ihre Fassung auch noch ferner zu behaupten. In ihrem Tone lag alle Versicherung, wie weit ihr Herz davon entfernt war, ihm irgend welche Schuld

an ihrem Leide anzurechnen. Nun aber bat sie mit beweglichem Ernste: »Sehen Sie mich nicht so an – beruhigen Sie sich. Gehen Sie zu Ihrer Braut.«

Sie hielt inne, und mit einem Blicke namenloser Qual flehte er:

»Aber Sie geben mir doch noch einmal Ihre liebe, liebe Hand!«

Einen Augenblick zögerte sie, tief erröthend. Dann reichte sie ihm dieselbe mit abgewandtem Antlitze. Er hielt sie sekundenlang umschlossen. Nun beugte er sich nieder und drückte, wie auf ein Heiligthum, noch einmal seine Lippen auf dieselbe.

Und dann ging er langsam gegen die Wagenreihe hin, öffnete den Schlag und setzte sich neben die schöne, bleiche Dame, die ihm heute angetraut worden war. Der Zug ging nach Süden; ein anderer ging nach Norden, und in demselben saß, verhüllt und mit niedergelassenem Schleier, sie, die er liebte und die, in Leid vergehend, so ruhig schien wie er selbst.

Dritter Band.

Erstes Capitel. Schildert eine Winternacht am eignen Heerd und auf der Strasze.

Es war still geworden in der schönen Welt des Alpenvorlandes. Wochenlang waren Gebirg und See durch kalte graue Nebel verhüllt. Die Stürme des Spätherbstes heulten hohl und schaurig durch die bunten Laubwälder, wehten deren rothe und gelbe Blätter dahin und trieben dieselben wieder über Land und Wasser. Dann scheuchten rasselnde Regenschauer den Landmann völlig von dem öden Felde in Hof und Scheuer.

Da war längst das flügge Volk der Sommergäste von den reizlosen Fluren hinweg geflohen nach den warmen Asylen hinter den Mauern, Giebeln, wohlverwahrten Fenstern und Thüren der Stadt, um neuen Genüssen, Sorgen und Ränken zu leben. Die Erhabenheit des Hochlandes, die sonnigen Höhen und Gründe des Alpenvorlandes, der geheimnißvolle Reiz seiner Seen ward bereits im wogenden Getriebe des Gesellschaftslebens der Hauptstadt vergessen. Nur die in der Sommerfrische angesponnenen zarten und unzarten Verhältnisse, Verbindungen und Intriguen spannen sich noch im städtischen Treiben nach ihrer Weise fort. Und hie und da ward man auch durch Zeitungsnachrichten über stattgefundene Haberfeldtreiben an jene schönen Gaue des Landes erinnert, wo diese Volksvehme in den finstern Nächten des Spätherbstes damals ärger als je ihr geheimnißvolles Wesen trieb, ohne

jedoch, gerade wegen ihrer Häufigkeit, das romantische Interesse so sehr in Anspruch zu nehmen, wie früher.

So war der Winter gekommen, der Advent mit seiner heimlichen Weihnachtszeit und der durchjubelten Neujahrsnacht vorüber; die hauptstädtische Welt taumelte in den Carneval hinein, der bald in toller Lust die winterlich durchsausten Straßen und hellerleuchteten Säle belebte. War doch selbst der junge König des Landes mitten im Winter aus Rom über die Alpen zurückgeeilt, um an den Fastnachtsfreuden seiner Hauptstadt Theil zu nehmen und denselben einen neuen, unerwarteten Impuls zu geben. Er hatte den neuen Balletdirector Brunno zu sich nach Italien berufen; derselbe hatte sich rasch in seine besondere Gunst zu setzen und ihn für seinen kühnen Vorsatz zu gewinnen gewußt: die gesunkene dramatische Kunst durch Wiederbelebung und Vergeistigung der Pantomime und des Ballets zu heben, sie damit gleichsam auf gelenkigere Beine zu stellen und zu einem nie erlebten Fortschritt zu befähigen. Bereits waren denn auch schon mimische Vorstellungen und Aufzüge vorbereitet, welche an pomphafter Pracht, an wunderbaren Leistungen der Maschinerie und Decoration alles seither dagewesene in Schatten stellen sollten und wirklich in Schatten stellten, wie einige Aufführungen, welche schon stattgefunden, bewiesen.

Der König nahm den lebhaftesten Antheil an diesen Aufführungen; er zeigte dabei große Neigung und viel

Beruf zu einem Regisseur oder Theaterdirector und immer weniger zum Regenten. Die Decoration eines Saales, die Rolle oder das Costüm einer Actrice waren ihm wichtigere Angelegenheiten, als irgend welche des Staates. Und es hatte ganz den Anschein, als sollte in diesem der Balletdirector Brunno die bedeutendste und wichtigste Persönlichkeit werden. Der König hatte ihm ein Palais geschenkt, in welchem er nach der Fama wie ein orientalischer Fürst lebte, und der Salonklatsch erzählte bereits Wunderdinge von seinem Aufwande. Jede Gnade, jede Gunstbezeugung des Königs ging bereits durch seine Hand, und selbst Baron v. d. Leithen theilte nur noch die allerhöchste Gunst mit ihm und wußte sich bald nur noch durch innigen Anschluß an den Balletdirector, durch Eingehen und Befürworten seiner Pläne in der seitherigen Huld des Königs zu erhalten. Schon damals drängten sich Künstler jeder Branche hinzu, um von dem reichen Abfall der königlichen Gnade aus des neuen Günstlings Tisch ein Brosämlein zu erhalten. Maler verherrlichten die Helden seiner Pantomimen durch ihren Pinsel, Bildhauer führten sie in Gyps und Stein aus, Compositeure schrieben mimische Musik, – und jeder war gewiß, in dem Könige für seine Mitwirkung an dieser neuen Aera einen Gönner zu finden. Das große Publikum aber klatschte mit seinem Könige Beifall und ließ sich von dem allgemeinen Taumel hinreißen, in welchem man den Ernst der Zeit und den allmälig hereinbrechenden Ruin des Landes, der sich auch in geschäftlicher Crisis und

wucherndem Schwindel äußerte, völlig vergessen konnte oder zu vergessen suchte. Dieser Taumel unterschied sich von dem gewöhnliche Carnevalsjux auch dadurch, daß er Wochen, Monate, Jahre lang über denselben hinaus dauerte, bis zum allgemeinen Aschermittwoch.

Eine eigenthümliche Erscheinung dabei war, daß die fortgeschrittensten Liberalen im Lande eine ganz besondere Zuneigung zu dem Reformator auf den dramatischen Gebiete äußerten. Wo sich eine Stimme in der Presse noch für das Schauspiel, oder für die classische Oper und gegen deren Vernachlässigung erhob, wurde sie in der kleinen Presse (unter lautem Schimpfen über die elenden Machinationen der Reaction und des Ultramontanismus, die nach dem verlorenen Einfluß trachten), zurückgewiesen, unbeschadet man doch bei offenen Augen sehen konnte, daß der ganze charakterlose Schwarm der Höflinge sich dem neuen Günstlinge anschloß. Bereits war der seitherige Leiter des Theaterwesens entlassen und, unter dem Vorwande, dasselbe bedürfe als Hofinstitut eines adeligen Intendanten, Baron Fallberg damit betraut, da er zu rechter Zeit dem Balletdirector einen Besuch abzustatten die Klugheit gehabt. Ueberdieß hatte Brunnu einen fanatischen Kreis von Anhängern – Journalisten, Musiker und dergleichen – nach seiner neuen Residenz gezogen und in die Stellen und Posten eingeschoben, aus welchen unliebsame oder unfügsamere Leute verdrängt wurden. Selbst die Leitung der officiellen Presse begehrte der Balletdirector für seine

journalistischen Jünger, um für die neue Kunstaera nachhaltig wirken zu können, fand jedoch dabei entschiedene Opposition von Seiten des Ministeriums, in welchem der Einfluß des Herrn v. Keller bereits ein ziemlich maßgebender geworden war.

Dagegen bewegte sich der junge Fürst nur noch in dem Ideenkreise, den sein unternehmender Günstling um ihn gezogen. Wie in einem Zauber befangen, kümmerte ihn nichts mehr, als die glänzende Ausstattung und Vorführung der Pantomimen seines geliebten Freundes und Balletdirectors Brunno, der scharfsichtiger und genialer als seine Vorgänger, die junge, empfängliche, aber noch leere Seele des Königs mit seinen schwärmerischen Plänen, Projecten und Verheißungen völlig auszufüllen wußte. Der unerfahrene Fürst hatte an seinem früheren Umgang kein Genüge gefunden und nach irgend welcher Befriedigung seines ungeklärten Dranges und Ehrgeizes verlangt. Es mag fabelhaft klingen, ist aber nicht desto weniger Thatsache, daß er sich überreden ließ, bei dieser Beschäftigung seines Geistes auf dem besten Wege zum deutschen Kaiserthron zu sein, – und zwar zu einer Zeit, wo man anderwärts längst mit starker Hand die Vorbereitungen getroffen zur nahen, gewaltsamen Entscheidung der Geschicke Deutschlands. In den Kreisen der fortgeschrittensten Liberalen aber, der sogenannten »Sittlich-Ernsten« träumte man bereits von baldiger Besteigung der Ministerstühle und verbreitete dahin bezügliche Aeußerungen des, in allen Tonarten des Byzantinismus von ihnen gepriesenen jungen Königs und seines

Günstlings. So tief war Würde und politisches Bewußtsein selbst in der rührigsten, fähigsten und bestorganisirten Parthei dieses Landes gesunken.

Diejenigen nun, welche für ihren eignen Einfluß fürchtend, einer Neubelebung des staatlichen Bewußtseins im Sinne der Frau v. Luckner heimlich entgegen gewirkt und zu diesem Behufe nach neuer Beschäftigung des jugendlichen Regenten gesonnen, hatten ihren Zweck erreicht. Jenes Project der ehrgeizigen, patriotischen Frau, das ihnen so gefährlich dünkte, nämlich die Intelligenz im Lande zu ermuthigen und sie für das Wohl des Staates zu interessiren – war vereitelt, sein Mißlingen in unerwartet ausgiebiger Art geglückt, die Verbindung der klugen Frau mit dem früheren Günstling des Königs durch dessen Heirath völlig und für immer gesprengt, und Frau v. Luckner selbst in einen Zustand der Vereinsamung und gänzlicher Theilnahmlosigkeit am öffentlichen Leben zurückgeschleudert, – der Einfluß des neuen Cultusministers aber und dessen entschiedenes Wollen und Wirken durch den balletkundigen Freund und Günstling des Königs paralysirt und gelähmt. Die weisen Räthe im Cabinet mochten sonach triumphiren.

Seltsamer Weise jedoch konnten sie sich zu keiner genugthuenden, befriedigten Stimmung aufschwingen. Zuerst schmerzte sie die galloppirende Schwindsucht, mit welcher die königliche Privatkasse seit Erscheinung des Balletdirectors befallen war. Dafür war nun freilich der König auch beschäftigt, was sie so sehr erstrebt hatten. Gewiß. Er war ihnen nur zu sehr beschäftigt. Die Katzen,

welche das pfeifende Mäuslein als zierliches Spielzeug in die Kinderstube geschleppt hatten, fingen an, die dämonische Natur in demselben zu erkennen. Mit geheimem Grauen merkten sie in dem Mäuslein den entwicklungsfähigen Keim zum gefährlichsten aller »Belzebuben«, der bald allen Katzen gewachsen sein mochte. Es begann ihnen bei dessen Gebahren schon hie und da unheimlich zu werden.

So standen die Dinge, oder vielmehr sie begannen in jener Fastnachtszeit sich so zu gestalten. Alles Andere, das seither die öffentliche Theilnahme in Anspruch genommen, trat dagegen in den Hintergrund, und selbst das politische Interesse für die Entwickelung, welche die Dinge im übrigen Deutschland nahmen, ward davon verschlungen. Nur wenige blieben unberührt. Zu diesen Wenigen gehörte Ernst Herbert.

Zum Glücke für ihn, für die eigene Ruhe und der Seinigen Behaglichkeit war er für das Geschick des Staates ziemlich gleichgültig geworden. Nun fesselten ihn seine Arbeiten in so hohem Grade und drängten andererseits so sehr, daß er nicht einmal Zeit hatte, sich um die Vorgänge außerhalb seiner vier Wände zu kümmern. Er erfuhr nur soviel, was der Generalanzeiger, den er täglich las, davon mittheilte, und das war ziemlich wenig. Wie er im verflossenen Sommer nicht auf's Land gekommen war, suchte er auch während des Winters keine Gesellschaft auf. Die wenigen Erholungsstunden, welche er sich gönnte, brachte er im Kreise seiner Familie zu, oft schweigsam sinnend, gewöhnlicher jedoch mit seiner

Frau plaudernd und mit den Kindern scherzend. Denn er hatte die Gabe, bei Kindern ein Kind, und zwar ein glückliches sein zu können, sich in ihre Vorstellungsart zu denken und dabei sie und sich zu unterhalten.

Aus dieser zurückgezogenen Lebensweise erklärte sich auch seine Unkenntniß dessen, was die gesellschaftliche Welt bewegte. War ihm doch selbst die Nachricht der Vermählung seines Freundes Wildhoff mit Ida v. Luckner erst zugekommen, als der Zufall ihm ein älteres Localblatt mit der Trauungsanzeige in die Hände führte. Nicht ohne Erregung hatte er es gelesen. Es kränkte ihn, ja er empfand einigen Schmerz dabei, daß gerade Wildhoff es versäumt hatte, ihm einen so wichtigen Vorgang seines Lebens mitzutheilen. Von der übrigen Welt erwartete er keinerlei Aufmerksamkeit, – aber in dieser Weise auch von Wildhoff vergessen zu sein, that ihm wehe und lud ihm das Bewußtsein gänzlicher Vereinsamung mit Wucht auf sein Herz. Alle Triebe und Ansprüche der Geselligkeit waren also doch auch in seiner entsagenden Seele nicht erstorben.

Andererseits war er von der Nachricht überrascht worden. Wenn er auch nicht der Vertraute von Wildhoffs Liebe gewesen, so hatte er doch dessen Empfindungen für die schöne, fremde Blondine aus jener Unterredung auf des Architekten Zimmer wohl erkannt. Ebenso war ihm während jener Soirée bei Frau v. Luckner der Vorzug nicht entgangen, den die schöne Tochter des Hauses dem Herrn v. Leith vor ihrem Vetter und allen andern gegeben. Nach solcher Beobachtung einer hervorleuchtenden

Neigung des Freundes sowohl, als des Bäschens, hätte er die Verbindung nicht mehr für möglich gehalten.

Man war also auf den früheren Plan zurück gekommen. Und das betrübte ihn auf die Dauer mehr, als daß ihn Wildhoff nicht von seiner Vermählung benachrichtigt hatte. Denn in Sachen der Convenienz war er gewohnt, übersehen zu werden und hatte es ja so gewollt. Zudem hatte er Wildhoff seit jenem Gesellschaftsabend nur noch flüchtig gesehen, und im Hause der Frau v. Luckner einmal seine Karte abgegeben. Was ihn vorzüglich beschäftigte, war also nicht dies, sondern Theilnahme für den Freund, für dessen Wohlbehagen er fürchtete. So sehr er nämlich auch durch die Persönlichkeit der Tante Wildhoffs eingenommen worden, war ihm doch Ida v. Luckner, trotz ihrer blendenden, untadeligen Schönheit keine sympathische Erscheinung gewesen. Er konnte sich nicht des Gedankens enthalten, daß sie kaum einen andern Mann als Herrn v. Leith glücklich zu machen fähig wäre.

Die Familienereignisse, welche im Verlauf des Sommers und Herbstes stattgefunden und der Medisance den Gesellschaft so viel Stoff geliefert hatten, waren ihm also zum großen Theil noch fremd. Nur einmal hatte er seit der Nachricht von der Trauung noch flüchtig vernommen, daß das junge Ehepaar nicht in der Hauptstadt weile, sondern auswärts in Verborgenheit lebe. Es schien ihm, als sei dies mit einem gewissen fatalen Lächeln gesagt worden, das ihn innerlich empörte und für das er Rechenschaft verlangt haben würde, wenn nicht der

Lächelnde derselben durch Alter und Charakter entrückt gewesen wäre. Jedoch war Herbert durch dieses Lächeln zum Nachdenken veranlaßt; es sagte ihm jedenfalls, daß die Menschen über diese Heirath ebenfalls ihre Gedanken hegten. Und das that ihm leid. Daß Frau v. Luckner nach der Verheirathung ihrer Tochter sehr eingezogen lebe, wie er bei dieser flüchtigen Gelegenheit ebenfalls erfahren, schien ihm erklärlicher. Herbert fühlte zu sehr das Glück der Zurückgezogenheit, als daß sie ihm auch bei Andern als Entbehrung oder Entsagung aufgefallen wäre.

Nupxöwar es ein trüber stürmischer Abend im Februar. Ueber die weite kahle Haidefläche im Nordwesten der Stadt heulte der Sturm wüthend daher in die offenen Straßen der großen Vorstädte, stieß sich an den Ecken der Gassen, an den Kanten und Giebeln der Häuser, pfiff und brauste um die Kamine und durchsauste die Stadt bis in ihre innersten Winkel. Prasselnd schlug der Schneeschauer an die Fensterscheiben; und sah man hinaus, so funkelten und zitterten die gepeitschten Flocken und Eiscrystalle im Schimmer der Gaslampe auf der Straße. Die Eibenbäume und Fichten des Hausgärtchens aber beugten sich vor der Gewalt des Nordwindes, der durch ihre Nadeln sauste.

Je ärger es draußen stürmte, tobte und heulte, je heftiger es wider das Fenster prasselte, desto behaglicher und heimlicher fühlten sich Kinder und Eltern im warmen Zimmer. Das Abendbrod war eingenommen,

das Tischtuch entfernt, die Kinder holten wieder Baukasten und Soldatenschachteln vor, welche am Weihnachtsabend vom Christkind unter das Taunenbäumchen bescheert worden waren. Der Vater verweilte heute ebenfalls noch im trauten Kreise und plauderte mit der Mutter, welche eine kleine Arbeit vorgenommen hatte.

Wenn die Kinder genug gespielt, verlangte das Kleinste in der Mutter Schooß, die beiden Andern aber erkletterten des Vaters Knie, worauf er sie reiten ließ, indem er dazu von den drei spinnenden Jungfrauen, den Schicksalsnornen des Kinderliedchens, zu singen pflegte. Oder er erzählte ihnen, da sie schon alle Grimm'schen Hausmärchen kannten, neue Abenteuer des kleinen Daumen-Nickels, den er als Verkörperung aller Unarten seiner Kleinen zu behandeln pflegte, indem er jede Rüge in die Form von Nöthen kleidete, die der Daumen-Nickel als Folge seiner Unarten – z. B. im winterlichen Wald verirrt – ausstand. Wie er nämlich durch den Schnee watend fror und weder Mäuslein, noch Eichhorn oder Rabe ihn in ihr Nest aufnehmen wollten, bis endlich das Häslein Mitleid mit ihm fühlte und ihre mit seinem Pelze wärmte, nachdem er versprochen brav und nie wieder unartig zu werden. Da trauerten nun die Kleinen mit dem verstoßenen Daumen-Nickel unter der Waldeiche, legten mit ihm stille das Gelübde der Besserung ab und lachten wieder heiter mit ihm, als in das Häschen zur warmen Stube seiner Eltern und Geschwister zurück brachte. Und so thaten sie auch heute wieder, bis dem jüngsten Kinde die Augenlider schwer wurden und die Mutter es leise in Schlaf

sang. Die beiden andern aber wollten noch mehr Märchen hören, da der Vater einmal im Zuge war. Denn nicht immer war Herbert dazu aufgelegt. Oft saß er schweigsam, verstimmt oder nachsinnend im Kreise der Seinigen, öfter aber noch zog er sich rasch zurück in sein Arbeitszimmer, da die Arbeit drängte. Heute jedoch gönnte er sich zur Freude der Kinder die freundlich heitere Stunde der Erholung.

»Ja, erzähl' ihnen etwas, Ernst,« bat auch die Mutter, indem sie ihr leises Schlummerlied unterbrach. »Sie waren heute artig.«

»Gut,« sagte der Vater zu den spannungsvollen Kindern auf seinen Knieen. »Kennt ihr das *schönste Lied*?«

»Nein. Welches ist es denn? Erzähle davon.«

»So hört. Es war einmal eine arme, arme Mutter. Die schaukelte alle Abend ihren kleinen Frieder in Schlaf und sang manchmal mit ihrer schwachen, zitternden Stimme dazu, manchmal aber auch nicht, wenn ihr das Herz von Sorgen schwer war. Nun war es eines Abends im Winter, draußen lag der Schnee und der kalte Wind brauste und heulte und trieb die Schneeflocken an's Fenster hin, gerade wie heute. Im Ofen aber war kein Feuer, drum hielt sie ihren kleinen Frieder warm an der Brust, da sie ihn schaukelte. »Mutterle,« sagte dieser, da die Frau schwieg, »sing' doch, Du kannst es so schön!« Sie konnte aber nicht besonders schön singen, – sie hatte es ja nicht gelernt. Aber dem Kinde klang es doch wunderschön.«

»Wie sang sie denn?«

»Leise sang sie.«

»Aber was?«

»Ja was?! Allerlei, auch das:

> Dort oben, dort oben an der himmlischen Thür,
> Da tritt alle Abend ein Engel herfür,
> Fliegt her und fliegt hin und drückt Aeugelein zu,
> Da schlummert das Kind und die Mutter hat Ruh.

Und so weiter. Und darüber schlief der kleine Frieder ein und auch die Mutter schloß die Augen. Sie schliefen alle beide. Und wie sie so schliefen, da ging die Thür auf, und ein kleines, altes, graues Weibchen trat ein.«

»War es ganz grau?«

»Ja, so grau, wie alte Weiber sind.«

»War's eine Fee?«

»Ja, ich glaube, es war eine Fee.«

»Eine gute Fee?«

»Das möcht ich nun nicht behaupten. Es war eine von der Mittelsorte. Nun, dieses alte graue Weibchen hatte etwas eingewickelt unterm Arm. Das legte sie ganz sacht hin, nahm eben so sacht der armen Mutter ihr Büblein aus dem Schooß und trug es fort, nachdem sie zuvor noch der Schlafenden ihr Bündel auf die Knie gelegt hatte.«

»Was war denn darin?«

»Auch ein kleines Büblein in einem feinen weißen Hemde, aber es war todt.«

»Maustodt?«

»Ja, es rührte sich nicht mehr.«

»Warum denn?«

»Weil es gestorben war. Und in dem Bündel lag noch viel Geld, so viel, daß die arme Frau noch nie so viel gesehen hatte, nicht einmal im Traume, denn da waren es immer höchstens zehn Thaler gewesen, die sie gefunden zu haben träumte. Im Bündel aber lagen viel mehr.«

»Na! Wie viel denn?«

»Mindestens tausend Thaler!«

»Tausend!! Hei! Was that sie denn mit so viel? Kaufte sie sich Spielsachen und Lebkuchen?«

»Ach nein! Es war ja Niemand da, für den sie es hätte kaufen mögen. Ihr eigenes Kind war ja fort und das ihr im Schooße lag – todt. Als sie beim Erwachen dasselbe sah, meinte sie, ihr Frieder sei gestorben. Da jammerte sie so sehr, daß die Leute darüber herein kamen. Aber bald merkte sie, daß es ihr kleiner Frieder nicht war. Und während die ehrlichen Nachbarn das Kind begraben und das Geld der armen Frau für sie aufheben, weil sie es selbst nicht ansah, lief diese hinaus auf die Straße und fragte ängstlich die Leute nach ihrem kleinen Frieder. Niemand hatte ihn gesehen. Und sie ging immer weiter und fragte alle Tage, bis die Leute sagten, sie wisse nicht mehr was sie thue, denn der Frieder sei längst begraben. Aber die arme Mutter glaubte es nicht. Nach Wochen, Monaten, Jahren ging sie noch jeden Tag hin, und die Leute waren an ihren Anblick und an ihre Frage, ob Niemand ihrem kleinen Frieder begegnet sei, schon gewöhnt. Man lächelte nur noch über sie, daß sie gar nicht davon ablassen wolle, ihren Frieder zu suchen.«

»Ja, warum hat ihr denn Niemand gesagt, wo er hingekommen ist?«

»Weil es Niemand wußte und Jedermann meinte, er sei gestorben. Nun aber hatte selbiges alte, graue Weiblein den kleinen Frieder fortgetragen in ein gar prächtiges Schloß und hatte ihn in ein wunderschönes Bett gelegt, das stand in einem schönen, schönen Saal. Wie das Büblein aufgewacht ist, hat es gemeint, es sei im Himmel. Es sah sich staunend um, und der Himmel gefiel ihm nicht mehr, denn seine Mutter war nicht darinnen. Da rief es nach derselben; und daher rauschte eine schöne, stolze Frau in seidenen und goldenen Kleidern, beugte sich zu ihm nieder und nannte den kleinen Frieder ihr liebes Söhnlein. Der aber sah sie ganz verwundert an, denn sie hatte eine goldene Krone auf.«

»War sie denn eine Prinzessin?«

»Es war die Königin selbst. Der kleine Frieder meinte zuletzt wirklich, es sei seine Mutter, die mit ihm verwandelt worden wäre, – denn sie herzte ihn und hatte ihn recht lieb. Nur begriff er nicht, warum sie ihn nicht mehr auf dem Schooß geschaukelt und ihr Lied dazu sang. Doch vergaß er es zuletzt über all dem Schönen und Guten, das ihm geworden. Und er wuchs heran wie ein rechter Prinz, und ward groß und klug, klüger als Prinzen gewöhnlich sind, und als endlich die alte Königin starb, da ward er König und regierte das Land. Da hatte er nun Alles in Hülle und Fülle, war ein mächtiger Fürst, siegreich gegen seine Feinde, geliebt von seinem Volke, – ein guter König, dem seines Volkes Wohl am Herzen lag. Und

er hätte also recht glücklich sein können, denn es fehlte ihm an nichts. Aber dennoch drückte ihn manchmal eine wehmüthige Sehnsucht, die ihn je länger, je mehr überkam – eine tiefe Schwermuth, die ihn gewöhnlich in der größten Lust überfiel, besonders, wenn er in der Oper war und die schönsten Arien hörte, oder im Conzert saß und die Sinfonien in sein Ohr rauschten. Da schwebte ihm nämlich immer wieder ein Lied vor, an das alle diese Musik nicht reichen konnte, auf dessen Worte und Melodie er sich jedoch vergeblich besann. So viel Mühe er sich gab, so tief er nachsann und dachte, wo er das Lied gehört, wie es laute: es wollte ihm nicht einfallen. Darüber ward er dann immer schwermüthiger; und da ihm alle Arien und Melodien seiner Sänger nicht, mehr genügten und nur die Sehnsucht nach dem schönsten, das er vergessen, zu erregen vermochten, ward der Drang in ihm, es wieder zu hören, so groß, daß endlich ein hoher Preis für den ausgesetzt ward, der dem Könige das Lied zu singen vermöchte. Nun kamen die ersten Sänger und Musiker seines Reichs an den Hof und ließen sich vor dem Könige hören. Er schüttelte den Kopf; – so gut sie sangen: das von ihm gemeinte Lied kannte keiner. Italienische Kehlen durchtrillerten alle Opernarien, sie schlugen wie die Nachtigallen, – aber der König gähnte. Da ließ man einen Zukunftsmusiker kommen, der sich gewaltig anstrengte, den Preis zu gewinnen: Der König aber hielt sich die Ohren zu. Seine Regimentscapellen schmetterten die klangreichsten Schlachtmärsche, alle Liederkränze seines Landes jubelten ihre beliebtesten Chöre zum

Königsschloß empor, das Volk umwogte mit der Hymne: Heil Dir im Siegerkranz! die Residenz: Alles vergeblich, der König schüttelte traurig das Haupt. Da suchten ihn lustige Brüder mit dem Krähwinkler Landsturm zu erheitern, und ein Tiroler jodelte wie eine Lerche: es nahm dem Könige die Sehnsucht nach dem Liede nicht, das er meinte, und auf dessen Wort und Melodie er nicht mehr kommen konnte. Er war froh, als all die Sänger und Musiker wieder abgezogen waren, stand einsam und traurig an dem Fenster des Königsschlosses und sah hinaus auf das Getriebe der Schneeflocken am sinkenden Abend. Er besaß Alles, was er wünschen konnte. Nur das Lied fehlte, und Niemand vermocht' es zu singen. – Drunten aber, auf der untersten Stufe des Königsschlosses saß ein armes Weib und sang mit heiserer zitternder Stimme klagend vor sich hin. Der König hörte es, – horchte, horchte und horchte. Der Ton ging ihm durch Leib und Seele. Es durchdrang ihn mit einem Male ganz wonnig und wehmüthig, daß ihm die Augen feucht glänzten. – »Wer singt das Lied? Wer singt das Lied?« rief er dann, halb außer sich, daß die Kammerherrn, Bedienten und Adjutanten ganz bestürzt herbei eilten. »Wer singt das Lied?« – Eine arme, alte Frau, hieß es, die nicht recht bei Trost sei, Jedermann nach ihrem Frieder frage, der schon seit dreißig Jahren todt, und die dabei ein verschollenes Schlummerlied vor sich hinsumme. – »Bringt sie herauf!« rief da der König lebhaft, mit glänzenden Augen. Er hatte ja wieder Wort und Melodie des Liedes gehört, nach welchem er so lange vergeblich getrachtet. Und die Frau ward herauf zu

gebracht, auf einen Stuhl gesetzt, und sang wieder mit ihrer alten, zitternden Stimme das Lied, das dem Könige das schönste däuchte. Es mußte ihn wohl tief rühren. Denn er stand am Fenster und hörte zu, und Thränen kamen in seine Augen. Seine ganze Kindheit in der kleinen niedrigen Stube auf der Mutter Schooß blühte ihm wieder bei den Klängen in lebhafter Wirklichkeit auf, – was ihm seither nur manchmal im Traume geschienen, zeigte sich ihm jetzt in Klarheit. – Da unterbrach die arme, alte Frau ihren Gesang, indem sie ihn klagend ansah. »Herr König, habt Ihr meinen Frieder nicht gesehen? Meinen armen, kleinen, lieben Frieder, der damals von mir fort ging und nicht wieder gekommen ist!« – »Mutter, Mutter!« rief da der König und warf sich der armen, alten Frau an die Brust, »du hast Du Deinen Frieder wieder.« – Und sie umschlossen einander und blieben von der Stunde an beisammen. – Und das ist die Geschichte von dem schönsten Liede, das Niemand singen kann, als der Mund der Mutter.«

Herbert hatte so sein Märlein geschlossen, während die Kinder das Ende etwas nachdenklich hinnahmen. Erst als sie nun entkleidet und zu Bett gebracht wurden, rückten sie noch mit einigen Fragen heraus, bis sie darüber einschlummerten. Dann setzte sich Frau Herbert mit ihrer leichten häuslichen Arbeit wieder an den Tisch zur Lampe, ihrem Manne gegenüber.

»Du hast ihnen wieder eine sehr große Freude gemacht, Ernst!« sagte sie leise, indem sie lächelnd herüber

sah. »Mehr als andere Kunstmärchen, z. B. die plaudernden Schränke, Schuhe und Näpfe Andersens, gefallen ihnen Deine improvisirten.«

»Aus demselben Grunde, warum dem König Frieder der Mutter Lied das schönste däuchte,« erwiederte Herbert.

»Es ist ihnen stets ein Festabend, wenn Du zu erzählen anfängst,« bemerkte nochmals die Mutter, und Herbert erwiederte:

»Könnte man nur von dem Lesepublikum meiner Erzählungen dasselbe sagen.«

»Nun, darüber mache Dir keine Sorge, Ernst!« sagte sie getrost und mit überzeugender Gewißheit. Aber Herbert warf jetzt ebenfalls lächelnd ein:

»Schließe nicht von Dir auf Andere, Bertha! Welche Frau möchte die Werke ihres Mannes nicht gelungen finden! Dich kümmert, was mich kümmert, – Du kennst die verborgene Quelle von dem und jenem. Nicht so der fremde Leser. Ihn gehen Motiv, Zweck, Aufbau der Erzählung nichts an. Er will unterhalten, gespannt werden, seine Neugierde befriedigen und würde uns so die Aufgabe eigentlich gar leicht machen, wenn wir sie selbst nicht schwerer nähmen, indem wir uns beschränken, auf dem Pfade epischer Entwicklung ruhig ansteigen, statt mit dem leichtfertigen, ungeduldigen Leser von Spitze zu Spitze zu fliegen oder kurzweg bergab zu rollen. Abentheuer auf Abentheuer häufen, spannende Situationen schildern, unerhörte Schurkerei von Gräuel zu Gräuel führen, unbezwingliche Tugend durch Wasser- und

Feuerproben unversehrt hindurch geleiten: das wäre allerdings wohlfeiler und lohnender, als stetig entwickeln, den geheimen Seelenvorgängen nachwandeln, Aeußerung und Wirkung der Leidenschaft im innern Conflict erlauschen und Menschen im Kampf der Pflichten zu zeichnen. Mit einem Wort: sich bescheiden, das Naturgemäße darzustellen, statt die Seifenblasen einer unkünstlerischen Erfindung ausfliegen zu lassen. Das von Spieß, Cramer und Consorten großgesäugte Lesepublikum ist noch nicht ausgestorben und wird neulich wieder von Frankreich, England und Deutschland aus so verfüttert, daß ihm nur noch die gepfeffertste Kost mundet.«

»Aber diese Geschmacksrichtung ist – wenn auch vielleicht die verbreitetste – denn doch nicht mehr die maßgebende,« warf Frau Bertha ein.

»O,« meinte Herbert, »sie spukt selbst zum Theil noch bei Kritikern von Ruf. Ich verkenne sie z. B. nicht in dem Verlangen nach dramatischem Aufbau und Fortschritt der Erzählung, das – dem Mißverstand oder Unverstand entspringend – gerade so widersinnig ist, als epische Anlage und Entwicklung für das Drama zu fordern. Und weiter, wie käme es auch, daß selbst bessere Novellisten – Tugend belohnend, Laster bestrafend – mörderlich in ihren Geschichten herum wüthen, mit raffinirter Grausamkeit ihre Personen an den Klingen ihres Federmessers oder mit der Stahlfeder spießen und sie schockweise in der Tinte ersäufen. Es sind fürchterliche Menschen, die sich keine Geschichte ohne Mordschauer denken können und erzählend bis an die Knöchel im Blut waten müssen.

»Gott sei Dank, man kann ihnen ja ausweichen,« sprach Frau Herbert leicht zusammen schauernd, da der Schneehagel rasselnd an's Fenster schlug. »Auffallend ist mir dagegen, daß fast immer die Capitel und Stellen, welche euch Schriftstellern die meiste Arbeit, Fleiß- und Zeitaufwand kosten, bei den Lesern selten Wirkung machen. So besonders die Uebergänge, die euch das Publikum gerne schenken würde.«

»Der gute Geschmack sicher nicht. Er würde sie vermissen, die Lücken schmerzlich empfinden. Der gebildete Leser will keine Sprünge machen, über keine Lücken stolpern und wird sich zum zweiten Male dem Autor, der ihn so holprigen Weg geführt, nicht anvertrauen. Wie an der Hand Homers, wird er sich auch immer wieder gerne z. B. von Walter Scott durch Natur und Leben geleiten lassen.«

»Warum nennst Du nicht lieber Göthe?«

»Weil in Göthe's Romanen uns vorzugsweise die große Individualität des Dichters selbst fesselt, – sie sind keine Muster für Andere, indem sie einzig dastehen.«

»Ich weiß wohl, Du bist in Deinen Schotten verliebt.«

»Dies Schicksal theil' ich mit vielen, mit allen Engländern zum Exempel. Lord Byron, sein berühmter Zeitgenosse, stellte ihn hoch über Alle. Und Tiecks Ausspruch über ihn ist nur einer der vielen Irrthümer des Romantikers. Scott ist einer der großen Gesetzgeber, – nach ihm hat die Aesthetik den historischen Roman zu analysiren. Ganz im Geiste des alten Epos, wie dieses die Götter in

seiner Maschinerie verwendet, so er die großen historischen Geister als schicksalbestimmende Mächte, – nie als eigentliche Helden seiner Romane. Und so allein lassen sie sich künstlerisch in der Erzählung verwerthen, nicht mit der naiven Kühnheit, welche ihre Namen als Locktitel benutzt, mich aber wenigstens warnt, nach solchen Büchern zu greifen. Könnte man die Walter Scott'sche Form mit der geistigen Grazie der Göthe'schen Erzählung durchduften, so hätte man vielleicht überhaupt das Ideal eines Romans. Einer stand diesem Ideal am nächsten, ohne Walter Scott zu kennen.«

»Ein Deutscher?«

»Ja wohl ein Deutscher.«

»Doch nicht etwa Jean Paul?«

»Der gewiß nicht, Bertha. Sein Name erinnert mich jedoch, daß für die gemeinte Idealform des Romans auch ein Tropfen von Jean Pauls poetischem Humor zu wünschen sein dürfte.«

»Und den Andere, welcher Deiner Idealform am nächsten steht?«

»Er, der nicht gerade seiner Erzählungen wegen der Liebling unserer Nation ist, mir jedoch in seiner Prosa am bewunderungswürdigsten erscheint. Ich meine Schiller. Man lese seinen Verbrecher aus verlorner Ehre, um ihn auch als realistischen Erzähler, als Seelenschilderer so hoch zu stellen, als ihn sein Volk bereits gestellt, – man erinnere sich des Moments, wo der wildernde Sonnenwirth den Jäger erschossen, – welcher Novellist hat eine ähnliche Stelle? Und diese Sprache, dieser Ton der

Erzählung! Ebenso Anlage, Entwicklung, Fortgang, Schilderung und Dialog im Geisterseher, in einer Zeit, wo noch kein anderer Mensch so schrieb, Niemand diesen Ton anzuschlagen sich getraute. Wie fruchtbringend für die Entwicklung der deutschen Prosadichtung, wenn Schiller (seine größte Stärke verkennend), auf seine Erzählungen weniger mißachtend herunter gesehen, sondern uns den deutschen Musterroman geliefert hätte, zu dem kein anderer so sehr das Zeug gehabt, als er. Dafür spricht auch sein dreißigjähriger Krieg. Aehnlich wie Walter Scott der englischen Geschichtsschreibung erst die Cavaliere, Independenten, Covenanters der Revolutionszeiten gestaltete, würde auch Schiller unsern Historikern culturliche Typen geschaffen haben. Denn das kann eben nur der Poet. Und welche Prosa schrieb er? Ich bekenne mich der Ketzerei, ihn nicht so freudig auf dem Kothurn seiner Jamben wandeln zu sehen, als im ehernen Schritte der Wirklichkeit.«

In diesem Augenblicke gellte die Hausglocke durch das Geheul der stürmischen Winternacht zu ziemlich ungewohnter Stunde und unterbrach die Unterhaltung der Gatten. Da die Magd eben nicht zur Hand war, ging Herbert selbst mit dem Lichte, um zu öffnen. Eine im Mantel verhüllte Männergestalt stand draußen, den Schnee vom Hute spritzend. Er erkannte dieselbe nicht sogleich und erst an der Stimme, als dieselbe sprach:

»Ah, guten Abend Doctor! Ein wahres Hundewetter! Entschuldigen Sie mein spätes Kommen. Aber ich möchte

Sie noch sprechen in Ihrer und fremder Angelegenheit, und so komm' ich, Sturm mit Sturm!«

»So stürmen Sie nur vollends herein,« sagte Herbert heiter, als er den Maler Sturm erkannte.

Er führte denselben gleich in sein erwärmtes Arbeitszimmer, wo Sturm Hut und Mantel ablegte und sich auf dem schwarzen Ledersopha neben Herbert niederließ. Letzterer fragte:

»Und wie fanden Sie zu mir?«

»Der Sozusagen hat mich hergeführt.«

»Der Sozusagen? Wer ist das?«

»Sie kennen ihn nicht? Der Mann scheint doch Sie selbst gut zu kennen.«

Jetzt erinnerte sich Herbert, den Namen schon früher aus Wildhoffs Mund gehört zu haben. Bevor er jedoch in Nachsinnen darüber verfallen konnte, hatte ihn der Maler schon wieder durch die Worte überrascht:

»He, Herbert! Wollen Sie sich nicht mit dem Brunno alliiren?«

»Mit wem?«

»Nun, mit dem Balletdirector Brunno, dem Günstling und Freunde des Königs, wie er sich nennt.«

»Nein!«

»Nicht? Erlauben Sie, meine Cigarre fortrauchen zu dürfen. Sie wollen sich also nicht alliiren?«

»Nein!«

»Warum nicht?«

»Vor Allem, weil ich keine Großmacht bin, die Allianzen anbieten oder suchen kann, oder auf solche angewiesen ist.«

»Sie könnten aber eine werden!«

»Auf diesem Wege habe ich's nicht im Sinne. Uebrigens, in wessen Auftrag sagen Sie mir das, Sturm?«

»Zumeist in meinem eigenen,« sagte der Maler, indem er das eine Bein über das andere schlug. »Dann auch in dem Brunno's, dem an Ihrer Bekanntschaft gelegen scheint, wie ich ihn zu verstehen glaube. Wissen Sie, ich hab' meine Hagerose vom See, die Cidli, geheirathet, bin also Familienvater *in spe*, mochte deshalb auch den Brunno nicht zur Thür hinaus werfen, als er zu mir kam, um sein Portrait zu bestellen, wofür er mir netto Tausend Thaler geboten. Und wenn er Ihnen seine Allianz anbietet, brauchen Sie auch nicht zimperlich zu sein, – haben Frau und Kinder und sind, so viel ich weiß, eben auch kein reicher Mann.«

»Dessenungeachtet –«

»Dessenungeachtet wollen Sie doch ein thörichter sein, Herbert, nicht wahr? Kann mir's denken – wollen nichts vom Günstling. Nachgelaufen wär' ich ihm auch nicht. Wenn er aber selbst kommt, Herbert! Wer von den Andern, deren üble Nachrede Sie fürchten, ist Ihnen je so entgegen gekommen? Wer kümmert sich um Sie, gibt Ihnen oder gönnt Ihnen auch nur etwas, wer dankt es Ihnen, wenn Sie seinen Einfluß von der Hand weisen? Auch mir kann die ganze Günstlingswirthschaft gestohlen werden, die Welt mit ihrer Meinung mag aber gleich zehnmal

der Teufel holen! Und Sie wollen die Gelegenheit, an Ihren Platz zu kommen, zurück weisen? Thöricht, um so thörichter, als uns ja das Uebrige nicht das Mindeste angeht. Nicht so viel!«

Der Maler schlug ein Schnippchen, indem er ziemlich erregt und hastig, in einem Athem, sprach, ohne jedoch auf Herbert irgend eine Wirkung hervorgebracht zu haben. So fuhr er denn in seinem Eifer wieder fort:

»Zartgefühl in dieser Welt ist Narrheit. Halb gut sein ist schon zu gut für sie. Haben Sie je sorglos arbeiten können? Sind Sie es – außer sich und Ihrer Familie – nicht auch Ihrem Talente schuldig, es frei und unbelastet auffliegen zu lassen? Ihre Jugend ist hin, Sie werden älter, – greifen Sie zu, sonst dürfte auch bei Ihnen einer unfreundlichen Jugend ein vergrämtes, menschenfeindliches Alter folgen.«

»Sturm,« sagte jetzt Herbert eindringlich, »lassen wir die Sache.«

»Meinetwegen! Auch recht. Wie Sie wollen. Kein Wort mehr darüber!« versetzte der Maler, indem er aufstand und mit der ihm eigenen Raschheit nach seinem Hute griff. »Sagen Sie doch, wo steckt denn der Wildhoff mit seiner jungen Frau? Ist ganz verschollen.«

»Sie fragen mich?« entgegnete Herbert in einem Tone, der seine völlige Unkenntniß ausdrückte.

»Nicht aus Neugierde,« erwiederte der Maler, sondern wegen des Verlegers Bernhard Dingler, an den Sie ihn damals gewiesen.«

»Ganz wohl. Was ist's mit dem?«

»Heute Wechselarrest! Insolvenz! Nichts Seltenes jetzt!« versetzte der Maler, und fügte – während Herbert, betroffen, Ausdrücke des Bedauerns hören ließ – noch hinzu: »der schöne Langenbècque hat etwas dran gewagt, von Dinglers kostbaren Autoren Jensen und Jägermeier Wechsel an sich gebracht, um dem Collegen freundschaftlichst den Gnadenstoß zu versetzen, worauf er längst gelauert. Seine Geschichten von seinen guten Freunden, den Engländern, werden jetzt noch länger werden. Uebrigens hätte Wildhoff die Catastrophe nur auf kurze Frist verschieben können. Betrüben wir uns also nicht zu sehr, daß wir seinen Aufenthalt nicht wissen. Mag in Italien oder Gott weiß wo stecken. Auch Einer von den empfindsamen Seelen, die sich über die Meinung dieser elenden Welt nicht hinauszusetzen wissen! Ganz wie Sie, Herbert! Ja, protestiren Sie nur, so viel Sie wollen! Ihre Eingezogenheit beweist Ihre Empfindlichkeit. Muß man sich denn vor den Tröpfen verkriechen, statt ihnen vor und auf der Nase herumzutanzen? Donnerwetter! Diese Häringsseelen triumphiren ohnehin jetzt einmal nach dem anderen. Aber *ich* – darauf können sie schwören – weiche ihnen *nicht* aus. Also behüt' Sie Gott, Herbert! Bleiben Sie, finde schon allein, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat.«

Herbert hatte zum Leuchter gegriffen und ein Zündhölzchen über die Petroleumlampe gehalten, um die Kerze anstecken und dem Besuch heimleuchten zu können. Maler Sturm war aber mit seiner gewohnten Raschheit

schon durch die Thüren verschwunden, und Herbert hatte nicht einmal Zeit gefunden, noch einige Fragen zu stellen. Nun ging er unruhig im Zimmer auf und ab. Was er gehört, gab ihm Stoff zu reichlichem Nachdenken. Aber in dem beschränkten Raume ward es ihm dabei bald zu enge. Zur Arbeit fehlte ihm ohnehin die nothwendige Gemüthsruhe, und so beschloß er einer Neigung zu folgen, der er besonders in solchen stürmischen Winternächten gerne fröhnte: nämlich einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, der seine erregten Nerven beruhigen und ihm eine wohlthätige Bewegung gewähren konnte.

So hüllte er sich denn in den Mantel, setzte den weichen Filzhut auf, sagte seiner noch wachen Frau gute Nacht und trat hinaus auf die Straße. Der Wind trieb die Schneeschauer noch immer durch dieselbe und peitschte sie ihm um die Ohren. Drum schlug er den Mantelkragen hinauf, die breite Hutkrämpe herunter und ging weiter. Durch das Thor hatte er eine weite, belebte, hellerleuchtete Straße der Altstadt erreicht. Der Mond stand oben zwischen bleigrauen Wolken verhüllt, die an seiner trüben Scheibe vorüber flogen. Die Häuser rechts und links ragten hoch hinan, und die Straßenlinie zog sich in malerischer Krümmung in die Länge, während sie von den Gaslaternen und erleuchteten Fenstern erhellt war. Um die Schornsteine und Giebel heulte der Nordwind und trieb immer wieder von Zeit zu Zeit eisige Schauer durch die weite Straße, ohne das Menschengewühl auf den Trottoirs zu verscheuchen, durch dessen lärmende Geschäftigkeit sich bunte Masken drängten oder sich in

groteskem Aufzuge auf der Mitte der Straße umhertrieben. Aus den lichtstrahlenden Festsälen der Gasthäuser schmetterten Trompeten und jubelten Geigen, die Klagelaute des Nordwindes übertönend. Mit dem johlenden Schneesturme aber rasten die Schlitten um die Wette durch die Straßen oder rasselten die Kutschen, aus deren Fenstern blumenumkränzte, ballfrohe, freudenbange Mädchen in die Nacht herausschauten. Es war Carneval. Tolle Fastnachtslust tobte durch die volkbelebten Gassen. Das Elend verkroch sich, die in der Hauptstadt waltende Geschäftskrisis war in diesen Stunden mit lichten Farben überfirnißt, – die Seufzer ihrer Opfer, der bange Todesschrei so manches Verzweifelnden wurde übertäubt durch das Jauchzen der tollen Lust, wenn nicht der Freude.

Dann und wann, während Herbert mit seinen Gedanken dahin schritt, schlugen aus geringeren Kneipen wiegende Ländlermelodien an sein Ohr, zu denen sich oft lauter Gesang rauher Stimmen mischte, in der Weise jener Schnadahüpfln des Hochlandes, in welchen dessen frisches Naturleben blüht. Die alte Sehnsucht nach den blauen Bergen und Seen, nach den grünen Thälern und Höhen des Oberlandes erwachte in ihm. Wie fleißig wollte er sein, um mit dem beginnenden Lenze einige Tage in der herrlichen Natur des Hochlandes umher schwärmen zu können, um dann im Sommer auch seine Familie in einen der schönen Winkel desselben zu führen.

Damit war Herbert in eine andere, engere Hauptstraße der Altstadt eingebogen, in welcher er bald auf einen

Menschenknäuel stieß, der eben die ganze Breite der Straße einnahm. Der Wind hatte hier weniger Gewalt, und die flimmernden Schneecrystalle fielen ruhiger, im Gaslichte der Candelaber glitzernd, durch die Nacht auf die harrende Menge und deren Gewänder. Er bemerkte bald, daß es Neugierige waren, welche, durch die Auffahrt einer langen Reihe von Herrschaftswagen angelockt, hier in der winterlichen Nacht ausharrten, um sich am Glanze der Uniformen und Balltoiletten zu weiden. Leute der unteren Klassen und besser gekleidete standen da und sperrten die Straße bis zu dem Trottoir der anderen Seite, während aus den Fensterreihen eines älteren Palais im späteren Prachtstyl der italienischen Renaissance fabelhafter Lichterglanz in die Straße herausfiel. Baron Buchberg wohnte hier und gab zu eigener Befriedigung und zum geheimen Aerger des hohen Adels den glänzendsten Festball der Saison, zu Ehren des aus der Flitterzeit heimgekehrten, jungen Ehepaares aus seiner Verwandtschaft. Sowohl der Hof als die gesammte hohe Aristokratie der Hauptstadt war geladen und erschien, wenn auch mit geheimen Verwünschungen der Anmaßung des »*roturiers*«. Da drängte sich nun eine ganze Wagenburg der schönsten Galacarossen vor der weit geöffneten Thorhalle, durch welche ein Blick in das schöne marmorne Stiegenhaus – heute in einen ansteigenden, blühenden Hain verwandelt – gestattet war. Da wogte es nun hinauf in Gold und Seide zu dem Innern eines Feenschlosses, während die Kutscher unten schrieen und die Lakaien von den Rücksitzen der Wagen sprangen,

um ihren Herrschaften heraus auf die taghell erleuchtete Treppe zu helfen. Und eben rasselte um die Straßenecke wieder eine elegante Equipage, mit feurigen Pferden bespannt, und schloß sich gleichsam ungeduldig, den anderen an.

Herbert konnte nicht durch den angesammelten Menschenhaufen hindurch gelangen und wollte sich umwenden, um in anderer Richtung seinen Spaziergang fortzusetzen, als sich eine noch junge Frauensperson von stattlichem Ansehen, aber hohlen Augen und Wangen, an ihm vorüberdrängte. Ihre Hast hatte etwas fieberhaftes, und so viel er bemerken konnte, lag in ihren verfallenen Zügen eine Spannung, die auf Wahnwitz oder einen furchtbaren Entschluß deuten.

»Die arme Marie!« sagte ein schwarzbärtiger Blousenmann an Herberts Seite, indem er diesen zutraulich, wenn auch mit Achtung, wie einen Bekannten anschaute.

Etwas verblüfft aber hörte sich Herbert dann folgendermaßen von demselben angeredet:

»Nicht wahr, Herr Doctor, man hat leicht solche Bälle geben, wenn man es versteht, das Geld aus anderer Leute Taschen so zu sagen in die eigene fliegen zu lassen. Sechsmalhunderttausend für Bauplätze, deren Schwindelhäuser ihm später auch noch zufallen, das ist so zu sagen kein … Aber was macht denn da die arme Marie?« unterbrach sich der Schwarzbärtige selbst, indem er in den Menschenhaufen hineinsah, in welchem man sich

jetzt stieß und drängte, während die Pferde des anfahrenden Galawagens aufsteigend sich bäumten und dann plötzlich anhielten.

Indeß war Herbert stehen geblieben, den Mann in der Blouse genauer betrachtend, dessen Stimme und Ausdrucksweise ihm – seltsam genug – einen Moment in's Gedächtniß zurückriefen, an den ihn das blühende Beet seiner Sammetveilchen täglich erinnert hatte. Doch war er in seinen Gedanken hierüber noch zu keinem Schlusse gelangt, als aus dem Menschenknäuel der durchdringend fürchterliche Aufschrei einer Weiberkehle erschollen war und schrecklich zur Nacht aufgellte. Zugleich gab sich ein wirres Zudrängen in der Masse vor ihm kund, so daß augenblicklich eine Lücke entstand, durch welche Herbert den herrschaftlichen Wagen erblickte, in welchem ein noch junges Paar saß. Da gerade das volle, glänzende Licht der Candelaber durch die Wagenfenster fiel, war die ordengeschmückte Uniform eines königlichen Flügeladjutanten leicht zu erkennen, während die reichgekleidete Dame mehr im Schatten saß. Als nun der Officier im Wagen seinen Kopf wie aus Neugierde dem Fenster näher brachte, ward derselbe so hell beleuchtet, daß Herbert das männlich schöne, in diesem Moment etwas verdüsterte Antlitz desselben Herrn v. Leith, nun Barons v. d. Leithen, erkannte, dem zu Ehren das Palais Buchberg heute in ein Feenschloß verwandelt schien.

Der Blousenmann war von Herberts Seite verschwunden, indem er in der Richtung der v. d. Leithenschen

Equipage durch die Menge vordrang, während auch Herbert nach dem Orte strebte, woher der Schrei, ein Unglück verkündend, gedrungen war.

»Er ist's, er ist's, hat sie gesagt!« flüsterte man rings um ihn.

»Wer ist's?«

»Wer wird's sein – ihr Verführer!« sagte ein altes Nußweib grinsend, als ob sich das von selbst verstände.

In demselben Augenblicke, wo nun die Equipage des Freiherrn v. d. Leithen in die Thorhalle einlenkte, trugen die starken Arme des Schwarzbärtigen die leblose Marie aus dem Menschenschwarm heraus. Die einst so hübsche Bonne, deren »prächtige Büste« oft laute Sehnsucht bei den Freunden Leith's erregt hatte, lag jetzt, in ärmliches Gewand gehüllt, mit den blutrünstigen Spuren eines Hufschlags an der Stirne, in den mitleidigen Armen des Dienstmannes. Und während man alle in der Eile möglichen Wiederbelebungsversuche anstellte und die Verunglückte aus dem Schneegestöber in das nahe Polizeigebäude brachte, wo der Arzt kopfschüttelnd die Wunde untersuchte, eilte der vielbewunderte Baron v. d. Leithen mit seiner gräflichen Gemahlin hinan in die lichtfunkelnden Räume, um als Held des festlichen Abends empfangen und gefeiert zu werden.

Herbert war von dem Vorfalle tief erschüttert. Den wackeren Dienstmann begleitend und zu eigener Hülfeleistung stets bereit, hatte er von demselben in wenigen abgerissenen Worten die Geschichte der armen Marie

vernommen. Von dem schönen Officier durch alte Künste der Verführung betrogen, von ihrer Herrschaft entlassen, von ihrem strengen Vater ausgestoßen, hatte die Verzweifelnde das Loos so Vieler in ähnlichem Falle: sie ging unter. Und es war vielleicht noch eine Gunst des Schicksals, wenn der Hufschlag ihr Leben in dem Momente endigte, wo sie hinzudrängend zum ersten Male wieder den falschen Mann und zwar an der Seite seiner Gattin – sah. Sein Anblick mochte da allen Jammer ihres verlorenen Lebens in ihrer Seele aufrühren, daß sie sich verzweiflungsvoll unter die Hufe der Pferde warf, die den Verführer zu Glanz und Ehren führten, während die Verführte unter den Folgen ihrer Schande schon längst als eine Elende durch die Nächte der Hauptstadt irrte.

»O Herr Doctor!« sagte der Dienstmann am Ende seines Berichts, als er sich auf der Straße, wo der Schnee jetzt ruhiger herunterstob, wieder mit Herbert allein sah. »Wenn man sieht, wie es in der Welt zugeht, kommen Einem so zu sagen absonderliche Gedanken. Man möchte der ewigen Gerechtigkeit manchmal etwas vorgreifen, der weltlichen nachhelfen, gleich den Haberfeldtreibern. Man möcht' so eine Art Vehmrichter sein. Nun, Viele habe ich schon für mich vervehmt, und wer weiß, was der Sozusagen noch thut! Wer weiß!«

»Sie sind der Sozusagen?« fragte Herbert, indem er dem Schwarzbärtigen die Hand hinreichte.

»So heißt man mich, – mein eigentlicher Name ist Wendel,« sagte der Dienstmann, indem er freudig erregt die dargereichte Hand ergriff.

»Dann, lieber Freund, hab' ich Ihnen doppelt Dank zu sagen, im Namen meiner Kinder und im eignen,« sprach Herbert herzlich und mit warmem Händedruck. »So groß der Kleinen Freude an dem Theater, reicht sie doch nicht an die meinige über meine Sammetveilchen.«

»Ach, mein Gott, machen Sie nicht so viel Aufhebens über Kleinigkeiten, Herr Doctor,« entgegnete der Dienstmann erröthend. »Die Freude, welche mir Ihre Bücher machen, ist noch lange nicht aufgewogen. Aber entschuldigen Sie jetzt, – ich habe noch einen Auftrag im Dienst zu besorgen. Es hat so zu sagen Eile!«

Und Herbert war nach kurzer Weile wieder allein in den nächtlich belebten Straßen der Hauptstadt. Er richtete seine Schritte nach den Vorstädten, heimwärts. Er kam dabei an der Wohnung der Frau v. Luckner vorüber, an welcher alle Fenster dicht verschlossen und finster waren, als wäre das Haus unbewohnt und ausgestorben. Nur aus einem der Fenster fiel ein schwacher Lichtstrahl durch die Spalte schwerer, grüner Vorhänge. Da innen also wachte Frau v. Luckner noch in ihrem Boudoir. Wo aber mochte Wildhoff jetzt weilen und welches Geheimniß schwebte um seine gänzliche Verschollenheit nach seiner Verheirathung?

Darüber nachgrübelnd kam Herbert wieder nach Hause an den Arbeitstisch. Als er um Mitternacht einmal das Fenster öffnete, um nach dem Wetter zu sehen, hatte das Schneegestöber nachgelassen, der Wind schien nach Osten umgeschlagen zu sein und allmälig seine frühere Stärke einzubüßen, wenn auch noch heftige Stöße durch

die Bäume draußen sausten und die Kronen der Fichtengruppe sich wie in Krämpfen schüttelten, während die Läden seltener klapperten, die Thüren leiser dröhnten und das unheimliche Stöhnen im Kamin sich wie zum angstvollen Wimmern einer armen Seele herabstimmte. Wenn also der Sturm großentheils ausgetobt hatte, so drang um so unheimlicher – bald ansteigend zum schrillen Pfeifen, bald abfallend zum hohlen, tiefen Brausen – ein dumpfes, gespenstiges Geheul über die Altstadt her, an deren Giebelkanten der Wind sich tausendmal brach. Es klang, als ob aller Jubel und aller Jammer der Carnevalsnacht in schauerlichem Zusammenklang vom Ostwinde durch die Winternacht hergeweht würde, – ein Chaos von Jauchzen und Klagen. –

In diesem Chaos aber lag doch ein Trost – Ahnung und Keim des künftigen Lenzes.

Zweites Capitel. Berichtet von einer Tour durch die Region der Haberer und gelangt am Schlusse zu einem seltsamen Begegnisz.

Und der Lenz war gekommen mit Sturm, Schnee und Regenschauer, und mit Sonnenschein, der sich täglich reichlicher über die aufgrünende Erde ergoß. Auf den waldumschlossenen Auen, auf den Matten und in den Gründen des Oberlandes war die Frühlingsflora aufgegangen und über die Wiesen hin glänzte es wie verkörperter Sonnenschein. Mit Gold- und Silberaugen sahen die Kinder des Lenzes aus Hecken und Rainen, und im

Wiesengrün an den Bächen schienen ganze Goldklumpen zu liegen, so drängten sich da die gelben Kelche.

Da war's nun im Hochlande überaus schön, schöner als zu jeder anderen Jahreszeit, während man in der Hauptstadt noch gar nicht daran dachte, daß die Landschaft schon »existire«. Kaum Einer oder der Andere wagte sich weiter als zum nächsten See. Unter diesen Herbert, der bei einiger Muße in den Frühlingstagen seiner Sehnsucht nach dem grünen Vorlande der Alpen folgte und es nicht zu bereuen hatte. Denn nach dem langen Winterschlafe stand dorten die Natur in reiner Morgenfrische, wie später nicht mehr. Das blauweiße Feierkleid der Alpen glänzte in unverfärbter Reinheit, während die Landschaft zu ihren Füßen sich immer mehr in ihr freundliches Grün hüllte.

Aus den weiten Thalmulden und Seebecken am Alpenrande erhebt sich, dem Hochgebirge gegenüber, ein grünes Hügelland, das von vollen Wasseradern durchströmt, weit in's Flachland vorspringt und, nochmals zu Bergkuppen anschwellend, in dasselbe abfällt. Die Bahn von Westen nach Osten gewährt eine Ahnung von den geheimen, zum Theil noch unerkannten Reizen dieses Gebiets, da wo sie in Serpentinen zu dem tiefen und engen Rinnsal seiner Hauptwasserader hinuntergleitet und mit dem Flusse am Saume dieser Landschaft fortführt. Dort nun, wo von Süden das rasche Alpenwasser in kühler Schlucht rollt, um in in scharfer Biegung mit der Bahn ostwärts abzulenken, schaut das Hochgebirge einem Fragment vom

tiefsten Blau in die enge malerische Welt, fallen die Ränder des stromumschlungenen Hügellandes in den schönsten Buchenhalden zu Thal, während über ihre runden Kuppen Kirchthurmspitzen, moderne Schlösser und alte Wälle ragen und hie und da ein Berghof auf die lärmenden Mühlen und rauschenden Wehre im Grunde schaut. Der natursinnige Beschauer wird bei der raschen Vorüberfahrt sich die dahinterliegenden Reize nach seiner eigenen Phantasie ausmalen. Sein Interesse wird aber noch erhöht werden, wenn er weiß, daß diese Höhen und Gründe an der Fallach[1] – so nennen wir die Hauptwasserader des Gebiets – Alpenart noch weit in's Flachland hereintragen, daß der Fluß mit seinen Nebenwässern Berglersitte bis in die Ebene hereinflözt. Der frischeste, freudigste und kräftigste Clan des Hochlandes ist von den Alpen bis in diesen grünen Wiesengrund heimisch, Spitzhut und Joppe, Schlagring und Citherschlag machen ihn kenntlich. Wie in alter Zeit wohnt er noch heute weniger in Dörfern, als in weit zerstreuten Einzelnhöfen mit herrlich arrondirten Grundstücken, die untheilbar auf den Erstgeborenen forterben. So ist's am Alpensaum und so noch auf den weit in's Flachland hineingesetzten Höhen, auf dem Rauschenberg mit seiner weithin leuchtenden Kirche, und auf dem Schwalbenberg, der seinen Fuß in's mühlenbelebte Felsthal der Fallach setzt. In den zierlichen Holzbauten der Berghöfe des Letzteren, der

[1] Mangfall.

am weitesten von den Alpen entfernt ist, lebt die Hochlandspoesie mit all' ihrer Spielhahnfeder-, Kugelbüchsen- und Schlagring-Romantik. Ein heiter-übermüthiges Völkchen jodelt, singt und tanzt da, früher beim Jagdpersonal ob Wilderns berüchtigt, heute noch leidenschaftlich dem geheimnißvollen Reiz des Haberfeldtreibens ergeben. Die waldige und schluchtenreiche Abgeschiedenheit bietet Gelegenheit, in finsteren Nächten unbemerkt in's mühlenbelebte Thal der Fallach hinunterzusteigen, um plötzlich zum Schrecken der schlafenden Sünder in einem der jenseitigen Dörfer aufzutauchen.

In dieser von der Fallach und ihren Nebenflüssen durchrollten und theilweise umspannten Landschaft ist nämlich von Alters her der eigentliche Sitz und Heerd des noch immer unaufgeklärten Bundes der »Haberer«, einer Art Vehmgenossenschaft im Alpenvorlande, indem plötzlich, um Mitternacht, zwei- bis dreihundert Vermummte gleichsam aus dem Boden erwachsen und unter dröhnenden Trompetenstößen und furchtbarstem Lärm, die ganze Umgegend zum Anhören öffentlicher Rüge der geheimnißvollen Sittenrichter gegen solche Sünder erwecken, welche für gewöhnliches Recht unerreichbar sind. Nur die finstern, schneelosen Nächte des Spätherbstes oder des stürmischen Frühjahres werden von dem unheimlichen Spuk durchtobt und zwar immer nur die Nächte vor Sonn- und Feiertagen. Beschädigt wird nichts, wenn der Zorn der Haberfeldtreiber nicht erweckt wird; ja sie ersetzen durch geheimnißvolle Gaben und Zusendungen jeden zufälligen oder nothwendig

gewesenen Schaden. Ueber die Organisation des Bundes ist so viel wie nichts bekannt. Man sagt, es sei das Haberfeldtreiben eine Art Gerechtsame, die an einzelnen Häusern hafte und die Genossenschaft stehe unter zwölf Haberfeldmeistern, welche auf geheime Anordnung die junge wehrhafte Mannschaft zum Auszug ausrufen und an die bestimmten Sammelorte – oft auf drei bis fünf Stunden Entfernung – führen, wo dann die laute, lärmvolle Rüge unter beständigem Gewehrfeuer stattfindet; denn aus dem Kreise der Vermummten werden die Sünden der Verurtheilten, ihre Vergehen gegen das Sittengesetz in Knittelversen vorgelesen, wobei weder geistliche Würde, noch amtliche Stellung, weder hochgräfliche Geburt, noch Reichthum oder selbst Verwandtschaft der Person geschont wird, wenn sie, schuldig befunden, der nächtlichen Vehme verfallen ist.

Man hatte Ende der fünfziger Jahre dieselbe für erloschen angenommen, für eines der dahingeschwundenen Volksalterthümer, die nur noch in der Sage und Culturgeschichte, oder vielleicht in der Novellistik fortleben werden, weil deren Berechtigung in unserem modernen rechtstaatlichen Leben verloren gegangen sei. Man hielt für abgethan den alten Gebrauch dieses Volksgerichts, – die weitverzweigte Verbindung, die so lange allen Gerichten und Nachforschungen getrotzt und denen, die unreinen Wandels, Schrecken eingejagt, für aufgelöst; man erklärte die Wissenden und Schöffen für ausgestorben,

welche auf den einsamen Berghöfen, in den Einöden düsterer Waldschluchten, in den Weilern und Dörfchen grüner Thalmulden friedlich gehaust und gewirkt hatten, bis in dunkler Nacht der Sammelruf ertönte und geheimnißvolles Treiben die stille Landschaft belebte. Man beklagte nur, daß die merkwürdige Sitte untergegangen sei, ohne daß das über dem Bunde waltende Geheimniß durchschaut sei. Kaum ein Papierpfropfen war einmal am Schauplatz solcher Volksjustiz gefunden worden, der als Fragment eines Liebesbriefes zur Verhaftung des Verfassers, aber zu keinem Resultat der Untersuchung führte. Denn so weitverzweigt der Bund, so bekannt seine Mitglieder unter dem Landvolk sein mochten, nie hatte sich ein Verräther gefunden, niemals war eine Aussage gemacht worden, welche bestimmte Anhaltpunkte bot. Die Genossenschaft der Haberfeldtreiber war jetzt also todtgesagt.

Aber man hatte sich getäuscht. Es war ein Wahn des modernen Bewußtseins, der dem alten Volksgebrauch ferneres Leben absprach. Kühner, zahlreicher, rücksichtsloser und häufiger als je sind seitdem die »Haberer« aufgetreten. Der Bund hat sich vom Heerd seines Sitzes aus weithin nach allen Seiten ausgebreitet und ist mit seinem strafenden Kehrbesen an Orten und in Gegenden aufgetaucht, wohin er bis dahin nie gekommen war. Er fing an, sich durch Gewaltthätigkeiten gegen die Organe der öffentlichen Ordnung furchtbar zu machen. Gensd'armen, die sich zu weit gegen den Kreis der »Haberer« vorgewagt, wurden dabei erschossen, denn die Genossenschaft

duldet keinen Eingriff in ihre Rechtsübung. Anderseits schritten auch die Behörden entschiedener ein; einzelne Haberfeldtreiber wurden bei der Heimkehr vom Schauplatz des Treibens aufgegriffen und vor Gericht gestellt, ja, man lieferte den Vermummten förmliche Gefechte mit Todten, Verwundeten und Gefangenen: aber das Geheimniß des Bundes wurde nicht gelöst, nichts verrathen. Nur so viel stellte sich fest, daß mit dem furchtbareren Auftreten des Bandes – nicht auch seine innere Stärke gewachsen sein mochte. Wenn früher nur die angesehensten hausgesessenen Männer des Volks Urtheil sprachen und ausführten, hatte sich jetzt die leichtsinnigere Jugend mit eingedrängt und dem Ernst der Sache wesentlich geschadet.«

Zur Zeit nun, in welcher unsere Erzählung steht, hatten sich die »Haberer« in den ersten Frühlingswochen besonders energisch gerührt. Sie waren dabei in einer Anzahl und Stärke aufgetreten, hatten sich so rücksichtslos über Ansehn der Person, wie über die Würde und Maßnahmen der Behörden hinweggesetzt, daß die Staatsregierung in große Aufregung gerieth. Besonderes Aufsehen machte ein wiederholtes großartiges »Treiben« vor Schloß Buchberg, unter Nebenumständen, welche die jeder Gewalt und Macht trotzende Kühnheit, sowie die Sicherheit des Vorgehens dieser geheimen Genossenschaft in ein grelles Licht setzte. Sie waren zu Pferde, auf Wagen und mit der Eisenbahn an den Schauplatz ihrer Rechtsübung gekommen, hatten Wein, Feuerwerk und ein Musikcorps mitgebracht und scheuchten die Gens'darmen

des Orts mit scharfen Schüssen in ihr Wachtlokal zurück, wo diese, förmlich gefangen gehalten, das »Treiben« mitansehen konnten, zu dessen größerer Feier das Schloß, in welchem der reiche Baron gerade anwesend war, von den unheimlichen Gestalten mit bengalischem Feuer beleuchtet wurde. [1]

Solchem »Unfug« zu steuern, raffte sich die Regierung zu entschiedenen Maßregeln auf. Sie erließ eine geharnischte lange Entschließung, in welcher sie die Gemeinden und Familienväter mahnte, warnte und haftbar machte. Sie drohte mit dem entschiedensten Einschreiten, gestand jedoch ihre Machtlosigkeit ein, wenn sie bei der Bevölkerung selbst keine Unterstützung finde. Zugleich wurden mehrere Gemeinden des Oberlandes militärisch besetzt und ein eigner Regierungs-Kommissar in die dortigen Bezirke zur Aufrechthaltung der Sicherheit, zur Erhebung von Thatsachen und zur Leitung der Untersuchung abgesandt. Vergeblich. Spurlos waren die Haberfeldstreiber verschwunden, das größte Geheimniß deckte den Bund, obgleich Tausende eingeweiht waren. Und das in's Oberland abmarschirte Militär fand die Gegend so ruhig und friedlich, wie sie es von je gewesen, wenn die Haberfeldtreiber ihre Aufgabe erfüllt glaubten

[1] Alle diese einzelnen Züge und späteren Ausführungen des Verlaufs solcher nächtlicher Haberfeldtreiben sind vom Verfasser nicht erfunden, sondern öffentlichen Mittheilungen und den Ergebnissen der Gerichtsverhandlungen entlehnt. Diese Erklärung sind wir vielleicht unseren Lesern im deutschen Norden schuldig.

und mit dem Längerwerden der Tage, mit dem Aufgrünen der von ihnen geschonten Felder ihren nächtlichen Auszügen und Executionen ein Ziel gesetzt war. Die Leute des großen Kaisers Carl, als dessen Abgesandten sich die »Haberer« anzukündigen pflegen, schienen wieder in den Untersberg gezogen zu sein. In dem grünen Hügellande an der Fallach bis zu den Alpen hin herrschte eine Ruhe, als sei sie seit Jahren durch Nichts gestört worden.

In diesem culturlich und landschaftlich so interessanten Gebiete schwärmte nun in jenem Frühjahre Herbert schon seit einigen Wochen umher, bei vollem Genusse einsamen Wanderns. In der landesüblichen Joppe, den Ranzen an der Seite, mit einer genauen Specialkarte gegen unliebsame Verirrungen, mit einem Schirm gegen den Regen, und mit einer verborgenen Klinge darinnen gegen bissige Hofhunde bewaffnet: so wanderte er Hügel auf, Hügel ab, waldaus, waldein, über blühende Matten, grünende Felder, durch stille Gehege, an einsamen Bauerhöfen und Wettern vorüber, zumeist die Heerstraße vermeidend, auf den Pfaden der grünen lieblichen Wildniß, bis einmal wieder die in ihrem felsigten Rinnsale da hinrauschende Fallach seinem vergnüglich irrenden Fuße ein Ziel setzte. Dann legte er sich in das duftige Gras des hohen Randes, sah durch die heraufragenden Fichtenwedel hinunter in die lärmende Welle, that dabei gar nichts, oder zog sein Notizbuch heraus, um Stimmung der Landschaft und etwa ein Begegniß aufzuzeichnen. Ein solches Festhalten seiner Reisegefühle auf dem Papiere war ihm in der grünen Einsamkeit diesmal Bedürfniß. Sehen wir

nun in die flüchtig beschriebenen Blätter des auf dem Rasen offen liegenden Notizbuches, so lesen wir folgende gedrängte Schilderung:

»In der Region des Haberfeldtreibens habe ich wieder empfunden, daß das Hochgebirg am schönsten als Hintergrund einer Landschaft wirkt, daß die Vorlande der Alpen malerischer sind, als diese selbst. Das Entzücken über die Großartigkeit ihres Innern lass' ich gelten; nur sollen mir die Entzückten nicht die feine Ausführung und die künstlerische Composition der Landschaft vor den Alpen mißachten wollen, sonst hege ich den Verdacht des Geschmacks an Coulissenmalerei. Wie ist das schön, der erhabenen Bergkette entgegenzuwandern, auf deren wundervollem Blau sich die sonnig grüne Idylle vor uns abhebt – das sanft ansteigende Saatenfeld, der Dorfhügel mit der Kirche, die weidende Heerde umher, dahinter der dunkle Waldrand.«

»So bin ich, jenseits der Fallach, östlich vom Schwalbenberg, einwärts gewandert, – habe viel erlebt, und doch ist mir wenig begegnet. Die Dörfer in den blühenden Zwetschgengärten mit ihren weitausladenden Schindeldächern, dem schwarzbraunen Holzschmucke der Giebel und Galerien waren zumeist nur von gackernden Hühnern, dämelnden Kindern und Greisen bewacht, die Waldhöhen dahinter nur von Vogelsang belebt. Im schattigen Gehege unterbrach kaum ein kräutersuchendes Weiblein mit hexenartigem Thun und Gebahren durch sein Selbstgespräch die Naturheimlichkeit; und nur die Kupfernatter auf meinem Pfade züngelte mich

giftig an. Draußen lag ein unbekannter dunkler See, – in ihm spiegelte sich ein Weiler, jenseits struppigtes Tannicht und ein Fragment des Hochgebirges, – Wildenten flatterten zum sumpfigen Ufer. Im Weiler zu dieser Feldarbeitszeit gleiche Verlassenheit. Durch ein Fenster bemerkte ich neben der Kuckuksuhr an der Stubenwand Doppelbüchse und einfaches Gewehr, an Wilderei und Haberfeldlärm erinnernd. Die strumpf- und schuhlose, mit einer Buttermaschine beschäftigte Person des Bauern im Innern störte etwas die Vorstellung von einem »Wissenden« und Schöffen des Bundes. Er lachte auf meine Frage nach den Haberfeldtreibern gutmüthig, ließ sich aber auf keine Erörterung ein.«

Tiefer Friede waltet über der Landschaft. Aus den grünen Saaten schauen ganz in Idylle getaucht, freundliche Weiler und Dörfer; von den Kirchthürmen hallt das Mittagsgeläute, aus den Häusern choralartiges Gebet. Da ich an ein Fenster klopfte, kam der Bauer selbst heraus, mir den Weg zu zeigen – eine hohe, schlanke Gestalt, von einem freundlichen Ernst des Wesens, das eher der Vorstellung von einem »Wissenden« entsprach. Nordwestlich, von jenseits der Fallach, schaut der Schwalbenberg mit seinen Berghöfen, an seinem Fuße das Kirchlein der Gottesau, wo an Sonntagen, vor dem Gottesdienste, schon so manches Haberfeldgericht beschlossen worden. Auch im Markte Griesbach, dem Haupt- und Gerichtsorte der Gegend, sollen Haberfeldtreiben gewöhnlich auf den Jahrmärkten berathen werden und einige Häupter und Leiter des Bundes wohnen. Unangenehm berührte es mich, an

der Wirthstafel dorten Herrn Arthur Maier zu treffen, der sich da für den Sommer als Gerichtspraktikant niedergelassen, sicher nicht ohne Nebenabsicht, da die abgefeimte Kratzbürste ihre Zwecke mit überlegter Zähigkeit zu verfolgen pflegt. Im Gebiete der Haberfeldtreiber war er mir bis jetzt die einzige unangenehme Begegnung. Jenseits der Singach hinansteigend, werde ich sein Gesicht in der grünen Einsamkeit am Vogelsang, Schwarzenbach, am »Jäger auf der Eben« und anderen Einödhöfen bald vergessen haben.«

»Und nun befinde ich mich in dem Gebiete der weithin zerstreuten, aus lauter Einzelhöfen bestehenden Gemeinden an der Fallach, welche vom Schwalbenberg bis zu den Alpen sich nirgends zu einem Dorfe, kaum einige Mal zu Weilern gruppiren. Im bunten Wechsel schöner, einsamer Wanderscenen geht es bergab, bergan durch Tannendunkel, Ahornschatten, lichten Hag, – auf weichem Rasen zu sonnigen Waldoasen, an Bauernhöfen unter blühenden Obstbäumen vorüber, durch eingehegte Weidenplätze und grüne Saaten wieder in den Alles umfassenden Wald. Da und dort stürzt ein Bach tosend zur Fallach hinunter, oder diese selbst braust in ihrem Felsenbett, – dann und wann ertönt Heerdengeläute irgend woher, vielleicht auch der weltverwehte Klang des Glöckleins einer Capelle, die du nicht gewahrst, – sonst ist Alles still in der lieblichen Wildniß, und du wähnst dich menschenfern, wenn wieder hinter den Obstbäumen ein malerischer Wohnsitz mit ringsumher laufender Galerie,

flachem Dache und dem Glöckchen über dem Giebel auftaucht. Wie eine verwehte Saat, doch stets an den schönsten Stellen liegen da, weit auseinander oder näher gerückt, die stattlichen Bauernsitze, von ihren Aeckern und Wiesen umgeben, in der Lichtung des Waldes, an klaren Quellen, in heimlichen Gründen, oder gleich Burgen auf der Kuppe eines Hügels. Wie der Ader einst nach seinen Schlössern, werden die Bauern dort noch nach ihren Höfen genannt, und uralte Geschlechter sitzen da in forterbenden Majoraten und erinnern an die Schulzenhöfe auf rother Erde. Sitzt doch in dieser Abgeschiedenheit auch der Kern jener Vehmgenossenschaft, der »Haberer«, denen die finstern Nächte des Spätjahres und Frühlings gehören zum Schrecken Aller, die öffentliches Aergerniß geben. Aus dieser abgeschlossenen, verborgenen Welt führen dann die Hofbauern Sippe und Gefolg – ihre Söhne, Brüder, Vettern und Knechte hinaus auf die Haide, um nach dem Aufgebot der Haberfeldmeister Rügerecht zu üben im Namen des großen Kaisers Karl.« –

»Der Zauber dieser grünen Wildniß hält mich umfangen. Ich war bis zu ihrem Südrande vorgedrungen und weidete meine Augen an der grünen Thalmulde am Alpensaume, die wie eine Wiege ihre stillen Weiler und Höfe umfaßt. Dann wandte ich mich wieder zurück in denselben Bereich der alten Bauernhöfe und stand bald im Angesichte eines der stattlichsten. Ueber den Anger her kam eine hochstämmige Dirne im Spitzhut und Haftenleibchen. Als ich sie um die Richtung des Wegs anrief – denn meine Karte reicht in diesem Gebiete nicht aus

– blieb sie hinter dem blühenden Zaune stehen, um mir Bescheid zu geben. Selten war mir bis dahin ein Mensch begegnet, und fortwandernd befand ich mich nochmals stundenlang allein, ohne zu wissen wo. Hinter mir drein, fernher, tönte oft lautes Jodeln, und wenn ich mich umschaute, tauchte manchmal auf den Höhen des Weges die Gestalt eines Burschen in oberländischer Tracht auf, der mir einige Mal winkte, zu warten. Da es schon spät am Tage und mein Wanderziel, das Wirthshaus im Fallachgrunde noch nicht erreicht war, fand ich keine Veranlassung zu verweilen. Die Sonnenstrahlen fielen schon schräg und mit dem warmen Ton des Abends durch die dunkeln Tannenwedel, die meinen Pfad am rauschenden Bach hinunter beschatteten. Nun brauste auch unten im tiefen Felsenbett die Fallach, Rauch stieg aus den Bäumen des Grundes, in den ich auf steilem Pfad über Geröll zu gelangen suchte und auf überhängende Uferbrocken gerieth, unter welchen das wilde Alpenwasser gurgelte und gluckste. Der Pfad war in's Wasser gesunken und als ich mich dennoch am Gestrüpp weiter arbeitete, um einen Steg zu entdecken, bröckelte sich unter und hinter mir der Grund und stürzte in die Fluth. Ueber mir aber rauschte es im Gebüsch, als rolle ein Felsstück auf mich zu, um mich hinunter zu reißen. Aber durch das Laub des Strauchwerks reckte sich ein Bergstock und eine Stimme rief: »Festhalten, sonst seid's verloren!« Indem ich die Füße scharf einsetzte, ergriff ich den Stock. Eine starke Faust zog mich empor und bald fühlte ich Halt

und sichern Grund neben einem jungen, hübschen Burschen in der Tracht des Landes, der mich vollends über den Rand des Abhanges emporgeleitete auf den festen Rasen. »Haggara!« rief der Bursche, indem er sein grünes Hütchen mit dem Kampfzeichen der vorwärts gekehrten Spielhahnfedern lüpfte. »Was habt's da unten g'wollt?« Ich erzählte ihm meine Absicht, und er theilte mir dagegen mit, daß ihm die Tochter des Maiers in der Eck von den fremden Herrn gesagt habe, der den Weg nicht wisse, weshalb er mir immer gewunken habe. Da unsre Wege in gleicher Richtung lagen, gingen wir mit einander weiter, und er erzählte mir, daß er aus Lust an den Bergen über den Oedkogel von Fürstensee heraufgestiegen sei, wo er beim Landgericht Zeugniß abgelegt habe; am Sonntag sei nämlich ein wenig gerauft worden, und da habe dem Schmerold sein Schwarzer dem Bühlkaspar den Schädel verklopft, daß er wohl hin sein werde. Diese anmuthige Geschichte regte meinen Begleiter wenig auf, da wir bei der hereinbrechenden Dämmerung im Hag hinschritten, an stillen Höfen vorbei, deren volltönende Namen in seinem Munde wie die der alten Geschlechter im Heldenbuch klangen, während aus den umhegten Abendweiden die Kuhschellen idyllisch darein läuteten, die Staare in ihren Häuschen lyrisch darein schwatzten. Als ich nun die Rede auf das Haberfeldtreiben brachte, strich er seinen blonden Schnurrbart und sah mich an, als denke er: »Gebt Euch keine Mühe, Ihr erfahrt nichts!« Erst als ich auf die Nebenumstände des Treibens zu Buchberg kam,

sagte er lachend: »Schön war's, dös is g'wiß!« Bei meiner weiteren Frage, ob das Schloß wirklich mit bengalischem Feuer beleuchtet worden sei, nickte er vergnüglich mit dem Kopf und als ich sagte: »Es sollen ja Musikanten dabei aufgespielt haben,« erwiederte er schmunzelnd: »I moanet' selber!« Als ich nun meinte, er sei wohl auch dabei gewesen, leugnete er in einem ironischen Tone, der Alles zugab. Wir hatten eben eine Biegung im Gehölz hinter uns, als uns plötzlich eine dunkle Gestalt antrat, ein Bewaffneter. Mit Blitzesschnelle riß mein Begleiter sein stehendes Messer aus der kleinen Lendentasche, duckte sich wie ein Raubthier, zum Sprung auf den Gegner ausholend, der sein Gewehr auf den Angreifer richtete. In dieser schauerlichen Stellung verharrten sie einige Sekunden, gleichsam jeder des Andern Blößen ablauernd. Noch ehe ich mich von meiner Bestürzung erholt, richtete sich jedoch mein Begleiter wieder auf, steckte das Messer ein, – der Andere nahm die Büchse vom Backen, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch: »Wo kimmst her, Jaga-Nazi?« – »Von dein' Vater kumm i!« – »Schaut er schwarz? – »G'merkt hon i nix, wannst' aber wieder auf die Sonnenreut geh'st, gibt's a Gewitter.« – »Einschlag'n wird's nit glei in Berneck.« – »Moanst? Na, z' meinetwegen. B'hüt di Gott, Hanns!« – »B'hüt di Gott ah, Nazi.« – Und der Jäger ging und verschwand in der hereinbrechenden Nacht, während der Bernecker Hanns mit mir weiter schritt. Die Scene war eine scherzhafte Begrüßung

zwischen guten Bekannten gewesen, welche eine Pantomime aufgeführt, die in dieser Landschaft so oft in tragischem Ernst durchgespielt wird. Gerade jetzt zur Zeit ist im Gebirge zwischen den jagdlustigen Bewohnern und den Forstleuten eine blutige Fehde entbrannt, die manches Opfer fordert. Und wäre ein angeschossenes Wild zwischen dem Jaga-Nazi und dem Bernecker Hanns gelegen, so hätte sich der Spaß sehr blutig aufgeklärt. – Eben als wir in den Grund einlenkten und das Rauschen der Mühlen herauf tönte, klang irgend woher die Abendglocke. Hanns nahm sein Hütchen zwischen die Finger, aus den Häusern des Fallachgrundes drang choralartiges Gebet; als Alles wieder still war, setzte er sein Hütchen wieder auf und wandte sich mit einem herzlichen »Guten Abend« zu mir, womit landesüblich das Ave Maria geschlossen wird. Bergab wandernd leuchtete uns bald das Licht des Wirthshauses entgegen. Hanns wollte nicht einkehren, er reichte mir die Hand und schritt weiter den Abhang der anderen Thalseite hinan auf das Hochplateau, in dessen grüner Welt auch der väterliche Hof Berneck liegt. Ich blieb vor der Hausthür stehen und sah dem prächtigen Burschen nach und hörte, wie er für sich in die Nacht hinein sang:

»Mei' Mutter is fuchti,
Mei' Vater is wild,
Und i hon mei Herz
An a Diendl verspielt.

Du herzi lieb's Diendl,
Du Himmelsschlüssel,
Bei Dir möcht i sein
A kloa leizis Bissel.

Du herzi schön's Diendl,
Was hast Du no gern?
I steig' auffi zun Himmel
Und hol Dir an Stern.«

Auch unten im weiten Flötz des Hauses sitzen noch die Knechte und Mägde feierabendlich beisammen und vergnügen sich mit Gesang und Citherschlag, – denn Morgen ist *Christi Himmelfahrt*. Und ich, hier oben in meiner engen Schlafkammer mit dem blütheweißen Bette, den alterthümlichen Möbeln, mit Sprüchen und Reimen auf Thüren und Schränken und der ganzen Heimlichkeit seiner Einrichtung, höre bald dem feierfrohen Gesinde, bald dem Rauschen der Fallach und dem Klappern der Mühlen zu, oder lausche, wann der Genius des Ortes leise zur Thür herein treten wird, um das Haupt des Fremdlings zu überwachen, der mit dem Gedanken an seine Lieben daheim, einschlummert.« –

»Nun bin ich den Alpen wieder um zwei Stunden ferner, und noch immer schauen sie mir in wunderbarer Klarheit nach, noch immer unterbricht kein Dorf die grüne Einsamkeit, und ich komme auf dem Hochplateau nur

an malerischen Einödhöfen vorüber, aus denen die Leute im Sonntagsstaat nach den fernen Pfarrkirchen wallen. Ich habe den Himmelfahrtstag im Freien gefeiert seit dem frühen Morgen. Die Lerche sang himmelansteigend ihre Hymnen, der Staar predigte mit geschwätziger Salbung aus der Baumblüthe den weidenden Schafen in der Einhegung, der Guckuck strich mit Lauten der Verwunderung vorüber, während mir da und dort vom einsamen Hofe her ein Fohlen in neckischen Sprüngen folgte und neugierig über die Stangenschranke nachschaute, wenn das Gatterthor hinter mir in den hölzernen Riegel gefallen war. So stand ich endlich am Fuße des Schwalbenbergs auf schöner grüner Aue, die sich tafelförmig in den Winkel hineinzieht, welchen dort ein Bach des Berges mit der Fallach bildet. Mehrere Höfe stehen in der Nähe, andere schauen in der Morgensonne mit blitzenden Fenstern auf die blumige Aue herunter, die von Laubholz eingefaßt, sich um ein freundliches Kirchlein am Rande des Fallachgrundes breitet. Es ist die Kirche von *Gottesau*, die in der Geschichte des Haberfeldtreibens als Berathungs- und Sammelort der Genossen keine kleine Rolle spielt. Denn vor dem Gottesdienste lagern hier an den Rainen und an der Kirchhofsmauer umher, die Kirchgänger vom Schwalbenberg und aus den Höfen an seinem Fuße und blicken nach den Dörfern jenseits des Fallachgrundes, vor welchen sie in den Nächten des kommenden Herbstes wieder Rüge zu halten gedenken. Alle nun, die Ursache haben, von drüben manchmal klopfenden Herzens nach

dem schlanken gothischen Thurm der Gottesau zu schauen, brauchen heute nicht zu fürchten, daß hier ihr Name als ein der Vehme verfallener von Mund zu Mund geht. Denn nur alle vierzehn Tage ist hier Gottesdienst, heute keiner. Nur ein einsamer Spaziergänger weilt in der feiertäglichen Stille, durch das offene Thor des Kirchhofes über die Grabhügel schreitend, indem er sich an den gothischen Chorfenstern mit alter Glasmalerei, an den Inschriften und dem saubern Quaderbau des Gotteshauses ergötzt, über welchem der tiefste Frieden waltet, endlich wieder zum Thor der Kirche zurückkam, bemerkte ich in der kleinen kapellenartigen Vorhalle ein Landmädchen in betender Stellung auf dem Kniebänkchen vor dem Bilde des Erlösers. Sie schien nicht blos in Andacht, auch in Schmerz versunken, denn ich hörte ihr leises Schluchzen. Der Anblick hatte etwas fesselnd Rührendes. Warum kam das Mädchen heute, wo kein Gottesdienst war, hierher, um einsam vor dem Bilde des Erlösers in Thränen zu beten? Ist sie eine Vervehmte (fragte ich mich unwillkürlich selber), die hier den Schutz des Heiligsten anfleht – ist sie eine Schuldige? – Ich muß wohl ein Geräusch auf den mit welken Kränzen behängten Gräbern gemacht haben, da das Mädchen zusammenschreckend sich bekreuzigte, herschaute, sich heimlich die Thräne trocknete, und dann aufstand, um mit gesenktem Blicke sich über die Schürze zu streichen. Ihre ziemlich reiche Kleidung verrieth etwas städtischen Schnitt, ihr rosiges Gesicht mit den Grübchen

in Kinn und Wange, den blauen Augen bei dunklen Haaren, hatte einen sehr anmuthigen Ausdruck, dem Traurigkeit und Verlegenheit noch einen besonderen Reiz liehen. Ich grüßte sie freundlich mit einer Entschuldigung, daß ich ihre Andacht gestört. Dann flüchte ich nach dem Wege auf den Schwalbenberg, und sie war bereit, eine kleine Strecke mit mir zu gehen, um mich auf den nächsten Pfad zu führen. Meine Frage, ob sie vom Schwalbenberg sei, vermeinte sie, – sie sei von der andern Seite der Fallach. Ich suchte sie zu erheitern, indem ich fragte, ob man auf dem Lande Grund zu vielem Beten habe, worauf sie meinte: »O mein Erlöser, die Herrenleute könnten's auch brauchen!« Das sagte sie mit einem so nachdrucksvollen Nicken, als hege sie diese Ueberzeugung aus Erfahrung. Dann deutete sie auf eine Oeffnung im dichten Buchenhag, die höhlenartig über Knüppelstufen hinunter führte in den schmalen Grund, aus welchem der Schwalbenberg terrassenförmig aufsteigt und seine sonnig beschienenen Matten und schönen Berghöfe der Alpenseite zukehrt. Nach dem Abschied von dem Mädchen, das wieder zur Kirche zurückging, stieg ich durch die Schlucht und dann, an kleinen Wegkapellen vorüber, höher und höher in der schönen Welt, bis ich vor einen äußerst zierlichen, alten Holzbau gelangte: ein geräumiges, mit breiten Lauben (Galerien) versehenes Gebirgshaus, frei auf der grünen Rasenterrasse stehend – im Angesichte der weithin lagernden Alpen. Große hölzerne Tröge füllten sich vor dem Hause aus einer Brunnenröhre. Da ich bei dem wirthenden Bauer auf dem Schwalbenberg zu sein glaubte,

rief ich laut in das offenstehende Haus hinein. Eine Weiberstimme antwortete, und bald kam eine Tochter des Hauses auf die Laube, dann zum Kirchengang gerüstet, über die Stiege herunter, und brachte mir auf mein Verlangen ein Trinkglas, das sie mir nun mehrmals mit dem köstlichen Wasser füllte. Es wer ein freundliches, naives Bergkind, zu der sich dann die stattliche ältere Schwester gesellte. Beide hatten ihre Lust an dem Behagen, mit welchem ich das Wasser trank, und ich brauchte solches nicht auch noch »für meine Kameele« zu fordern, um an idyllische biblische Scenen erinnert zu sein. Die Mädchen gingen über den Berg zur Pfarrkirche und schlossen sich dem fremden Wanderer traulich an, indem sie mit mir, wie mit einem alten Bekannten, plauderten, als sie hochgeschürzt und mit leichtem Fuße, das Gebetbuch in der Hand, auf den im Rasen sich verlierenden Pfaden voran schritten, stets höher und höher.

»Dabei verrieth mir die Aeltere, daß nicht blos junge Bursche, sondern auch verheirathete, angesessene Bauern sich den »Jux« des Haberfeldtreibens machen, worüber sie einen strafenden Blick von der jüngern erhielt, jedoch selbst schon entschlossen schien, über diese Aeußerung nicht hinauszugehen. Während noch andere hochgeschürzte Mädchen aus den Berghöfen sich anschlossen, gelangten wir endlich oben auf den Schwalbenberger Hof, der die Wirthschaft hält. Die Töchter des Berges nahmen nun mit traulichem Handschlag Abschied von mir und gingen vollends über die Kuppe der Höhe in's Pfarrdorf hinunter. Während mich der alte

Schwalbenberger – ein kleiner, greiser, pfiffiger Bauer – als »Herrn Vetter« bewillkommte und einen trefflichen Trunk Bier in die blätterlose Laube herausbrachte, sah ich nun mit trunkenem Blicke über die grüne Wanne, welche mit hunderten von Bauernhöfen besät, sich vom Fuße des Schwalbenbergs zu dem der Alpen hindehnt. Und diese standen da drüben in langer Reihe so klar und erhaben prächtig, wie ich sie noch selten geschaut. Auch von dem hölzernen Thurme auf der höchsten Kuppe des Schwalbenbergs übersah ich das Hochgebirge und die verschwindende Ebene, kehrte jedoch wieder nach dem Hofe und zum »Herrn Vetter« zurück. Wir waren allein, – der junge Schwalbenberger mit Frau und Kindern, Knechten und Mägden über den Berg zur Kirche gewallt, – der alte aber sprach von den Merkwürdigkeiten des Bergs, von der grünen Martersäule, wo einst ein Graf einen Tatzelwurm erlegt habe, und von der Klause hinten in der Schlucht, wo der »Oasigl« – d. i. Einsiedler – hause. Unterdeß weidete ich meine Augen an den Matten umher, in dem dunkeln Walde und den abfallenden Linien der Halden des Bergs, an der grünen, belebten Welt zu seinen Füßen, an der Herrlichkeit der Alpen. Es war eine Morgenruhe ohne Gleichen, blos von dem Geplauder des geschäftigen Alten unterbrochen, der sich über Vieles erging. Nur über das Haberfeldtreiben wollte er nicht herausrücken und hatte auf alle meine Fragen darüber einzig die Antwort: »Herr Vetter, i woaß gar nix'n!« – Unter den Punkten der Gegend, welche er als sichtbar bezeichnete, fiel mir der Name Sonnenreut auf,

vielleicht weil er ihn mit besonderem Nachdruck hervorhob. Als ich ihn nun fragte, was es für eine Bewandtniß mit der Sonnenreut habe, sagte er bedeutsam, und mit seltsamem Ausdruck: »Ja, Herr Vetter, das ist nun so: die Sonnenreut ist der schönste – und einträglichste Hof weit herum.« – »Und der Sonnenreuter der reichste und wichtigste Mann, nicht wahr, Herr Vetter?« meinte ich, hinzufügend: »Wohl gar Haberfeldmeister im Gau.« – »Hat gut reich werden,« sagte der Alte geheimnißvoll und erläuterte weiter: der Sonnenreuter habe mit dem Haberfeld nichts zu schaffen, wohl aber das vielleicht einmal mit ihm. – »Nun?« fragte ich: »Ist er ein Wucherer, Verleumder, Lüstling, Ableugner?« – Der Herr Vetter schüttelte zu all dem den alten Kopf, bis ich ungeduldig fragte: »Nun heraus damit, was steckt denn hinter dem wuchtigen Namen: Sonnenreuter?« – »Ja, Herr Vetter,« versicherte der Alte, »richtiger hoaßet er Bocksreiter.« – »Bocksreiter? Warum Bocksreiter, Herr Vetter?« – »Ja, schaut's, wenn ich's sage, glauben Sie's doch nit: derselbige Sonnenreuter ist ein Bilwizschneider.« – Der Alte hatte dies in geheimnißvollem Ton gesagt; ich aber frug, was ein Bilwizschneider sei. Nun hörte ich etwas höchst Seltsames. – Zur Zeit der Kornblüthe, in den Sonnwendnächten, wird nämlich von irgend einem schlimmen, habsüchtigen Bauer schädliche Zauberei geübt; ein solcher setzt sich im Bund mit dem Teufel während des Gebetläutens auf einen schwarzen Bock oder Esel, rücklings, bindet sich eine Sichel an den linken Fuß und reitet so durch

das Getreidefeld der Nachbarn; diese finden dann in ihren Kornäckern querfortlaufende, fußbreite Durchschnitte, gewöhnlich Bilwizschnitt genannt. Das abgeschnittene Getreide wächst nun durch des Teufels Macht in den Acker des Bilwizschneiders, und dieser gewinnt an Ertrag, was die Felder der Beschädigten verlieren. Darum wird in den drei Nächten, besonders am Johannisabend, so kurz als möglich geläutet, denn der Zauber kann nur während des Gebetläutens stattfinden. – Das nun berichtete mir der alte Schwalbenberger in vollem Ernste. Hätte ich nicht an den Höfen der Haberfeldregion hie und da die Bitte gelesen: »Schütz uns vor Brand, Hagel und Durchschnitt!« so würde ich die Sage der Erfindung seiner Mittheilungswuth zugeschrieben haben. Ich hörte ihm noch lange zu. Als jedoch später am Nachmittage der Schwalbenberg seine hehre Stille einbüßte, da Städter und Bauern heraufgestiegen kamen, um sich an der Aussicht und Kegelbahn zu ergötzen, stieg ich selbst die grünen Terrassen des Berges wieder hinunter und hatte dabei Gelegenheit, mit alten Bauern in's Gespräch zu kommen, die vom Bilwizschnitt als einer bekannten Sache, nicht ohne Grauen, sprachen. Da hörte ich auch, daß der Bilwizschneider an der kahlen Stirn zu erkennen sei, die hoch und spitzig in den Schädel auslaufe. Ueberhaupt scheint die Sonnenreut, obwohl von den wenigsten gekannt, im Aberglauben dieser Leute eine besondere Rolle zu spielen. Wenn ich bei ihnen plaudernd vor den Häusern stehen blieb, während weiter hin im Schatten der

Kirschbäume Bursche und Dirnen jodelten und scherzten, konnte ich mehrmals vernehmen, es sei dorten nicht geheuer, nicht heimlich, – man wisse nicht, was da seit dem Winter vorgehe. – Also in dieser grünen Landschaft ein Gespensterhaus, in welchem der Teufel sein Wesen treibt! – So hat der leidige Gottseibeiuns doch überall seine Hand im Spiele, bekanntlich auch beim Haberfeldtreiben. Wenn nämlich am Schauplatz des Treibens die Vermummten um Mitternacht verlesen werden, und zwar unter lauter entlehnten Namen, so darf keiner der Herbeschiedenen fehlen, sonst zieht man wieder unverrichteter Sache ab. Nun soll sich aber stets Einer am Platze finden, der mit einem der Aufgerufenen zugleich »hier!« antwortet, nämlich der Schwarze aus der Hölle selber. Der Verlesene aber, unter dessen Feldnamen der Teufel sich versteckt, muß im Jahresfrist sterben. Diese phantastisch-schauerlichen Züge passen nicht recht zu der friedlichen Umgebung des Kirchleins der Gottesau, wo ich seit einer Stunde wieder im Schatten eines Ahorns liege. Dieselbe Stille wie Vormittags, und noch größere Einsamkeit. Nicht einmal das Landmädchen dieses Morgens betet mehr hier. Möge sie Trost mitgenommen haben in ihre Heimath, wo diese auch liege, und wäre es die Sonnenreut. Auch mich zieht es wieder heim zu den eigenen Lieben. Nur noch ein gerühmter Punkt jenseits der unten rauschenden Fallach – dann ist die Haberfeldregion touristisch »abgegrast.« Mein Weg führt dahin auf Habererpfaden; da unten im Fallachgrunde wurden vor einigen

Jahren bei der Heimkehr von einem Treiben zwei Müller aus dem Thale durch Sicherheitspatrouillen abgefaßt, vor Gericht gestellt, bestraft, ohne irgend welchen Aufschluß über den Bund zu geben. Auch ich kehre aus seinem Bereiche zurück, ohne mehr erfahren zu haben, als ich schon gewußt. Nicht so glücklich wie Saul, der einen Esel suchend, ein Königreich fand, wollte ich etwas vom Staate der »Haberer« erforschen, und bringe ein Märlein heim – vom Bilwizschneider.«

Damit schloß Herberts flüchtiger Reisebericht.

Es war Abend, die Luft aber noch schwül, wie einem Gewitter, als er sich endlich von der lieblichen Umgebung der einsamen Kirche von Gottesau losriß und durch den dunkeln Laubwald in's Fallachthal hinunterschritt, um in demselben seinem letzten Ziele entgegenzuwandern. Wenn ihn auch das culturliche Ergebniß seiner Streifereien nicht befriedigte, so doch das landschaftliche, – auch jetzt noch im wilden Felsthal, in welches das grüne Alpenwasser alle Scenerie und Romantik des Gebirges hereingespült zu haben schien. Besonders erfreute er sich der zahlreichen, malerisch gelegenen Mühlen und ihrer Umgebung, der freundlichen Blumengärtchen, die so anmuthig neben dem reißenden Fluß unter den Felsen der bewaldeten Abhänge lagen; oder er weidete seine Augen

an dem bunten Schmelz der Wiesen, an dem Blüthenwalde der Obstgärtchen. Aus den laubumrankten niederen Fenstern einer der Mühlen, an welchen ihn sein Weg vorüberführte, tönte ihm Lachen, Jodeln, Citherschlag und Gesang entgegen. Eben klang die fröhliche Weise des Liedchens vom »Busch'n« heraus, den der »Bua« seinem »Deandl« auf den Wiesen pflückt.

»Z'erst nimm i a Veigerl, a recht a schens blaus –
Bideut ihr schens Aeugerl, schaugt grad aso aus.
Und find i a Klettn, so nimm i's dazua, –
Bideut, daß i's ewi halt nit lassen thua.«

Herbert blieb einen Augenblick stehen und sah in die Stube. Nahe dem Fenster saß dasselbe Mädchen, das er Vormittags einsam an der Kirche zu Gottesau beten gesehen. Ihre Traurigkeit schien verschwunden; ihr ganzes hübsches Gesichtchen lachte, als der Citherspieler weiter sang:

»A Kleeblatt versteht si, dees muaß sei dabei,
Dees war' ma a saubere Lieb ohne Treu.
A Schmalzbleamerl nimm i, 's is gelb und bideut,
Daß i eifer mit ihr und koan andern nit leid.«

»Geht's herein, schaut's hinaus!« rief jetzt eine Stimme heraus und Herbert trat ganz an's Fenster heran, um ein landesübliches »Grüß Gott bei einander!« hineinzurufen. Außer dem Mädchen welches im Sonntagsstaat dasaß, befanden sich noch die beiden stattlichen Müllerstöchter, der Sohn des Hauses, dann ein Jäger und ein Bursche in Hochlandstracht darinnen, letzterer mit den Fingern

auf den Saiten der Cither, indem er manchmal mit glänzenden Augen aufschaute zu dem hübschen Mädchen am Fenster. Nicht ohne Ueberraschung erkannte Herbert den Bernecker Hanns, der nun auf beide Füße sprang und ihm mit ungeheuchelter Freude entgegen eilte. Herbert lehnte die stürmische Einladung, einzutreten, ab, und bat nur, man möge fortsingen, er wolle von außen zuhören. So lehnte er am belaubten Fenster. Hanns hatte sich wieder an die Cither gesetzt und spielte. Es dauerte eine Weile, dann sah eine der Müllerstöchter den Jäger lachend an und begann mit gellender Stimme:

»Mei Schatz is a Jaga,
A Jagajunga,
Und is auf und auf grea,
Als wie's Laab in' Summa.«

Neckisch setzte dann die Schwester ein:

»Und mei' Schatz is a Jaga,
A gar a verdrahta,
Hat a nigl-nagl-neui Bix,
Aber treffa thuat er nix.«

Jetzt begann der Jäger zu antworten, während Hanns dieselbe Melodie fortspielte:

»Freut mi nix als mei Bix,
Und mei Pulverhörndl,
Und mei kohlschwarza Hund,
Und mei sauber's Diendl.«

Und so weiter, wie sich bei solchen Gelegenheiten die Lieder jenes Volkes fort und fort ergießen. So fesselnd

auch die Scene war, mußte sich doch Herbert von ihr ab auf den Weg wenden, wenn er sich nicht von dem aufsteigenden Gewitter überraschen lassen wollte, bevor er den schönen Aussichtspunkt bei Sonching und das landbekannte Wirthshaus daselbst erreicht hatte. Wurde es ihm zu spät, so wollte er die letzte Nacht dorten zubringen, um in der Frühe mit der Bahn nach der Stadt zurückzukehren. Der Fallachgrund mit seinen malerischen Felsparthieen lag schon beschattet und Herbert strebte nach einem Stege über den Fluß, indem seine Gedanken bei der erlebten Scene verweilten.

»Da bin ich an einer Dorfgeschichte anmuthigster Art vorübergekommen!« sagte er bei sich, denn es war klar, daß zwischen der blauäugigen Beterin von heute früh und dem frischen Bernecker Hanns ein leicht zu errathendes Verhältniß bestand. Beide waren wohl stundenweit hergekommen, heimlich, weil die Eltern gegen ihre Liebe eingenommen waren. Das ist so die alte und ewig neue Geschichte, dachte Herbert und betrat eine schmale Holzbrücke über den wilden, vollen Fluß. Er hatte die Mitte der Brücke erreicht, als er einen Reiter gewahrte, der drüben an der Wand des Abhangs einen steilen Riß desselben hinansprengte. Es war ein so halsbrecherischer Ritt, daß der Zuschauer schwindelnd stehen blieb, um nachzusehen, wie der Reiter sein edles Thier durch die hohle Gasse hinantrieb, daß es jeden Augenblick umzuschlagen drohte. Endlich verschwand »Roß und Reiter« hinter den Laubbäumen, aber nur, um im Augenblick,

über den Thalrand klimmend, auf der Höhe zu erscheinen, wo sie anhielten und wie ein Reiterstandbild sich von der Luft abhoben.

Es war eine schlanke, städtisch gekleidete Gestalt, die hoch zu Roß da oben hielt und mit ruhigen Wendungen des Kopfes bald zu Thal, bald landeinwärts schaute. Dann aber schien die Gestalt auf dem Pferde etwas zusammenzusinken und, mit gebeugtem Haupte, in einer weniger stolzen und kühnen Haltung zu verharren. Die breite Krempe des weichen Filzhutes beschattete das Angesicht des Reiters so stark, daß von unten nicht einmal dessen Umrisse, viel weniger die Züge zu erkennen waren. Herbert's Augen hingen dessenungeachtet mit eigenthümlichem Interesse an der Erscheinung, die zwar zur Scenerie des stromdurchrauschten Felsthals hinreichend paßte, dennoch in dieser wilden Einsamkeit auffallen mußte. Da sich jedoch über das Thal her schon schwere Wolken schoben und ein Gewitter im Anzuge schien, beeilte sich Herbert, über den Fluß zu kommen und auf dem kürzesten Wege die Höhe zu erklimmen, indem er dieselbe Bahn einschlug, auf welcher der Reiter hinangelangt war. Mit Mühe erkletterte er über das Geröll hin endlich den Rand des Hochplateaus und sah sich nach dem Reiter um. Derselbe war schon im nahen Walde verschwunden. Mit beschleunigten Schritten wanderte nun Herbert auf der wellenförmigen Hochebene einem weithin sichtbaren Baume auf einem Feldhügel zu, welcher ihm als schöner Aussichtspunkt gerühmt worden. Zu

gleicher Zeit war er aber auch schon von dem schüttenden Regen ereilt, den der Wind über das Feld peitschte, während das eigentliche Gewitter in schwarzen Massen drüben über dem Schwalbenberg lagerte und besonders auf dessen waldiger Nordseite sich unter gellenden Blitzschlägen und furchtbarem Donner entlud. So war es rascher dunkel geworden, als Herbert erwarten durfte. Hinter dem Stamm des Baumes vor dem gepeitschten Regen etwas mehr geschützt, sah er nun die Landschaft im Sturme, und der Anblick fesselte ihn nicht wenig, besonders wenn er hinter dem Stamme hervor nach dem Schwalbenberg, hinüberblickte, auf welchem sich der donnernde Gott selber niedergelassen zu haben schien. Der Berg mit seinen schwarzen Nadelwäldern, wie eine Insel aus dem Plateau ragend, war denn auch ein würdiger Schemel des Wettergottes.

Es war endlich Nacht geworden, das Gewitter hatte ausgetobt, aber der Regen dauerte fort und schien noch nicht so bald enden zu wollen. Herbert mußte daran denken, ein besser schützendes Obdach zu erreichen, als es der Baum auf dem Hügel bot. Und so ging er in der Richtung, welche er für die richtige hielt, auf durchweichtem Feldwege weiter. Manchmal kehrte ihm der Wind, welcher den Regen begleitete, den schützenden Schirm um, manchmal flog ihm auch der Hut davon, daß er Mühe hatte, ihn an einer Weghecke wiederzufinden, – manchmal trat er in tiefe Löcher des schlechten Weges. Die Sturmnacht hatte für den Wanderer keinen Reiz mehr, sie war

einfach unbehaglich geworden. Selbst die nochmalige Erscheinung des Reiters, welcher eben, nicht weit von ihm, einen querlaufenden Weg ritt, hatte nichts Romantisches mehr für den nächtlichen Wanderer. Herbert rief ihm ein lautes »Hollah!« zu, um ihn um den Weg zu befragen. Der Fußgänger ärgerte sich nicht wenig, als derselbe seinen Zuruf, den der Wind übertäubte und verwehte, nicht beachtet sah, während der seltsame Reiter jetzt langsam, mit gesenktem Haupte vorüberritt, um den Regen ebenso unbekümmert, als er es um die Gefahr gewesen, da sein Pferd den steilen Hang des Fallachgrundes hinankletterte.

Als die Dunkelheit den Reiter wieder verschlungen hatte, ohne daß Herbert Auskunft über die Richtung erhalten, blieb dieser da, wo sich die Wege kreuzten, stehen, um sich umzusehen, so gut es in der Dunkelheit möglich war. Es war ein ziemlich trostloser Anblick, – oben dunkles Gewölk, ringsum dunkles Feld, über welches der Wind den Regen jagte. Da drüben aus der schwarzen Nacht aber funkelte jetzt ein Licht und die tiefe Stimme eines Hofhundes scholl deutlich herüber. Da mußte also eine menschliche Wohnung sein und mit neuem Muthe schritt Herbert zu, wenn auch das Licht hie und da hinter Bäumen verschwand. Als er endlich in einen Hohlweg kam, der durch Gehölz bergan führte, war das Licht für längere Zeit nicht mehr sichtbar, aber das Hundegebell klang näher. Und als Herbert nun aus dem Hag hinaustrat, auf eine sanft abfallende freie Rasenhalde, lag die Langseite eines stattlichen Hauses vor

ihm. Sowohl aus den Fenstern des Erdgeschosses, als aus anderen des oberen Stockes, um welche sich eine Galerie zog, fiel Lichterglanz; ja, oben waren sogar mehrere Zimmer beleuchtet, so daß der Glast anheimelnd durch eine Reihe modischer Gardinen in die Nacht des Fremdlings herausfiel. Während der Hofhund fort und fort an seiner Kette bellte, bemerkte Herbert hinter den weißen Vorhängen eines der oberen Gemächer die Umrisse einer menschlichen Gestalt, offenbar einer Frau, die durch das Fenster wartend in die Regennacht zu schauen schien. Näher kommend, bemerkte er, daß die Dame, in ein dunkles Gewand gekleidet, wirklich ihr Antlitz erwartungsvoll gegen die Scheibe drückte, als horche sie aufmerksam, dann aber, wohl in ihrer Erwartung getäuscht, den faltigen Vorhang niederfallen ließ und verschwand.

Aus dem Eingang des Hauses, dem Herbert gegenüber stand, fuhr jetzt ein anderer Hund mit tiefem Gebell auf den Ankommenden los.

»Wolf herein!« rief ein Mann aus der Thüre und der Hund kehrte knurrend zurück.

Als Herbert nun dicht vor die Thüre unter die Galerie zu stehen kam, vermochte er die Gestalt eines Mannes in Bauerntracht zu erkennen, der den großen Fanghund am Halfter hielt und nun fragte:

»Wer kommt?«

»Ein Fremder!« versetzte Herbert. »Ein Fremder, der den Weg verloren hat. – Grüß' Gott!«

»Guten Abend!« erwiederte der Mann, indem er den Ankömmling mit dem Regenschirm fixirte, von welchem der Regen stromweise troff. »Wo geht der Weg hin?«

»Nach Sonching,« antwortete Herbert.

»Da ist's noch eine gute Strecke, der Weg bei Regen schlecht und in der Dunkelheit nicht leicht zu finden,« sagte der Mann wieder in mürrischem Tone.

»Kann ich hier keinen Führer erhalten?«

Der Mann dachte nach und sagte dann:

»Nein! Es ist außer mir kein Mannsbild zu Hause, die Knechte haben ihren Feierabend.«

»Kann ich denn nicht hier bleiben?« fragte Herbert. »Ich bin theilweise vom Regen durchnäßt, müde und erschöpft.«

»Nein!« sagte der Mann kurz. Nach einer kleinen Pause fügte er jedoch hinzu: »Treten Sie für jetzt herein und bleiben Sie nicht im Regen stehen. Es wartet sich doch hier besser, bis es etwas gelinder macht, und vielleicht kommt einer der Knechte, der Sie dann führen kann.«

Herbert hatte seinen triefenden Schirm zusammengelegt und trat in die weite Hausflur neben den Mann, der noch immer zuwartend hinaus in die dunkle Nacht sah, während der Fanghund sich neben ihm niedergekauert hatte. Von der Küche her prasselte ein Heerdfeuer und drang der Duft einer landesüblichen Mehl- und Eierspeise. Der Mann richtete keine weitere Frage an den Fremden, sondern horchte und sah scharf hinaus in die Dunkelheit.

»Ihr habt eine Herrschaft im Hause,« sprach nun Herbert, die eingetretene Stille unterbrechend.

»Ja!« sagte der Mann kurz nach einigem Besinnen.

»Richtiger: die Herrschaft hat uns im Hause!« fiel jetzt, nur theilweise im Dialekt, eine weibliche Stimme ein, die Herbert vor Kurzem schon gehört zu haben glaubte. Zu gleicher Zeit war ein Mädchen aus der Küche in die Hausflur mit Licht getreten, in welcher Herbert, trotz des gewechselten Costümes, sogleich die Beterin von der Gottesau erkannte, welche er Abends wieder in der Mühle gesehen hatte. Auch das Mädchen stieß seinerseits einen Ruf der Verwunderung beim Anblick des Fremden aus, trat freudig auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

»Grüß Gott tausendmal! *Den* Herren kenn' ich ja! Schau, schau! Wo kommen's denn her so naß?«

Herbert erzählte mit gutem Humor seine Irrfahrt im Regen, dessen Ende er erwarten wolle, um sich von einem der inzwischen heimkehrenden Knechte zum nächsten Dorfe führen zu lassen.

»Da wird's Ihnen spät!« sagte sie, an die Thüre tretend, um hinauszublicken. »Regnen thut's noch immer. Es schüttet nur so! Ich bin noch trocken heim kommen. Und Sie so naß! Und der Vater laßt den Herrn außen stehn. Ah! kommen's doch gleich herein in d' Stub'n. Heut können's doch nimmer fort. Bleiben's bei uns. In der Kammer können's schlafen genug und morgen hin, wo Sie wollen.«

»Lisi,« sagte der Mann mit einer Verdüsterung seiner ohnehin nicht freundlichen Züge, »das Haus ist kein Wirthshaus.«

»Aber schau, Vater,« wandte sich das Mädchen eindringlich an den Alten, »wegen dem kann doch der Herr in dem Wetter nicht fort. Wenn die Herrischen frisch aus der Stadt kommen, können's wenig vertragen – nachher lernen sie's schon.«

»Gut, aber –,« der Alte sprach nicht aus, sondern warf einen Blick an die Decke empor, der dem Fremden nicht entging. Die Tochter aber fiel eifrig ein:

»Gleich morgen in der Frühe geht ja der Herr wieder, und kein Falscher und Unrichtiger sind's auch nicht, Gelten's?«

Herbert äußerte nun, er wolle Niemanden Zwang auflegen, oder beschwerlich fallen. Sobald der Regen etwas nachlasse, gedenke er weiter zu gehen. Der Alte jedoch winkte ihm jetzt selbst in die Wohnstube, nahm ihm Tasche und Schirm ab und brachte sie an einen geeigneten Platz. Während Lisi in die Küche eilte, schnitt er einen Laib Brod an, schenkte ein Gläschen mit feinem Kirschengeist ein und schob es dem Gaste hin zum Willkomm. Drauf setzte er sich dem Fremden gegenüber, so daß er durch das Fenster in die Nacht hinausschauen konnte. Offenbar erwartete er Jemanden. Wen? Und wen die Dame oben? So fragte Herbert bei sich und stellte in Gedanken deren Erscheinung in dem abgelegenen, einsamen Hause mit der des wilden Reiters zusammen, der an ihm

vorüber durch die Regennacht geritten war. Ihm schien jetzt auch in der wiederholten Begegnung des hübschen Mädchens, zuerst da sie schluchzend vor dem Bilde des Erlösers lag, zuletzt hier in ihrem Vaterhause, etwas Seltsames, ein gewisser Zusammenhang zu liegen, nachdem er gestern den Bernecker Hanns unter eigenthümlichen Umständen kennen gelernt hatte. Selbst in dem Wesen und Gebahren des keineswegs liebenswürdigen Bauern, lag Ungewöhnliches; seine Erscheinung unterschied sich merklich von dem Typus des in dieser Gegend wohnenden Volkes und um seinen großen stattlichen Hof schwebte in Herbert's Meinung ein Geheimniß.

»Wenn ich bei der Mühle an einer Dorfgeschichte vorübergekommen,« dachte dieser bei sich, »so schein' ich jetzt in einen Roman hineinzutreiben.«

Inzwischen ruhten seine Augen auf dem Gesichte des Bauern, so oft es dieser vom Fenster ab gegen das Licht kehrte. Es war mager, lang, bartlos, trug überhaupt ein der Gegend fremdes Gepräge und wenn nicht einen finstern, so doch verschlossenen, fast herben Ausdruck. Jedoch lag Charakter, Entschlossenheit, Intelligenz darin. Die dichten Augenbrauen hingen stark über die tiefliegenden, glanzvollen Augen. Die kurzgeschnittenen, dunklen Haare waren an den Schläfen schon sehr ergraut.

Auf dem Scheitel trug der Mann ein tief in die Stirne hereingezogenes Käppchen. Als er es einmal zufällig abhob, zeigte Herbert's Miene leichte Betroffenheit. Eine breite, hervorstehende Stirne wölbte sich nämlich von

den Augenbrauen hoch und kahl über den Scheitel hin, in der Verlängerung sich verengernd, so daß sie am Wirbel völlig spitz zulief. Es war eine ungewöhnliche Stirnform. Genau so hatte Herbert heute die des dämonischen Bilwizschneiders beschreiben hören. Doch mußte er innerlich über die Anwandlung von Schauer lächeln. Als ihm darüber die dunkel funkelnden Augen des Mannes begegneten, empfand er die eigne, stillschweigend scharfe Beobachtung so sehr als Unart, daß er die Augen senkte.

»Wie heißt dieser schöne Hof?« fragte er dann, mehr nur, um überhaupt etwas zu sagen und die Stille zu unterbrechen.

»Es ist die *Sonnenreut*!« sagte der Mann. »Nun, Herr? Erschrecken Sie darüber?!«

Drittes Capitel. Setzt das Abenteuer des Spaziergängers im Alpenvorlande in ungeahnter Weise fort.

Als Herbert den Namen des Hofes hörte, wo er zu Gaste war, konnte er eine Bewegung der Ueberraschung nicht verbergen, obgleich ihm schon vorher die Ahnung davon aufgestiegen war, wo er sich befinden mochte. Von Seiten des Sonnenreuters war eine Mißdeutung – mit oder ohne Absicht – wenn er in dieser auf den Zügen des Gastes sich spiegelnden Bewegung Aeußerungen der Furcht ersinnen wollte. Herbert verwunderte sich mehr nur über den Zufall, der ihn nach der Sonnenreut geführt, nachdem der Name in seinen Unterredungen mit dem Hofbauern des Schwalbenberges eine so seltsame

Rolle gespielt hatte. Als er nun den durchdringenden Blick bemerkte, mit welchem der Mann seine Worte begleitet hatte, sagte er ruhig:

»Warum soll ich erschrecken, daß ich mich auf der Sonnenreut befinde? Muß ich's doch vielmehr als ein Glück schätzen, den schönen Zufluchtsort erreicht zu haben.«

Ein Lächeln, das aber schon im Entstehen wieder erstarb, zuckte um die Lippen des Sonnenreuters. Ob es der Befriedigung, ob es dem Hohn entstammt, ob es einen Zweifel über die Versicherung des Gastes ausdrücken sollte, konnte Herbert nicht unterscheiden.

Indessen kam Lisi, die freundliche Tochter des mürrischen Sonnenreuters wieder in die Stube und es war, als ob mit ihr erst Licht in das weite getäfelte Gemach käme, obgleich eine Lampe auf dem Ahorntische brannte, wo die beiden Männer einander gegenüber saßen. Herbert hatte schon bemerkt, daß die große Wohnstube sich wesentlich von denen anderer Bauernhäuser unterschied. Sie war getäfelt, der Plafond bemalt, die Wände nicht mit Crucifixen behängt, sondern mit Kupferstichen, – sogar eine Karte fehlte nicht, – und auf dem Gesims lagen Zeitungen und standen Bücher. Eine Wand war aber völlig mit Gewehren behängt, – mindestens ein halbes Dutzend – Kugelbüchsen, Zwillinge und Flinten hingen da. Beim Eintritt des Mädchens gab Herbert jedoch diese Beobachtungen, welche seinem Wirthe nicht entgangen waren, auf und folgte mit eben so erheiterten Blicken, als die des Sonnenreuters selbst geworden waren, den raschen und

zierlichen Bewegungen der hübschen Lisi, welche mit der natürlichen Anmuth ihres Wesens, jedoch auch mit angelerntem Geschick die Vorbereitungen zum Abendessen traf. Das reinliche, knapp anschließende Hausgewand, welches sie, vom Kirchgange heimgekehrt, angezogen, kleidete sie weit besser, als der etwas überladene Sonntagsstaat, in welchem sie von Herbert morgens an der Kirche zu Gottesau und Abends in der Mühle gesehen worden war. Eine schneeweiße Schürze spannte sich um ihre Taille, die braunen Zöpfe lagen um den Vorderkopf herumgeschlungen, was ihrem rosigen Gesicht mit den blauen Veilchenaugen und den Grübchen in Kinn und Wangen einen besonderen Reiz verlieh. Nun nahm sie ein Tischtuch, das mit der Weiße der Schürze wetteiferte, aus dem eichenfarbigen Wandschrank, deckte, holte dann die Porzellanteller von der zierlichen Barre, Löffel, Messer und Gabel aus der Schublade und richtete so ein lebhaftes, munteres Geplauder unterhielt. Der Nachmittag hatte sie offenbar heiterer gestimmt, als sie Vormittags gewesen, da sie unter Schluchzen zum Erlöser gebetet.

»Ich hab' Feuer in den Kachelofen machen lassen,« sagte sie auf den Gast blickend. »Sie sind ja so naß und könnten sich leicht erkälten. Auch in Ihrer Schlafkammer hab' ich heizen lassen. Wenn's Ihnen zu warm wird, können's ja die Fenster aufmachen. – Wer hätt' das gedacht, daß Sie heut nach der Sonnenreut kämen! – Na, Sie haben mir ja noch gar nicht g'sagt, wie's Ihnen auf dem Schwalbenberg g'fallen hat! Gelten's, da ist's schön!

G'fallen wird's Ihnen auch bei uns, wann Sie morgen aufwachen und's Gebirg dasteht. Eine wahre Pracht, sag' ich Ihnen!«

»Mir gefällt's schon jetzt auf der Sonnenreut,« sprach Herbert, freundlich angemuthet von ihrem Geplauder, in welchem der Dialekt etwas verwischt war, ungefähr, wie er in der Stadt gesprochen wird.

»Na, und was wollen's denn zum Nachtmahl trinken?« fuhr sie fort, indem sie eine Hand auf den gedeckten Tisch stützte und sich zu dem Gast niederbeugte. »Es gibt ein gut's Glas Wein und ein frisch's Maß Bier. Ich mein', zuerst Bier und dann Wein. Weom auf Bier, das rath' ich Dir, heißt's ja! Gelt, Vater?«

Der nickte und Herbert bemerkte, daß seine Züge ihren herben, verschlossenen Ausdruck unter einem kaum merkbaren, wohlgefälligen Lächeln verloren. Bald stand nun ein Mahl auf dem Tischtuche, wie es kaum nöthig war, um des Fremdlings Appetit zu reizen, oder ihn zu stillen, und es erschien ihm eine überflüssige Entschuldigung, als Lisi nach dem kurzen Tischgebet sich an seine Seite setzend, sagte:

»Gesegnete Mahlzeit! Nehmen's halt fürlieb. Sie sind hier auf dem Lande, wo das Fleisch kostbar ist; und jetzt gibt's auch kein Wildpret.«

Auch der Sonnenreuter hatte sich niedergesetzt, behielt jedoch während des Essens das Fenster scharf im Auge. Und so erlabte sich denn Herbert an einem schmackhaften Rinderbraten, dem ein Eierkuchen und zum Nachtische Butter und Käse folgten, während ein

frisches, erquickendes Bier seinen Durst löschte, dessen Nachwehen ein guter tyroler Rothwein besiegte. Inzwischen war Lisi ab und zu gegangen, da auch die Mägde versorgt sein wollten, welchen an einem Feiertage nicht auch die Stallarbeit erlassen war. Hie und da verkündete das laute Gebrüll, welches durch das Sturmgebrause und Regenrauschen herüberscholl, daß im Viehstalle diese oder jene verwöhnte Melkkuh noch nicht befriedigt war, und dann stand Lisi auf, um sich draußen nach der Ursache zu erkundigen, warum solche Nothschreie erschallen. Als gegessen war, nahm der Sonnenreuter seinen Platz am Fenster wieder ein und sah in die Regennacht hinaus; doch plauderte er aufgeräumter, als der Gast das Gespräch auf die Gegend brachte, womit bald eine Unterhaltung über Landwirthschaftliches eingeleitet war. Es war dem Sonnenreuter anzuhören, daß dies nicht blos sein Lieblingsthema, sondern auch ein Gebiet sei, in welchem er sich völlig zu Hause fühlte und für urtheilsfähig hielt. Indessen plauderte Herbert darüber doch mehr aus Artigkeit, als aus besonderem Interesse für den Gegenstand; seine Ermüdung war bemerklich geworden, da das anregende, lebendige Geplauder Lisi's fehlte, welche für längere Zeit draußen beschäftigt war. Herbert hätte unter Anderm sich gerne nach der im oberen Stock wohnenden Herrschaft erkundigt; aber trotz seiner größeren Redseligkeit lud auch jetzt des Sonnenreuters Wesen zu einer solchen Nachfrage der Neugierde nicht ein, und weder er noch Lisi erwähnten der Herrschaft nur mit einer

Silbe, vermieden sogar sichtlich Alles, was das Gespräch auf dieselbe hätte lenken können.

»Der Herr ist schläfrig und wird zu Bett wollen,« sprach der Sonnenreuter, als Lisi wieder eingetreten war, »führ' ihn in seine Kammer.«

Das Mädchen zündete eine Kerze an, Herbert nahm seine Wandertasche mit, und nach einem kurzen »Gut' Nacht!« des Sonnenreuters, der nicht vom Fenster wich, folgte der Gast des Hauses dessen Tochter in die Hausflur, welche von einem Gange durchkreuzt war, der die ganze Länge des Hauses durchschnitt. Eben wollten die Beiden in diesen Gang einlenken, als oben auf der herunterführenden breiten Treppe Licht erschien und leise Schritte hörbar wurden. Herbert bemerkte die Gestalt einer Dame, welche sich über die Treppe herunterbeugte. Das Wachslicht, das sie dabei in ihrer Hand hielt, beleuchtete ein bleiches, abgezehrtes, noch junges und immer noch schönes Antlitz.

»Lisi,« fragte mit einer sanften, wohllautenden Stimme die Dame, welche offenbar die Anwesenheit eines Fremden nicht ahnte, seine Gestalt nicht bemerkte. »Ist er noch nicht zurück?«

»Nein, gnädige Frau!« erwiederte Lisi mit achtungsvoller Herzlichkeit und theilnehmendem Tone.

Herbert glaubte ein Stöhnen zu vernehmen, als sich die Dame oben wieder zurückzog. Rasch eilte auch Lisi den Gang entlang, als ob sie nun einer Frage des Fremdlings entfliehen wollte, drückte dann auf eine Thürklinke

und trat dem Gaste voran in ein gelb angestrichenes Gemach, wo sie ihren Leuchter auf den zillerthaler Teppich eines Tisches stellte.

»Schauen's,« sagte das Mädchen, sich umsehend, »es ist schön warm und gemüthlich, – Nichts stört Ihren Schlaf. Nehmen's halt die Ruh für den Mangel in der Einrichtung und's gleicht sich aus. So wünsche ich denn eine geruhsame Nacht!«

Damit war sie wieder hinausgetreten, und Herbert befand sich in dem Gemache allein. Es war ein ziemlich großes Zimmer, wie Herbert bemerkte, als er sich in demselben umschaute. Auch hier fand sich von allem dem wenig, was solchen Kammern in den Bauernhäusern des Oberlandes ein besonderes, alterthümliches und heimliches Gepräge gibt. Da standen an der Thür keine Sprüche, keine Reime an braunen Schränken, keine Kreuze und Figuren an der Himmelbettstatt. Es war Alles moderner, – neuere Möbel in einem schönen, neuen, bequemen Hause. Freilich fehlte damit gewissermaßen die Poesie, die Romantik. Doch büßte die Behaglichkeit und Heimlichkeit des Gemachs wenig ein, denn es war angenehm erwärmt, hatte genügende Einrichtung und ein Bett, das wie frisch gefallener Schnee oder wie ein Hügel von Birnenblüthen in dem Gestelle lag. Dasselbe stand in einer Ecke des Zimmers und zwar innerhalb eben so reinlicher geblümter Vorhänge. Von überflüssigen Möbeln stand in dem Gemache ein ungeheurer brauner Schrank mit einer Flügelthüre und messingenem Beschlag, – er nahm eine ganze Wand ein und konnte eine ganze Ausstattung

bergen. Wie ein Fremdling aus dem Riesenlande stand er zwischen dem anderen Mobiliar, zugleich der einzige Gegenstand im Zimmer von entschiedener Alterthümlichkeit. So paßte er nicht zu der übrigen Ausstattung und hatte in seiner breiten, schwerfälligen Masse etwas Drückendes, ja Finsteres. Sonst befand sich nichts in dem Gemache, das Herberts Aufmerksamkeit hätte besonders fesseln können, während er langsam auf den knarrenden Dielen hin und herschritt, um sich in dem Raume umzusehen, welcher ihm für die Nacht zum Obdach bestimmt war.

Es war immerhin nach der Irrfahrt in Sturm und Regen ein angenehmes Gefühl, einen so behaglichen Zufluchtsort gefunden zu haben, von welchem aus, im Trocknen, man ruhig dem Gebrause und Rauschen der stürmischen Wetternacht lauschen konnte, da gerade durch das Geheul des Windes und durch das Plätschern der gießenden Wolken die Heimlichkeit und Behaglichkeit des Gemachs, das Gefühl der Sicherheit in dessen Bewohner gesteigert wird. Einmal öffnete er das Fenster, über welchem die Galerie des Hauses nach seiner ganzen Länge hinlief. Die Nacht draußen war finster, unheimlich dunkel, kein Stern am Himmel, kein Licht auf Erden zeigte sich, unaufhörlich goß der Regen in Strömen und stürzte prasselnd auf das weit vorspringende Schindeldach, welches die Galerie vor demselben nicht zu decken vermochte. Denn der Wind peitschte die Tropfen fast wagerecht gegen die Wand der Langseite des Hauses, – draußen aber beugten sich die Bäume, ächzten und schüttelten sich wie in

Krämpfen, während weiterhin ein unheimliches Geheul durch Feld und Wald ging, wo Fichten und Ahorn um die Wette rauschten.

Herbert schloß das Fenster wieder und schätzte sich glücklich, an sicherem, trocknem Orte zu sein, während vielleicht der wilde Reiter dieses Abends noch draußen umhersprengte, wie der Geist der Sturmnacht selbst. Wäre es dieser, den die schöne blasse Frau oben erwartete und nach welchem auch der Sonnenreuter harrend ausschaute? Und welche Bewandtniß hatte es mit all' diesen Leuten und mit dem gespenstig unheimlichen Rufe, in welchem die Sonnenreut stand? Es war doch seltsam, und Herbert kam immer wieder darauf zurück, daß er so unerwartet gerade in die Höhle des Löwen gerathen war, welcher der Held so unheimlicher Sagen, der Gegenstand scheuer Furcht für die ganze Umgegend zu sein schien.

Unter den Betrachtungen, welche durch all' dies in ihm angeregt waren, entkleidete er sich, nachdem er den Tisch mit dem Licht näher an's Bett gerückt hatte. Dann zog er sich in das verlockende Lager zurück, ohne jedoch für's Erste schon schlafen zu wollen. Er nahm vielmehr sein Taschenbuch heraus, um seinem Vorsatze, den er bei Beginn der Wanderung gefaßt, treu zu bleiben, nämlich ein regelmäßiges Tagebuch über die Ergebnisse und Stimmungen der kleinen Reise zu führen. Während nun im Hause noch diese und jene Thür ging, Schritte schallten und die Laute der Sturmnacht sich mannigfach vernehmbar machten, indeß die Knechte heimkehren und die Mägde sich zurückziehen mochten, machte

Herbert sich kurze Notizen über Verlauf und Begegnisse des Abends, seit er den Ruheplatz unter dem schattigen Ahorn bei der Kirche von Gottesau verlassen. Es war endlich im Hause tiefe Ruhe eingetreten, als er seine Aufzeichnungen mit folgenden Sätzen zu schließen gedachte:

»So geht denn der Himmelfahrtstag zu Ende. Ein frischer, heiterer, sonniger Morgen; ein warmer, feierlicher Tag im Genusse der herrlichsten Natur; ein idyllischer Abend und eine romantische Nacht voll unheimlichen Wetters und geheimnißvoller Motive. Ich selbst als Gast eines dämonischen Bauern, der die Zauberkraft der Sonnwendsnächte benutzt, um durch finstre Magie auf Kosten seiner Nachbarn reich zu werden, – im Grunde aber wahrscheinlich ein ehrlicher Mann und tüchtiger Landwirth, der mit haushälterischem Verstande fortschreitet, emporkommt und Neid erregt. Ueber mir eine junge, blasse Dame von großer Schönheit, die sehnlichst ihres Ritters harrt, der auf wildem Rosse in noch wilderem Wetter durch die Nacht dahin irrt, – denn daß es der Reiter ist, den sie erwartet, halte ich als Romantiker für ausgemacht, obgleich ich sein Vergnügen, in finsterer Sturmnacht im strömenden Regen auf so lange Dauer umherzureiten –«

Herbert unterbrach sich im Schreiben und hielt den Stift bewegungslos in der Hand, indem er hinaus lauschte. Die Hunde unten schlugen an, Hufschlag tönte durch

das Geräusch der Regennacht, kam näher und verstummte endlich unter dem freudigen Gebell der Hunde draußen vor dem Hause. Dann hörte man noch einige tiefe Stimmen, welche dumpf hereinhallten, Tritte in der Hausflur – und bald darauf wieder die frühere Stille. Offenbar war ein Reiter vor dem Hause angesprengt, vom Pferde gestiegen und eingetreten. Herbert zweifelte ernstlich nicht mehr, daß es derselbe kühne Reiter sei, dem er in den vorhergehenden Stunden zweimal begegnet war. Und diese Ueberzeugung erweckte in ihm ein ungewöhnliches, eigenthümliches Interesse und brachte seine Phantasie in Bewegung, seine Gedanken in Aufregung, so daß sie sich von nun an fast nur noch um die Gestalt des Reiters drehten, bis er über seinem Zimmer schwere Fußtritte vernahm, auf welche sich seine Aufmerksamkeit lenkte. Da die Decke des Zimmers nur aus Fachwerk bestand, hallten die Schritte laut und dumpf herunter, und unter jedem derselben dröhnten und ächzten die Bretter vernehmlich. Es war ein regelmäßiger, feierlicher, langsamer Schritt, der fortdauerte, indem er an einem Ende der Zimmerdecke angelangt, stets umkehrte und in gleicher Weise die Länge der Dielen maß.

Diese Tritte mußten wohl dem Reiter angehören, der vor Kurzem bei dem Hause angelangt war. Eine Viertelstunde verging, und sie dröhnten noch so regelmäßig herunter, wie anfänglich. Nur hie und da schien der Spaziergänger da oben stehen zu bleiben, – eine Pause, welche außer vom Sturme, auch noch von anderen seltsamen Lauten ausgefüllt wurde, die nun an das geschärfte

Ohr Herberts schlugen. Sie mochten aus den Ställen herrühren, die Wände des Hauses das Stampfen der Pferde, das behaglich satte Brummen der Kühe bis zu der Kammer und zum Gehör des Lauschenden tragen. Aber endlich hatten die Schritte oben den Reiz der Neuheit verloren, Herbert fügte mit dem Stifte in flüchtigen Zügen seinem abgebrochenen Tagesberichte noch das Fehlende bei und endigte mit folgendem Schluß:

»Nun will ich der Nacht ihren Tribut geben und der *Genus loci* möge leise in mein Gemach, an mein Lager treten und mir im Traume zu flüstern, welche Unruhe den Mann da oben auf und ab treibt, – möge mir das Geheimniß offenbaren, das um und in diesem Hause webt. In welcher Gestalt wird er erscheinen – der Hausgeist der Sonnenreut? In der gewohnten heimlich graulichen, oder in der unheimlich dämonischen des Bilwizschneiders? Immerhin möge er das Haupt behüten, das sich seinem Schutze hingibt. Die Lieben daheim schlummern wohl alle schon in dieser Stunde, von meinen Gedanken umschwebt. Schlaft wohl! Morgen bin ich wieder bei Euch! Und nun komm', o Schlaf! und segne auch dieses Haus!«

Er legte den Stift hin, schob das Notizbuch auf den Tisch, blies das Licht aus und legte sein Haupt in die weichen Kissen, auf die weichen Pfühle, um zu schlafen. Aber es wollte längere Zeit kein Schlaf in seine Augen kommen. Die seltsamen, ungewohnten Töne in diesem vom Sturm und Regen umtosten Hause, das noch immer fortdauernde Dröhnen der Schritte an der Decke

beschäftigte ihn. Die Ruhelosigkeit des Mannes da oben schien sich ihm mitgetheilt zu haben. Es kam der aufgeregte Zustand zwischen Wachen und Einschlafen hinzu, das an fremdem Orte selbst bei größter Ermüdung so leicht hingehalten, durch jeden Ton gestört, durch das leiseste Rascheln unterbrochen wird, wobei letzteres dem Fremden ganz nahe, auf dem Zimmerboden oder in dem großen Wandschranke däucht, während es in Wirklichkeit in irgend einem Winkel des Hauses stattfindet. Und obgleich der Sturm draußen nachgelassen und nur der Regen noch eintönig und einschläfernd fortrauschte, dauerte es doch lange, bis Herbert nur zu Traumanfängen gelangen konnte, aus welchen er jedoch immer wieder aufschreckte. Seltsamer Weise spielte in diesen unterbrochenen Traumeinleitungen der alterthümliche Schrank mit den Messingbeschlägen die Hauptrolle. So oft Herbert wieder einduselte, sah er dessen breite Masse deutlich vor sich, die Flügelthüren schienen sich weit zu öffnen, wie die Rachen eines Ungeheuers, und so kam der unheimliche Schrank näher, immer näher vor das Bett, um dieses sammt dem darinnen Liegenden zu verschlingen. Jedesmal aber schreckte Herbert in seinem, durch seine Erkältung herbeigezogenen leichten Fieber wieder auf, wenn die Flügel des Schrankungethüms zuklappen wollten, bis endlich auch diese störende Erscheinung nachließ und der Schlaf ihn fester in die Arme nahm.

Da war es still im Hause. Nur über die Treppe herunter ging ein leiser Tritt, Herbert hörte ihn im Traume

und sagte sich: »nun kommt die kleine, grauliche Gestalt des Hausgeistes, tritt in's Gemach, vor mein Lager, um seines heimlichen Amts der Bewachung des Fremdlings zu warten und jede Störung von dem geheiligten Haupte des Gastes abzuhalten!« Der leise Tritt verstummte außen. Der Nahende lauschte; dann öffnete sich, unhörbar wie Eulenflug, eine Thür, – man tritt in die Stube, näher und näher, – an's Bett. Nun wird der Träumende in das freundlich grinsende Antlitz eines grauen Männchens schauen, das sich wispernd über ihn beugt! – Aber nein! – Dem Schlummernden legte es sich mit einem Male bang auf's Herz, wie der Alp: wohl die fortwirkende Erinnerung an die elbische Natur des Bilwizschneiders, der nach dem Volksglauben bei seinem geisterhaften Ritt durch die Fluren auch oft den Menschen zusetzt. Zugleich fühlten Herberts müde Augenlider einen starken Reiz, wie den einem grellen Lichtstrahle. Das wirkte auf den unruhig Schlummernden so durchgreifend, daß er endlich aus dem Schlafe auffuhr und die Augen öffnete.

Das Zimmer war beleuchtet, ein heller Schein aus einer Blendlaterne fiel durch die weite Spalte des Bettumhangs, so daß Herbert, geblendet, sich die Augen rieb, dieselben momentan schloß, um sie rasch nochmals zu öffnen. Da herrschte wieder völlige Dunkelheit in dem Gemache, so daß Herbert hätte glauben können, sie wäre nicht unterbrochen worden, wenn er nicht vorher ganz deutlich und unzweifelhaft wahrgenommen, daß

das Zimmer beleuchtet gewesen, das Licht plötzlich erloschen war. Vielleicht war jedoch einer der heimgekehrten Knechte oder der Sonnenreuter selbst außen am Fenster mit einer Stalllaterne vorübergegangen. Und er wollte sich wieder in die Kissen niederlegen, als er ein leises Geräusch im Zimmer deutlich vernahm. Es war wie das behutsame Schleifen eines Pantoffels.

Rasch zog Herbert die Gardine zurück und sah scharf nach der Richtung, wo das Geräusch im Gemache sich vernehmbar gemacht hatte. Nun war es ihm auch, als bemerke er in der Dunkelheit wenige Schritte vor sich eine menschliche Gestalt. Wieder rieb er sich die Augen, um sich nicht zu täuschen und sah mit angestrengten Sehnerven hin. Der dunkle Gegenstand hatte sich etwas verrückt, und jetzt raschelte es leise auf dem Zimmerboden, als ob sich Jemand schleichend und unbemerkt zurückziehen wolle. Herbert war somit überzeugt, daß sich außer ihm noch eine andere Person in der Kammer befinde, vielleicht um etwas aus derselben zu holen, das dalag und nothwendig gebraucht wurde, – wobei jedoch der Schlaf des Fremden nicht gestört werden sollte.

»Ist Jemand da?« fragte darum Herbert ziemlich ruhig, um sich über die Erscheinung zu vergewissern.

Keine Antwort.

»Wer da?« rief er lauter und heftiger in die Dunkelheit des Zimmers hinein, wo er immer noch die Umrisse einer menschlichen Figur zu erkennen glaubte.

Aber diese blieb still.

»Es ist Jemand im Zimmer!« rief Herbert jetzt erregter. »Ich muß Antwort haben!«

Nichts rührte sich.

Herbert war eine entschlossene Natur. So sehr sich auch alle Umstände vereinigten, die Gespensterspuk zu begleiten pflegen: eine Sturmnacht, ein verrufenes Haus, seltsame Menschen darinnen, eigne fieberhafte Aufregung und späte Nacht; so dachte er doch nicht einen Augenblick ernstlich an eine Geistererscheinung und empfand nichts von dem Grauen, im Gefolge einer solchen, wenn er auch dem graulich Geheimnißvollen in der *Poesie* seine Berechtigung zuerkannte und es mitzufühlen vermochte. Von Schauer war also nichts in seiner Seele, aber desto mehr stieg ihm das Bewußtsein einer wirklichen Gefahr auf. Denn hier schlich Jemand in seiner unmittelbaren Nähe auf Wegen, die unbemerkt und verborgen bleiben sollten. Es konnten wohl sehr harmlose Ursachen sein, die den Eingeschlichenen bewogen, ungesehen zu bleiben, – einer der Knechte konnte sich in der Trunkenheit im Zimmer geirrt haben oder ein Anderer auf Liebespfaden schleichen. Aber Herbert erinnerte sich auch, daß gerade diese Gegend vor Jahren der Schauplatz der Thaten kühner Räubereien gewesen, daß sie ihrer schluchtenreichen Wälder wegen schon früher von förmlichen Banden zum Aufenthalt gewählt und auch in letzter Zeit durch einen Raubmord heimgesucht worden war, der Aufsehen erregte.

Sein erster Gedanke war demnach, Licht zu machen. Er tastete auf dem Tischteppich nach den Zündhölzchen

umher und warf in der Hast den schweren Leuchter zu Boden, daß er mit lautem Schall hinrollte. Zugleich bemerkte er, daß sich die Gestalt vorsichtig zurückzog und dabei zwischen ihn und das Fenster kam, so daß er die Umrisse einer großen männlichen Figur deutlich genug unterscheiden konnte, um keinen Zweifel oder den Glauben an eine Sinnestäuschung aufkommen zu lassen.

»Halt!« rief er jetzt mit starker, gebieterischer Stimme, indem er sich aus dem Bette vorbeugte, um nach seinem Regenschirme zu tasten, in dessen Stock sich eine scharfe Stahlklinge befand. Er glaubte den Schirm, wie gewöhnlich, zwischen Tisch und Bett hingestellt zu haben. Aber er fand sich weder da, noch lehnte er sonst wo an der Bettlade.

»Halt! Ist's Jemand aus dem Hause, so stehe er Rede, wenn ich nicht Unheimliches voraussetzen soll.«

Aber seine Worte hatten so wenig Wirkung, daß die Gestalt nur um so rascher den Ausgang zu gewinnen suchte. Da sprang er, kurz entschlossen, nur dem Triebe der Aufregung und dem angeborenen Muthe folgend, aus dem Bette, stieß dabei mit den Zehen an den schweren Leuchter, zu dem er sich sogleich als zu einer handsamen und wuchtigen Waffe, die vielleicht nothwendig werden konnte, niederbückte; dieselbe in seiner Rechten haltend, sprang Herbert auf die Gestalt im Zimmer los und packte mit der Linken einen Mann am Arme, ehe sich's dieser versehen zu haben schien. Jetzt schüttelte der unheimliche Besuch die Hand des Angreifers ab; aber dieser langte höher und griff den Eingedrungenen mit

solcher Wucht vorn an die Kehle, daß der Hemdknopf fühlbar durch seine Finger rieselte und der Hemdenkragen in allen Nähten krachte.

»Steh! Red'! Oder ich schlag Dir den Schädel entzwei!« rief zu gleicher Zeit Herbert, der in starke, leidenschaftliche Erregung gekommen war und den schweren Leuchter als eine furchtbare Waffe schwang.

Seither hatte sich der Unbekannte kaum gerührt, und schien sich aus Feigheit oder Vorsicht nicht wehren zu wollen. Jetzt aber fühlte sich Herbert plötzlich von nervigten Fäusten ergriffen, deren eine sich um sein rechtes Handgelenk legte, dabei den bewaffneten Arm kräftig preßte und zurückdrängte, während die andere die Hand einschloß, welche an der Kehle lag. Das Alles geschah in so rascher Folge, daß viel mehr Zeit dazu gehört, den Vorgang genau zu erzählen, als er in Wirklichkeit verlief. Herbert fühlte wohl, daß er einem Gegner gegenüberstand, der es an Kraft mit ihm aufnehmen konnte und dessen Entschlossenheit der seinigen nichts nachgab, was ihm der Umstand bewies, daß derselbe seinen Vorsatz, zu schweigen, trotz jeder Drohung hartnäckig durchführte. Jedenfalls wollte derselbe sich nicht durch Worte verrathen. Um so mehr war Herbert überrascht, als jetzt mit einem Male eine tiefe, volltönende Stimme in die Worte ausbrach:

»Sie werden mich doch nicht erwürgen wollen, lieber Herbert!«

Dieser war fast erstarrt beim Klange dieser Stimme. Er ließ seine Arme schlaff an der Gestalt des Fremden heruntersinken.

Was ihm nur einige Mal dunkel vorgeschwebt war, als er zum ersten Male auf seiner Wanderung den Namen »Sonnenreut« vernommen, was ihn nur ganz vorübergehend beim Anblick des Reiters an der Fallachwand und in der Regennacht durchzuckt hatte, so daß er der Regung nicht einmal geachtet: das ward ihm deutlich und drängte sich ihm jetzt mit überzeugender Bestimmtheit, mit körperlicher Wirklichkeit auf. Er kannte diese Stimme. Er wußte jetzt, wer der unheimliche Besuch in seiner Schlafkammer war. Im Töne höchster Ueberraschung fragte er:

»Wildhoff? Sie hier.«

Der Andere hielt noch seine Hand und drückte sie ihm schweigend.

Herberts Erstaunen war so groß, daß auch er geraume Zeit brauchte, um wieder in die Worte ausbrechen zu können:

»Also, Sie sind es wirklich?«

»Ich bin es wirklich!« sprach der Andere und forderte dann den Gast auf, vor jeder weiteren Frage sich wieder in's Bett zurück zu ziehen.

Herbert folgte mechanisch der Mahnung, in seiner Verblüffung völlig unfähig, die Dinge zurecht zu legen oder zusammen zu reimen. Er war noch nicht im Reinen mit sich, ob er an deren Wirklichkeit glauben sollte, so

traumartig seltsam und abentheuerlich erschien ihm Erlebniß und Begegnung. Von seinem Lager aus suchte er nach Zündhölzchen und Licht, ohne zu bedenken, daß dem Leuchter, den er als Waffe geschwungen, die Kerze fehlte. Wildhoff jedoch hatte bereits seine Blendlaterne angesteckt und hob nun auch die Kerze vom Boden, um das Zimmer zu beleuchten. Dann blies er seine Laterne wieder aus, deren drahtenen Halter er während des Ringens über das Handgelenk zurückgeschoben hatte. Unterdeß sah Herbert von seinem Lager aus, ohne ein Wort zu sprechen, all' dem zu. Seine Augen jedoch hingen dabei an Wildhoffs Zügen, deren Veränderung und Verdüsterung so groß war, daß er auch bei geringerer Entfernung und besserer Beleuchtung vor einigen Stunden den Reiter an der Fallachwand und in der Regennacht nicht erkannt haben würde. Als ihm nun Wildhoff, vom Kerzenschein beleuchtet, gegenüber saß, erzählten ihm diese veränderten Züge eine Geschichte so leidvoller Art, daß auch bei geringem Verständniß derselben sich all sein Staunen und Verwundern scheu hinter seine innigste Theilnahme zurück zog.

Seit sich Wildhoff niedergelassen, hatte er noch kein Wort gesprochen. Ungeduld und Spannung drängte aber Herbert nochmals zu der Frage:

»Sie hier? Was thun Sie hier, wie kommen Sie in dieses Haus?«

»Es ist ja die Sonnenreut,« erwiederte Wildhoff.

»Gerade darum meine Frage, so indiscret sie scheinen mag.«

»Sagen Sie mir doch zuvor, wie *Sie* in *mein* Haus kommen,« bemerkte jetzt Wildhoff mit einem melancholischen Lächeln. »Die Sonnenreut habe ich von meiner Tante überkommen, ich wohne hier, seit –«

Wildhoff sprach nicht aus, ließ das Haupt sinken, und verharrte in trüb nachsinnendem Schweigen, als ob in Ueberlegung, was er noch ferner zur Aufklärung seines Verweilens auf dem einsamen Hof sagen wolle. Als er den Kopf wieder hob, sprach er:

»Lassen wir, was hinter uns liegt, lieber Herbert. Sie wurden auf einer Fußwanderung vom Wetter überrascht und vom Zufall hierher geleitet. Wären Sie ohne diesen Zufall an der Sonnenreut vorüber?«

»Allerdings. Es lag nicht in meiner Absicht, hierher zu kommen.«

Durch Wildhoffs Züge ging ein schmerzliches Zucken bei dieser Antwort.

»Sie wußten nicht, daß ich da wohne,« fuhr er dann in peinlicher Spannung fort. »Wenn Sie dies gewußt, hätten Sie mich dann besucht?«

»Und mit welcher Freude!« rief Herbert.

Mit erheitertem Ausdruck sprach Wildhoff weiter:

»Sie werden nun wissen wollen, was mich ruhelos in der Nacht durch das Haus in Ihre Schlafkammer trieb. Da ich Sie ermüdet und erschöpft genug glaubte, um festen Schlaf voraussetzen zu dürfen, fürchtete ich nicht – ich führe es zu meiner Entschuldigung an – Ihre Nachtruhe zu stören. Da Sie an den Mühlen im Fallachgrunde her wanderten, hatte ich Sie zu erkennen geglaubt; doch

nahm ich dann einen Irrthum an, – Ihr Costüm, die ungewohnte Joppe täuschte mich, und so setzte ich meinen Spazierritt fort.«

»Die steile Wand hinan, im fürchterlichen Vetters.«

Wildhoff schaute auf diesen Einwurf hin Herbert verwundert an, hielt sich jedoch nicht länger dabei auf und sprach weiter:

»Heimkommend hörte ich von dem Fremden, der Obdach im Hause gefunden. In der Stube unten fiel mir der derbe Stock Ihres Regenschirms auf, – ich glaubte ihn schon in Ihrer Hand gesehen zu haben, und als ich ihn näher betrachtete – halten Sie mir die Neugierde zu Gute – bemerkte ich an dem Messingringe die Anfangsbuchstaben Ihres Namens. Es ließ mich nicht ruhen, – ich wollte mich überzeugen, ob Sie der Gast meines Hauses; und nach langem Kampfe siegte das Verlangen, Sie zu sehen. Langsam wählte ich den heimlichen Weg durch den Wandkasten, der in eine anstoßende Kammer mündet.«

»Warum aber – ich bitte Sie – gaben Sie sich nicht zu erkennen?« warf hier Herbert ein.

»Ihr plötzliches Erwachen überraschte, ja erschreckte mich, Ihr rasches Verfahren ließ mir zur Ueberlegung nicht Zeit, nachdem ich Sie *unerkannt* sehen und verlassen gewollt.«

»Diese Heimlichkeit,« warf Herbert mit einem Lächeln wieder ein, »konnte Ihnen aber theuer zu stehen kommen. Mich schaudert, wenn ich daran denke, welchen Schädel ich eingeschlagen hätte, wenn –«

»Wenn Sie gekannt hätten,« ergänzte Wildhoff.

»Immerhin war es eine ebenso unvorsichtige, als seltsame Heimlichthuerei, Vorhaben und Motiv mir gleich unerklärlich,« bemerkte Herbert.

Wildhoff schwieg einen Augenblick und sah düster zu Boden. Dann erhob er sich von seinem Sitz und sagte:

»Um mich zu erklären, bedarf es besserer Muße und schicklicherer Zeit, als die Stunden der Nacht, die ich noch ferner Ihrer Ruhe rauben müßte. Morgen, – Sie müssen mir den Vormittag schenken – machen Sie keine Einwendungen, lieber Herbert.« Damit steckte er den Docht seiner Laterne an und fügte hinzu: »Also gute Nacht! Schlafen Sie nun wohl und ungestört. Gute Nacht, lieber Herbert!«

Und damit ging er.

Mit gemischten Empfindungen sah der Zurückgebliebene ihm nach. In Herberts Erstaunen mengte sich innige Theilnahme. Denn daß Wildhoff kein glücklicher Mensch war, ließ sich aus seinem Gebahren erkennen. Schon die Erscheinung des wilden Reiters an den Fallachfelsen und später im Regensturm auf dem Felde hatte den Eindruck eines zerrissenen Gemüths gemacht, das innerlich an größerem Ungemach litt, als daß es sich noch um Wetter und Wege hätte kümmern wollen. Nun aber hatte Wildhoffs Auftreten, Aussehen und ganzes Wesen hier im Zimmer auf furchtbare Verheerungen des Schicksalssturmes in diesem trefflichen Menschenherzen schließen lassen. Schon die Absicht, den Freund zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden, noch mehr die seltsame Durchführung

derselben im Dunkel der Nacht, mit der Heimlichkeit eines Verbrechens, deutete auf eine gewisse Verstörtheit. Herbert war mit schmerzlichem Mitgefühle erfüllt, ohne sich die Ursache so vielen Leids denken zu können, wenn sie nicht mit der Heirath zusammen hing. Wenn er sich die Erscheinung der blassen Frau auf der Treppe zurückrief – nur noch ein Schatten der gefeierten Schönheit, – wenn er sich halb verstandener oder unbeachteter Munkeleien erinnerte: blieb ihm kein Zweifel, daß Wildhoffs geändertes Wesen sich auf eine unglückliche Verbindung zurückführen lasse, obgleich er von der Ahnung der wirklichen Umstände noch weit entfernt war.

Es läßt sich denken, daß die Aufregung Herbert lange nicht schlafen ließ, obgleich jetzt eine Stille über die Sonnenreut gekommen war, welche hierzu einlud. Da der Sturm unterdeß zum schwachen Winde herunter gestimmt war, rieselte der Regen nur noch mit sanftem Geräusche draußen. Es klang wie ein beruhigendes Schlummerlied der Natur selbst in's Zimmer herein; Herbert jedoch fand keine Ruhe. Immer wieder ritt der tolle Reiter und schwebte die blasse Frau durch seine Gedanken und Vorstellungen. Erst, als mit einem Male durch die Stille der Nacht ein lauter, lang anhaltender »Juchzer« erscholl, gleich darauf ein Fenster leise klirrte, die bellenden Hofhunde durch eine gedämpfte Stimme beschwichtigt wurden und dann der Kies vor dem Hause unter schweren Fußtritten knirschte, ward Herberts Aufmerksamkeit von

seinen trüben Betrachtungen etwas abgezogen. Da draußen schien eine herzliche Begrüßung statt zu finden. Herbert war nicht länger im Zweifel, daß hier jener Brauch der Liebenden im Oberlande geübt werde, von dem das Volk dorten selbst singt:

»An Sprung über's Gass'l,
An Juchezer drauf und
An Klopfer an's Fenster:
Schön's Diendl mach auf!«

Das anhebende Wispern und Flüstern ward endlich so vernehmbar, daß Herbert auch ohne zu lauschen, jedes Wort verstehen konnte, zum Glücke für die Beschwichtigung seines Gemüths, dessen Ruhe durch diese Ablenkung seiner Aufmerksamkeit auf minder melancholische Erscheinungen sehr gefördert wurde. Ein zärtliches »Auh« verrieth, daß sich in die Haare des außen stehenden Burschen liebe Finger eingegraben; zugleich sagte eine Mädchenstimme:

»Wart, Du lieber Krauskopf! Wär'st eher kommen, hättest können den langhaarigen Herrn nach Sonching führen. Jetzt schläft er in der Kammer.«

»Mich thät'st nit über Nacht im Haus leiden, Lisi!« fiel dann der Bursche ein.

»Ist auch nit nöthig, Hanns, bis einmal – die Mutter Gottes von Birkenstein mög' ihren Segen dazu geben und der Herrgott von der Gottesau auch – bis einmal Dein Vater Einsehen hat mit unserer Lieb'. Du weißt ja, warum er mich nit mag, – weg'n dem dummen Geschwatz von den

Leuten über meinen Vater. O Hanns! Ich hab' dir heut' früh auf der Gottesau wieder bitterlich g'weint derentweg'n. Mich ängstet so vor dem heurigen Herbst, – denk Dir, wann die Sonnenreut im Pukstabil vorkäme!«

Lisi's Angst vor dem Haberfeldpasquill, dem gereimten Sündenregister, das bei jedem »Treiben« verlesen wird, ward von dem Bernecker Hanns mit den Worten beschwichtigt:

»Sei stat, lieb's Dinei, das g'schieht nit, so lang i noch an Schnaufer thua. Aber, Lisi, i werd so naß. Hast denn gar koan' Erbarmen?«

»Du bist mir ein Feiner,« fiel Lisi ein. »Da unter der Laube regn'ts ja nit. Ich kenn Deine Pfiff'. Gieb an Fried, Hanns, und schau! gib Dir keine Müh' nit, – 's kann einmal nit sein.«

So ging das ländliche Getose draußen fort in Lust und Leid. Diese Töne hatten nichts Gespenstiges für den Hörer. Ihre Wirkung war eine friedlich beruhigende, wie die des einschläfernden Regengeplätschers. Und als Hanns und Lisi in ihrer Unterhaltung am Fenster der Sonnenreut noch lange nicht zu Ende waren, hatte schon die Zusammenwirkung so freundlicher Laute ihr bestes geleistet und den Gast des Hauses, bei welchem ohnehin die Müdigkeit endlich über die Aufregung siegen mußte, in festen Schlaf eingewiegt.

Viertes Capitel. Dessen Inhalt dem Leser zum Theil schon bekannt ist.

Das Frühroth leuchtete durch die Fenster der Sonnenreut und färbte die blütheweißen Vorhänge und Kissen, in welchen der Gast des Hauses lag, mit zarten Rosentinten, als Herbert aufwachte und sich wie träumend in dem fremden Gemache umsah. Dort stand noch der alte finstere Wandschrank, der in seinen Träumen gespukt hatte, mit geschlossenen Flügeln, als seien sie seit einem Jahrzehnt nicht mehr geöffnet worden. Herbert war anfänglich geneigt, die Erlebnisse der verflossenen Nacht, besonders die Erscheinung Wildhoffs für ein Phantasiegebilde zu halten, so abentheuerlich seltsam erschien ihm dessen Begegnung. Mit den vorrückenden Minuten aber tauchte die verschlafene Zeit mehr und mehr hinter seiner Seele unter, und die Erinnerung an die erlebte Wirklichkeit stieg klarer mit dem heginnenden Tage auf. Das Wetter schien sich in der verflossenen Nacht völlig ausgetobt zu haben und war einem heiteren Morgen gewichen, der eben prachtvoll über den Horizont herauf rollte.

Da hielt es den Erwachten nicht länger im Bette. Zuerst sprang er an's Fenster und riß es weit auf, damit die morgenfrische Luft erquickend herein dringe. Jetzt erst bemerkte er, wie reizend die Sonnenreut an einem rasigen Hügel, über den umfassenden Wald erhaben im Angesichte der Alpen lag, wie anmuthig die angebaute Landschaft sich unten wellte und aus ihren grünen Gründen die Kirchthürme aufstiegen, wie saftig frisch sich die

Felder mit ihren Saaten dahin zogen, durch welche er in der verflossenen Sturmnacht eine so unbehagliche Wanderung gemacht. Es war noch still um das Haus, noch unberührt glänzte der Rasen von Millionen Tropfen übersprüht, die auch auf jeder Blüthe des Zauns und des umgebenden Obsthaines perlten. Die Massen der Alpen, im reinsten Blau und im blendendsten Weiß ihres Schnees, erhoben sich wie ein erhabenes Märchen hinter der grünen Landschaft – im verklärenden Lichte des heraufziehenden Tags. Da unten aber hinter dem Zaune stand, halb von den Blüthenzweigen der Obstbäume verdeckt, ein junger Bursch in der Hochlandstracht, und sah unverwandt nach der Sonnenreut herauf. Vom Hauch des jungen Tages umspielt, sang er hell in's Frühroth hinein:

»Wann der Fink amol schlagt
Und der Gugu schon schreit,
Troamts Diendl vom Bua,
Is da Tag nimmer weit.

Du herzi lieb's Diendl,
Was troamst denn von mir?
Laß mi amol troama
A bißl bei Dir!

Und i will grad a Blieml,
I will ja koan Strauß,
Grad a bißl a Bußl
Das bitt mir aus.«

Herbert erkannte an Stimme und Gestalt den Bernecker Hanns. Derselbe war auf dem Heimwege aus dem Sonchinger Wirthshaus begriffen, und konnte sich's nicht versagen, nochmals an der Sonnenreut vorüber zu gehen, um dem »Diendl« seinen Morgengruß darzubringen. Herbert hätte den wackern Burschen gerne angerufen, fürchtete aber störend in dessen Stimmung einzugreifen, in welcher derselbe mit wehmüthigerem Tone weiter sang:

»Und d' Sunna scheint gulder,
Geht feuerroth auf!
Und i lieb Di von Herz'n
So lang als i schnauf.

Wann i amol stirb
Und so möcht wohl moan',
Mei Grab das wird naß
Von meim Diendl sein woan'.

Du wunderlieb's Diendl,
So b'hüt di halt Gott!
Wann i amol ausbleib,
So bin scho todt.«

Hanns wendete sich zum Gehen, indem er vom Hag einen blühenden Zweig abbrach und an sein grünes Hütchen zu den Spielhahnfedern steckte, da er langsam und zögernd dahin schritt, als könne er sich vom Anblick des

Fensters nicht trennen, bis er rascher weiter wandernd noch sang:

»Aber hin sein und g'storbn,
Hat alleweil noch Zeit,
Drum geh zum Diendl,
So lang als mi's freut.

I wollt, i waar's Vogerl,
Da kunnt i Dir bau'n
G'rad ein Nest für uns zwoa
Vor Dein Fenster in' Zaun.

I wollt, i waar's Vogerl
Im blühaten Hag,
Da kunnt i Dir singa
Den lieblanga Tag!«

Die letzten Strophen klangen ferner und ferner. – Die Gestalt des Burschen war zum Theil hinter den blühenden Bäumen, zum Theil hinter dem Abhang verschwunden, an welchem der Weg hinführte. Dann tauchte Hanns wieder auf, jedoch nur, um rasch in dem Waldsaum zu verschwinden, der die Anhöhe umgürtet. Erst als er, durch den Grund gekommen, jenseits auf dem freien Felde wieder zum Anblicke der Sonnenreut gelangte, schwang er zum Abschiedsgruße nochmals mit laut hinhallendem »Juhschrei« sein grünes Hütchen und verschwand dann in der Ferne.

Es war eine freundliche Scene, die ganz zu dem frischen und heiteren Charakter der vorliegenden Landschaft, aber so gar nicht zu den düstern Eindrücken und Erinnerungen des gestrigen Abends paßte. Wie ein Spuk, der mit dem beginnenden Tage verschwinden mußte, erschienen dem Beschauer all' der Morgenpracht die Erlebnisse der dahin geschwundenen Nacht. Und als nun auf der breiten Kiesumfassung draußen ein älterer Bauer auftrat und mit den Händen auf dem Rücken eine Weile in die Landschaft hinaus schaute, bis er langsam an der Langseite des Hauses herschritt, – hatte Herbert Mühe, den unheimlichen Sonnenreuter wieder zu erkennen, so freundlich verständig, so offen und heiter war dessen Miene beim Anblick und ungestörten Verkehr mit der Natur in ihrer Morgenpracht.

»Ah,« sagte derselbe, als er bei Herberts Gruß zu dem Fenster aufsah, »auch schon wach. Ein schöner Morgen, Herr, nicht wahr?«

»Wunderbar!« sprach Herbert. »Ist das Tagewerk schon begonnen?«

»Noch nicht,« meinte der Sonnenreuter stehen bleibend. »Das ist erst so meine Morgenandacht. In einer halben Stunde muß aber Alles aus den Federn sein. Die Knechte haben noch schwere Köpfe vom gestrigen Bierdusel, die Mägde verträumen ohnehin den Morgen gern. Da muß ich wohl eine halbe Stunde zugeben, dann aber wie das Wetter unter sie fahren, daß sie munter werden. Früh' bei der Hand, den Tag gut angewandt, denn Arbeit

thut Noth in diesen Zeiten. Für Bärenhäuter ist aber auf der Sonnenreut nicht lange Raum.«

»Bei solchen Maximen nimmt mich nicht Wunder, daß Alles so gedeiht,« äußerte Herbert wieder. »Es ist ein schöner Besitz.«

»Ja, das ist er geworden,« bestätigte der Sonnenreuter. »Einmal war er's weniger. Aber es wurde auch viel Schweiß und Geld daran gewandt, bis die Leute neidisch zu dem Hofe emporschauten. Doch,

»Laß Neider neiden, Hasser hassen,
Was Gott mir schenkt, muß man mir lassen.«

»Haben Sie also Neider und Feinde?« fragte Herbert.

»Wer hat sie nicht!« bemerkte der Sonnenreuter, leichthin mit der Achsel zuckend, obgleich dabei ein düsterer Blitz aus seinen Augen schoß und sein Antlitz sich verfinsterte. Dann, als er sich zum Weitergehen wandte, sagte er noch: »Sie können sich im Garten und in den Anlagen ergehen, Herr. Lisi wird dann nicht lange mehr mit dem Kaffee säumen.«

Herbert folgte dieser Mahnung, kleidete sich rasch an und ging in's Freie, um das Haus und dessen Lage näher zu besehen. Es war in der That ein schöner, stattlicher Besitz, dessen herrlich arrondirte Flur sich in trefflich bestellten Saatenfeldern an das Geviert der neuen Oeconomiegebäude und die dahinter liegenden Gemüse- und Obstgärten anschloß, und zwar auf der nordwestlich hinziehenden Verlängerung des Hügels bis zum Waldgürtel,

der Alles umspannte. Das weit vorspringende Wohngebäude lehnte seine Giebelfront nach Südost, von wo der Rasenhang in schönen Linien bis zum Waldsaum abfiel, von bekiesten Wegen durchzogen und da und dort von blühenden Hecken unterbrochen, während nach den Seiten hin sich edle Obstbäume malerisch gruppirten, und auch der Waldrahmen gleichsam mit in die Anlagen gezogen war, so daß überall sichtlich eine feine Hand das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden hatte. Um das Haus her gestaltete sich die freie Anlage zu einem Blumenpark, der die geräumigen Kiesplätze und Wege dorten umblühte, und einem Springbrunnen gleichsam nur zur Folie diente, dessen Bassin auch das Wasser des Hofbrunnens aufnahm und in freundlich umbuschtem Rinnsal durch den bunten Schmelz der Wiesen zum Waldgrunde hinunter rieseln ließ. In dieser grünen Welt, von dem blauen und weißen Flieder köstlich umduftet, von den Blüthen des Bohnenbaums wie in Gold, von dem blühenden Gaisblatt wie in Korallen gefaßt, erhob sich nun auf dem Hintergrunde des Obsthains das freundliche Wohnhaus im neueren Gebirgsstyl, mit steinernen hellen Wänden, grünen Fenstereinfassungen, zierlichem Holzwerk des weit vorspringenden Dachgesimses und einer, auf drei Seiten um das obere Stockwerk laufenden, eleganten Holzgalerie oder Laube. Diese sprang an der Giebelfront so weit vor, daß sie eine breite Altane bildete, welche gegen außen auf mehreren runden Holzpfeilern

stützte, die für das Erdgeschoß eine angenehme terrassenförmige Colonade bildeten, während oben am Giebel noch ein kleiner Balkon die weiteste Umsicht gewährte.

Herbert mußte sich gestehen, daß er noch nicht leicht einen freundlicheren und beneidenswertheren Besitz gesehen. Ohne prunkvoll zu sein, war Alles in die heiterste Idylle getaucht, so heimlich und wohnlich! Und nun welche prachtvolle Landschaft vor den Augen, über die sanft abfallenden Matten und den Waldgrund hin auf die angebaute Hügellandschaft und die dunkeln Forste des Vorlandes, dahinter die märchenblaue Kette der Alpen! Er war jetzt überzeugt, daß nur der Einfluß des stürmischen Wetters und der Nacht ihm gestern Abend Alles in so düsterm Lichte erscheinen ließ. Hier konnte nur Glück und Frieden wohnen. Die Sonnenreut war ihm nicht mehr der öde Aufenthalt eines unheimlichen Bauern und eines mit sich und der Welt zerfallenen Mannes, sondern der Schauplatz gedeihlicher Wirksamkeit eines verständigen Landwirths und das glückliche Asyl eines der Stadt Entflohenen, welcher im Verkehr mit sich und der Natur der sogenannten Gesellschaft freudig entbehrte. Herbert konnte sich nicht enthalten, sich das Glück eines solchen oder noch kleineren Besitzthums auszumalen.

Hoe erat in votis: modus agri non ita magnus,
Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquas fons,
Et paulum silvae super his foret.[1]

1

Stunden vergingen; Knechte und Mägde waren schon längst an der Arbeit, die grüne Einsamkeit belebend; die Morgenglocken waren in der Ferne verhallt, nur noch der Lerchen Lieder schwebten in der Luft und Herbert hatte sich noch nicht satt gesehen an dem freundlichen Wohnsitz, seiner Umgebung und Fernsicht. Nun saß er hinter der Colonade auf der Terrasse vor dem Hause und schlürfte zu einer Cigarre den trefflichen Caffee, welchen ihm Lisi dahin gebracht hatte, ungestört in seinen Träumereien von glücklicher Zurückgezogenheit mit seiner Familie, seinen Büchern und einem Claviere. Denn auch Lisi ging blos geschäftig ab und zu und konnte nur gelegentlich mit ihm plaudern, da es in der Wirthschaft viel zu thun gab. Von den Bewohnern des oberen Stockwerks hatte er aber noch Niemanden zu Gesicht bekommen, als eine ältere Frauensperson, welche das Aussehen einer soliden Küchenverwalterin hatte und mit ziemlich verwundeter Neugierde nach ihm schaute. Einmal aber hörte er über sich auf der Altane leise Tritte, und als er dann an das Bassin der Fontaine vortrat, um die ringsum blühende Vergißmeinnichte zu betrachten und dabei einmal zufällig emporschaute, bemerkte er die Gestalt einer Dame, welche an der Brüstung saß und das Haupt in die Hand

---

»Das war immer mein Wunsch, ein Aeckerchen nicht zu geräumig,
Wo ein Garten und nahe dem Haus ein lebender Quell sei
Auch darüber ein wenig von Waldungen.«
Horaz übersetzt von Voß.

gestützt unverwandt in die Landschaft hinaus sah, als sei sie völlig in deren Anschauung verloren. Später sah er dieselbe Dame – er erkannte die Gattin Wildhoffs in ihr – langsam, mit schwankendem Gange einen mit Platten belegten Querpfad über die Wiesen hin verfolgen, in welcher Richtung auf einem Vorsprunge der Höhe die Spitze eines Pavillons, über dem Gebüsch des Waldes sichtbar ward. Ihre Erscheinung rief in ihm wieder eine ganze Reihe von Gedanken und Erinnerungen wach, mit welchen sich die Verwunderung mengte, daß Wildhoff noch nicht gekommen, um verabredeter Maßen den Morgen mit ihm zu verleben. Endlich aber wurde seine Aufmerksamkeit durch das Gebell des schönen Hundes auf der Vortreppe rege gemacht und auf eine hohe Männergestalt gelenkt, die eben in Wasserstiefeln und mit übergehängter Büchse aus dem Waldsaume getreten war und nun rasch über den Rasenhang herauf kam.

Es war Wildhoff. In sicherer Voraussetzung, daß der in seiner Nachtruhe gestörte Freund lang in den Morgen hineinschlafen werde, hatte er nach seiner Gewohnheit das Haus schon vor Sonnenaufgang verlassen und war in den Feldern und Wäldern umher gestreift, obgleich zu dieser Jahreszeit alle Jagd eingestellt war. Es bedurfte seiner Entschuldigungen nicht, um den Gast zu überzeugen, daß man ihn nicht aus Vernachlässigung hatte warten lassen. Wildhoff schmeichelte den freudig schnuppernden Hunden und führte dann seinen Gast die Treppe hinan, durch einen Corridor an einer langen Flucht von

freundlichen Zimmern vorüber, die zum Theil offen stehend den Blick in ihre wohnlich heitere, wenn auch nicht prunkvolle Einrichtung zuließen. Der Corridor mündete nach der Giebelseite zu in einen Saal, der die ganze Front einnahm und eine Fortsetzung auf der breiten Altane fand, auf welcher unterm Leinwanddache ein Tisch zum Gabelfrühstück für zwei Personen gedeckt war.

Hier nun, im Angesichte der von den Alpen abgeschlossenen Landschaft, hatte Herbert einige Minuten auf den Freund zu warten; derselbe hatte sich nur zurückgezogen, um sich rasch umzukleiden. Zurückkommend murmelte Wildhoff einige Worte der Entschuldigung ob der Abwesenheit seiner Frau, füllte die Gläser mit duftendem Rheinweine und sprach, selbst wenig essend, dem Freunde manchmal zu. Herbert hatte nun die beste Gelegenheit, die Veränderung in Wildhoffs Wesen wahrzunehmen. War dieselbe doch nach Aussehen und Gebahren eine so gründliche, daß Herbert Mühe hatte, sich das früher von ihm eingeprägte Bild zu vergegenwärtigen. Welche Rinnen und Furchen, welche herben Striche waren in dies Antlitz gezeichnet, das einst so gewinnend offen und edel in Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht gestrahlt hatte. Lebhaft war die Erinnerung an jenen Moment, des Wiedersehens auf dem Stromufer nächst der Hauptstadt wachgerufen, – seitdem gerade ein Jahr verflossen, und dieses einzige Jahr schien alle damals geäußerten Befürchtungen in unerwarteter Weise gerechtfertigt und ein Füllhorn von bittern Erfahrungen

auf den ausgegossen zu haben, der an Unglück und Leiden kaum glauben gewollt.

Gleichwohl verklärten sich Wildhoffs Züge in der Freude über die Gegenwart des Freundes durch ein melancholisches Lächeln, ja, sie gewannen einen noch lebhaftern Ausdruck, als Herbert die Lage der Sonnenreut, die Fernsicht und das Glück rühmte, in solcher ländlichen Abgeschiedenheit seine Tage verbringen zu können. Als er aber die letzte Strophe der Ode: »Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh,« anzog, tauchte in Wildhoffs Antlitz eine Wolke auf und blieb über demselben hängen. Doch sprach letzterer auch ferner mit Theilnahme von seinem Besitzthum. So berichtete er, der Sonnenreuter, der eigentlich Zündler heiße und einer andern Provinz des Landes entstamme, habe sich als junger Mann die Sonnenreut – und damit schlechtbestellte Felder, einen baufälligen Hof und ein überschuldetes Gut – erheirathet; bei allem einsichtsvollen und unverdrossenen Fleiße hätte der Mann zu Grunde gehen müssen, wenn nicht der verstorbene Herr v. Luckner, zufällig mit den Verhältnissen vertraut, das Gut gekauft und dem Zündler zur Verwaltung überlassen hätte, der nun mit dem nöthigen Fonds dasselbe bald so empor brachte, daß der Hof neu gebaut werden konnte. Seitdem blieb der Sonnenreuter gleichsam als geschäftsführender Compagnon hier wohnen, leitet den Betrieb der Oekonomie ganz nach eigenem Ermessen, und stellt jährliche Rechnung, wobei auch in schlimmen Jahren noch beide Theile gewinnen.

»Und welches ist sein Geheimniß?« fragte Herbert, um die Mittheilsamkeit des Freundes anzufachen. »Wodurch macht er zur Zeit, wo so viele Bauern zu Grunde gehen, das Gut so einträglich?«

»Seinem Geheimniß habe ich noch nicht nachgeforscht,« erwiederte Wildhoff mit einem schwachen Lächeln. »Jedoch mag es zum Theil in ausdauerndem Fleiß, fortschreitender Umsicht, unnachsichtlicher Strenge gegen die Dienstleute und noch größerer gegen sich selbst liegen. Gegen gute Kost und hohen Lohn fordert er genauste Pflichterfüllung, geht hierin vielleicht etwas zu weit; denn mancher entlassene Knecht und jede fortgeschickte Magd verstärkt die Reihe seiner Widersacher, während seine Menschenscheu – eine Folge seiner Lebenserfahrungen – den Volkswahn begünstigt, der sich sein Emporkommen nur aus dämonischen Einflüssen erklärt. Doch schadet ihm dieser Aberglauben nicht und kümmert ihn nicht.«

»Beweist aber doch,« bemerkte Herbert, »daß die Menschen überall geneigt sind, das *ihnen* Unerklärliche, und wäre es das Reinste und Beste, in trübster Weise zu deuten.«

Diese Worte schienen auf Wildhoff großen Eindruck hervorzubringen. Denn sichtlich erregt sah er zu dem Sprechenden herüber, und dann mit herb verzogenen Lippen zu Boden. Hierauf sprang er unruhig auf und maß hin und her wandelnd die Dielen der Altane. Mehr unwillkürlich für sich selbst, als zu dem anwesenden Freunde sprach er dabei:

»Ja, ja! Es ist dies ein Ausspruch, den ich einst als Ungläubiger entgegen nahm, – ich erinnere mich dessen wohl. Man lernt mit der Zeit an dergleichen glauben, wird jedoch darüber nicht glücklicher.«

Er fuhr sich dabei mit der Hand über die Stirne, durch das Haar, bis er, seine Erregung bemeisternd, plötzlich stehen blieb, Herbert ansah und sagte:

»Dennoch, lieber Freund, thun Sie dem Volke Unrecht, es mit der sogenannten Gesellschaft zusammen zu werfen, deren Anstand nur die Maske für die Niedrigkeit der Gesinnung, deren Lächeln Gift, deren Zunge meuchelnder Dolch. Der Verdacht des Landvolkes ist nicht tückisch, sein Haß nicht kleinlich. Nehmen Sie den Argwohn gegen meinen ehrlichen Zündler; im Grunde harmlos, kleidet er sich doch in den poetischen Schauer einer Sage – vom Bilwizschneider. Auch der Abscheu des Volkes ist offen, seine Rüge hallt nächtlich von der Haide im Haberfeldgericht aller Welt zu Ohren, während die feine gebildete Welt nur feige zischelt und unter dem Mantel des Anstandes in tausend Nadelstichen ihrer vorgeblichen sittlichen Entrüstung Genüge leistet. Doch –« und Wildhoff unterbrach sich plötzlich in dem Eifer, mit welchem er gesprochen – »doch wollte ich Ihnen nur sagen, lieber Herbert, daß ich mich wohl fühle unter diesem Volke. Könnte ich nur geselliger sein! Leider rücken schon die Pioniere der Gesellschaft gegen meine Abgeschiedenheit von zwei Seiten los. – *Wen*, lieber Herbert,« schweifte jetzt Wildhoff scheinbar wieder ab, indem er an ein früheres Wort des Freundes erinnerte, wen unter

Ihren Bekannten hielten Sie damals bewußter Schurkerei fähig?«

»Das kann ich Ihnen sagen: Die Kratzbürste Arthur Maier, heute praktizirend in Griesbach,« war Herberts Antwort.

»Ganz richtig, der Mensch macht nun auch diese Landschaft unsicher,« fuhr Wildhoff in seiner Rede weiter. »Von der andern Seite rückt der edle Baron Buchberg vor. Das Schlößchen drüben bei Sonching ist bereits von ihm erkauft, somit ein sociales Krebsübel auch in diese Gegend verpflanzt. Schon hat mich der Herr Schloßverwalter mit Besuchen und Anfragen nach dem Preise der Sonnenreut behelligt. Für den freiherrlichen Hohepriester des Mammons ist mir das Gut niemals feil, auf seinem Altar werde ich nicht opfern. O Herbert! Wenn Sie einen genauern Blick in die »gemeinnützigen Unternehmungen« dieses edlen Spekulanten hätten thun können, wie ich es in seine hauptstädtischen Bauprojecte konnte. Ruchloser Schwindel! Niederträchtige Gier nach den paar Thalern, die seinen Nebenmenschen noch in den Taschen klingen, nachdem er auch von je die Nöthen des Staates fortwährend auszubeuten verstanden. Und kein Mensch wird, das Gesetz kann ihn nicht hindern, Alles ist ihm vielmehr noch willfährig!«

Wildhoff ging jetzt, während er sprach, auf der Altane hin und her. Es that ihm, nachdem die Eisrinde gebrochen war, offenbar wohl, sich einmal gegen Jemanden aussprechen zu dürfen, bei welchem er Theilnahme und

Verständniß voraussetzen konnte. So fuhr er denn mit demselben Eifer in seiner Erörterung weiter:

»Man hat so viel gegen den historischen Adel geschrieben und geredet, und gewiß ist wahr, daß er zumeist seinen traditionellen Werth verloren hat. Aber um wie viel sympathischer verdient er uns auch heute noch zu sein, als diese Geldaristokratie, deren ganzes Verdienst auf Reichthum beruht, der sich so oft nur auf die verächtlichsten Quellen zurück leitet. Es gibt nichts Gemeinschädlicheres, als dieser Finanzadel, der bei uns keine berechtigte Existenz hat. Während sich die Geldaristokratie im freien Amerika durch Unterstützung von Kunst und Wissenschaft, durch ausgebreitete Gemeinnützigkeit wirklich zum wahren Adel eines großen, aufblühenden Staates entwickelt hat, ist sie bei uns wie ein scheußliches Ungeheuer, das fort und fort am gemeinen und staatlichen Wohl frißt, an der öffentlichen Noth sich mästet und Tausende bei seiner entsetzlichen Jagd verschlingt, während ihm die moderne Gesetzgebung jedes Hinderniß wegräumt, und diesem nimmersatten Drachen die Opfer noch zutreibt. Gott sei Dank, so groß seine Gewalt, kaum er doch wenigstens hier zu Lande nicht sicher werden in seinen Gräueln und hat vor einem Rächer zu zittern, den seine Macht nicht schreckt.«

»Und wer ist dieser St. Georg oder Erzengel, Michael?« fragte Herbert dazwischen.

»Mir scheint, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich das Haberfeldgericht meine,« erwiederte Wildhoff.

»Sie gestehen also dieser heiligen Vehmgenossenschaft eine sociale und moralische Berechtigung zu?«

»Gewiß, das thu' ich!« versetzte Wildhoff. »Entspringt doch der gute alte Brauch dem Rechtsgefühle eines Volkes, das noch nicht allen Anspruch auf altgermanische eigne Rechtsübung aufgegeben. Wenn der gemeine Mann sieht, daß das geringste Vergehen des armen Teufels, zu welchem ihn Unwissenheit und Noth verleitet, vom Richter nach dem Buchstaben des Gesetzesparagraphen bestraft wird, während der Vornehmere von der Justiz unbehelligt, aus bloßer Lust, durch Wort und That das Lebensglück Anderer morden, Existenzen vernichten, Familien verderben darf; wenn das Volk, die Unthat bemerkend, nichten auch deren Strafe folgen und selbst den strafenden Arm des ewigen Richters zögern sieht: so drängt die menschliche Ungeduld das beleidigte Rechtsgefühl gar leicht, die Rache selbst zu üben, wenn auch nur durch öffentliche Rüge und Brandmarkung um Mitternacht.«

Herbert warf jetzt ein, daß diese Vehme der Haberer in neuester Zeit ihren Nimbus etwas eingebüßt habe, daß weniger sittlicher Ernst, moralische Entrüstung, als Lust am Scandal, den oft nur Privatrache hervorrufe, Theil an diesen heimlichen Zusammenrottungen habe. Aber Wildhoff wollte davon nichts wissen; wenn auch Ausnahmsfälle vorkommen könnten, habe seither doch jeder, den ein solcher Vehmspruch getroffen, ihn in die Haut hinein verdient. Als dann Herbert von dem materiellen Schaden sprach, der durch solchen nächtlichen Lärm geschehen

müsse, da z. B. oft auf viele Stunden hin das Vieh in den Ställen erschrecke, besonders wenn das fürchterliche Toben der Haberer an den Bergen abschlage: meinte Wildhoff, daß jeder unvorsätzliche oder nöthig gewordene Schaden jedesmal ersetzt werde; solche kleine Nachtheile würden aber durch den Vortheil weit aufgewogen, daß noch ein Gericht im Lande zu fürchten, vor dem gerade die Feinen zittern müssen, weil es Niemanden durchschlüpfen lasse, und weder durch Ansehen, Rang und Würde des Frevlers, noch durch sonst etwas sich bestechen lasse.

Es schien, als ob Wildhoff durch dieses Verweilen bei dem Gegenstande eine Erklärung verzögern wolle, die er dem Freunde doch schuldig war und ausdrücklich versprochen hatte. Jetzt bot er demselben Cigarren an und schlug einen Spaziergang durch das Gut und um dessen Grenzen herum vor. So gingen sie denn und sprachen über das Haberfeldtreiben weiter, wobei Herbert erfuhr, daß unter dem Landvolke Theilhaber und Feldmeister des Gerichts wohlbekannt seien, daß jeder Krämer in Griesbach die Namen der Haberer kenne und am Pulververkauf abmessen könne, wann wieder ein Treiben stattfinden werde. Und dennoch sei nie ein Verrath vorgekommen.

Als sie so die Wiesenpfade hinunter schritten nach dem Waldgrunde, durch den ein kleiner Bach rauschte, lenkte sich jedoch ihr Gespräch allmälig wieder auf städtische Vorkommnisse zurück; Wildhoff bedauerte sehr den Fall seines Verlegers und daß er zu spät davon erfahren. Er

meinte, es wäre ihm möglicher Weise noch zu helfen gewesen, was aber Herbert verneinen konnte.

So waren sie an eine Stelle gelangt, wo der kleine Bach eine liebliche, grüne Schlacht durchfloß, welche die Höhe der Sonnenreut von einem andern, gegen das Dorf hin liegenden Hügel trennte. Der letztere, mit Kirschbäumen bepflanzt und oben abgeplattet, war der Tummelplatz der Dorfjugend, besonders an den Sonnwendabenden, wo die Feuer aufflammen, um welche sich die dunkeln Gestalten dann in fröhlichem Leben tummeln. Nach einer Seite hin in waldiges Gebiet übergehend, kehrt er seine freundlichste Seite nach dem Dorfe selbst, das malerisch um seinen Fuß her lagert, während die weiße Pfarrkirche auf einer Anschwellung seines Sockels steht. Diesem Hügel gegenüber am Rand der Sonnenreuter Höhe steht über der anmuthigen Schlucht ein hölzerner Pavillon, dessen Dach über das Laubwerk des Gebüsches und der Bäume ragt. Dahin führte nun Wildhoff den Freund über die Prügelbrücke des kleinen Bachs den Waldhang hinan, da von dem Platze aus nicht blos die Erhabenheit der Alpenkette, sondern auch die Idylle des nahen Dorfes und die wilde Anmuth der durchrauschten Schlucht überblickt werden konnte.

Die beiden Spaziergänger hatten keine Ahnung, als sie den Pfad durch das Gebüsch emporstiegen, daß der Pavillon schon besetzt sein könnte. Es war der Lieblingsort der blassen jungen Herrin der Sonnenreut noch von früheren glücklichen Tagen her, – es war der Zufluchtsort der trüben Stunden ihrer Einsamkeit, wo sie traurigen

Gedanken über die Gegenwart, glücklichen Erinnerungen an eine frohe, schuldlose Kindheit und Mädchenzeit nachzuhängen pflegte. So saß sie auch heute da, die Gedanken nach innen, die Augen nach außen gelenkt, bleich, traurig, vergrämt. War sie doch das unglückseligste, bedauernswertheste Geschöpf, das Opfer abscheulichen Verraths, unglaublicher Treulosigkeit. O, sie konnte nicht vergessen, was sie einst gewesen, was sie sein können und was sie jetzt war. Im Angesichte der schönen Landschaft, wo sie die glücklichste Jugend verlebt, beweinte sie ihr beklagenswerthes Schicksal, ihr gebrochnes Leben, – klagte sie die Vorsehung an, daß gerade *sie* zum Opfer des herbsten Geschickes auserlesen ward, die so ganz dazu geschafft, das Leben freudig zu genießen, die so wenig vorbereitet war, seine Bitterkeiten zu ertragen. Nicht daß ihr der angetraute Gemahl dieses Leben verbittert hätte; nein, er war freundlich, sanft gegen sie, tröstete sie und lebte ihren Wünschen nach, so viel er nur konnte. Sie hatte sich über ihn nicht zu beklagen, desto mehr über das herbe Geschick, einem Fehltritte verfallen zu sein und um dieses einzigen Fehltrittes willen ihre bewunderte Schönheit, ihre Jugend hier in der Einsamkeit verblühen lassen zu müssen. Wie konnten jetzt Alle, von denen sie einst beneidet worden, sich über die in einer Einöde Trauernde erheben! Wildhoff hatte ihr gut Muth einsprechen: Männer können sich rächen, eigne Schuld leichter ertragen, schneller vergessen, können sich auch auf dem Lande in Zerstreuungen stürzen, welche durch Arbeit, Jagd, Spazierritt gewährt werden. Aber eine Frau!

Sie kann nur ihr Elend beweinen und klagen. Und Ida beweinte nur *ihr* Elend.

So wieder einmal in trostlose Betrachtungen versunken, hörte Ida Geräusch von Fußtritten und Männerstimmen, die sich nahten. Bestürzt sah sie auf. Sie konnte sich hier, in Thränen zerflossen, nicht erblicken lassen; ging sie hinweg, so lief sie den Nahenden möglicher Weise in die Hände, wurde zum Mindesten gesehen, und sie wollte sich in ihrem Zustande keinem Männerauge aussetzen. Der Pavillon hatte nach der Thalseite hin einen Verschlag, welcher über die Schlucht hängend abgeschlossen werden konnte, und dahin zog sich nun die blasse Frau zurück, durch Jalousien vor jedem Blicke sicher. Hinter sich drehte sie den Schlüssel um und harrte nun ziemlich beruhigt der Dinge, die da kommen sollten.

Es dauerte nicht lange, so trat Wildhoff mit Dr. Herbert in den Pavillon. Die Aussicht ward genossen und bewundert. Herbert äußerte, daß dieser Platz besonders durch die Anmuth der unmittelbaren Umgebung gewinne, da die grüne Schlucht, der schön gestaltete Hügel und das Dorf an seinem Fuße zusammen ein gar liebliches Bild böten. Scherzweise meinte er, die Plattform des Hügels müßte sich für ein Haberfeldgericht eignen, da von ihm in der Stille der Nacht jedes Wort des verlesenen Vehmzettels sich weithin vernehmbar machen würde. Darauf erklärte Wildhoff, daß die Anhöhe der Scheibenbühl heiße, weil früher an Sonnenwendabenden feurige Scheiben von ihm herunter getrieben worden seien; er selbst

habe einmal mit Ida, seiner jetzige Frau, von diesem Pavillon dem »Scheiben setzen« zugesehen, bis die Lust sie zu dem jungen Volk hinüber gezogen habe, das sich um das Feuer tummelte. In Erinnerung der glücklichen Zeit mochte ihm ein Seufzer entstiegen sein, worauf Herbert bemerkte, er habe doch alle Ursache, sich heute noch des Plätzchens zu freuen, da es sein eigen geworden.

»Oder,« wendete Herbert fortsprechend ein, »hat das ländliche Leben keinen Reiz mehr für Sie? Vermissen Sie dennoch den Verkehr mit der sogenannten guten Gesellschaft? Ich meinestheils vermöchte den Verzicht auf deren Umgang nicht als Entsagung, sondern als Gewinn anzusehen. Von der Gattin geehrt, durch die Kinder beglückt sein, ist Ehre und Freude genug im Leben, – selbst wenn man sich keines Besitzes erfreut, wie Sie hier.«

Wildhoff hatte sich während dieser Rede verfärbt. Die hinter den Jalousien verweilende junge Frau konnte ihm in's Antlitz sehen, da er es von Herbert abwandte; und sie erröthete und erblaßte jetzt mit ihm, indem sie mit pochendem Herzen da innen stand. Sie ahnte, was ihn besonders berühren mochte, daß er schweigend dastand, mit gepreßten Lippen, blaß wie der Tod.

Eine Pause war draußen eingetreten, während welcher Herbert unbefangen durch die Fenster hinausschaute und sich an der Landschaft ergötzte. Er wandte sich überrascht um, als ihm Wildhoff mit einem Male die Hand auf die Schulter legte und ihn nun stumm, aber so seltsam anschaute, daß er fragte:

»Ich bitte Sie, was ist Ihnen, Wildhoff?«

»Herbert,« sagte dieser und die blasse Frau hinter den Jalousien hörte das Vibriren der Worte, sah das Beben seiner Lippen. »Wollen Sie mir offene und ehrliche Antwort geben? – Ich frage Sie auf Ihr Gewissen.«

»Offen und ehrlich wie immer,« sprach Herbert, ganz erstaunt über den veränderten, fast feierlichen Ton, der von Wildhoff so urplötzlich angeschlagen wurde und sich auch in den folgenden Worten nicht verleugnete.

»Dann sagen Sie mir, was dachten Sie über meine Heirath?«

»Und ich soll aufrichtig antworten?«

»Aufrichtig!« sprach Wildhoff und schien noch mehr zu erblassen.

»So gestehe ich Ihnen offen meine Gekränktheit, daß Sie mir keine Nachricht darüber zukommen ließen, – verzeihen Sie mir die kleinliche Schwäche.«

»Das war die Gesammtsumme Ihrer Empfindungen?« fragte Wildhoff ungläubig.

»Dazu,« fuhr nun Herbert zögernd fort, »mischte sich einige Verwunderung, da ich in Ihnen eine andere Neigung entdeckt zu haben glaubte.«

»Sonst nichts?« fragte Wildhoff mit durchdringendem Blicke.

»Ich verstehe Sie nicht,« antwortete Herbert mit steigendem Erstaunen. »An meiner Verwunderung hatte auch das Gerücht Theil, daß damals Ihr schönes Bäschen einem Anderen bestimmte. Sie drängen mich förmlich, unzart zu sein, lieber Wildhoff.«

»Ich mache jetzt keinen Anspruch auf Ihr Zartgefühl, auf Ihre Discretion, sondern auf die Aufrichtigkeit des Freundes,« versetzte Wildhoff fast herb. »Auf Ihr Gewissen frage ich Sie: haben Sie nicht an mir gezweifelt, an meinem Charakter, meinen Beweggründen?«

»Nein! Darauf haben Sie mein Wort!«

»Keinen Augenblick Zweifel gehegt?«

»Niemals!«

Wildhoff seufzte bei diesen bestimmten Versicherungen eines wahrhaften Mannes aus tiefster Seele auf, als ob sie aus schwerster Beklemmung erlöst wäre. Dann ging er einige Male auf und nieder, näherte sich dem Freunde und sagte:

»O Herbert! theurer Freund! Sie träufeln Balsam in eine böse Wunde, an der ich langsam dahinsieche!«

Wieder ging er einige Male in dem Pavillon auf und nieder, während ihm Herbert sprachlos nachschaute. Dann blieb er nochmals stehen, ergriff des Freundes Hand und sagte:

»Ich habe Ihnen großes Unrecht abzubitten, lieber Herbert.«

»Mir?«

»Ihnen, lieber Freund. Als ich die spöttisch lächelnden Mienen der großen Welt sah, als sich auch die Besten mit dem unsagbaren Etwas im Wesen von mir oder zu mir wandten, wo ich nothwendig erscheinen mußte, – da verzagte ich. Ich erbebte vor dem Gedanken, auch Sie gegen mich verändert zu finden, Sie, den ich liebte und ehrte, wie keinen der Uebrigen. Eine wahre Furcht, Ihnen zu

begegnen, peinigte mich. Dadurch, daß ich Sie nicht der Versuchung aussetzte, befand ich mich erst im Zustand des Zweifels, der ja noch immer die Hoffnung ließ, daß er unberechtigt sein könnte. Aber ich zitterte vor einer Ueberzeugung. Es war ein Trost für mich, Jemanden zu wissen, durch welchen ich die trübste Erfahrung noch nicht gemacht. Ich wollte mich dieses Trostes nicht berauben. Und so setzte ich Sie damals bei meiner Verheirathung nicht der Versuchung aus, Ihre Gesinnungen gegen mich äußern zu müssen, – – und so wollte ich in der Nacht, wo es mich drängte, wenn auch nur für einen Augenblick, Sie wiederzusehen, – ich wollte Sie auch in dieser Nacht nicht dem Anblicke dessen aussetzen, gegen welchen Ihre Gesinnungen leicht andere sein konnten, als er sie wünschte.«

»Wildhoff,« wendete jetzt Herbert vorwurfsvoll ein, »diese Mißkennung, dieser Mangel an Vertrauen – ist wirklich schmerzlich. Konnten Sie auch nur einen Augenblick zweifeln.« – –

»O Herbert!« fiel Wildhoff ein. »Ich habe Erfahrungen gemacht! Ich durfte nicht auch die trübste wagen, eine Erfahrung, die mich untüchtig für die schwere Aufgabe gemacht hatte, welche mir damals für dieses Erdenleben gesetzt worden. Verzeihen Sie mir meine Zweifel, – war ich doch in einem Zustande der Verzweiflung. Wie sie mich ansahen, wie sie wie sie zischelten, lächelten und lachten, wo mir das Herz blutend zuckte! Jeder bemühte sich noch, dem an's Kreuz Gehefteten einen glühenden Nagel in's Fleisch zu schlagen. Was ich gethan, mußte

ihrer Gemeinheit verdächtig erscheinen, – meine Handlungsweise, mit der ich auf alles Glück des Lebens verzichtete, war ihnen eine That klügster Berechnung, verächtlichster Gewinnsucht. Doch ich will Sie nicht mit all' dem behelligen, was mir damals die Gesellschaft in ihrem wahren Lichte zeigte. Nur noch Eins, weil es mich am schmerzlichsten traf. Ich konnte ein Zusammentreffen mit den Menschen damals nicht überall vermeiden, und so traf ich einst den Gerichtsrath Brand im Gespräch mit Andern. Als er mich bemerkte, sah er mich groß an. Bescheiden nahte ich ihm, um ihm meine Freude zu äußern, ihn einmal wiederzusehen. »Ja!« versetzte er mit jenem kaustischen Tone, der kein Mißverständniß zuläßt, »ja! wir sehen uns *sehr selten*!« Damit wandte er sich zu den Uebrigen. Ich drückte gleich Winkelried auch diesen Speer tief in meine Brust, und ging.«

»Aber, lieber Wildhoff,« fragte jetzt Herbert, »was gab denn diesen Menschen Anlaß zu so verändertem Benehmen? Was berechtigt sie denn zu dieser –«

»Verachtung, – sprechen Sie das Wort nur aus!« fiel Wildhoff bitter lächelnd ein.

Darauf verzogen sich aber seine Lippen schmerzhaft, sein Athem wurde dabei so beklommen und in seinem Innern schien ein so fürchterlicher Kampf ausgebrochen und fortzutoben, daß Herbert erschreckt zu ihm aufschaute.

»Wildhoff,« sagte er tief ergriffen, indem er dessen Hand warm drückte, »Du leidest. Schütte Dein Herz aus, wenn Du Vertrauen hast.«

»Ja,« versetzte der Besitzer der Sonnenreut mit beklommenem Tone, »Du hast ein Recht darauf, zu wissen, wie ich gehandelt habe, wenn auch nur Du.« –

Und nun trat eine längere Pause ein. Hinter den Jalousien pochte das Herz der blassen Frau in fast hörbaren Schlägen. Aus ihren Adern war alles Blut gewichen und zur Herzkammer zurückgedrängt. Auf ihrer Stirne stand der kalte Schweiß und ihre Hände lagen gefaltet über den Busen gedrückt. Dabei starrte ihr Auge thränenlos hinaus nach dem Antlitz des Gatten. So verharrte sie da, wie eine Schuldige vor dem ewigen, unsichtbaren Richter. So horchte sie der Stimme entgegen, die nun eine fürchterliche Anklage gegen sie selbst erheben mußte. Und Wildhoff begann endlich, nachdem er lange schweigend des Freundes Hand gehalten hatte. Er begann und erzählte weiter mit leiser, leiser Stimme. Aber der blassen Frau hinter den Brettern klangen diese leisen, sanften Worte dennoch wie der Glockenschlag, der den jüngsten Tag einläutet. Gerade dieser sanfte Klang seiner Worte, diese schonende Einkleidung seiner Erzählung dröhnte ihr furchtbar, erschütternd an das wachwerdende Gewissen.

Und Wildhoff erzählte nun dem Freunde die Geschichte seiner Liebe, seines Glückes und seines Elends. Mit der zartesten, ängstlichsten Schonung seiner Verwandten theilte er ihm die Umstände mit, welche ihn zu dem Verzicht auf jegliches Lebensglück, zu dem harten Entschluß bewogen, der ihn elend machen mußte. Dabei konnte er

nicht umhin, auch des Zusammentreffens mit dem Sozusagen und der Geschichte der armen Thekla zu gedenken.

Als Wildhoff jedoch zu dem letzten Abschied von Irenen kam, stürzte die bis dahin mühsam behauptete Fassung in Trümmer. Die Erinnerung drang so lebhaft auf ihn ein, daß er Mühe hatte, fortzufahren. Stockend suchte er zu Ende zu kommen, – zuletzt aber sprang er im Uebermaß des Schmerzes auf und brachte nur die Worte heraus:

»Herbert! Ich habe sie geliebt, geliebt! Sie vertraute mir, so innig, so ganz! Und nun – scheiden! Ihre leidvolle Miene, die stumme Klage ihrer holden Augen, – o so sie begleiten mich, wohin ich mich wende.«

Herbert stand in tiefster Erschütterung, als er so den Freund völlig vom Schmerz der Erinnerung übermannt vor sich sah. Nach einer längeren Pause hob er endlich an:

»Verlange kein Urtheil von mir über Deine Handlungsweise. Sie entspricht Deinem Charakter. Deine starke Seele wird noch Trost in dem Schmerze Deines Lebens finden. Der Sozusagen ist ein beachtenswerther Moralphilosoph. Gewiß hat er Recht: Nicht das Glück, das wir selbst genossen, sondern das Andern gemilderte Leid, die Andern getrockneten Thränen werden uns die liebsten Begleiter an diesem flüchtigen Leben in die Nacht des Todes sein, auch ohne Hoffnung auf Vergeltung. Komm' Wildhoff! Sei stark wie immer!«

Wildhoff raffte sich auf aus dem fassungslosen Schmerze. Dann verließen Beide schweigend den Pavillon und gingen in der Richtung des Hauses den Rasenhang hinan, ohne Ahnung, daß ihre Unterredung noch einen anderen Zeugen gehabt.

Ida, die junge Herrin der schönen Sonnenreut, hatte Alles gehört und lag jetzt dorten unter der offenen Thüre, welche nach der zweiten Abtheilung des Pavillons führte, lag auf den Knieen mit heruntergesenktem Haupte. Als sie den stolzen Mann in seinem Schmerze dahingehen sah, wollte sie ihm nacheilen und in Gegenwart des Fremden seine Füße umklammern, um seine Verzeihung zu erflehen. Aber ihre Kniee waren eingebrochen, sie war kraftlos zusammengesunken. Und so lag sie dorten und betete. Sie klagte und weinte nicht mehr um ihre verlorene Jugend, um ihr freudloses Leben, sondern betete, betete innig zu Gott um Verzeihung und Erlösung.

Ein Licht der Erkenntniß ihrer selbst und desjenigen, der ihre Schuld auf seine Schultern genommen, war in ihr aufgegangen. Seither hatte ihre Selbstsucht einen Panzer um ihr Herz gelegt, daß sie nur das eigne Leid zu empfinden, das eigne Elend zu beklagen vermochte. Unter dem fortwährenden Schmerze furchtbarer Enttäuschung, unter dem immer wiederkehrenden Jammer ihrer untröstlichen Seele, hatte sie ganz vergessen, gar nicht mehr beachtet, daß auch er litt. Sie erschien sich seither als das alleinige blutende Opferlamm. Sie hatte ja nicht gewußt, um wie viel stärker *sein* Herz blutete. Er hatte ja Alles stumm erduldet; kein Vorwurf, keine Klage

war in ihrer Gegenwart je über seine Lippen gekommen, während sie in ihrem selbstsüchtigen Jammer verharrte. Und doch, – sie hatte es jetzt erfahren, – war er mit *seinem* Stolze, *seinem* Gefühl für Ansehn vor den Menschen, ihretwegen unter unwürdigem Verdachte von der Gesellschaft vervehmt. Wie groß stand er neben ihr, der Entehrten, Gefallenen, die sein Elend ausmachte, die Klippe für das Glück seines Lebens war! Und sein Schmerz um jenes holde, blonde Kind des Nordens, das auch einsam sein Leben vertrauern mochte! Und das arme Mädchen, jene Thekla, deren er erwähnt, – wie beschämend für die eigne Selbstsucht! – Aber die Eisrinde derselben war gebrochen unter der Wucht dieser Stunde; Ida v. Luckner lag in Thränen auf den Knieen und betete um die Wonne baldigen Todes.

Von da an hoffte und berechnete sie den Tag, wo sie meinte, sterben zu dürfen. – Wie ein Kind den Vater, suchte sie jetzt die Gesellschaft Wildhoffs. Er sah sie seltsam an, wenn sie ihm dabei vertraulich nahte und mit freundlichem Blick wiederholte:

»Beruhige Dich, lieber Heinrich, es wird bald Alles wieder gut werden!«

Sie weinte und seufzte nicht mehr in seiner Gegenwart, sie war nicht mehr launisch, sondern stets mild und gut, und schien ihr eignes Unglück ganz vergessen zu haben. Jede Aufmerksamkeit Wildhoffs nahm sie mit dankbarem Lächeln auf, ohne viel Worte zu machen. Nur hie und da sagte sie:

»Wie gut Du bist, Heinrich!«

Nur an das schuldlose Wesen unter ihrem Herzen dachte sie in ihren einsamen Stunden mit Schmerzen. Als es aber nach Kurzem das Licht der Welt erblickte, da weinte die junge Mutter unsäglich bittere Zähren.

Fünftes Capitel. Berichtet von den Ereignissen um Sonnenwend.

Der Frühling war noch nicht abgeblüht und trug sein Blumenleben in den Sommer hinein, der mit der Sonnwendzeit seinen feierlichen Einzug über die grünen Höhen und Gründe der Landschaft an der Fallach hielt. Es waren schöne, sonnige Tage. Am Horizonte, den überall der Wald bildete, wo er nicht von den Alpen überragt wird, hoben die Fichten ihre pyramidenförmigen Häupter dunkel und mit scharfen Umrissen in die klare Luft. Auf den von Laubwald umfaßten Auen der tafelförmigen Vorsprünge des Plateaus stand das Gras in bunter Blüthenfärbung über der schnarrenden Wiesenralle und harrte der Sense, die oben auf den sonnigen Matten des Schwalbenberges[1] schon da und dort den sonnigen Rasen bloßgelegt hatte. Wenn das Abendläuten unten im Lande verhallt war und das choralartige Gebet aus jedem Hause geantwortet hatte, klirrte noch das Dengeln der friedlichen Waffe aus den Lauben unter den weitvorspringenden Dächern hell und laut in die hereinsinkende Nacht. Dazu der Gesang der Töchter, Mägde und Knechte vom Berge. Es war ein freundliches Bild.

[1] Taubenberg.

Auf der welligen Hochebene des andern Fallachufers harrten Dörfer und Weiler dem Erntesegen entgegen, der um ihre Scheunengiebel aufgrünte.

Schon trat das Korn in Blüthe; die zarten Flöckchen an den jungen Aehren zitterten im frischen Luftzug, der, des Tages Hitze mildernd, von den Alpen herweht und die weite Flur in beständige Wallung und Bewegung setzt. Es wogte über den Hügel hin, den Grund hinunter und wieder zur Höhe bis zum fernen Waldrande, als zögen tausend mal tausend Schafe in großen Heerden über das weite Feld. Und darüber wirbelte die Lerche trillernd zum blauen Himmel empor, als könne sie nicht genug jubeln über so viel Bauernsegen. Das war nun ein lieblicher Anblick aus den hellblinkenden Fenstern der Sonnenreut, besonders an Feiertagen, wenn die geputzten Dorfbewohner und die Hofleute die grünen Raine entlang durch die wogenden Kornfelder zur Pfarrkirche hinpilgerten, deren Glocken so feierlich vom Hügelrande her über die Flur hinläuteten. Es war nicht minder heimlich zu sehen, wie nach der Messe dann die dunkle Gestalt des alten Pfarrherrn mit den weißen Haaren über das Feld hinwallte, vielleicht nach demselben Wirthshause, in welchem sich wieder einmal die Jungen und Alten der zerstreuten Gemeinde begegneten.

Aber Niemand sah jetzt aus den Fenstern der Sonnenreut mit reinem Behagen in das reich gesegnete Feld. Seit der Entbindung der jungen Herrin gingen dorten die Arbeiten noch stiller als gewöhnlich vor sich; der alte Sonnenreuter war verschlossener als je, und Lisi sang keines

der frischen Bergliedlein mehr, deren sie schon Hunderte von dem Bernecker Hanns gehört. Und als am Sonnwendabend drüben auf dem Scheibenbühl das Feuer fröhlich aufloderte, da schlichen Knechte und Mägde von der Sonnenreut, – nicht wie sonst jubelnd und schäckernd, sondern still und einzeln am Pavillon vorüber durch die grüne Schlucht über die Knüppelbrücke zum Hügel empor, auf welchem sich die Gruppen schon malerisch um das leuchtende Sonnenwendfeuer bewegten. Da und dort wiederholte sich dasselbe Bild der schweigenden, nächtlichen Landschaft. Es machte einen seltsamen, märchenhaften, urzeitlichen Eindruck auf den sinnenden Beschauer. Wildhoff konnte durch eines der Fenster der Sonnenreut ein halbes Dutzend solcher leuchtenden Spiele beobachten, als walteten noch die alten Götter über dem Lande, als ziehe der freundliche Gott des Lichtes segnend über die Fluren, aus welchen ihm zu Ehren das schöne, geheimnißvolle Element zur Nacht aufflammte. Aber bei aller Freude an diesen alten poetischen Volksbräuchen, bei aller wunderbaren Stimmung, welche an dem Abende über der Landschaft waltete, strahlten ihm die Feuer heute nicht die frühere Wonne in's Gemüth. Das Haupt auf die Hand, den Arm auf das Gesims des Fensters gestützt, saß er da und sah traurig hinaus. Mehr als sein Gesicht hielt sein Gehör scharfe Wache, und oftmals hatte er schon den schweren Vorhang hinter sich zurückgeschoben, um horchend in das Gemach zurückzuschauen, das dämmerig beleuchtet hinter ihm lag.

Er lauschte. Jetzt war es ihm, er habe einen leisen Laut vernommen. Behutsam, mit unhörbaren Tritten nahte er sich einem Bette in dem stillen Gemache und beugte sich zu der jungen Frau nieder, welche da in Kissen lag, still wie eine Braut des Todes, der schon nach ihrer Hand gefaßt, – mit Wangen, bleicher als die reine Leinwand ihres Lagers. Das Antlitz gegen die Wand gekehrt, die Hände über der Brust gefaltet, lag sie da. Merkbar bewegten sich ihre blassen Lippen, aber kein Laut kam über dieselben. Sie betete still – für sein Glück. Als sie jetzt den Hauch seines Athems fühlte, wendete sie schwach und mit Anstrengung das Haupt herüber und sah ihn liebevoll an.

»Heinrich,« flüsterte sie, »Du noch immer bei mir. O Du Guter! – Sage doch, ist es heute nicht Sonnwendabend?«

»Ja, liebe Ida! Die Feuer leuchten schon durch die Nacht.«

»Auch auf dem Scheibenbühl?« fragte sie mit schwacher Stimme.

»Auch da.«

»Gehe hin zum Pavillon, Heinrich – ich weiß, wie Du den Anblick des Sonnwendfeuers liebst, – erfreue Dich daran wie damals in der schönen, glücklichen Zeit.«

»Laß mich bei Dir weilen, liebe Ida,« sprach er.

Sie lächelte und reichte ihm die feine, durchsichtige Hand, die so abgemagert war, daß jede Ader durchschien.

»O Heinrich,« flüsterte sie mit innigem Blicke, »ich sehe, Du hast mir verziehen. Gott wird mein Flehen erhören und Dir doppelt vergelten, was Du für mich Unglückselige gethan und erduldet!«

»Ida,« bat er herzlich, »laß das Vergangene und denke an eine glückliche Zukunft. Wie wollen wir die Freude der schönen Zeit genießen, wenn Du wieder genesen bist! So wie damals, liebe Ida, wie damals!«

Sie schüttelte müde und mit einem schmerzlichen Lächeln das Haupt, indem sie mit ihren beiden Händen jetzt seine Rechte umfaßte.

»Heinrich,« lispelte sie dann, »dem Allgütigen sei Dank, daß er meine Stunden gezählt hat. Ich sehe den Tod kommen, – Du siehst ihn nicht, – und ich grüße ihn als den freundlichsten und mildthätigsten der Engel. Du weißt es nicht, welche Wonne es für mich ist zu sterben, da mir Deine Verzeihung einen sanften Weg bereitet hat, auf welchem ich freudig in das dunkle Land hinein walle.«

»Meine liebe Ida,« sprach er mit sanfter, bewegter Stimme, »denke nicht daran und strenge Dich nicht so an.«

»Laß mich mit Dir reden, Heinrich,« flüsterte sie jetzt mit flehentlichem Blicke, »laß mich mit Dir reden, so lange ich noch nicht verstummt, – laß mich Dich ansehen, so lange ich noch sehen kann. Laß mich so Dich halten in meiner letzten Stunde,« und ihre kalten dünnen Hände klammerten sich fester um seine Rechte, – »an Deiner

Hand, Du guter edler Mann, laß mich eingehen in die unbekannte Welt, und ich gehe freudig, ohne Furcht.«

Wildhoff beugte sich im Innersten erschüttert nieder, bis seine Lippen auf ihren kalten Händen lagen und seine warmen Thränen dieselben benetzten. Er hatte seit Langem nicht mehr geweint. Der stolze Mann hatte, in seinem Schmerze erstarrt, das Elend seines Lebens ohne Thränen getragen. Jetzt, wo sie, die Quelle seines Unglücks, so sanft, so fromm, so ergeben in den Tod zu gehen entschlossen war, um zu seiner Erlösung beizutragen, schmolz seine Starrheit in Wehmuth und sein Herz wurde weich, wie das eines Kindes. Ida fühlte seine warmen Thränen über ihre Hände rinnen.

»Du weinst, Heinrich?« fragte sie jetzt mit ihrer schwachen Stimme. »Weine nicht, Du Lieber, Guter! Weine nicht um mich, – ich bin ja so glücklich!«

Und ein seliges Lächeln schwebte um ihre blassen Lippen, die vom Flügel des Todes schon angeweht wurden. Endlich, endlich, fühlte sie die Stunde nahen, die sie, seit jener Unterredung der beiden Freunde im Pavillon, vergeblich ersehnt hatte. Als sie, ohne sterben zu dürfen, eines Knäbleins genesen war, das ja an ihrer Mutter zeitlebens eine sorgsame Pflegerin fand, hatte sie in einsamen Nächten so lange um den Tod gefleht, bis er ihr von Ferne winkte, kommen zu wollen. Je mehr seitdem ihr Körper zerfiel, desto schöner hatte sich die ursprüngliche Güte und Reinheit ihres Herzens, der Adel ihrer Seele enthüllt und zur duftigsten Blüthe entfaltet. All' die Schlacken der Welterziehung und Welteitelkeit abstreifend, entpuppte

sich ihr inneres Wesen zu so edlem Glanze, daß dessen Strahlen warm in Wildhoffs Brust fielen.

Während ihrer Krankheit schenkte er ihr nicht nur die gewöhnliche zärtliche Aufmerksamkeit und Pflege, sondern er weilte tagelang an ihrem Lager, las ihr vor, erzählte ihr von seinen Reisen, suchte sie zu erheitern, und kam zuletzt fast gar nicht mehr aus ihrem Krankenzimmer, so bald er sich nur einmal überzeugt hatte, daß seine Gegenwart ihr Trost und Bedürfniß geworden war.

Vor wenigen Stunden nun hatte der Arzt mit bedenklichen Blicken den Zustand der Kranken gemustert und dem Architekten nicht verhehlt, daß man auf Alles gefaßt sein dürfe. Aber Wildhoff wollte gerade jetzt nicht an so nahe Gefahr glauben, wo er, von Ida's sanfter Ergebung bezwungen, bei sich gelobt hatte, ihr fortan ein aufmerksam zärtlicher Gatte sein zu wollen. In diesem Momente nun, wo er, auf ihre Hand niedergebeugt, die Todesschauer gleichsam durch ihre erschlafften Glieder rieseln fühlte, hatte er keine andere Empfindung als die tiefster, schmerzlichster Trauer.

Sie aber war wirklich glücklich. Mit großer Anstrengung legte sie die abgemagerten Arme um den Hals des Niedergebeugten und suchte sich so an ihm empor zu heben.

»O Heinrich,« fing sie dann mit matter Stimme wieder an, »am Rande des Grabes erscheinen uns das Leben, seine kleinlichen Sorgen und nichtigen Bestrebungen so ganz anders. Ich will meiner Mutter als heiliges

Vermächtniß die Pflicht hinterlassen, ohne fernere Rücksichten der Welt zu verkünden, wie Du an mir gehandelt hast, welche Fülle von Edelsinn in meinem Heinrich lebt, wie ungerecht sie geurtheilt . . . «

Vor Aufregung und Erschöpfung hielt sie inne. Aber ihre Arme schlossen sich inniger um seinen Hals; gramvoll zuckte es durch ihr bleiches, abgezehrtes Antlitz, und ein bitterer Schmerz kräuselte ihre blassen Lippen, als sie jetzt dieselben wieder bewegte in leisen, wimmernden Worten:

»Heinrich, was ich gefehlt an Dir, das Elend Deines Lebens – o, laß es nicht mein armes, unschuldiges Kind entgelten, laß nicht – –«

Sie konnte nicht weiter sprechen, – sie schwieg und weinte stille vor sich hin. Er selbst vermochte eben so wenig zu antworten. Aber er küßte ihre Thränen von den schimmernden Augen, von den durchsichtigen Wangen. Und dann drückte er einen innigen Kuß auf ihren Mund. Nun lag sie still. Ihr Antlitz war verklärt wie das eines Engels. Ihr Athemzug aber deutete auf tiefen Schlummer nach dieser Erschöpfung. Wildhoff sah sie so minutenlang an, wie sie schlief. Behutsam legte er ihre Hände auf die Kissen und schlich leise, mit vorsichtigen Tritten wieder an's Fenster zurück, in dessen Nische er hinterm Vorhange jetzt lange, lange saß und bald hinaussah auf die nächtliche Landschaft, bald auf den leisen Athemzug hörte, der vom Bette her kaum vernehmbar war. So saß er noch, als längst schon der Jubel auf dem Scheibenbühl verschollen, die Feuer auf den Höhen des Landes

erloschen waren. Er saß die ganze Nacht hindurch und dachte an Vieles von der Zeit an, wo er einst mit Ida spielend über diese grasigen Halden gewandelt, bis zu dieser Stunde, wo sie dorten lag – auf ihrem Sterbelager. Das Haupt auf die Hand, den Arm auf das Gesims gestützt, sah er hinaus auf die laue Sommernacht, sah zu den Sternen auf und schickte Fragen des bittersten Zweifels empor. Wie hatte das Schicksal mit ihr, mit ihm gespielt? – bis zu den Tagen, wo der ernstbewußte Genuß des Lebens erst recht beginnt, lauter Sonnenschein, kaum eine Ahnung von Schatten und Nacht des Geschickes; und plötzlich ein schwarzer Abgrund von Enttäuschung, Schmerz und Verzweiflung, aus welchem kaum ein Ausweg, als durch die dunkle Pforte des Todes. Wie hatten die Menschen gegen sie gehandelt! Es riß ein bitteres, verzweifeltes Weh an seinem Herzen, und krampfhaft stöhnte seine Brust in schweren Seufzern. Erst als er von der Schlummernden im Traume wieder seinen Namen hörte, erst als er für einen Moment wieder zu ihr getreten war, ihr in das bleiche, vom Todesenge! schon leicht angehauchte Antlitz schauend, drängte Wehmuth die leidenschaftliche Erregung aus seinem Gemüthe, und er kehrte in die Fensternische zurück, um sich weicheren Gefühlen zu überlassen.

Wenn er ihr Leben hätte erflehen können, – er würde vielleicht jetzt nicht einmal mehr gewagt haben, sie dem großen Versöhner Tod, der die Erde umwandelt, vorzuenthalten. Hier so viel Kampf und Wehe, dort so viel

Ruhe. O, hätte er mit ihr gehen dürfen! Nun verließ auch sie ihn, die ihm lieb geworden war in ihrer Verklärung.

All' der Schmerz seines Lebens löste sich jetzt in ungesehenen Thränen. So saß er lange, die ganze Nacht hindurch bis zum Frühlichte und wieder bis zum Mittage. Die Pracht des Morgens, der Glanz des Tages that ihm wehe, – es sollte jetzt Nacht bleiben, milde dämmerige Nacht, wie in seiner Seele.

Da Ida indeß, von ihrem langen Schlummer nochmals erwachend, öfter nach ihrer Mutter verlangt hatte, sandte Wildhoff einem schon früher abgeschickten Briefe, in der Frühe ein Telegramm nach, um Frau v. Luckner an das Sterbelager ihres Kindes zu berufen. Er selbst aber wich nicht mehr von ihrer Seite. Und sie sah zu ihm auf, sah ihn nur immer dankbar an und hielt seine Rechte in ihren erkaltenden Händen. Ihre Stimme war schon sehr schwach, kaum vernehmbar geworden, als sie ihm noch zuflüsterte: sie wisse eine redliche Person, welche zur Pflegerin des Kindes passe, eine arme Näherin, Namens Thekla, die einer anständigen Versorgung bedürfe. Wildhoff gab ihr das bestimmte Versprechen, dafür sorgen zu wollen, daß ihr Wunsch erfüllt werde. Dann flüsterte die Lebenssatte mehrmals den Namen »Irene!« Aber sie konnte sich nicht mehr völlig verständlich machen, obgleich ihr Blick noch immer mit Klarheit auf seiner schmerzbewegten Miene haftete.

Ihre Gedanken schienen immer wieder zu dem Ideenkreise zurückzukehren, der sich um diesen Namen zog.

Seine Gedanken weilten jedoch nur bei ihr, die in ihrer letzten Stunde nicht mehr an sich selbst, sondern an das Glück Anderer, an sein eigenes Glück dachte und für dasselbe zu wirken suchte. –

Noch lebte sie, noch athmete sie, da lag draußen vor den Fenstern der Sonnenreut ein sonniger Nachmittag auf den Fluren. Die Lerchen jubelten, das blühende Korn wogte und wallte in der frischen Alpenluft, die Glocken klangen freundlich von den Kirchthürmen her über das Feld, und auch von der Sonnenreut herunter kamen die Knechte und Mägde im Sonntagsstaate zum nachmittägigen Gottesdienste. Es war der Tag St. Johannis des Täufers. Eine feiertägliche Stille waltete über der Flur. Weit und breit sah man keine Menschenseele mehr. Eine einzige Frau tauchte manchmal hinter den Aehren auf, halb städtisch, halb ländlich gekleidet, eine Vierzigerin, rund, stattlich, mit Wangen, wie das blühende Leben. Sie sah mit lebhaften Blicken um sich, da sie bald die Raine entlang, bald die Pfade hinschritt, über welchen das hohe Korn zusammenschlug. In ihrer Hand trug sie ein kleines blechernes Gefäß, mit Wasser gefüllt, in welchem ein niedlicher Weihwedel sichtbar war. Hier und da blieb sie an einem Kornfelde stehen und spritzte dann, wie der Priester in katholischen Kirchen, mit dem kleinen Wedel über die blühenden Aehren, daß die Tropfen, in der Sonne gleich Perlen glänzend, darüber hin sprühten. Auf der Seitenfläche des weihkesselartigen Gefäßes war mit Kreide ein † $C.$ † $M.$ †$B.$ gezeichnet; an einem zierlichen Henkel, welcher ihr fleischiges Handgelenk umspannte,

trug sie es mit einer gewissen Koketterie, die sammt ihrem lebhaften Augenspiel und ihrem wippenden, drehenden Gange nicht recht zu ihrer seltsam wunderlichen Beschäftigung passen wollte. Hie und da blieb sie stehen und sah sich im Felde um, oder blickte mit eigenthümlich gespannten Blicken zur Sonnenreut empor, die im klaren Sonnenlichte droben auf der grünen Höhe lag, als der schönste Hof weit und breit. Man konnte den großen falben »Wolf« auf der Treppe der Langseite des Hauses liegen sehen. Für einen Augenblick erkannte man auch die Gestalt des Sonnenreuters, der unter die Thüre tretend, einen Blick herunter warf in die wallende Kornflur, wobei die Frau mit dem Weihwedel eine volle Ladung des geweihten Wassers über die Aehren hinspritzten ließ und die Namen der heiligen Dreikönige schaudernd vor sich hinmurmelte.

Wieder sah sie zur Sonnenreut empor. Der Hof verdiente seinen Namen; er stand da oben im Lichte und Glanze des Tagesgestirnes, ganz von Sonnengold umwoben, und seine Fenster glitzerten, wie eben so viele Demantscheiben. Man konnte trotz der Entfernung die herunter gelassenen blauseidenen und purpursammtenen Gardinen unterscheiden. Es war ein Anblick, der Neid erregen mochte, trotz der schwülen Einsamkeit und Stille, welche um den stolzen Hof herrschte. Und auf dem hochblühenden Antlitze der Frau mit dem Weihwedel spiegelten sich neben ihrem Grauen auch sonst eben keine angenehmen Gefühle, als sie so in den Anblick der Sonnenreut versunken dastand.

Plötzlich stieß sie einen jähen Schreckensruf aus. Eine Hand hatte zweimal ihren weichen Rücken berührt, als sie gerade an den Sonnenreuter mit seinem finstern Blicke gedacht. Weihkessel und Wedel stürzten ihr zu Boden, so heftig war ihr Schreck. Als sie sich jedoch umschaute, stand nicht der dämonische Sonnenreuter vor ihr, sondern ein kleiner Herr mit rothem modischen Barte, einer Brille, städtischer eleganter Kleidung und einem Spazierstöckchen in der Hand. Er sah sie mit einem stechenden Blicke durch die Brille an und sagte lachend:

»Ei, ei, schönste Frau Wirthin von Sonching, was schauen Sie mich an, als wäre ich der Cherub mit dem flammenden Schwerte, der Sie auf einer Sünde ertappt.«

»Jesus, Maria und Joseph, Herr Praktikant,« sprach die Wirthin von Sonching noch bebend. »Am jüngsten Tag können's nit verantworten, daß Sie mich so d' erschreckt haben. Das darf ja doch nit sein, daß man so die Leut' erschreckt. Aber schön ist's derentwegen doch, daß Sie sich einmal wieder bei uns schauen lassen,« fügte sie freundlicher hinzu, als der kleine Herr sich zu Weihkessel und Wedel bückte, um ihr beides wieder zu überreichen.

»Aber bei allen Göttern,« fing jetzt der Kleine erstaunt an, »was treibt denn meine schöne Wirthin für Zauberwerk während des Gottesdienstes hier im Felde? Was haben Sie denn in diesem seltsamen Gefäße?«

»Das?« fragte die Frau Wirthin geheimnißvoll und wichtig zurück. »G'weihts Wasser ist's vom heiligen Dreikönigstag!«

»Und diese Runen?« fragte der Kleine mit dem Spazierstocke auf die mit Kreide gezeichneten Buchstaben und Kreuze deutend.

»Runen? Namen sind's, Herr Praktikant, von den heiligen drei Königen: Caspar, Melchior, Balthasar.«

»Aber was wollen Sie damit hier im Kornfelde?«

»Ja, schauen's, Herr Praktikant, wissen's denn nit, was heut für ein Tag ist? Sonnwend ist, St. Johann Baptist!« sprach die Frau mit derselben geheimnißvollen Miene.

»Nun?«

»Nun? Was nun? Wissen's denn gar nix, Herr Praktikant! Kommen's einmal daher!«

Und damit schritt sie voraus den Pfad entlang durch das hohe Korn bis zur Grenze eines Ackers. Hier blieb sie stehen, indem sie ihre Linke auf des Kleinen Schulter legte und mit der Rechten über die tragenden Aehren hin auf einen Schnitt hinwies, der einen Fuß breit, quer durch das Kornfeld fortlief und alle Halme anderthalb Fuß über der Erde scharf abgeschnitten zeigte.

»Schauen's nur recht, Herr Praktikant,« fing sie jetzt wieder an. Glauben wollen's die Stadtleut' immer nit, bis man ihnen d'Nas drauf stoßt. Na, schauen's nur, was ist jetzt das? Wer hat das gethan? Gelten's der Has oder das Reh? Der Has müßt' sich viel gestreckt haben; und wenn's meinen, das Reh thut's, so suchen's einmal nach der Fährte.«

»Es kann ja auch ein anderes Wild gewesen sein, Frau Wirthin,« bemerkte jetzt der kleine Herr. »Der Dachs z. B.

kann sich auf diese Weise bei seinen nächtlichen Wanderungen den Wintervorrath sammeln.«

»Der Dachs! Ja, der Dachs!« rief jetzt die dralle Wirthin von Sonching. »Der geht g'rad nur in den drei Sonnwendnächten von St. Veit, St. Johann und Peter und Paul durch's Korn spazieren. Ja, der Dachs!«

»Nun, wer denn sonst?«

»Der zweibeinig' Dachs, Herr Praktikant,« sprach jetzt die Wirthin wieder in ihrem geheimnißvollsten Tone. »Der *Bilwizschneider*! In der St. Veitsnacht ist er da auf einem schwarzen Bock durch g'ritten mit einer Sichel am linken Fuß, und was da abg'schnitten ist, wächst in seinen Acker hinein. Schauen's, heut' Nacht, wenn's Gebet läutet, kommst er wieder. Wo aber ein Tropfen Weihwasser hin g'fallen ist, kann er nit durch. Der Klausner vom Schwalbenberg hat mir das Mittel verrathen. Na, was sagen's jetzt dazu, Herr Praktikant?«

»Daß Sie eine ungeheuer kluge Frau sind,« bemerkte der kleine Herr, indem er ihr wieder mit der flachen Hand den Rücken klopfte. »Aber wer ist denn der Bilwizschneider?«

»Der dort oben ist's,« sagte sie mit einem scheuen Blicke nach der Sonnenreut. »Nit wahr, Herr Praktikant, man sieht's dem Haus nit an, was Alles drinnen vorgeht. Denken's nur: Arbeiten läßt er an allen abg'schafften Feiertagen, zum Bier geht er auch nit – und kommt doch vorwärts!«

»Unbegreiflich!«

»Begreiflich nur durch Teufels Kunst,« bemerkte die Wirthin nickend. »Teufels Werk ist's, Herr Praktikant!«

»Ohne Zweifel!« sagte dieser.

»Aber,« fuhr die Wirthin von Sonching fort, »Segen ruht doch nit drauf. Und an der hochmüthigen Lisi wird sich's noch strafen, was ihr Vater an Gott und Menschen sündigte. Meinen's, wie g'schnippig sie den Herrn Schloßverwalter abfertigt, wenn er auf die Sonnenreut kommt! Hm! Wo die noch hinaus will! Ueberhaupt's ist's nit mehr, wie's war auf der Sonnenreut, – ich muß's Ihnen schon sagen. Ja, damals, wie Sie, Herr Praktikant, auf der Sonnenreut zu Besuch waren, ja damals! Hab' doch alleweil g'sagt: das wär' jetzt grad der recht' Mann für's Fräulein! Weiß gar nit, wie sie zu dem wilden Menschen 'kommen ist, dem wüsten. Nit ein einziges Mal ist er noch bei mir ein'kehrt! Und ist doch auch der Herr Baron Buchberg schon bei mir g'wesen, – ein rechter gemeiner und niederträchtiger Herr, sag' ich Ihnen, aber schlimm, schlimm!«

Und die Wirthin von Sonchings sah bei diesem Zusatz ihres Lobes der Leutseligkeit und Herablassung des Schloßherrn, mit lebhaft schelmischem Augenspiel zu dem Herrn Praktikanten herüber. Dann fuhr sie eifrig fort:

»Ja, denken's nur, die roth' Urschi, die Stallmagd auf der Sonnenreut, die kann erzählen! G'schicht'n g'nug von der Lisi und dem wilden Dingsda, dem Baumeister, und wie die arme, junge Frau dran ist! Jammern und weinen thut's den ganzen Tag. D' Fräulein Schanett – wann's aus

der Stadt mit der Gnädigen kommt fragt's jedesmal nach Ihnen – ja die weiß erst z' reden, wie schlimm das gnädig' Fräulein g'fahren ist mit *dem* Mann! Ganz vom Fleisch g'fallen weint sie sich die Augen aus dem Kopfe. Und denken's nur, wie was Klein's kommen ist, war keine Freud' nit im Haus, und der Baumeister, der wild', hat's g'rad nur so angeschaut, als wenn er's fressen wollt! G'wiß ist's wahr.«

»Ich glaub's, ich glaub's!«

»Und das arm' Mutterherz ist so d' erschrocken, daß sie seitdem nit wieder vom Bett aufg'stieg,n ist. Machen wird er's ihr auch darnach!«

»Da haben Sie recht, Frau Wirthin,« bestätigte der Herr Praktikant mit einem Kopfnicken. »Das ist Einer! Geheirathet hat er sie, trotz – na, ich möchte nichts gesagt haben, – und jetzt wäre er sie gerne los. Das ist Einer, dem ist Alles zuzutrauen.«

»Warum wollen Sie denn nichts sagen, Herr Praktikant?« fragte jetzt die Wirthin, indem sie ihm vertraulich die Hand auf den Arm legte. »Gängen's, mir können Sie's ja anvertrauen.«

»Ja, wissen Sie's denn noch nicht, Frau Wirthin?«

»Na, was denn?«

Vertraulich stellte er sich neben sie, legte den Arm um ihren Rücken und flüsterte ihr dann ganz leise etwas in's Ohr, trotzdem, daß weit und breit Niemand war, der auch ein noch so laut gesprochenes Wort hätte vernehmen können. Die dralle Wirthin war von dem Gehörten aus Staunen und Verwunderung außer sich.

»Ja, was wär' denn das?« rief sie. »Was Sie nit sagen. Das kann ja doch nit sein! Aber,« fuhr Sie dann lachend fort, »'s wird schon so sein müssen. D' Fräulein Schanett hat auch schon so ein Schlauderwörtlein fallen lassen, und der Herr Schloßverwalter auch. Na, das g'schieht aber dem Baumeister Recht, dem wüsten! Aber gelten's, verrathen darf ich's Niemanden?«

»O geniren Sie sich nicht, Frau Wirthin!«

»Na, ich sag's nur meinen besten Freunden, der Frau Meßmerin, der Köchin vom geistlichen Herrn und der Krämerin. Da bleibt's hernach ganz unter uns!«

»Ganz *entre nous*!« bestätigte der Herr Praktikant, indem er sich eine neue Cigarre anzündete.

»Aber das sind G'schichten!« fing die Wirthin wieder an. »Geh' da heraus, das Korn zu sprützen, steh' da ganz allein mit Ihnen im Feld und höre so was! Meine Leut' daheim werden nit wissen, wo ich stecke, die Vesper wird auch bald aus sein, die Gäst' kommen, – na, die Kellnerin kann's schon machen. Jetzt aber, sagen's mir nur, Herr Praktikant, weil wir so ganz allein bei einander stehen, wo kommen's denn her und wo wollen's denn hin?«

Der Herr Rechtspraktikant theilte ihr nun mit, daß er einem gerichtlichen Augenschein in einem benachbarten Weiler, wo es gebrannt hatte, beigewohnt habe, und daß nun der neue Herr Assessor auf dem Sträßchen in's Sonchinger Wirthshaus fahre, während er selbst den Fußpfad an der Sonnenreut vorüber eingeschlagen, wo der glückliche Zufall ihn mit ihr allein zusammen geführt habe. Sie war ganz gerührt über den Zufall, was sie jedoch nicht

abhielt, zur geheimen Befriedigung ihres Begleiters zu bemerken, daß die Sonnenreut eigentlich ein *Haberfeld* verdiene. Sie wies dabei lachend all' ihre weißen Zähne und befand sich überhaupt in so heiterer Stimmung über den glücklichen Zufall, daß sie förmlich erschrak, als sie auf dem Pfade durch das hohe Korn einen Dritten gewahrte, einen älteren Mann mit Spitzhut und Joppe, der öfters stehen blieb und spähend nach der Sonnenreut empor schaute.

Zuerst hatte sie gefürchtet, es sei der Sonnenreuter. Aber die Erscheinung des Mannes war ihr fremd, er konnte nicht aus der nächsten Umgegend sein. Der Mann sah sie mit einem so ernsten, durchdringenden Blicke an, daß ihr unheimlich dabei ward. Rascher ging sie jetzt dem Herrn Praktikanten voran gegen das Dorf zu, während der Fremde im Spitzhute, die Höhe der Sonnenreut umkreisend, da und dorten im Korn auftauchte, dann den Scheibenbühl bestieg und lange auf das Dorf unten und den schönen Hof schaute, der wie verödet und verlassen drüben im Sonnenlichte lag. Hierauf brach er sich einen Wachholderzweig von der »Kranawittstaude«, deren auf dem Plateau des Scheibenbühls genug standen, steckte das grüne, stachlichte Zweiglein wie ein Feldzeichen vorn an seinen Spitzhut und schritt an der freundlichen Halde hinunter, im Schatten der Kirschbäume dem Dorfe zu.

Sechstes Capitel. Bringt die Fortsetzung des Vorigen.

Das Sonchinger Wirthshaus hatte den Ruhm, stets frisches Bier zu schenken und war deswegen immer stark besucht. So tönte dem Herrn Pratikanten an der Seite der Frau Wirthin selbst schon von ferne das tigerartige Gebrüll entgegen, welches den Beweis lieferte, daß die Bauerngäste dorten sich schon in gemüthlicher Unterhaltung beim Bier befanden. So wenig Eile auch früher die Frau Wirthin gezeigt, heimzukommen, setzte sie sich jetzt in um so stärkere Bewegung, so daß sie ihrem Begleiter weit voraneilte. Dieser behielt seinen gewohnten Schritt, mit welchem er endlich den kleinen Wirthsgarten erreichte, wo sich auch die aus der Vesper gekommenen Bursche bereits lärmend an der Kegelbahn umhertummelten, während an den Tischen umher die gewöhnliche Bauerngesellschaft saß.

»Grüß' Gott, Gnaden, Herr Praktikant!«

Der Herr Praktikant sah sich nach dem Grüßenden um und dann mit einem halbverächtlichen, halb vertraulichen Blicke zu demselben nieder. Es war ein Mensch in zerschlissener Joppe und stark verbrauchtem grünem oberländer Hütchen. Es fehlte ihm das flotte Aussehen der Hochländer, und seiner schäbigen Kleidung entsprach das welke Gesicht mit dem angenommenen einfältigen Ausdruck, der aber das Verschmitzte der Züge

nicht völlig verbarg. Blaßblaue Augen, dünnes, schwachgelocktes, blondes Haar, eine stark gekrümmte Sperbernase, die seinem Gesicht einen edleren Stempel aufgeprägt hätte, wenn das Uebrige dazu gestimmt haben würde: so sah der Mensch aus. Die angenommene Treuherzigkeit der Miene stimmte schlecht zu dem falschen Lächeln der welken Lippen und zu der verdeckten tückischen Verschlagenheit des Blicks. Die Gestalt hatte nicht das Stramme, Frische jenes Bergvolkes, sondern etwas Schlaffes und saß zusammengekauert auf der Bank vor einem Maßkruge. Der Kopf lag zwischen den Fäusten der aufgestemmten Arme, und während er anscheinend völlig gleichgültig und theilnahmlos da kauerte, zusammengesunken vor sich hinstarrte, spähten doch seine Augen unbeobachtet scharf umher. Jetzt waren sie mit einem vertraulich scheuen Lächeln emporgerichtet nach dem Gesicht des Herrn Praktikanten. Dieser machte sich mit seiner Cigarre zu schaffen, nahm von den auf dem Tische stehenden Zündhölzchen mehrere nach einander und suchte so die Ursache seines Verweilens an der Stelle zu maskiren.

»Ach Du, Haggl! Du bist überall, wie's falsche Geld. Was thust Du hier?«

»Spioniren thu i!« war die Antwort.

»Wornach?« fragte der Praktikant leise, indem er an der Cigarre zog.

Der Haggl winkte mit den Augen hinüber, wo an einem der Dachpfeiler der gedeckten Kegelbahn ein hübscher,

gerad gewachsener Bursche stand, der wie eine Weißtanne über gemeine Föhren aus der Gruppe der Kegelspieler emporragte. Seine schmucke Joppe, grüner Spitzhut mit den vorwärts gekehrten Spielhahnfedern, zeichneten ihn vor den anderen Burschen, in deren Anzug mehr die Tracht des Flachlandes vorwaltete, eben so aus, als seine fast regelmäßigen offenen Züge. Doch schien Verstimmung in denselben zu liegen. Theilnahmlos legte er seinen Einsatz hin, schob die Kugel ohne der fallenden Kegel zu achten, kehrte sich dann zu seinem Bierglase mit dem gemalten Deckel um, trank und lehnte sich wieder schweigsam an den Pfeiler.

»Wer ist's?« fragte der Herr Praktikant nochmals leise, indem er das zehnte Zündhölzchen an der Tafel strich.

»Der Bernecker Hanns, der schneidig,« war die ebenfalls mit gedämpfter Stimme gegebene Antwort.

»Warum sieht er so finster drein?«

Der Haggl flüsterte, daß der Hanns mit hergekommen in die Sonchinger Kirche und bestimmt darauf gerechnet habe, an seinem Namenstage die Sonnenreuter Lisi da zu treffen und sie nach der Vesper heim begleiten zu dürfen; aber die Lisi sei nicht in die Vesper gekommen, – das verdrieße ihn. Der kleine Herr winkte nur noch dem Haggl zu, fortzutrinken, so viel er wolle und ging dann dem sogenannten »Salettl« des Gartens zu, wo bereits der Herr Assessor mit dem freiherrlichen Schloßverwalter an einem kleineren Tische saß, während ein größerer Nebentisch von einigen Bauernhonoratioren besetzt war.

Der Schloßverwalter war eine unscheinbare Persönlichkeit von kriechender Höflichkeit gegen den Assessor, dieser dagegen ein großer, stattlicher Mann mit einem ausdrucksvollen Blondkopf. Entschiedenheit, starkes Beamtenwußtsein, ja etwas Dünkel sprach sich in seinem Wesen aus. Aus einer andern Provinz gebürtig und erst vor Kurzem in dieses Gericht versetzt, kannte er Land und Volk noch nicht genug und glaubte vor Allem imponiren zu müssen. So machte er auch jetzt dem Schloßverwalter und dem Praktikanten begreiflich, wie man auftreten müsse, um die Autorität der Gesetze und Behörden unter einer so gewaltthätigen Bevölkerung wieder zur Geltung zu bringen und zu wahren. Während der Schloßverwalter immer mit dem Haupte nickte und beifällig dazu lächelte, verhielt sich der Praktikant ruhig, was den schweigend zuhörenden Bauern am anderen Tische nicht entging und eines guten Eindrucks auf sie nicht verfehlte.

Unterdessen war mit einem lauten »Gelobt sei Jesus Christus!« ein fremder Bauer eingetreten, dessen Erscheinung für die am größeren Tische sitzenden Landleute etwas Besonderes haben mußte, denn Einer um den Anderen erwiederte fast mit scheuer Achtung: »In Ewigkeit, Amen!« Sie rückten eng zusammen und machten dem Ankömmling Platz, der sich denn auch mit einem behaglichen Stöhnen niederließ. Er mußte weit hergekommen sein, – die Schuhe waren staubig, auch sein Anzug nicht

jener der nächsten Umgebung, sondern mehr der Hochlandstracht entsprechend. Er trug wollene Wadenstrümpfe, kurze Kniehosen, eine dunkle Joppe und auf dem dunkelgrünen Filzhut einen Wachholderzweig. Etwa sechszig Jahre alt – sein Schnurbart war schon weiß, – war er doch noch so rüstig, daß seine Erscheinung mehr das Bild völlig gereifter als abnehmender Kraft bot. Seine Züge hatten den regelmäßigen oberländischen Schnitt, der besonders durch die gerade, oder doch nur leise gebogene Nase bestimmt wird, – zeigten aber zugleich etwas Strenges. Die Jovialität der Oberländer waren ihnen fremd, jedoch saß in seinen Mundwinkeln ein trockner Humor, und seine Lippen zuckten manchmal ironisch. Auch gab sich in seinem Wesen eine gewisse gleichgültige Ueberlegenheit kund, mit welcher er denn auch seine Erscheinung hier erläuterte. Er habe sich einmal wieder die Gegend ansehen wollen und ob denn die Sonnenreut wirklich der schöne Hof geworden sei, für den sie gelte. Dabei zuckten seine Lippen wieder und die umsitzenden Bauern schauten sich bedeutsam darüber an. Als jedoch der Assessor in seinen lauten Expectorationen auf den Brandstiftungsfall gekommen war und erklärte, er wolle schon heraus kriegen, wer es gethan, sprach der Mann im Spitzhute zu seinen Tischnachbarn:

»Der Florian wird's eben gethan haben.«

»Wer? Welcher Florian?« rief der Assessor sich umkehrend im nachgeahmten Verhörstone. »Stand, Gewerb?«

»Ein Heiliger!« war die trockne Antwort, die an den beiden Tischen unwillkürliches Lachen erregte.

Der Assessor warf den blutrothen Kopf auf, fand aber gut, selbst mitzulachen, als er von seinen Tischgenossen über den frommen Spruch belehrt wurde, der sich zu Ehren des Schutzheiligen unter dessen Bild an den Häusergiebeln jener Gegend findet: »Heiliger Florian! Schütz' unser Haus, zünd' andre an!« Dennoch fühlte sich der Beamte in seiner Würde ein wenig verletzt und wandte sich mit etwas bitterem Tone zu den Bauern herüber:

»He! Ist schon lang' kein Haberfeldtreiben mehr gewesen?«

Die Angesprochenen sahen sich etwas verblüfft zuerst einander an und richteten ihre Blicke dann gemeinsam nach dem Manne mit dem Wachholderzweige auf dem Hute. Der war auch nicht um eine Antwort verlegen und sagte ruhig:

»G'wesen ist keins mehr seit dem letzten Mal.«

Der Assessor biß sich in die Lippen, das Blut schoß ihm wieder in die Wangen, – er fand die Antwort sichtlich sehr unbotmäßig. In seiner Leidenschaftlichkeit ließ er sich zu einer heftigen Philippika gegen den unerhörten Unfug des Haberfeldbundes verleiten. In starken Worten brach er los gegen den so lange geduldeten gesetzlosen Zustand des Hochlands; es sei unglaublich, daß in einem geordneten Staate die Sicherheit einer ganzen Landschaft Nächte hindurch dem Gutdünken einer Rotte bewaffneten Gesindels schutzlos anheimgegeben sei. Er war besonders empört, daß es noch unter den Gebildeten welche gebe, die dieses Bandenwesen in Schutz nehmen,

wobei er an einen Bericht dachte, den ihm der Schloßverwalter von den Gesinnungen des Gutsherrn auf der Sonnenreut gegeben. Der Schloßverwalter hatte nämlich einmal wieder auf dem schönen Hofe einen Besuch abgestattet, Lisi ihn jedoch auf der Terrasse allein gelassen, wo er seine Muße dazu benutzte, jene Unterredung Wildhoffs mit Herbert auf der Altane zu belauschen und sich ungesehen wieder zu entfernen. Als nun so der Herr Assessor in seinem Eifer für die Autorität der gesetzlichen Gewalt immer mehr in's Feuer gerieth und auch den Fall des bei einem »Treiben« erschossenen Gensd'armen beizog, meinte der Bauer mit dem Wachholderzweig: er wette, daß der Gensd'arm noch am Leben wäre, wenn er der Mahnung, zurückzubleiben, hätte folgen wollen, – und er hätte schon in der Schule gelernt, daß blinder Eifer nur schade.

»Und wer seid denn Ihr,« fuhr jetzt der Assessor auf, »daß Ihr Euch solche Antworten zu geben erlaubt?«

»Ich bin der Bernecker, Herr Assessor,« versetzte jetzt der Mann mit vollwuchtigem Bewußtsein. »Der Bauer auf Berneck bin ich, wenn Sie's noch einmal wissen wollen, und dort ist man's gewöhnt, daß es aus dem Walde schallt, wie hinein.«

»Ach, wohl ein hochgebietender Haberfeldmeister im Gau,« rief der Assessor höhnisch. »Es sitzen ja ihrer zwölfe im Lande umher!«

»Das ist ein alter Schnee!« sagte der Bernecker trocken und gleichgültig, während die andern Bauern, betroffen über des Beamten Heftigkeit, umher saßen und nur hie

und da heimlich lachten, wenn der Bernecker wieder eine zutreffende Antwort gab.

Des Assessors Erregung hatte sich noch nicht völlig gelegt, als er endlich aufbrach und zu Wagen heimfuhr, während der Praktikant zu Fuß nachzukommen gedachte, da seine Mitfahrt keine Nothwendigkeit und seine Absicht, mit dem befreundeten Schloßverwalter den Abend zuzubringen, also leicht ausführbar war. Indeß nun die Bauern sich zusammen in Glossen über das Thema: »Allzu scharf schneidet nicht,« unterhielten, steckten auch die beiden gebliebenen Freunde die Köpfe zusammen. Es bedurfte zwischen ihnen nicht vieler Worte.

»Also der Baron besteht auf der Sonnenreut?«

»Sie wäre ihm sehr gelegen, – ungelegener noch ist ihm jedoch die Nachbarschaft dieses Wildhoff.«

»So muß er eben weg.«

»Ach wenn Sie das zu Stand brächten, Herr Doctor, der Baron würde –«

»Nur nicht viel darüber reden,« fiel der kleine Gerichtspraktikant ein, indem er seine Brille abnahm, und die Gläser mit dem Taschentuch abwischte. »Man darf nie mit etwas drohen, das man nicht ausführen will oder kann; und will und kann man es, so droht man erst recht nicht. Also still. Reden wir mit den Bauernsimpeln da!«

Die Landleute besprachen sich in unverkennbar ungünstiger Weise über das Auftreten des neuen Assessors. Dagegen hatte der Herr Praktikant einen so günstigen Eindruck hervorgebracht, daß er sich schon erlauben durfte, sich alsbald in ihr Gespräch zu mischen, ohne

fürchten zu müssen, dadurch unangenehm zu berühren. Ohnehin besaß er die große Kunst, allerorts den Ton zu treffen, der seinen Worten Eingang verschaffen mußte. So fing er jetzt mit biderber Treuherzigkeit in Mienen und Worten an:

»Ja, liebe Leute, Ihr könnt's dem Herrn Assessor nicht verübeln, – er ist fremd im Lande, kennt Euch und Eure Art noch nicht und weiß vom Haberfeldtreiben nur vom Hörensagen. Da meint er eben, aufräumen zu müssen, und es wird noch manchen Kampf mit ihm kosten, sag' ich Euch, bis er ruhiger im Geleise geht. Und dann, das muß ich Euch schon sagen, ist's kein Wunder, wenn das Haberfeldgericht, – da doch einmal die Rede darauf gekommen, – bei Laien und Beamten in Mißcredit gerathen ist. Wegen oft nicht einmal erwiesener Kleinigkeiten treibt man Den und Jenen und läßt die ärgsten Tröpfe durchschlüpfen. Sitzt nun schon einen ganzen Herbst, Winter und Frühling hindurch ein Mensch mitten im Gau, den in der Stadt kein Hund mehr anschnüffelt, ein ganz schlechter Kerl, der sich einer schmachvollen Heirath aus Gewinnsucht nicht schämt, dann aber sein armes Weib zu Tode quält, anderer Unthaten gar nicht zu gedenken, und der bleibt völlig ungeschoren im Lande der Haberer! Ja, wenn man sich einmal rühmt, strenge Sittenrüge zu halten und die allerdings empfindlichen Lücken der Gesetzgebung zu ergänzen, – und dessen rühmt sich ja der Habererbund, – so muß man auch die Augen aufthun und rücksichtslos zu Werk gehen, nicht willkürlich da schonen, dort strafen. Sonst mehren sich

die Stimmen gegen einen alten, vielleicht immerhin guten Brauch, und die Behörden sind durch die öffentliche Meinung genöthigt und bestärkt, energisch einzuschreiten.«

Die Bauern machten Mienen, als könnten sie nicht umhin, zuzustimmen. Der Oberländer mit dem Wachholderzweig auf dem Hut aber fragte:

»Und wo sitzt denn ein solcher Sünder und Missethäter, den die Haberer noch nicht gestraft hätten? oder den sie nicht noch strafen wollten?«

»Ich bin kein Angeber, Bernecker,« sagte der Praktikant mit der Miene eines Ehrenmannes, indem er das Glas, aus dem er einen Schluck genommen, wieder zuklappte. »Ich hab' nur meine Meinung gesagt und hab' mit der Sache sonst nichts zu thun. Ohnehin traut Ihr Leute uns ja doch nicht, wenn man es auch noch so gut mit Euch meint.«

Der Bernecker richtete nun seine grauen Augen auf des Praktikanten Miene und dieser hielt die forschenden Blicke gut aus. Offenbar wollte der Bauer auch etwas sagen, als ein heftiger Tumult, der sich draußen erhoben, durch scharfes Geschrei und dumpfes Gepolter sich kund gab. Der Bernecker sprang von der Bank auf und eilte hinaus in den Wirthsgarten. Dort hatte sich die Prügelei schon zu vollem Glanze entwickelt, ohne welche ein richtiger Feiertag nicht vorübergehen darf. Der Bernecker Hanns hatte den Haggl am Halstüchel gefaßt und hob ihn mit nerviger Faust in die Höhe, indem er sagte:

»Schau', Deine arme Seel' drück i Dir aus, wann'st noch amal Di rührst, Du Malefizlump!«

Und damit warf er ihn verächtlich über eine der rohen Tischplatten hin, welche in dem Wirthsgarten standen, daß die anderen Bursche im Knäuel auseinander fuhren. Dann wandte sich der streitbare Hanns, das grüne Hütchen mit den Spielhahnfedern zurückschiebend, an die Andern:

»Und was wollt's denn ös, ös Sonchinger Tropfa! Nieder schlag' i, wer noch a Sterbenswörtl sagt!« –

»Halt da! Wart ein wenig. Hab' ein Wort mit Dir zu reden!« ertönte jetzt eine Stimme hinter ihm und zugleich legte sich ihm eine schwere Hand auf den zum Kampf erhobenen Arm.

Hanns drehte sich betroffen um und sah nicht ohne starke Bestürzung seinen Vater vor sich, dessen Anwesenheit er seither nicht bemerkt hatte. Der alte Bernecker sah seinen Sohn mit einem sprechenden Blicke an, dem dieser auszuweichen suchte. Dann fing der Alte mit bitterer Ironie an:

»Mi freut's, Hanns, daß i Di so find'. Dei' Mutter wird lachen, wenn i 's ihr erzähl'. Machst uns Ehr', Du! Aber –« und nun ging es aus einem andern Ton, »schämst Di nit, Du, der Bernecker Hanns, mit dem da z' raufen! Du ist großer, baumstarker Mensch vergreifst Di an dem Haggl!«

Damit glitten die Augen des Berneckers ab nach dem Genannten, der mit einem Jammergesicht alle Glieder rieb und reckte.

»Hon ihm ja so viel nit 'than,« entschuldigte sich jetzt der Hanns. »Mit an Pinsl wannsi'n anrührst, winselt er schon! G'wesen is so! Sei G'schmatz vom Sonnenreuter hat er wieder ang'fangt, weil er ihn amal fortg'jagt hat als Knecht. Verdrossen hat mi's auch, daß ihm die Andern zugestimmt hab'n, und da hon i a Bißl Ruh' g'schafft.«

»Wahr is doch vom Bilwizschneider!« sprach jetzt, durch die Gegenwart des alten Berneckers ermuthigt, der Haggl, von einem Sitze, den er sich gesucht.

Der Hanns wollte wieder auf ihn los, aber der alte Bernecker hielt ihn zurück und führte ihn zu einem Tisch, an welchem er sich mit ihm niedersetzte.

»Da bleibst! Nit anrühren thust ihn!« sagte er.

»Recht hast, Haggl!« riefen jetzt die anderen Bursche.

»G'logen ist's!« schrie der Hanns wüthend auf, indem er auf den Tisch schlug, daß alle Gläser und Krüge umhertanzten. »Vor Dir, Vater, allen Respect! Aber die Sonchinger da, wann dieselbigen noch an oazig's Wörtl fallen lassen, brich ich an Zaunpfahl ab und räum' auf.«

»Das braucht's grad nit!« sagte jetzt ein älterer Bauer. »Was der Sonnenreuter für Einer ist, weiß jedes Kind. Derwegen braucht's kein Raufen. Wannst's nit glauben willst, kannst Dich überzeugen. Heut' ist Sonnwend. Kannst einen alten, verwachsenen Scherrhaufen nehmen, verkehrt aufsetzen und Dich bei'm Betläuten vor die Sonnenreut stellen. Wann der Bilwizschneider dann auf dem schwarzen Bock ankommt, kannst's Geritt erkennen, anders nit. Darfst ihn dann nur bei Namen rufen, so siecht er von Stund' an. Ob's glauben willst oder nit, das

ist Deine Sach'! Aber grad nur so wild thun, sell braucht's nit.«

Hanns wurde ruhiger, wenn er auch verdrossen blieb, während an dem Tische, wo sich allmälig die angeseheneren Bauern sammelten, noch weiter über den Bilwizschnitt gesprochen wurde. Das derselbe nur während des Gebetläutens stattfinden kann, wird an den drei Tagen, an welche der böse Zauber gebunden ist, das Abendgeläute so sehr als möglich abgekürzt, also auch am Tage Johannis des Täufers. Hanns hatte versprochen, am kühlen Abend mit seinem Vater heimzugehen. Einstweilen saß er einsilbig und schweigsam neben demselben, innerlich aber voll Unruhe. Also das Gerede vom Sonnenreuter war nicht das thörichte Geplauder einiger weniger Widersacher, sondern eine allgemeine Annahme, von der auch ernste, glaubwürdige Männer als von einer selbstverständlichen Thatsache sprachen! Es ließ ihn nicht ruhen. Als nun der Bauer, der so ruhig und entschieden über die Sache gesprochen hatte, gegen Abend nach Hause wandelte, da trieb es auch Hanns aus der Biergesellschaft. Er war entschlossen, um jeden Preis hinter das Geheimniß zu kommen, das ihm schon lange das Glück seiner Liebe verkümmert hatte, – er wollte in seinen Zweifeln die Ueberzeugung gewinnen, die Alles entscheiden mußte. Anwenden wollte er das angegebene untrügliche Mittel, den Zauber zu erkennen, der sonst unsichtbar blieb, – und half es nichts, wie er sicher erwartete, dann konnte er mit ruhigem Bewußtsein die

Verläumdung Lüge strafen. So hatte er sich, ohne vermißt zu werden, weggeschlichen. Die Dämmerung kam. Die wenigen Gäste, welche nicht zum Abendbrod heimgekehrt waren, hatten sich in die geräumige Wirthsstube zurückgezogen. Der Bernecker dachte: »Ich warte noch ein Wenig! Er wird schon kommen!« Es ward dunkler; die Glocke läutete zum Abendgebet, das aus allen Häusern des Dorfes erscholl, – heute kürzer als gewöhnlich. Der Bernecker ward ungeduldig, ärgerlich, und zuletzt brach er, ohne der verschämten Zureden der Wirthin zum Bleiben weiter zu achten, voll Verdruß auf und machte sich allein auf den Heimweg, indem er bei sich schwor, dem ungerathenen Sohn nun eine schwere Wahl zu stellen: entweder sein Haus, oder die Sonnenreuter Lisi zu lassen, da er stillschweigend voraussetzte, daß Hanns bei dieser verweile.

»Also ein Haberfeldmeister,« sagte der Herr Schloßverwalter, seine lange Pfeife im Herrenstübchen ausklopfend, als sich der Bernecker entfernt hatte.

»Kann sein, kann sein nit ah,« bemerkte die Wirthin klug, indem sie sich zur gemüthlichen Unterhaltung dem auf seinen Lorbeern ruhenden Praktikanten gegenüber am Tische niederließ. Und nun brachte sie die Rede auf den Hanns, der nach ihrer Anschauung viel Anlagen zu einem Wirth hatte.

Die Unterhaltung war schon sehr heiter und belebt geworden, als sie durch die Erscheinung des Bernecker Hanns selbst unterbrochen wurde, der mit verstörtem Aussehen unter die Thüre trat und nach seinem Vater

fragte. Sein Gesicht war schweißtriefend, aber bleich, in seinem Haar und auf seiner Joppe waren Spuren von Rasenerde bemerklich. Und als er nun vollends in das Herrenstübchen herein trat, that er es nur, um sich erschöpft auf einen Stuhl niederzulassen.

»Ja, wie siehst denn Du aus?« hatte die freundliche Wirthin gleich bei seinem Anblicke erschrocken ausgerufen. Und nun kam sie und fuhr ihm mit der gebundenen weißen Schürze über die Stirne, auf die kalten Tropfen standen. »Dein Gewand ist ganz schmutzig, und Du selber, – – aber Hanns, hast Du denn? Bist einem Geist begegnet, oder gar den Bilwizschneider g'sehn?«

»Todt,« kam jetzt von den Lippen des Burschen, wie geistesabwesend dasaß. »Todt und g'storb'n!«

»Jesus, Maria und Joseph, was sind das für Reden?« schrie jetzt die Wirthin entsetzt auf, daß sich Gäste der Bauernstube neugierig zur Thüre drängten.

Es dauerte eine Weile, bis Hanns, bevor er sich seinem Vater nach auf den Heimweg machte, in einigen abgerissenen Worten über sein Abenteuer berichten konnte. Um dessen Verlauf nachzuerzählen, ist die Rückkehr zu dem Augenblicke nothwendig, wo sich Hanns aus dem Wirthsgarten wegbegeben hatte. Er war dem Bauer nachgegangen, der so entschieden mit ihm über das Mittel gesprochen hatte, den Zauber des Bilwizschneiders zu brechen. Der Mann vernahm mit Erstaunen des Burschen Erklärung, daß er bereit sei, das Wagniß noch heute zu vollbringen, um sich vom Grund oder Ungrund des Gehörten zu überzeugen. Hanns bat den Bauer geradezu,

er möge ihm nun auch zu einem solchen verwachsenen Scherrhaufen *i. e.* Maulwurfshügel verhelfen. Nachdem der Mann sich über den Ernst des Vorhabens, das auch mit großen Gefahren für den Unternehmer verbunden sein mochte, nicht mehr täuschen konnte, führte er den Burschen stehenden Fußes in seinen Grasgarten hinter dem Dorfe zu einer Stelle, wo mehrere alte Maulwurfshügel im Grase zu bemerken waren. Nachdem er aus seiner Scheune einen Spaten herbeigeholt, löste er nicht ohne Schauder einen dieser durchwachsenen Haufen auf dem Rasen, Hanns band ihn in sein Taschentuch und verließ in der hereinbrechenden Dämmerung den verblüfften Bauer, um so gerüstet seinem seltsamen Unterfangen nachzugehen.

Am Scheibenbühl hin kam er durch die grüne Schlucht unter'm Pavillon vorüber auf das freie Feld, das nur durch den buschigen Grund von der Sonnenreuter Höhe getrennt war. Er wählte sich seinen Standpunkt an der Stelle, wo ein Pfad durch das hohe Korn einen Feldweg kreuzte und von wo man zugleich die Aus- und Eingänge der Sonnenreut übersehen konnte. Obgleich die Dämmerung schon hereingebrochen war, so lag doch ein seltsames Licht auf der Langseite des freundlichen Hauses, wo seine Lisi wohnte, während auf der Flur ringsum schon die dunkleren Schatten des Abends lagen. Die Kornflur wogte sanft im Abendwinde. Aus der Ferne klang das Lied einiger junger Spaziergänger, bald mußte das Ave Maria der Kirchenglocken anheben. Im oberen Stockwerk der Sonnenreut brannte bereits Licht und

warf einen melancholischen Schein in die schweigende Landschaft heraus. Beim Anblicke des freundlichen Hauses, das ihm so nahe da drüben auf der Höhe lag, wollte ihm sein Beginnen als eine frevelhafte Versuchung bedünken, als eine Sünde gegen seine Liebe, die schon so oft die hellen Fenster angejauchzt hatte, hinter welchen Lisi horchte. Wo weilte sie heute? Warum war sie nicht in die Kirche gekommen an seinem Namenstage? Aber sieh, dort tritt sie ja heraus und sieht starr herüber. Er erröthete tief, als ob sie ihn hätte sehen, sein Vorhaben errathen können. Sein Herz pochte bang und er erschrak im Innersten, als nun der schöne Hund aus der Treppe, der falbe »Wolf« ein klagendes Geheul erhob, daß es schauerlich in die dämmernde Landschaft hereintönte. Und hebt nicht Lisi jetzt ihre weiße Schürze empor an ihre Augen. Ja sie weint, weint bitterlich in das Tuch hinein. Er meint, sie schluchzen zu hören. Schon war er im Begriffe, das Taschentuch sammt seinem Inhalt von sich zu schleudern und zu ihr zu eilen, als von der andern Seite her eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche im raschen Laufe die Höhe der Sonnenreut hinauffuhr und vor dem Hause hielt. Ein junges Frauenzimmer stieg behende aus dem Wagen, und half dann einer alten Dame heraus, die ohne Aufenthalt nach der Thüre des Hauses schritt, wie ihm schien, mit Händeringen.

Was bedeutet dies Alles an diesem Abende auf der Sonnenreut?

Die Nacht hatte am längsten Tage des Jahres lange mit ihrem Anbruche gezögert. Jetzt aber schritt ja mit einem

Male so rasch vor, daß ihr Schleier die Gegenstände nach einander verhüllte. Aus den Fenstern der Sonnenreut fiel jetzt mehrfacher Lichtschimmer in das Dunkel heraus, als eine ferne Glocke das Ave Maria in drei Einzeltönen anschlug. Unwillkürlich nahm Hanns das Hütchen vom Kopfe, um der Mahnung zum Gebet in gewohnter Weise zu folgen, als sein Blick auf das Taschentuch und dessen Inhalt in seiner Hand fiel und ihm der Zweck seines Hierseins damit in's Gedächtniß zurückgerufen war. Ohne sich weiter zu besinnen, löste er die Knoten des Tuchs, nahm den Scherrhaufen und stülpte sich denselben verkehrt über den Kopf, daß ihm die Fasern über das Gesicht hingen. Widerwillig und mit Scheu hatte er es gethan, aber dennoch mußte es einmal während des Betläutens geschehen.

Von nah und fern fielen jetzt die Glocken ein zum hehren Zusammenklange, der nun über der nächtlichen Landschaft schwebte, als ob eine Schaar von Engeln eine lebensmüde Menschenseele singend zur ewigen Heimath trüge.

Dem Burschen, so einsam in der Flur, fing dabei an, vor sich selbst zu grauen. Alles so feierlich, ja heilig um ihn her, und er mitten darinnen in einem Thun, das ihm bange machte und frevelhaft dünkte. Da war es ihm, er höre einen leisen Schritt nahen, – die Glocken klangen noch – und als er nach der Seite hinschaute, bemerkte er im Dunkeln ein bloßes Menschenhaupt, das durch die hohen Aehren näher kam. Es rieselte ihm kalt über den Rücken, – durch's Korn daher kam der Sonnenreuter. Er

erkannte ihn genau an der hohen, kahlen, spitzigen Stirne. Jeden Augenblick mußte nun auch dessen dämonisches Roß zum Vorschein kommen. Dem armen Burschen schauderte die Haut, der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne, seine Kniee wankten. Er wollte rufen, und brachte keinen Laut aus der Kehle.

Aber jetzt trat der Sonnenreuter aus dem Korne auf den Weg heraus. Er war zu Fuß und trug seinen Hut in der Hand, entweder weil es ihm heiß war, oder weil er noch betete. So ging er nahe an dem Burschen vorüber, ohne denselben zu beachten, und verfolgte, den Feldweg kreuzend, den schmalen Pfad durch die Kornflur in der Richtung nach der Sonnenreut. Hanns sah ihm anfänglich verblüfft nach, ohne zu wissen, wie er diese Erscheinung zu fassen habe, welche so wenig Unheimliches hatte. Dann entschloß er sich, ohne eigentlich zu wissen, warum, ihm heimlich zu folgen und schritt behutsam nach bis dahin, wo der umbuschte Grund die Grenze des Sonnenreuter Hofgutes bezeichnet.

»Vater, bist Du's?« fragte jetzt eine weibliche Stimme von drüben.

»Ja, Lisi!« antwortete der Mann.

»Ach, Vater, Du kommst zu spät,« sprach Lisi unter heftigem Schluchzen, während Hanns sich hinter dem Gesträuche barg. »Sie ist schon g'storben!«

»Todt!« rief der Sonnenreuter dumpf. »O, alleine schöne, junge Herrin!«

Und damit ging er gebeugten Hauptes mit der weinenden Tochter den Pfad entlang durch die offenen Wiesenhalden gegen das Haus hinan, aus welchem die Lichter in die Nacht hereinfielen. Hanns wagte nicht zu folgen. Allein stand er in der schweigenden Nacht, denn bereits war auch der letzte Glockenton verklungen. Er schleuderte seine wunderliche Kopfbedeckung weit von sich und eilte, wie von Gespenstern gejagt, dem Dorfe entgegen. Die Nachricht hatte ihn wie ein Donnerschlag berührt. Er hatte Die wohl gekannt und öfter in ihrer Schönheit bewundert, deren Tod er eben vernommen. Ihm war es, als ob er durch sein Unterfangen, welches ja nach der Sage auf einen Menschen von vernichtendem Einflusse sein sollte, eine Mitschuld an diesem Tode habe.

So eilte er erschüttert, verwirrt, verstört dahin, manchmal scheu nach den Lichtern der Sonnenreut zurückblickend, deren eines seinen Schimmer auf die friedvollen Züge einer Todten, auf die schmerzbewegten eines Lebenden fallen ließ.

Wildhoff lag auf den Knieen am Lager der Verblichenen, das er nicht wieder verlassen hatte, – sein Haupt niedergebeugt auf die kalte Hand, deren Finger noch schlaff um seine Rechte sich spannten. So, wie sie gewünscht, war ihr Geist entflohen, bevor der Klang der Abendglocken in's Sterbezimmer zu tönen begann. Und da lag er, als wolle seine Seele mit der ihrigen wallen in ein besseres Land voll Ruhe und Frieden. Er hatte noch nicht bemerkt, wer hereingekommen, neben ihn getreten war. Da sprach eine tonlose Stimme:

»Laß mich zu meinem Kinde!«

Er sah auf. Eine bleiche Frau mit grauem Haare und gramverzerrter Miene stand da, starren Blicks: die Mutter der Todten. Wildhoff erhob sich.

»Tante, Mutter,« sprach er klagend, »Du kommst zu spät.«

»Laß mich zu meinem Kinde,« sagte nochmals Frau von Luckner schmerzlich, herb.

Und nun trat sie hin, faltete der Todten die Hände, drückte ihr die Augen zu und preßte dann erst ihr Gesicht auf das erblichene Antlitz. So verharrte sie. Minute um Minute verging, man hörte kein Schluchzen, keinen Laut. Nur die Dienstboten draußen weinten vernehmlich. Als endlich Frau v. Luckner sich wieder erhob, wurde ihr Gesicht wie das der marmornen Niobe. Ihre Augen hatten dabei einen unheimlichen, fast entsetzlichen Ausdruck, so daß Wildhoff, als sie sich wieder zu ihm kehrte, darüber hätte erschrecken mögen, wenn seine Seele jetzt noch anderer Eindrücke, als schmerzlicher Trauer zugänglich gewesen wäre.

»Nun, Heinrich,« sagte sie leise, aber mit eisigem Ausdrucke. »Nun magst Du sagen, wie sie geträumt! Es ist gut so!«

Der Schmerz hatte Frau v. Luckner hart, selbstsüchtig gemacht. In dieser Selbstsucht und Herbigkeit ihres Wehs sagte sie sich, daß ihr Kind noch am Leben wäre, wenn der Mann, dem sie angetraut worden, ihr nicht seine Liebe versagt hätte. Sie konnte es nicht verwinden, –

so dachte sie, und so mußte sie es auch äußern, rücksichtslos wie ihr Elend, das ihr Herz zu Stein verhärtet hatte. Wildhoff hatte nur zu sehr Recht zur Klage, daß die Mutter zu spät gekommen. Die letzten Worte der sterbenden Tochter hätten wohl lindernden Balsam in diese Schmerzesherbigkeit gegossen, hätten ihr Vieles erklärt, das sie mild gestimmt haben würde, während sie jetzt in schreiender Ungerechtigkeit gegen ihn Alles vergaß, was sie selbst von seinem Opfermuthe gewußt, um allein den Forderungen ihres harten, ungeheuren, versteinernden Schmerzes zu genügen. Sie hatte schon den Säugling an sich genommen; jetzt ordnete sie an, daß die Leiche ihrer Tochter morgen mit zur Stadt wandere. Dann befahl sie, man möge sie nun allein mit ihrer Tochter lassen, und erst nach Mitternacht Jemand schicken, bei der Leiche zu wachen.

Wildhoff willfahrte ihr in Allem, wenn auch mit gepreßtem Herzen. Zu wehmüthig und leidvoll gestimmt, um die Kränkung zu zeigen, verzieh er dem Schmerz der Mutter Alles. Während er sich in sein Zimmer zurückzog, um allein zu sein, benutzte Jeanette, die mit ihrer Herrin gekommen um die günstige Gelegenheit, noch im Dunkel der Nacht den wohlbekannten Weg in's Dorf hinüber zu wandern, um mit einem ganzen Schwall von Neuigkeiten der Frau Wirthin einen Besuch abzustatten, da sie beim Vorüberfahren am Fenster des Wirthshauses den Herrn Rechtspraktikanten Arthur Maier erkannt zu haben glaubte. Die Scene, die sie im Sterbezimmer mit angesehen, nach ihrer eigenen Phantasie noch illustrirt, war

denn auch geeignet, unten auf bereits vorbereitetem Boden fruchtbringende Keime zu treiben. Herr Arthur Maier sah seinen Waizen üppig blühen, und nachdem er von der Heimgeleitung Jeanettens zur Sonnenreut um Mitternacht wieder in's Wirthshaus zurückgekommen war und sich auf sein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, rauchte er noch seine beste, eine extrafeine Cigarre, die lange zu einem Hochgenuß aufgesperrt, in seinem Etui gelegen war. Er konnte vor Aufregung fast nicht einschlafen, während er immer wieder vor sich hinmurmelte:

»Jetzt hab' ich ihn! Es macht sich ja Alles ganz vortrefflich!«

Vielleicht hatte Wildhoff eine Ahnung davon, daß das Leben auch jetzt noch nicht völlig sein Füllhorn von Leid über ihn ausgeschüttet habe, vielleicht war er durch das Benehmen seiner Tante zu der Ahnung erweckt, daß die bittersten Erfahrungen noch seiner warteten, als er nach Mitternacht wieder zu der Todten trat und bis zum Morgen bei ihr verweilte, um nochmals in ihrem Anblicke ungestört seinen Empfindungen leben zu können.

Jetzt erst war er ein völlig Einsamer auf Erden, da auch sie ihn verlassen, die sein Elend gewesen und zuletzt seine trauteste Freundin geworden war. Wie lächelte sie so selig, dem Leben entrückt, während seine heißen Thränen auf ihre weiße Stirne niederflossen. Wie lag sie so ruhig, von Erdenkümmernissen nunmehr unbewegt, während er vom Schmerz durchschüttert, niedergebeugt, die kalte Hand küßte, welche sie ihm im Tode gereicht und

die ihm schon morgen entzogen werden sollte, – für immer.

Siebentes Capitel. In welchem ein kleiner Bösewicht sich auszeichnet.

Ein Tag des Hochsommers um den andern verfing in der Landschaft an der Fallach, den Bauern im Schweiße der Arbeit und in Sorgen um die herannahende Erndte, dem trauernden Besitzer der Sonnenreut in wehmüthigem Gedenken. Die Beschäftigung mit seinen Berufsstudien zerstreute und befriedigte ihn schon lange nicht mehr. Erst jetzt lastete aber der Druck der Einsamkeit auf seinem Geiste, so daß ihn manchmal die Sehnsucht forttrieb in die Stadt zu ihrem Grabe. Regelmäßig jedoch kehrte er noch am selben Tage mit dem Abendzuge wieder zurück nach der Sonnenreut, die ihm trotz und vielleicht auch wegen ihrer ungestörten Einsamkeit lieb war. Da nun irrte er unruhig um das Haus, von der Terrasse zum Pavillon und wieder zurück, von Zimmer zu Zimmer bis zu dem Sterbegemache der Hingeschiedenen. Dort saß er dann so lange in der Fensternische, bis er wieder die lieben Athemzüge hinter sich zu hören vermeinte. Oft sah er sich um nach den leeren Kissen, als ob er sie da finden könnte, die in den letzten Wochen ihres Lebens all' sein Fühlen, Sinnen und Sorgen beschäftigt hatte. Sein Auge suchte förmlich nach ihrer wahrnehmbaren Erscheinung, wie sie seinem Geiste vorschwebte. Dabei konnte er sich Ida nicht anders mehr vorstellen, als in der

Verklärung ihrer Seele, wie sie sich in ihrer Selbstläuterung entfaltet hatte. Erst als draußen die Heuschwaden unter des Sensen gefallen, das Aroma des gemähten Grases durch Feld und Hof wehte und die Anger um die Sonnenreut blosgelegt waren, schwebte ihm Ida wieder als sommerbraunes Kind vor, das sich übermüthig im Heu wälzte oder im Flügelkleide über die sonnigen Matten hin sprang.

Aber dieser Zeit reinen Gedenkens, diesem elegischen Stillleben drohte ein böser Sturm.

Als die Getreide-Ernte begann, wurde noch öfter des Sonnwendabends gedacht, an welchem der Bernecker Hanns mit dem Maulwurfshügel auf dem Kopfe den teuflischen Zauberbann des Bilwizschneiders brechen wollte. Während der Bursche selbst von jener Stunde an sicher zu sein glaubte, daß das ganze Gerede ein bloßes Mährlein sei, hatte der Morgen nach der St. Johannisnacht da und dort in der Flur jene Furche gezeigt, welche der Bilwizschnitt heißt. Nun sagte man, der Gegenzauber sei von Hanns nicht kräftig und vollständig genug angewandt worden. Zwar habe das bloße Aufsetzen des Scherrhaufens schon die Wirkung gehabt, den Sonnenreuter herbei zu ziehen und sichtbar zu machen; wenn nun Hanns dabei noch die heiligen drei Könige angerufen und das Vaterunser rückwärts gebetet hätte, so wäre von ihm auch sicher der Teufel selbst in der Gestalt des Bocks erkannt worden. Darüber nun ward Hanns so oftmals beredet, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn ihn nicht wieder die alten Zweifel überkommen hätten.

Sitzt doch der unheimliche Wahn so hartnäckig fest im Landvolk, daß auch diesmal nicht versäumt wurde, den ersten Erntewagen verkehrt in die Scheune zu schieben, die erste eingebrachte Garbe mit dem am heiligen Dreikönigstage geweihten Wasser und Salz zu besprengen, um die Verschlechterung des vom Bilwizschneider durchrittenen Feldes zu verhüten und die durch Teufelskunst fortgezauberten Garben wieder zu gewinnen.

Wenn diese im Aberglauben des Volkes wurzelnden Vorsichtsmaßregeln und Sagen immerhin noch ziemlich harmloser Natur waren, kehrten sich andere Gerüchte in unheimlicheren, grelleren Lauten gegen die friedliche Sonnenreut, klangen aus der Landschaft in die Stadt und aus dieser wieder in die Landschaft zurück, unheilkündend, wie das Gekrächze der Raben, welche um den hölzernen Aussichtsthurm auf der Höhe des Schwalbenbergs flogen. Abends nach der Tageshitze, wenn aus den »Lauben« der Berghöfe das Dengeln der Sensen erscholl, die in aller Frühe wieder mächtig ausgeholt durch das Berggras rauschen sollten, – wenn die Dirnen und Knechte dazu sangen und das Alles so friedlich und idyllisch in das Land hinein tönte: da klang auch manches Wort dazwischen, schärfer als das Gedengel, schmerzender als der Stachel der Bienen in den Körben am Immenstand. Solche Worte waren nur der Nachhall derjenigen, welche man Sonntags vorher an der Kirche von Gottesau gehört. Und sie richteten sich gegen die Sonnenreut, nicht sowohl um des Bilwizschneiders willen, als wegen des »herrischen« Bewohners derselben.

Den allerwenigsten von Person bekannt, war Wildhoffs vom Gerüchte geschilderte Erscheinung dem Landvolke von Anfang an nicht heimlich, weil unverständlich, dadurch gewissermaßen schon als Zielscheibe für jegliche Art des Verdachtes aufgestellt. Sobald sich Einer finden wollte, der den ersten Schuß that, konnte er sich leicht unter der Masse derjenigen verlieren, die nachfolgten. In ähnlicher Weise, wie die Mode verspätet und in derbem, kaum mehr erkennbarem Zuschnitte aus der Stadt auf's Land gelangt, drang die Kunde von den Verhältnissen hinaus, unter welchen Wildhoff sein schönes Bäschen, Ida v. Luckner, geheirathet hatte. Der städtische Gesellschaftsklatsch war die trübe Quelle, aus welcher der Argwohn des Landvolkes schöpfte und aus welcher sein Verdacht nun fortwährend und geflissentlich genährt wurde. Im Wirthshause von Sonching ging jetzt öfter ein arbeitsscheuer, vagabundirender Knecht aus und ein und trug von dorten seine Neuigkeiten von Hof zu Hof, wobei sowohl der Herr Schloßverwalter, als die Wirthin dafür sorgten, daß auch die Lisi von der Sonnenreut und ihr Vater mit in das Gerede gezogen wurden. Nun sprach man auch bereits geradezu von verdächtigen Umständen, welche den Tod der jungen Frau auf der Sonnenreut begleitet hätten. Man erinnerte an die Abgeschlossenheit, in welcher dieselbe gehalten worden, – ja, es mußte zur Verstärkung jener »Umstände« dienen, daß Wildhoff zuletzt nicht mehr von der Seite der Gestorbenen gekommen und stets allein um sie geweilt habe.

Den Verbreitern des schrecklichen Argwohns diente dabei besonders die Scene mit Frau v. Luckner an der Leiche ihrer Tochter. Der Auftritt war schon, mit den grellsten Farben ausgemalt, durch Jeanette in das Wirthshaus gebracht worden und gelangte nun in arger Verzerrung in das Publikum. Schon sagt man, die gebeugte Mutter habe dem Schwiegersohne geradezu die Schuld am Tode ihrer Tochter in's Gesicht geschleudert, ja ihn ohne Hehl deren Mörder genannt, – und er habe dies schweigend hinnehmen müssen. Wußte man in der Stadt doch ohnehin, daß sie mit dem Neffen auf unfreundlichem Fuße stand. Sie hatte ihren Schwiegersohn denn auch seitdem nicht wieder gesehen. Frau v. Luckner lebte seit dem Tode ihres einzigen Kindes verschollen, wie im Grabe. Wen Neugierde oder wirkliches Mitgefühl einmal in das Haus der schwer Heimgesuchten trieb, erhielt von dem alten Fridolin stets nur den kurz abfertigenden Bescheid: »Abgereist!« Dennoch glaubten die Wenigsten an eine solche Abreise. Manchmal in stillen Nächten vermochte man durch die dichten grünen Gardinen ihres Boudoirs einen Lichtschimmer zu erkennen, der für ihre Anwesenheit sprach, wenn auch sonst nichts dieselbe verkündete. Da schloß man nun, sie wolle offenbar nicht als Anklägerin ihres Neffen auftreten, aus Furcht vor einem Scandal, der auch auf die Umstände der Verheirathung ihrer Tochter ein grelles Licht zurück geworfen hätte.

Man weiß, wie erfinderisch die an und für sich phantasielose »gute Gesellschaft« in ihrer Langeweile werden kann, wo es gilt, Gift in die Herzenswunden der

Mitmenschen zu träufeln. Keine Anstrengung wird gescheut, es aufzufinden, jede Gelegenheit erspäht, es wirksam beizubringen. Nun kostete es damals nicht einmal Mühe, das Gift zu verlangen, da es bereits allenthalben ausgestreut war. Es rieselte über die grünen Matten des Schwalbenbergs, floß aus den Gräben der Dörfer und ergoß sich als dicker Schlammbach aus der Stadt, zu einem starken Strom zusammenfluthend, der sich verheerend gegen die Sonnenreut und deren friedliche Bewohner wälzte. Händereibend durfte der Herr Gerichtspraktikant Arthur Maier sich selbst applaudiren, als er die Masse des Verdachtes zu solcher Stärke anschwellen sah, wie sie erforderlich war, um auch das Gericht mit fortzureißen.

Und Herr Arthur Maier schwamm nun mit vollem Behagen in der giftigen Fluth. Die kleine Kratzbürste kam überhaupt dem Ideal eines Schurken, wie ihn die moderne Kritik für den Roman fordert, ziemlich nahe. Mit größerem Eifer, als Andere ihre besten Zwecke, konnte er die Opfer seines Hasses verfolgen, – konnte ob des Erfolges einer gelungenen Schurkerei sich behaglicher freuen, als Andere ob der Resultate ihrer reinsten Bestrebungen. Arthur Maier hatte großen Ehrgeiz und demselben auf literarischem Gebiete zu genügen gesucht, hatte durch bald kriechendes, bald anmaßendes Wesen oder treuherzige Burschikosität – wie es ihm eben taugte – sich Geltung

in der Coterie zu verschaffen gewußt, bis er durch Vermittelung seines »Freundes«, des Barons v. d. Leithen eine kleine Pension erreicht hatte. Er war klug genug, einzusehen, daß sein literarisches Talent den gehegten und erregten Erwartungen nicht zu entsprechen vermochte. So kehrte er wieder zur Praxis seines Berufsstudiums zurück, wobei ihm nicht geringe Dinge vorschwebten, die zu erreichen ihm wenigstens die Zähigkeit nicht fehlte. Diese Zähigkeit war überhaupt ein Grundzug seines Charakters, welcher auch seiner Rachsucht zu statten kam. Nun hätte Arthur Maier jede andere Beleidigung noch verzeihen können, nur die nicht, welche die Unansehnlichkeit seiner äußeren Erscheinung traf. Daß sich Frau und Fräulein v. Luckner über sein Aeußeres lustig gemacht, hatte bei ihm deren Vernichtung, so viel eben in seiner Macht lag, entschieden. Nur zu diesem Zwecke pflegte er noch das vertraute Verhältniß mit der leichtfertigen Kammerjungfer und es gelang ihm, jenen Abend am See für Ida v. Luckner zu dem verhängnißvollen zu machen, der er geworden. Er hätte die Gefallene mit ruhigem Gemüthe dann heirathen können, nicht sowohl ihres Vermögens wegen, als um sie nach Lust peinigen und quälen zu können. Jetzt, wo sie nicht mehr lebte und Frau v. Luckner zermalmt am Boden lag, blieb ihm noch der Neffe, den er schon wegen jenes Zusammenstoßes an der hauptstädtischen Brücke tödtlich haßte; der verächtliche Ausdruck, mit welcher der Architekt seine kleine Person angesehen, war von ihm nicht verkannt worden.

Es geschah darum mehr sich selbst, als Andern zu Gefallen, wenn er von nun an seinen Stachel gegen den Architekten wendete. Zwar machte er auf den Dank des Barons Buchberg gerechten Anspruch, wenn sein Anschlag gelang; zwar verpflichtete er sich auch den befreundeten Schloßverwalter, wenn der erregte Sturm gegen die Sonnenreut die Lisi mit fortwehte und in dessen verlangende Arme trieb, während die galante Wirthin von Sonching den Bernecker Hanns auffangen mochte. Dennoch grub er seine Minen zumeist nur zur eigenen Genugthuung fort. Und er war gewohnt, in seinen Plänen gründlich zu verfahren. Damit hing denn auch vor Allem sein Bestreben, sich populair zu machen, zusammen, und sein Geschick hierin ward von vollständigem Erfolg gekrönt. Ein noch höherer Erfolg aber blühte ihm mit dem Momente, wo sein eifriges, aber gut verborgenes Ränkespiel den Argwohn gegen Wildhoff so glücklich entfaltet sah, daß das Gericht nicht mehr anders konnte als Notiz von demselben zu nehmen. Wohl wußte der Kleine, daß er mit einer gerichtlichen Untersuchung an und für sich nichts weiter gegen den Verhaßten erreiche, als daß dem Verdachte ein Schein, dem Argwohn ein Rahmen gegeben wurde. Mochte die Untersuchung noch so rasch eingestellt werden müssen, – in den Augen des Landvolks wurde dadurch der Verdächtige nicht entsühnt, ja derselbe erst recht dem Banne der Volksvehme für verfallen erachtet. Und das wollte Arthur Maier, nachdem er

durch den Schloßverwalter mit den Gesinnungen Wildhoffs über das Haberfeldtreiben vertraut gemacht worden. Je höher derselbe von dem geheimnißvollen Volksgerichte dachte, desto härter mußte seine Anwendung auf ihn selbst zurückfallen, von desto größerer Wirkung mußte der Schlag auf den Getroffenen sein.

Arthur Maier, den unsere Leser nunmehr als einen ganz gediegenen Schurken erkannt haben werden, hatte schon Tage damit zugebracht, Marienkäfer, welche sich in das Büreau verirrt, durch den Rauch seiner Cigarre zu ersticken, Spinnen mit angestrichenen Schwefelhölzchen zu braten und Fliegen schockweise im Tintenglas zu ersäufen, bis er den Diensteifer des Herrn Assessors zu dem Entschlusse einer vorläufigen, schriftlichen Aufnahme verschiedener Aussagen erhitzt sah. Als die Vernehmung erfolgte, und Wildhoff, noch ohne zu wissen, um was es sich handelte, dem Auge des kleinen Praktikanten begegnete, stand in diesem die freche, höhnische Erklärung: »Das hast Du mir zu danken!« Sobald der Beschuldigte nun aus des Assessors Fragen zu ahnen begann, was man ihm zur Last legte, erstarrte sein Herz vor der ungeheuern Wucht des unfaßbaren Verdachts. Er blieb mehrere Minuten völlig stumm. Nur einmal rangen sich über seine krampfhaft geschlossenen Lippen die leisen Worte:

»Auch das noch!«

Während sich der Praktikant an dem Schauspiel weidete, das der Verhaßte bot, und der Assessor mit scharfem Blicke forschte, ob das die Bestürzung der Schuld

oder Unschuld sei, hatte sich auch Wildhoff wieder so weit gesammelt, um sich mit bitterem Lächeln zu dem Assessor zu wenden:

»Ich werde in Gegenwart Ihres Herrn Praktikanten keine Fragen mehr beantworten. Ist es ein ungebührliches Verlangen, wenn ich Sie ersuche, die Auskunft, welche Sie wünschen, unter vier Augen entgegenzunehmen?«

Der Assessor sann einen Augenblick lang nach. Es war ein zwar pflichteifriger, strenger Beamter, aber ein rechtlicher und billig denkender Mann. Er lud dann Wildhoff ein, in's nächste Zimmer zu treten. Und hier nun legte er demselben seine ferneren Fragen vor, welche Wildhoff kurz und bestimmt mit Ja oder Nein beantwortete. Als jedoch der Beamte die Umstände seiner Heirath zu berühren begann, verfärbte sich Wildhoff und äußerte: er werde nunmehr schweigen, der Herr Assessor möge thun, was seines Amtes sei. Seine Worte drückten dabei einen so deutlichen und bestimmten Entschluß aus, daß der Beamte noch im Zweifel war, was zu thun, als sich im Vorderzimmer ein lautes, fast zankendes Gespräch erhob.

Draußen hatte nämlich der Herr Praktikant unterdeß in einem Anfall von besonderem Diensteifer die Vernehmung fortgesetzt. Dabei vermochten die Wirthin von Sonching und Andere nur auszusagen, was sie gehört, freilich das Gravirendste von Allem. Der Haggl dagegen, ein besonderer Schützling des Herrn Praktikanten, hatte nebst Anderem die Verstorbene einmal halb todt im Pavillon liegen sehen, den eben deren Gatte mit einem fremden Herrn in großer Erregung verlassen hatte. Die

rothe Urschi, Stallmagd auf der Sonnenreut, wußte viel von den verweinten Augen und gerungenen Händen der armen jungen Frau zu sagen, während der Herr draußen herumgeritten, oder nächtlich im Hause umhergeschlichen sei und gar freundlich mit der Lisi gethan habe. Auch Lisi war vorberufen und erklärte in unverhohlener Entrüstung über den unwürdigen Argwohn, daß der brave Herr seine junge Frau auf den Händen getragen habe; ihr Tod sei ihm so nahe gegangen, daß ihm beinahe das Herz darüber gebrochen sei. Nun aber wurde Lisi durch Fragen des Herrn Praktikanten unterbrochen, ob Herr Wildhoff in der Sterbezeit seiner Frau nicht stets um dieselbe gewesen; ob noch Jemand anders dem Moment des Ablebens beigewohnt habe; ob sie sagen könne, daß es eine glückliche Ehe gewesen; ob nicht Frau von Luckner sich gänzlich von ihrem Schwiegersohne zurückgezogen habe, und ob der Herr gegen andere Leute, z. B. gegen die Lisi selbst, freundlich gewesen sei. Unbefangen antwortete das Mädchen der Wahrheit gemäß, ohne zu ahnen, daß ihre Aussage sich auf dem Papiere wie eine arge Beschuldigung des Beklagten ausnahm.

Unterdeß war auf kurzes Klopfen hin ein schon ältlicher Herr in das Vorzimmer getreten und fragte in unruhiger Hast nach dem Herrn Assessor. Der Praktikant erkannte in demselben alsbald den Arzt, welcher Frau Wildhoff behandelt hatte und bedeutete denselben, daß es höchst unbotmäßig sei, in dieser Weise in die Verhörzimmer zu treten.

»Sie können darüber Ihre Anzeige machen, Herr Praktikant,« sagte der würdige Mann. »Ich verlange nichts weiter, als daß vor jedem weiteren Schritte in dieser Angelegenheit meine Aussage zu Protokoll genommen werde!«

Der Praktikant machte Einwendungen, – es müsse Alles seinen vorgeschriebenen Gang gehen. Aber der Arzt bestand auf seinem Verlangen und sprach mit erhobenem Tone:

»Ich verlange auf's Bestimmteste, sogleich vernommen zu werden! Ich mache Sie verantwortlich, Herr Praktikant, für jede Minute der Verzögerung. All' Ihre Einwände sind nichtig, wo es den Ruf eines Ehrenmannes rein zu erhalten gilt, im Augenblick, wo er für immer befleckt werden könnte.«

Mittlerweile war der Assessor unter die Thüre getreten und fiel, als eben der Praktikant willfahren wollte, ziemlich scharf ein:

»Ich dächte doch, Herr Praktikant, daß der Arzt der Verstorbenen ein vollwichtiger Zeuge in der Sache sei und vor Allem gehört werden müßte! Bitte, setzen Sie sich, Herr Doctor! Sagen Sie Alles, was Sie wissen.«

Der Arzt, welcher die Kranke noch eine Stunde vor ihrem Tode gesehen, war leicht im Stande, die ganze Ungeheuerlichkeit der abscheulichen Beschuldigung darzuthun, indem er sich in lebhaften Worten über das Verhalten des edlen, verkannten Mannes während der Krankheit seiner Frau ergoß. Der Praktikant nagte an den Lippen, nahm aber bald eine höchst gleichgültige, ja zufriedene Miene an. Als dann der Assessor sich beeilte, mit dem Arzte dem Beschuldigten gleichsam das Ehrengeleite zu geben, sah ihnen der Praktikant mit einem höhnischen Lächeln nach. Was er gewollt, war dennoch erreicht. Ueber das Resultat der Vernehmung befragt, pflegte er aber zu sagen:

»Nichts erwiesen! Der Doctor hat ihm heraus geholfen!«

Als der Arzt sich mit Wildhoff wieder allein befand, hatte er Muße genug, die äußere Gelassenheit desselben zu bewundern, unter welcher sich die innere Bewegung barg. Nichts Stürmisches, Leidenschaftliches äußerte sich nach dem peinlichen Auftritte in dessen Wesen, vielmehr schien es alle Herbigkeit verloren zu haben. Auch seine Worte athmeten, wenn er über den Vorgang sprach, eine ungewohnte Milde.

»Was halten Sie von diesem Rechtspraktikanten?« fragte der Arzt im Laufe des Gesprächs. »Er scheint Ihnen nicht besonders freundlich gesinnt.«

»Ich habe ihm nie etwas zu Leide gethan,« sagte Wildhoff. »Es ist wohl nur mißverstandener Berufseifer, was ihn antrieb, die Sache so hitzig anzufassen.«

»Das scheint mir doch ein zu mildes Urtheil über sein Benehmen, und ich fürchte, es hat dabei nicht einmal sein Bewenden,« versetzte der Arzt. »Können Sie sich nicht erinnern, ihn beleidigt zu haben?«

»Nein, wissentlich nicht. Doch, halt!« unterbrach sich Wildhoff. »Die komische Art, wie er einst seinen Hund verlor, verlockte mich zu einer Heiterkeit, die ihn damals sehr gereizt zu haben schien.«

»Sonst können Sie sich nichts entsinnen?«

»Nein. Ich wüßte nichts.«

»Es ist das sehr wenig,« äußerte nach einer kleinen Pause der Arzt. »Man sollte es kaum glauben, daß eine solche Geringfügigkeit hinreiche, eines Menschen Haß für's Leben zu erregen. Und dennoch scheint es Naturen zu geben, welchen es vollkommen ausreicht. Es gibt nämlich kleine Menschen, welche gerne groß sein möchten. Da sie dies in nichts Anderem sein können, als in Bosheit, so sind sie es in dieser, und gewöhnlich mit großem Erfolge. – Uebrigens glaube ich, es würde Ihnen wohlthun, die Einsamkeit der Sonnenreut für einige Zeit gegen mehr Weltleben zu vertauschen, neue Eindrücke zu sammeln, sich zu zerstreuen.«

Wildhoff winkte lächelnd ab; der Arzt aber meinte, daß er sich wenigstens mehr in der Landschaft selbst umschauen solle, auf dem Rauschen- und Schwalbenberg, in den Voralpen, – was Wildhoff zusagte. Dann lenkte dieser das Gespräch wieder auf die Verstorbene zurück; es schien ihn der Gedanke zu quälen, daß Ida noch leben würde, wenn er ihr schon früher die volle Zärtlichkeit

eines Gatten hätte widmen können; er fürchtete, etwas versäumt zu haben, worüber ihn jedoch der Arzt beruhigte.

Längst schon hatte Letzterer die näheren Umstände und Motive, welche Wildhoff bei seiner Verheirathung geleitet, durchschaut, errathen und zum Theil aus dem Munde der Hingeschiedenen in einzelnen Andeutungen vernommen. Das Benehmen Wildhoffs nach dem heutigen unverantwortlichen Vorgehen gegen ihn hatte deshalb für den wackeren Arzt etwas Rührendes. Als er Wildhoff verlassen hatte, war sein Mitgefühl so erregt, daß es auf einen Moment seine alten Augen trübte. Er hatte einmal wieder die Erfahrung gemacht, daß wenn unsere Zeit keine Märtyrer des Glaubens mehr habe, sie dafür solche der gesellschaftlichen Verdammungssucht aufweisen könne.

Achtes Capitel. In welchem Lisi einen schweren Kampf besteht.

Wenige Tage nachher war Wildhoff nach Mitternacht von der Sonnenreut aufgebrochen und hatte den Weg in den Fallachgrund eingeschlagen, wo die Mühlenwehre seltsam durch das Morgengrauen rauschten. Der Schlaf hatte seine Augen geflohen, und so war er gegangen, um einmal den Schwalbenberg zu besteigen und von dessen Höhe die Alpen im Sonnenaufgang zu bewundern. Durch die waldigen Halden, welche in den Fallachgrund abfallen, war er hinangestiegen zu den sonnigen Matten

empor, auf welchen jedoch erst das Frühlicht seinen aufblühenden Glanz im Thau des Berggrases spiegelte. In den einsamen Höfen war noch Alles still. Die glühende Sonne sollte für die Umgegend einen Feiertag über den Horizont heraufrollen, einen Feiertag, der die weitzerstreute Gemeinde in dem kleinen gothischen Tempel auf der Gottesau versammelte. Nun waren es noch süße Ruhestunden für die Bewohner des Schwalbenbergs, während Wildhoff schon auf dem bogenförmig gekrümmten Rücken desselben hinwanderte und seine Augen an der wunderbaren Herrlichkeit weidete, in welcher die Spitzen der Alpen aus dem Dämmergrau des Morgens emportauchten. Die weite Ebene war von unbeschreiblichen Lichtern übergossen und als er an der »grünen Martersäule« vorüberkam, stieg schon die Sonne in voller Glorie herauf und warf ihren belebenden Glanz über die weite Landschaft.

Wildhoff weilte lange auf der stillen Waldhöhe, stieg auch in die vom Rücken des Berges umspannte Schlucht hinunter, in deren Felsenklause ein bärtiger Mann sein Einsiedlerleben dahinlebte. Dann erklomm er aber wieder die Höhe, über welche ein breiter Waldweg durch die Lichtung zur südliche Kuppe des Berges führte, an den Platz, wo den Alpen gegenüber ein hölzerner Aussichtsthurm steht. Dieser war verschlossen, – umstehende Föhren beschränkten den prächtigen Anblick des Hochgebirgs etwas, und so schritt Wildhoff nach dem Schwalbenberger Hof an der sonnigen Berghalde hinunter, um da den Schlüssel zu dem Thurm zu holen und Kaffee

zu trinken. Letzterer war bald bereitet und vom alten Schwalbenberger dem »Herrn Vetter« herausgebracht. Wildhoff genoß ihn zu der wunderschönen Aussicht und zu der Unterhaltung des Allerweltsvetters, der stets mit einer Prise und einer neuen Geschichte zu dienen wußte, z. B. mit der vom Tatzelwurm, der an der »grünen Martersäule« erlegt worden. Belustigender war des Alten Bericht von fremden Reisenden, denen er vom »Oasigl« erzählt hatte, welcher in der Höhle am Farrnbach hinten hause, und von den Bewohnern des Berges gefüttert werden müsse; die Neugierde trieb nämlich die Reisenden in die nahe Schlucht, um den »Oasigl« zu sehen; sie kamen aber wieder sehr enttäuscht zurück und sagten verdrossen: »Das ist ja ein Mensch!« Sie hatten nämliche nach des Alten Aussage, geglaubt, der in der Farrnbachschlucht hausende »Oasigl«, *i. e.* Einsiedler, müsse ein wildes Thier sein.

Heiterer gestimmt hörte Wildhoff diese Mittheilungen des Alten mit an, bis dieser ihm unter den sichtbaren Punkten auch die Sonnenreut zeigte und nun mit graulichem Behagen von der Unheimlichkeit dieses Ortes erzählte, wo der Bilwizschneider sein Wesen treibt und vor Kurzem eine Unthat geschehen sei, über deren Einzelnheiten er sich nun in schauerlicher Geheimnißthuerei verbreitete. Wildhoff erkannte sich selbst nicht mehr in dem Ungeheuer der Sonnenreut, das ihm da in furchtbarer Morithatenglorie gemalt wurde. Als ihm aber der Alte noch gesagt, daß die Untersuchung eingestellt sei, weil

nichts bewiesen werden konnte und der Doctor dem Uebelthäter herausgeholfen habe, da ging Wildhoff mit dem Schlüssel zum Thurme hinweg, in innerlichem Schauer über die Leichtgläubigkeit und Verdammungslust der Menschen, wie auch über das Bild, in welchem er dem Volke erschien. Es gab ihm viel zu denken, als er nun das Innere des hölzernen Thurmes bestiegen hatte und aus den obersten Lucken in die schöne Welt hinaussah, die von so viel Wahn und Täuschung erfüllt war.

Die Alpen drüben standen, wie vor Zeiten, wo das Menschengeschlecht noch nicht in der ewig schönen Natur umherkroch; durch die Fugen des Bretterhauses sauste leise der Morgenwind; ein Flug großer Bergraben trieb sich da mit heiserem Geschrei um Edie Kuppe des Berges und ließ sich dann auf den verwetterten Aesten der Föhren nieder. Sonst war Alles still umher, – in Wildhoffs Innern aber eine so trostlose Leere, wie er sie bis dahin noch nicht empfunden hatte.

Sein trübes Hinbrüten wurde kaum durch ein seltsames Geräusch unterbrochen, das einige Mal durch den hölzernen Thurm ging. Es lautete, als ob Jemand im unteren Stockwerk umhertaste, und es war immerhin möglich, daß man nach ihm den Thurm besteigen wollte, da er den Schlüssel außen hatte stecken lassen. Da sich jedoch das Geräusch jetzt unmittelbar neben ihm hören ließ, ohne daß er Jemand in dem beschränkten Raume gewahren konnte, fiel ihm dies auf. So sah er schärfer um sich, bis er ein flatterndes Rothschwänzchen gewahrte, das sein Nest hier gebaut haben mochte und den

fremden Eindringling ängstlich umkreiste, ohne durch die offenen Lucken zu fliegen, vielleicht aus Furcht vor den krächzenden Raben draußen. Jetzt saß das zierliche Thierchen auf einem Balken, wippte unruhig mit dem Schwänzchen und sah ihn mit glänzenden Augen ängstlich an. Das kleine Geschöpf beschäftigte jetzt seine Aufmerksamkeit; war es doch, immer um Bauten von Menschenhand schwebend, schon den Alten als Vogel des rothen Donar heilig, wie die Raben draußen als Wuontans Begleiter. Wildhoff wünschte sich Donar's Wetter heran, wie er solche schon öfter von der Sonnenreut aus über dem Schwalbenberg lagernd und unter rothen Blitzen und gewaltigen Donnerschlägen sich entladen gesehen. Aber der Himmel draußen war heiter, der donnernde Gott schlief.

Als nun Wildhoffs Auge zufällig über die Oeffnung des Bretterbodens streifte, durch welche die Treppe heraufführte, war er sehr erstaunt, in dem Loche ein Menschenhaupt zu sehen, dessen fahles Gesicht gegen ihn gerichtet war. Die blaßblauen Augen, die dünnen Locken, die Sperbernase und ein blödes falsches Lächeln auf den Lippen gaben ihm einen faulen Knecht zu erkennen, der kurze Zeit auf der Sonnenreut gearbeitet hatte und dann entlassen worden war, – ein Schicksal, das dieser Tage auch der rothen Urschi widerfahren, deren falschen Aussagen dem Sonnenreuter zu Ohren gekommen waren. Wildhoff fragte den Menschen, was er wolle, und derselbe bot sich als Führer an, was Jenem ziemlich seltsam vorkam.

»Wohin wolltest Du mich denn führen, Haggl?« fragte Wildhoff, indem er den Burschen durchdringend anblickte.

Haggl sagte, er wisse von früher, daß der gnädige Herr einmal gewünscht habe, dem Gottesdienste auf der Gottesau beizuwohnen. Allerdings hatte Wildhoff diesen Wunsch einmal gehegt, weil er gehört, daß da schon manches Haberfeldtreiben besprochen worden sei. Der Ort interessirte ihn somit, ohne daß er je dahin gekommen wäre. Nun aber sagte er dem Burschen, dessen Anblick ihm widerlich war, daß die Gottesau auch ohne seine Führung zu finden sei. Nur um ihn endlich loszubringen, gab er ihm ein kleines Geldstück, worauf sich der Mensch mit einem heimtückischen Lächeln entfernte. Bald darauf verließ auch Wildhoff den Thurm. Als er zurückkam, fand er in dem Benehmen des alten Schwalbenbergers eine merkliche Veränderung. Derselbe sah ihn immer nur von der Seite an, nannte ihn nicht mehr Herr Vetter, gab auch auf seine Fragen nur scheue Antworten, so daß Wildhoff im Fortgehen nicht mehr zweifelte, in dessen Augen das entlarvte Ungeheuer von der Sonnenreut zu sein. Im Angesichte der Alpen und der grünen Landschaft stieg er nun an der Sonnenseite des Berges hinunter über die Matten, welche die Absätze desselben überkleideten, bis er vor einem schönen Berghofe im zierlichen Gebirgsstyle hielt. Der Anblick war so freundlich, daß er ihn länger genießen wollte. So warf er sich in den Schatten einer Hecke und sah über das

Haus hin in's Land hinunter. Ringsum lag die zweite Heumahd auf dem Rasen, und in geringer Entfernung wendeten zwei kräftige Töchter des Berges mit handlichen Rechen das Heu auf der Matte, indem sie laut vor sich hin jodelten. Sie waren hemdärmelig, aber sonst festtäglich gekleidet, – das schmucke, grüne Hütchen mit goldener Schnur und einem Strauß saß auf den reichen braunen Flechten. Endlich trat eine rüstige Bäuerin im größten Feiertagsstaat und hoher Pelzmütze unter die Thüre und rief herüber:

»Seid's noch nit ferti? Macht's, daß Ihr jetzt in d' Kirch'n kommt!«

Damit ging sie den Berg hinunter; die beiden Heuerinnen aber nahmen die Rechen auf die Schulter und kamen nahe an Wildhoff vorüber.

»Was glaubst', Nani, wird sich die Sonnenreuter Lisi heut auch wieder an unsrer Kirch'n schauen lassen?« fragte die Jüngere von Beiden.

»Hm, Mirl, weißt, wann Einem d' Lieb treibt, kann man Spießruthen laufen!« versetzte die Andere. »Schau, Mirl, drüben an der Hecken liegt ein Herrischer, schaut aber nit so freundlich drein, wie selbiger an Christi Himmelfahrt, mit dem wir über den Schwalbenberg gewandert sind.«

»Ja derselbige, der immer vom Haberfeld hat hören wollen,« sagte Mirl mit freundlich blinzelnden Augen, indem sie in's Haus ging, jedoch nur, um nach einigen Minuten in einer Metamorphose wieder vor demselben in dem kleinen Gärtchen zu erscheinen. Zwar der kurze

Rock und die weißen Strümpfe waren geblieben, dagegen die Hemdärmel und das grüne Hütchen verschwunden. Ein Leibchen von braunem Merino in ziemlich seltsamem Schnitt kleidete züchtig ihren Oberkörper, während auf den Haarflechten ein glatt anliegender Deckel von schwarzem Stoffe saß, fast in der Form der Blechhauben und Eisenhüte des kriegerischen Mittelalters. In der Hand hielt Mirl ein Gebetbuch, in welches sie den gepflückten Strauß von Nelken, Reseda und Rosmarin legte. Dann rief sie aus dem Gärtchen zu dem Fenster hinter der »Laube« empor: »Nani, soll Dir auch an Busch'n brock'n?«

»Ja, thu's!« war die Antwort, und Mirl »brockte an Busch'n,« d. h, sie pflückte ein ähnliches Sträußchen, das sie der älteren Schwester überreichte, als diese in völlig gleicher Tracht herunterkam, um nun mit Mirl bergab zur Kirche zu wandern. Aus allen Höfen des Bergs und des Plateaus an seinem Fuße kamen die Leute über die grünen Matten, durch die stillen Gehege zum gemeinsamen Ziele, – jenem schlanken Thürmchen, das sich über die Kirche der Gottesaue erhebt und von welchem helles Geläute durch die friedliche Landschaft hallte. Leider trugen alle Mädchen den unkleidsamen schwarzen Deckel statt des grünen Spitzhutes, der von dem strengen Pfarrherrn aus den Frauenstühlen der Kirche verwiesen ist.

Auch Wildhoff wanderte vollends den Berg hinunter durch einen stillen Grund, einen kurzen Knüppelpfad jenseits hinan, und stand im Angesichte des Kirchleins

in der grünen Umhegung der Gottesau auf einem tafelförmigen Vorsprung der Hochebene. Vom Waldrande aus hatte er kaum noch hundert Schritte an die Umfassungsmauern des Kirchhofs. Aber er blieb stehen. Er empfand eine starke Scheue, sich jetzt den Blicken der zahlreichen Gruppen auszusetzen, welche da an den Rasenhängen um die Kirche lagerten oder an den äußeren Umfassungsmauern lehnten und standen. Lebhafte Stimmen schallten zu ihm herüber, die Gruppen der Mädchen und Bursche schienen erregt. So zog er es vor, das freundliche Bild der Kirche innerhalb der grünen Waldumfassung von Buchen und Ahornbäumen aus einiger Entfernung in sich aufzunehmen. Denn auch sein künstlerisches Interesse war durch den schmucken Quaderbau erregt, dessen Fenster sich zu schön ausgeführten Spitzbögen entfalteten, während die anmuthige Leichtigkeit des gothischen Thurmes mit einem schwerfälligen birnförmigen Helm späterer Zeit abschloß, der von grauen und rostbraunen Schindeln gedeckt, in ein Doppelkreuz und Windfähnchen auslief. Aber weder von den alten Glasmalereien der Chorfenster noch von einem neueren Standbilde ohne Werth konnte Wildhoff von seinem Standpunkte etwas wahrnehmen.

Indem er sich vorbehielt, bei gelegenerer Zeit den anmuthigen Kirchenbau genauer zu mustern, durchschritt er in ziemlicher Entfernung hinter der Kirche die Wiesenaue und kam auf einem Querpfade unbelästigt auf den breiten Fahrweg, der am Rande des tiefen Fallachgrundes oben hinführt und dann den steilen Waldhang

schräg hinunterläuft zu einer Haltstelle der durch den Fallachgrund abzweigenden Eisenbahn. Der Erscheinung eines Mädchens, welches von der Gottesauer Kirche her denselben Weg ging, schenkte er anfänglich keine Beachtung, obgleich es auffallen konnte, daß dasselbe noch vor Beginn des Gottesdienstes den Platz verließ. Vielleicht wollte das Mädchen mit der Bahn fort, denn sie schritt rüstig zu, ohne sich umzusehen. Wildhoff zog seine Uhr heraus. Wenn es Zeit zu einem gebirgeinwärts gehenden Zuge war, wollte er diesen benutzen, um tiefer in's Hochland einzudringen.

Das Mädchen vor ihm hatte festen Schritt gehalten, so lange sie im Gesichtskreis der Gruppen vor der Kirche war. Allmälig aber wurde ihr Schritt wankend, zögerte, hielt endlich ganz ein, und nun stand sie neben dem Wege, von einem heftigen, krampfhaften Schluchzen durchschüttert, – sie weinte bitterlich in ihr Tuch hinein, das sie vor die Augen drückte. Jetzt war Wildhoffs Aufmerksamkeit mit seinem Mitleide erregt. Die Gestalt der Weinenden schien ihn bekannt. Und als nun das leise Geräusch seiner Schritte auf dem Rasenrande des Wegs dieselbe aufschreckte, da sahen ihn die roth verweinten Augen der Tochter des Sonnenreuters an.

Lisi erschrak so sehr über seine plötzliche Begegnung, daß sie nicht einmal daran dachte, die Spuren ihrer Thränen zu löschen. Als er sie nun in herzlichen, theilnahmsvollen Worten um die Ursache ihres Leids fragte, schien sie fast unangenehm davon berührt zu sein. Sichtlich war

ihr Wildhoff der unliebste und unwillkommenste Zeuge ihrer Thränen, die jetzt vor Verlegenheit und Scham zurückgedrängt wurden. Das peinliche Gefühl, das seine Erscheinung in diesem Momente in ihr erregt hatte, vermochte sie erst dann wieder zu unterdrücken, als sie nochmals einen Blick zurück auf den Thurm geworfen hatte, der von der Gottesaue herschaute, und als sie dann ihre Augen zu dem edlen Antlitz Wildhoffs erhob, in welches seit Jahresfrist der Schmerz des Lebens so manche Spur gezeichnet hatte. Mit einem Male vermochte sie jetzt Scham und Verlegenheit zu bemeistern. Nochmals fuhr sie rasch mit dem Tuche über die Augen, steckte es dann ein, erhob den gesenkten Kopf, sah Wildhoff mit vertrauensvoller Offenheit an und sprach in herzlichem Tone:

»Von Ihnen, Herr, will ich lernen, wie man Leid erträgt und der Menschen falsche Meinung. Mag es sehen, wer da will, mit ruhigem Gewissen kann ich neben Ihnen stehen und gehen.«

Und damit hatte sie sich zum Weitergehen angeschickt und schritt neben Wildhoff den Weg entlang, der nun rasch hinunter in den rauschenden Grund führte. Wie alljährlich an diesem Tage war Lisi von der Sonnenreut nach der Pfandlmühle im Fallach gewandert, um mit den befreundeten Müllertöchtern gemeinschaftlich den Kirchengang nach der Gottesau anzutreten, hatte aber zu ihrer Ueberraschung dieselben nicht mehr getroffen, worauf sie allein mit klopfendem Herzen hinangestiegen war, wo sie ja auch den Bernecker Hanns treffen sollte. Was

ihr droben widerfahren, konnte sie nur durch Schluchzen und Thränen deutlich machen.

Während dann das Mädchen heimwandernd die Fallach überschritt und Wildhoff mit dem Zuge in's Gebirge eilte, reifte in diesem ein Entschluß, ohne daß er für's Erste ahnte, was in demselben Momente anderwärts über ihn beschlossen ward.

Auf der Gottesau war heute Kirchentag, während ringsum in der Landschaft kein Gottesdienst gehalten wurde. Bevor das Glöcklein zum ersten geläutet hatte, waren schon die Angehörigen der weit zerstreuten Kirchengemeinde aufgebrochen, um aus den Einödhöfen der Hochebene herüber, aus den alten Berghäusern herunter und aus den Mühlen des tiefen Fallachgrundes hinan zu pilgern zu den grünen Plätzen um die Kirche, die heute selbst für Auswärtige, Weitentfernte ein beliebter Sammelort war, wo man Bekannte und Verwandte treffen und sprechen konnte. Da standen und lagerten nun die Burschen und Mädchen umher an den Mauern und Rainen, während die Alten in den nahen Höfen dem Beginn des Gottesdienstes entgegenharrten. Bei dem der Kirche zunächst liegenden steht am Wege, im spitzen Winkel eines Ackers ein kleiner, offener, zerfallener Pavillon aus Balken und Latten, mit morschen Bänken auf den verwachsenen Boden und einer Windfahne auf dem kleinen Kuppeldache. In demselben saßen einige Bursche, reiche

Bauerssöhne, die sich vor Andern ein besonderes Ansehen zu geben wußten. Nicht weit davon stand eine Gruppe Oberländer Mädchen, lachend und kichernd, während auch die Bursche in eifriger Unterhaltung begriffen waren.

»Schaut's, der Bernecker Hanns!« sagte der lange Hies, indem er auf einen Burschen deutete, der mit allen Zeichen unmuthiger Erregung des Weges kam, »der is fuchti, weil sie ihn beim Kilian 'kampelt haben.«

»Wer is denn Alles da?« fragte ein Anderer.

»Der Bernecker, der Wüstenschwaiger, der Heutreter, der Marold, der Höchensteiner, der Maier an der Wies und der Müller vom Busch.«

»Warum sind's denn über ihn 'kommen?«

»Glauben will er nit, was die Lisi von der Sonnenreut für Eine is. Recht, sagt er, haben's 'than beim Gericht, daß sie den Baumeister auslassen haben. Aber der Herr Praktikant – das is ein richtiger – hat g'sagt, ja, sagt er, erwiesen is nix, weil ihm der Doctor aussi g'holfen hat, aber, hat er gesagt – – na, wie's halt is! Gelt, Hanns, das is a saubere G'schicht.«

Der Gemeinte war jetzt herbei gekommen und ließ sich auf einen leeren Platz der Bank niederfallen, daß sie in allen Fugen krachte.

»Nix is, das sag i!« rief der Hanns mit einem Schlag auf den morschen Tisch. »Alles is erlogen. So lang meine zwei Augen offen sind, sag i: einfältigs G'schwatz is!«

»Na Du,« mahnte jetzt der Hies, »Dein Vater wird Dir sie zubinden, wenn er über Dich kommt.«

»Sei stat, Hies, oder –«

»Hirndamisch mußt nit sein, Hanns,« entgegnete jedoch der lange Hies unerschrocken und ruhig. »Schau, g'rauft wird nit auf der Gottesau. Und wannst nit glauben willst, was die beim Kilian sagen, na, da schau halt zu! – Laßt's ihn gehn,« fügte der lange Hies noch hinzu, indem er aufstehend sich zu den Andern wandte. »Er muß anpumpsen, damit er weiß und einsieht, daß andere Leut' auch ein' Verstand haben.«

Hanns saß jetzt brütend da, während auch in der nächsten Mädchengruppe über dieselbe Angelegenheit gesprochen wurde. Hier standen Nani und Mirl bei den Müllerstöchtern aus dem Fallachgrunde und erstere fragte eben:

»Sagt's doch, warum habt's denn die Sonnenreuter Lisi heuer nit mitgebracht? Na, Susi, gelt! Habt's nit auf sie warten mögen.«

»Seit die G'schicht aufkommen is,« versetzte Susi, »wird doch die Lisi nimmer her mögen.«

»Is denn wahr, was die roth' Urschi sagt?«

»Nix g'wiß weiß man nit,« antwortete die Müllerstochter, nur zu leicht geneigt, die abwesende Freundin preis zu geben.

Da klang ihr eine freundliche, wenn auch etwas beklommene Stimme über die Schulter:

»Grüß Gott! Grüß Gott, Susi!«

Heftig fuhr die Müllerstochter herum und rief, sich verfärbend:

»Jesus, Maria, und Joseph! Aber Du hast mich d' erschreckt!«

Vor ihr stand in Halbtrauer, sonst reich gekleidet, Lisi, die Tochter des Sonnenreuters, die eben mit zitternden Knieen allein, von der Fallach heraufsteigend, dahergekommen war. Sie hatte an mehreren Gruppen vorüber gemußt, die ihren Gruß nicht erwiederten, ja statt des Dankes nur höhnisch verwunderte Blicke für sie hatten. Jetzt aber hatte sie Ursache, selbst zu der befreundeten Susi klagend zu sagen:

»Daß ich komm', erschreckt Dich?«

»Nein! das g'rad nit!« erwiederte die Susi verlegen. »Aber g'schworen hätt' i, Du kämst heut nit.«

Lisi wollte antworten, als sich plötzlich eine Hand derb auf ihren Arm legte. Sie fühlte sich rauh angefaßt, – aber sie erschrak nicht, da sie beim Umwenden den erkannte, der an ihrer Seite stand. Denn es war Hanns. So leidenschaftlich erregt sein Aussehen war, kehrte doch alle Sicherheit wieder in Lisi's Seele ein, als sie nun einmal seiner ansichtig geworden war. In seiner Ungeduld, ihre völlige Unschuld erweisen zu können, zog er sie nicht ohne Ungestüm in den Weg, so daß sie in die Mitte zwischen den verfallenen Pavillon und die Mädchengruppe zu stehen kam, während auch Andere, die entfernter standen, neugierig herzutraten.

»Lisi,« hub Hanns dann an, »wie g'scheidt, daß Du noch 'kommen bist! Jetzt red' laut, daß Alle hören. Is wahr, daß Du ein falsch's Diendl bist? Wahr« – und Hanns

zitterte vor leidenschaftlicher Erregung – »wahr, daß D' mi g'narrt hast? Mi g'narrt, Lisi? Mi?!«

»Das,« erwiederte Lisi mit freudigem Ausdrucke, »das kann ich Dir redlich und ehrlich sagen: Nein! Nie! Ich hab' Dich allzeit treulich g'liebt.«

Ueber das Antlitz des Burschen flog ein Widerschein ihrer Freudigkeit. Weniger heftig fuhr er in seiner Frage weiter:

»Aber Lisi, die Leut' sagen's halt.«

Es waren jetzt so viele aus andern Gruppen hinzugetreten, daß sich ein förmlicher Kreis um sie gebildet hatte. Alle wollten hören, wie sich des Sonnenreuters Tochter gegen ihren Geliebten verantwortete. Lisi aber sah sich jetzt im Kreise um und hielt ihren Kopf aufrecht.

»Wer,« fragte sie, »wer kann auftreten und sagen, daß ich falsch sei gegen den Hanns? Wer?«

»Ich!« sagte eine kleine, dicke, rothhaarige Dirne, sich durch den Kreis hindurch drängend. »Ich kann's.«

Lisi war überrascht, nicht betroffen. Sie sah die Rothhaarige fest an und fragte dann ruhig:

»Du?«

»Ich!«

»Und was kannst Du denn sagen, Urschi?« fragte die Tochter des Sonnenreuters jetzt die vor Kurzem entlassene Stallmagd mit ernster Fassung.

Diese erwiederte mit frech und höhnisch aufgeworfenem Munde:

»Kann's die Mamsell Lisi von der Sonnenreut läugnen, daß sie B'such g'habt hat in selbiger Nacht?

»In welcher Nacht?« fragte Lisi mit dem Erröthen der Scham und des Unwillens über diese Beschuldigung, während Hanns erbleichend nach ihr hersah.

»O, hab' mir's wohl g'merkt, tugendreiche Mamsell Lisi von der Sonnenreut!« versetzte die rothe Urschi. »In derselbigen Nacht, wo's g'regn't und g'stürmt hat am Abend von Christi Himmelfahrt.«

Lisi erinnerte sich der Besuche ihres Geliebten am Kammerfenster und warf diesem einen verschämten Blick zu. Aber sie erschrak vor seinem Aussehen. Er war ganz gelb geworden, während die rothe Urschi in ihrer Anklage fortfuhr:

»Nit am Kammerfenster, tugendreiche Jungfer Lisi, – a bißl früher in der Kammer.«

»Urschi, Du lügst!« rief Lisi jetzt lebhaft.

»Oho! Ja wohl! Schaut's die Lisi von der Sonnenreut! I lüg', sagt sie!« rief die rothe Stallmagd höhnisch. »Hab' den sauberen Herrn mit meinen zwei Augen g'sehen, wie er wieder wegg'schlichen ist. Und die arme, junge Frau hat sich bald z' Tod geweint derwegen.«

Lisi war blaß geworden vor Entsetzen über die fürchterliche Beschuldigung, während die Urschi wirklich mit der Sicherheit einer wahren Ueberzeugung sprach und den Eindruck der Wahrhaftigkeit machte.

»Urschi,« rief jetzt Lisi angstvoll. »Ich bitt' Dich um Jesu Christi willen, beschwer' Deine Seel' mit keiner solchen Lüge. Könntest Du beschwören, was Du sagst?«

»Ja, das kann i! I schwör's,« entgegnete die Urschi, die Hand aufhebend und gegen die nahe Kirche deutend, »i

schwör's – bei beut blutigen Heiland von der Gottesau, bei den sieben Sakramenten.«

Eine feierliche Pause war nach diesem Schwur eingetreten. Lisi stand da, todtenbleich, mit gefalteten Händen. Dann reckte sie ihre Linke gegen die rothe Magd aus und sagte bebend:

»Urschi, Du wirst es zu verantworten haben vor dem ewigen Gott!«

»Ja,« entgegnete die Andere, »das will i!«

Lisi wandte sich zu Hanns, aus dessen Brust hie und da ein dumpfes Gestöhne drang.

»Hanns,« flehte sie, glaub' ihr nicht. Laß es Andere glauben, aber Du darfst und kannst es nicht glauben!«

»Laß mi, Du –« schrie dieser jetzt wild auf, indem er sich erinnerte, wie sie ihn selbst in jener Nacht nicht in ihr Zimmer gelassen, obgleich er so sehr versprochen, artig zu sein. Gegen *ihn* konnte sie spröde sein, nachdem sie gegen den andern nachgiebig gewesen. Das drehte ihm das Gehirn um, riß fürchterlich an seinem Herzen. Es war ihm zu Muth, als müß' er sie vor Aller Augen erwürgen. Und als sich ihm Lisi in ihrer fürchterlichen Bedrängniß näherte, wo Alle mit verdammenden Blicken auf sie schauten, als sie die Hände flehend zu ihm aufrichtete, da hob er den Arm, Ellenbogen und Faust, gegen sie und sagte mit knirschenden Zähnen: »Weg, sag i, Du – Bilwizschneiderin!«

»Hanns!« schrie jetzt das arme Mädchen in ihrer Noth auf.

»Ja,« fuhr er in seiner rücksichtsloser Wuth fort, »Dei' Seel' hast scho lang mit Dein' Vater dem Teufi verkauft, Deine Ehr' dem Baumeister, dem elendigen, der in's Zuchthaus g'hört. Hertrieben hat's Di in selbiger Sonnwendnacht, wo ich mit dem Scherrhaufen am Kreuzweg g'standen bin und Dein Vater durch's Korn 'kommen is vom Bilwizschnitt.«

»O mein Jesu,« sprach jetzt Lisi mit blassen Lippen und todtenbleichem Antlitz. »Du, Hanns, bist wegen meinem Vater am Kreuzweg g'standen? Du? Und Du meinst, Dein Scherrhaufen hätt' meinen Vater hergezogen? O Hanns, das hätt' ich nicht von Dir gedacht. Damit Du aber weißt, wo mein Vater herkommen ist, will ich Dir's sagen: von Griesbach ist er 'kommen. Ja! g'wesen ist's so: dorthin ist er noch spät in die Apotheke 'gangen der Frau wegen. Die war aber schon g'storben wie er zurück 'kommen ist, und hat ihre Seel' ausg'haucht, in derselbigen Stund', wo Du sündigen Zauber gegen Deinen Mitmenschen, meinen Vater, hast üben wollen. So ist's gewesen!«

Ein ungläubiges Gemurmel ging durch den Kreis, während Hanns doch sich etwas getroffen und beschämt fühlen mochte. Der Sonnenreuter war wirklich aus der Richtung von Griesbach gekommen und trug dabei ein Fläschchen in der Westentasche.

»Seht's, da habt's den Schmarren,« sagte jetzt der lange Hies dazwischen. »Wer's glaubt wird selig. Die Hauptsach verschweigt aber die Sonnenreuterin: der Baumeister, wannst' ihn noch nit vergessen hast, – na, was hast Du über den zu sagen?«

»Ueber den?« fragte jetzt Lisi zurück, indem sie den Hies und den Hanns und nach einander alle anschaute und mit festem Auge den erbarmungslosen Blicken der Andern begegnete. Das arme, bedrängte Mädchen, so dem Schimpf einer Menge preisgegeben, raffte sich jetzt mit starker Seele aus der Demüthigung durch Andere auf, verließ sich jetzt nur noch auf sich, und erhob sich, im Gefühle eigner Achtung und der Verachtung Anderer, zu verzweifeltem Muthe, indem sie noch einmal mit hoher Miene anfing: »Ueber den hab' ich euch das zu sagen: daß er besser und mehr werth ist, als ihr alle zusammen und so ein Dutzend langer Hiese dazu.«

Damit hatte sie aber auch in den Augen des Bernecker Hanns das Bekenntniß ihrer Schuld abgelegt und sich selbst das Verdammungsurtheil ausgesprochen. Von seinem Zorne übermannt griff er Lisi jetzt am Arm und schrie, sie heftig von der Stelle reißend, auf der sie stand:

»So sei vermaledeit, Du freche Dirn', und fahr' mit Deiner Schand aus ehrlicher Menschen Gemeinschaft.«

Damit hatte er die arme Lisi so von sich geschleudert, daß sie weithin taumelte durch den sich öffnenden Kreis der Mädchen, und dann heftig auf den Rasen stürzte. Jetzt aber trat Nani, die hohe kräftige Tochter des Schwalbenbergs vor und rief laut:

»Na, das darf denn doch nit sein, daß man so mit ihr umgeht! Geh, Mirl, heb' das arm' Diendl auf. Das braucht's grad nit, Hanns, daß Du Hand an sie legst. Das ist ja doch nit mehr schön!«

Und damit stieß die Nani mit ihrer eben so hohen als stämmigen Gestalt Alle, selbst die Bursche zur Seite und näherte sich der Hingestürzten, die, von Mirl unterstützt, sich zum Sitzen aufrichtete, aber sich mit der Hand die Stirne hielt. Wie schützend stellte sich die Dirne vor die Mißhandelte.

»Hast Dir weh 'than? Kannst aufstehn?« fragte Nani und reichte der Schweigenden die Hand, um sie vollends aufzurichten. »Schau Diendl,« fuhr sie dann fort, als die Mißhandelte mit niedergeschlagenem blassem Angesichte neben ihr stand, »schau, i weiß nit, wie viel wahr oder g'logen ist von dem, was sie Dir zur Last legen. Allweil thust aber gut dran, wannst nit länger bleibst, auch nit mit in d' Kirch'n gehst.«

»Ich dank Dir schön, und Dir auch!« fing jetzt mit leiser Stimme Lisi an, indem sie den ihr so gut als unbekannten Schwestern die Hand reichte, zuerst der entschiedenen Nani, dann der Mirl, die sichtlich gerührt dabei stand. »Ich dank Euch schön.

Schon im Gehen sah sie sich dann nach dem Hanns um, der jetzt schweigend dorten verharrte. Sie sah ihn einige Sekunden lang stumm an. Dann sagte sie:

»Hanns, b'hüt Gott! Ich geh' auf Nimmerwiederkommen. Hab' ja nit gewußt, daß Du ein solchener bist. Ich verzeih' Dir. Möge Dir Gott auch vergeben, was Du an mir gethan hast!«

Es lag viel kalte Verachtung in ihrem Blicke, als dieser nun auch die übrigen Umstehenden streifte. Sie aber

wendete sich ohne weiteres Wort um und ging mit festem Schritte dahin, von der Kirche auf der Gottesau hinweg. Sie sah sich nicht ein einziges Mal mehr um, während Hanns in dumpfem Brüten ihr starr nachschaute. Erst als sie aus dem Gesichtskreise der Kirchen-Leute von der Gottesau war, fiel ihre künstlich bewahrte Fassung zusammen und brachen ihre Kniee, in demselben Momente, wo sie mit Wildhoff zusammen traf.

Hanns aber fühlte nun doch etwas wie Reue, als *die* seinen Augen entschwunden war, die er so treu geliebt und immer noch nicht hassen konnte, wenn ihn auch die bittere Leidenschaft und Kränkung getrieben, sie vor aller Augen zu mißhandeln, nachdem vor Aller Augen ihre Schuld dargethan worden. Reue war es, die mit seinem Trotze stritt, was ihn bewog, die rothe Urschi von sich zu stoßen, als diese, ein freundliches Wort erwartend, sich ihm näherte. Und als sich die Bursche erlaubten, der Weggegangenen noch Aeußerungen höhnischer Befriedigung nachzusenden, schrie Hanns heftig auf:

»Keiner red' ein Wort über sie, oder er hat's mit mir zu thun!«

»Schau,« hieß es, »wir muckisch der Hanns is. Jetzt möcht' er vor dem Kirchengang noch raufen wegen dem falschen Dienei, das er selber fortg'jagt hat.«

In demselben Augenblick tauchte ein Mensch in zerschlissener Joppe und ziemlich schäbigem und landstreicherischem Aeußern unter den Burschen auf und sagte mit tückischer Schüchternheit und scheu-vertraulichem

Wesen, er könne dem Bernecker Hanns etwas Wichtiges zeigen, wenn er es sehen wolle.

»Was kannst' denn zeigen, Haggl?« fragte der Hies verächtlich.

»Wißt's schon, daß sich der Baumeister mit der Lisi 'sammen b'stellt hat?« entgegnete zurückfragend der Haggl.

»Was da? Was sagt der Lump von der Lisi?« fuhr jetzt Hanns, aufmerksam werdend, herum.

»Wannst so a paar Hundert Schritt' mit mir gehen willst, kannst selber schauen, was i moan,« bemerkte der Haggl, indem er nach der Richtung hin deutete, in welcher Lisi verschwunden war.

Das heimtückische, höhnische Lächeln des Haggl reizte den Hanns noch mehr, als dessen Worte es vermochten; und als Hies meinte, man könne ja immer nachschauen, was der Haggl dorten habe, verließen die drei den Platz mit raschen Tritten auf dem Fahrwege, der am hohen Rande des Fallachgrundes hinführt. Sie waren noch nicht weit gegangen, als Hanns plötzlich stehen blieb, und sich wie wahnsinnig an der Stirn faßte. Dorten, wo der Weg abwärts durch den waldigen Hang führt, stand Lisi und neben ihr – der verhaßte Baumeister. Hanns griff jetzt nach dem Messer in der kleinen Hüftentasche. Mit einem Ruck riß er es heraus, schwang es drohend im Sonnenlichte und sprang nun gleich einem wilden Thiere vorwärts. Aber nach dem ersten Sprunge hielt ihn auch schon die Faust des langen Hies auf.

»Sei nit dalket,« sagte dieser eindringlich. »Willst in's Zuchthaus kommen wegen der falschen Dirn'? Das ist sie, mein Oad, nit werth! – Beim Kilian sitzen die Alten noch bei einander. Kannst wieder gut machen, was Du durch Widerred' g'fehlt hast. Hast noch Zeit bis zum Kirchengang. Mußt jetzt selber wissen, was zu thun hast und daß unsere Gesetz' nit umsonst da sind.«

Hanns stieß mit einem Fluche das Messer wieder in das kleine Täschchen, steckte die Hände in die Hosentaschen, drehte sich auf dem Absatze herum und schritt nun den beiden Andern voran in der Richtung der Kirche zurück, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzuschauen. Er ging dabei immer schneller, als könne er das Ziel nicht mehr erwarten, und kam so, ohne es zu merken, mitten durch die Gruppe der Mädchen und Bursche, welche ihm nun mit Augenwinken, Kopfnicken, Gekicher und Geplauder nachschauten. Unbekümmert um alles Andere, was außerhalb seines gefaßten Entschlusses lag, strich Hanns an dem der Kirche zunächst liegenden Bauernhause vorüber, auf einen kaum bemerkbaren Querpfad einleutend, der ihn in kurzer Zeit vor einen Maierhof brachte, welcher in Einhegungen und hinter schwer tragenden Obstbäumen versteckt, mit dem braunen stumpfen Giebel und der rings herum führenden Galerie friedlich im Grünen ing. Zwischen den beiden Pferdeköpfen, mit welchen die Giebelbalken vor dem Thürmchen der Maierglocke abschlossen, stak ein grüner Wachholderzweig, den ein Anderer als Hanns vielleicht kaum bemerkt hätte. Auf dem Rasen um das Haus sprangen

zwei Fohlen zwischen gackerndem Hühnervolk umher, während die Staare aus dem Eingange ihrer Baumhäuschen schwätzten, und am Bienenstand ein summendes Schwärmen stattfand, das wie ferne Musik lautete. Ohne von dieser idyllischen Welt nur das Geringste wahrzunehmen, trat Hanns durch die Hausthür in den Fletz, welcher einen Blick in die Küche zuließ, wo bei der Hausfrau am Heerdfeuer mehrere geputzte ältere Weiber standen und plauderten. Die braune Stubenthür rechts, auf welcher ein Kreuz mit Kreide gezeichnet stand, war geschlossen. Hanns klopfte ungestüm an, dreimal, in drei Absätzen, wie das Ave Maria von den Betglocken angekündigt wird.

»Kimm' eina!« tönte als Antwort im Dialect heraus.

Hanns trat ein in die weite, braun getäfelte Stube, in welcher, auf der Wandbank um den großen Ahorntisch in der südöstlichen Ecke, sechs bis sieben Bauern im Alter von vierzig bis siebenzig Jahren saßen. Ueber ihnen in der Ecke war aus allerhand religiösem Zierrath ein kleiner Altar um das Holzbild des leidenden Erlösers aufgebaut, während der heilige Geist in Gestalt einer Taube an einer Schnur über dem Tische schwebte, – wie in den meisten alten Häusern des Hochlandes. Die Bauern selbst, welche bequem um den Tisch saßen, – meistens markirte charaktervolle Köpfe, wie sie jenen Stamm besonders auszeichnen – hätten einem Maler oder Physiognomiker interessante Studien geboten. Aber Hanns war weder das eine noch das andere. Er nahm das grüne Hütchen vom Kopfe und drehte es ungeduldig, bis der Bauer,

welcher gerade in der Ecke unter dem Crucifixe saß, fragte:

»Na, Hanns, was soll sein? was treibt Dich scho wieder her?«

Jetzt trat der Bursche vor an den Tisch und fing mit leidenschaftlich erregter Miene und ausgestrecktem Arme an:

»I klag'!«

»So sag' Deine Klag'!«

»Ich klag' an: die Elisabetha Zündlerin von der Sonnenreut, daß sie ein schandbars Leben führt. I klag' an: ihren Vater, den Sonnenreuter, daß er in Bund mit dem –« – Hanns bekreuzigte sich und alle am Tische machten es ihm nach – – »mit dem Teufi steht. I klag' ferner an: denselbigen Baumeister, Namens Herrn Wildhoff, daß er ein Verführer is und – –«

»Schön kleinweis! Nun schön kleinweis, Hanns!« unterbrach der Maier von der Wies jetzt die sprudelnde Rede des Burschen. »Nur immer eins nach dem andern.«

»Ja, thu' g'mach, Hanns!« fiel jetzt auch der Bauer unter dem Bilde des Gekreuzigten ein.

»Aber, Vater,« entgegnete der erhitzte Bursche, »laßt's mi nur ausreden!«

»Hat Zeit. Du bringst uns ja doch nix Neues,« sprach der Bernecker ernst. »Warten können wir auch nit, wann's Dir grad gefällig ist, die Klag' vor uns zu bringen.«

»Ja, hab'n noch mehr z'thun,« sprach jetzt der Heutreter, seinen spitzigen Kopf aufwerfend.

»Wahr is', schandbar's Leben gibt's heuer g'nug zu strafen im Land,« meinte der Wüstenschwaiger, und der Müller vom Busch nickte ihm ernst zu, während der Marold anhub:

»Wir hab'n noch viel vor, und das geht nit, daß der Hanns dableibt. Ohnehin wird geklagt, daß die Ledigen schon z' viel gelten unter Kaiser Karls Leuten. Der Hanns soll hinaus, bis er gerufen wird. Er bringt ja doch nix, was wir nit schon wissen.«

Der Höchensteiner stimmte bei; also sprach der Bernecker zu seinem Sohne:

»Hanns, geh auße, bis i Di ruf!«

Und so trat Hanns ab und sah sich außen die Fohlen an, welche sich im Grasgarten umher tummelten. Die Bauern in der Stube wollten ihn offenbar ihre Macht fühlen lassen, nachdem er vor einer halben Stunde durch Widerspruch gegen ihre Verdicte ihren Unwillen erregt hatte. Jetzt, wo er selbst die Klage vorbrachte, der er sich so heftig widersetzt hatte, behandelte man die Angelegenheit als minder wichtig, und er sollte warten, bis man den Willen hatte, sie an die Reihe kommen zu lassen. Und das geschah denn endlich auch kurz vor dem letzten Läuten zur Kirche.

Als dann der helle Ton der Glocke über die grüne Gottesau erklang, da schauten sich die Leute gegenseitig darüber an, daß der Bernecker Hanns *neben* seinem Vater über die Wiese hin durch das Thor des Friedhofs zur Kirche schritt. Das hatte er seit Jahresfrist nicht mehr gethan, und man wußte, daß es etwas zu bedeuten hatte.

Neuntes Capitel. Der Held unserer Geschichte macht eine grosze und kleine Reise und kommt in verdächtige Gesellschaft.

Unmittelbar nach jenem Feiertage auf der Gottesau war Wildhoff von der Sonnenreut abgereist. Er suchte Zerstreuung, indem er nach den architektonischen Schätzen in einigen größeren Städten des Landes fahndete. Wochen vergingen über der Durchmusterung der Reste des romanischen Styls in der einen, der Gothik in der anderen und der reichen Renaissance in der dritten Stadt. Jede dieser drei Städte zeigte die Entwickelung des in ihr vorzüglich blühenden Styls in reichster Entfaltung, so daß sein Berufsinteresse wenigstens einigermaßen die Leere ausfüllte, welche der Tod Ida's in seinem Herzen hinterlassen hatte. Dann durchsuchte er auch die kleinen ehemaligen Reichsstädte, welche vom Weltverkehr abliegend, wahre Schatzkästchen früherer Architektur geblieben, deren Straßenbilder mit dem philisterhaften Stillleben in denselben ihm mannichfachen Genuß gewährte, deren Außenansicht mit den scharfen, vorspringenden und zurückweichenden Contouren auch seiner malerischen Empfindung sich lebhaft einprägten. Auch die freundlichen und düsteren Schlösser des Adels in ihrer Abgeschiedenheit und dem theilweisen Verfall suchte er auf und fand reichen Genuß und vielfache Erweiterung seiner Erfahrungen durch diese Wanderungen. Aber unter ihrem Eindrucke erblaßten doch die treubewahrten

Bilder aus dem Alpenvorlande nicht, und gar oft vermißte er die grünen Wälder und sonnigen Hügelmatten auf dem wundervollen, märchenblauen Hintergrunde der Alpen, die rauschenden Wasser und die tiefgründige Poesie der klaren Seen am Fuße des Hochgebirgs. Und je mehr der Herbst vorrückte mit seinen heiteren Tagen, desto stärker wurde seine Sehnsucht nach »des Hochlands bergigen Haiden, wo die tobende Jagd erscholl,« wie Walter Scott von dem Hochlande seiner Heimath singt. Und endlich, als die Tage kamen, von die Landschaft vor den Alpen von den Sommergästen wieder verlassen zu werden pflegt, da klang durch alle seine Gedanken der Sehnsucht des Robert Burns'schen Liedes:

> Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
> Mein Herz ist im Hochland, zu jagen das Thier,
> Zu jagen den Hirsch und zu jagen das Reh, –
> Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh.«

Ja, zu der Heimath der kühnen und starken Männer, der freudigen, treuherzigen Menschen zog es ihn wieder, – und fester und inniger als seither wollte er sich dem prächtigen Volksgemüthe anschließen, in welchem noch, wie in keinem anderen, eine Fülle ursprünglichen und poetischen Lebens wirkt. Nun tönte Citherschlag und Jodeln, wanderten Joppen und grüne Hüte, knallten Büchsen und klangen Almenglocken so lange durch seine Träume, bis er eines Tages, da der Herbst schon die Wälder an der Fallach angehaucht hatte, wieder auf der

Sonnenreut erschien, auf deren Angern jetzt eine stattliche Viehheerde weidete und der sonnigen Landschaft die freundlichste Staffage schuf.

Die Wirthschaft auf der Sonnenreut ging ihren regelmäßigen geordneten Gang unter der tüchtigen und strengen Leitung des Sonnenreuters, der, wenig um die Reden der Menschen und die Meinung der Welt bekümmert, in angestrengter Thätigkeit dahinlebte. Auch Lisi hatte ihren Schmerz und die Sorge in den Herbstnächten unter seinem thätigen Leben, unter der Freude am Gedeihen der Heerde, welche unter ihrer Oberaufsicht stand, und unter der Sorge für Küche und Keller zu vergessen gesucht. Freilich unterbrach so manche Stunde wehmüthigen Gedenkens ihr Thun in der Milch- und Obstkammer, – freilich hörten ihre einsamen Nächte so manchen Seufzer ihres gekränkten und bekümmerten Herzens: vor der Welt aber war sie noch so freudig und rührig wie früher und auch die Frische ihrer Wangen hatte nichts eingebüßt.

Einige Tage nach seiner Rückkehr war Wildhoff ausgeritten, nachdem er den Morgen den Erinnerungen Ida's gewidmet hatte, indem er ihre Lieblingsplätze besuchte und wieder stundenlang in ihrem Sterbezimmer verweilte. Bei seinem Wegreiten hinterließ er, daß er möglicher Weise in der Nacht nicht heimkommen werde. Es war ein Sonnabend und Lisi saß auf der Terrasse und sah in die herbstliche Landschaft hinein; indem sie aus einem neben ihr stehenden Körbe Zwetschgen auf einer Hürde zum Dörren ordnete. Einer der Hofhunde – der

Wolf war mit dem Herrn fort – lag schläfrig zu ihren Füßen, an den Rasenhängen umher klangen die Glocken der weidenden Kühe, draußen sonnte sich die Landschaft an dem Lichte des späten Nachmittags. Da ging jenseits des waldigen Grundes Jemand dahin, langsam, – ein Bursche in Joppe und Spitzhut, auf welchem neben den Spielhahnfedern ein Wachholderzweig steckte. Manchmal verschwand dessen Gestalt hinter der hellgefärbten Laubkrone eines Ahorns, oder hinter der dunklen Pyramide einer Fichte, tauchte dann wieder auf, blieb stehen, sah herauf und Lisi's Herz klopfte hörbar unter dem enganschließenden Mieder. Zum ersten Male seit jenem Kirchgange zur Gottesau sah sie den wieder, der sie dorten so furchtbar gekränkt hatte. Aber sie that, als sähe sie ihn nicht und sie that, als höre sie ihn auch nicht, da er sang:

»Wie oft san ma' ganga durch Wies'n und Wald,
Hab'n g'sunga, hab'n g'jodelt, hab'n di Baam davo g'hallt.

Wie oft a schö's Sträuß'l hast g'steckt auf mein' Huat,
Und hast tausendmal g'sagt, schau, i bin Dir so guat.

Zu Dir bin i ganga in Winter im Schnee,
Und zu Dir bin i 'naufg'rennt in Summer auf d' Höh.

Koa Zaun war ma z' spitzi, koa Weg war ma z' weit,
Und koa Sunnschein nit z' hitzi, koa Müh hat mi g'reut.

Und jetzt bist Du so falsch und so schö no dazua,
Und i für mei Lebtag a trauriger Bua.«

Er ging vorüber, sein Lieder war verhallt, seine Gestalt ihren Augen entschwunden und an den Wimpern von Lisi's freundlichen Veilchenaugen hingen ein Paar glänzende Thauperlen.

Mittlerweile war Wildhoff zu Pferde in jenen Bereich der oberen Fallach vorgedrungen, wo keine Dörfer die Einsamkeit unterbrechen, sondern nur uralte Einzelhöfe mit ihren Gütercomplexen hinter den Waldstreifen, Büschen oder in den Waldblößen liegen. Es war ein heiterer Herbsttag. Stattliche Heerden weideten in den Einhegungen und auf den sonnigen Rainen, und wo er sie nicht sah, hörte er doch das harmonisch zusammenklingende Geläute der Kuhglocken hinter den buntgefärbten Waldstreifen. Bald fesselte ihn das anheimelnde Bild eines unter Obstbäumen auftauchenden Maierhofes, bald der aufsteigende Rauch eines Kohlenmeilers, oder er hielt an seiner Knüppelbrücke, um einem Gießbach nachzuschauen, oder über dem Rand der Schlucht, in welcher die Fallach rauschend Mühlen trieb. So war es Abend geworden und

er hatte die Erschöpfung seines treuen Rappen, dessen Ermüdung auf den theilweise abschüssigen Wegen nicht bedacht, als auf der Griesbacher Straße, an einer Mühlengruppe vorüber, die Fallach passierte und dann rechts ablenkend auf chaussirtem Fahrwege zu dem jenseitigen Plateau hinanritt, das vom Fuße des Gebirgs bis zu dem des Schwalbenbergs mit lauter einzelnen Maierhöfen besät ist. Auch hier ritt er ohne eigentliches Ziel dahin und hatte nur immer den Schwalbenberg im Norden vor Augen, nach welchem er sich einigermaßen zu orientiren vermochte.

Als er jedoch durch einen kleinen Pfarrweiler hindurch geritten war, dessen wenige Häuser mit ihren wetterbraunen »Lauben« und flachen steinbeladenen Schindeldächern sich malerisch um die Kirche gruppirten, lenkte er in einen weicheren Feldweg ein, um im Allgemeinen in der Richtung der Sonnenreut zu bleiben. Die Landschaft bildete einen beständigen Wechsel von Brachfeld, Waldstreifen, weiten Aengern und Haideland, über welches die Wachholderbüsche sich wie gothische Thürmchen erhoben. Aus den Höfen hinter den Bäumchen stieg der Rauch in die Abendluft, auch aus einem großen Bauernhause zunächst der Straße, das ihm wegen des ungewohnten Lebens auffiel, welches sich um dasselbe bemerkbar machte. Einige Bierfässer standen vor demselben, durch die Hausthüre ging es ab und zu und zwei Bursche, mit den Händen in den Hosentaschen, in Spitzhut und Joppe, sahen ihm entgegen, als er so langsam dahinritt. Dabei besprachen sie sich manchmal und es

war nicht zu verkennen, daß er den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildete. Das Haus war groß und lag breit unter dem weitausladenden Dache. Es hatte einen steinernen Unterbau, der weiß angestrichen, von dem hölzernen Ueberbau um so mehr abstach, als dieser mit seiner rings umherlaufenden Galerie und der kleineren »Laube« am Giebel vom Alter ganz schwarz geworden war. Nur die gegeneinander gekehrten Pferdeköpfe, in welche die Giebelbalken oben ausliefen, waren roth bemalt.

Wildhoffs Rappe blieb vor dem Hause stehen, auch Wolf schnüffelte zur Hausthüre hinein, als hätte der vom Heerde wehende Geruch eine besondere Anziehungskraft für ihn. Als Wildhoff von der Sonnenreut wegritt, that er es in der Voraussicht, die Nacht in einem ländlichen Wirthshause zuzubringen, jeodoch dachte er sein Asyl ruhiger und freundlicher, obgleich die Holzarchitektur des Hauses vor ihm, mit dem Schnörkelzierwerk in Dach und Giebel, mit den gewundenen und ausgebauchten Stäben des Altangeländers seine künstlerische Theilnahme erweckte. Daß dieser einzeln stehende Hof ein Wirthshaus sein mochte, deuteten die zwei Bierfässer vor der Thür an, ebenso ein grüner Busch am Fenster. Dennoch antworteten die beiden Bursche, als er sie deswegen fragte, mit Kopfschütteln und sahen dem Wegreitenden mit eigenthümlichem Augenwinken nach. Dem Reiter aber war es ersichtlich nicht unlieb, daß er der Versuchung, hier zu bleiben, enthoben war; und da Mondschein zu erwarten war, der den Weg erhellte, gedachte Wildhoff noch nach der Sonnenreut zurückzukehren. So

ritt er in der Dämmerung des Abends durch die schweigende Haidelandschaft. Die Nacht rückte rasch vor; dicke Nebel stiegen auf, hüllten die halbe Mondscheibe und bald alle Gegenstände ringsum so völlig ein, daß Wildhoff seiner Richtung nicht mehr gewiß war. Auch konnte ihm die Ermüdung seines Pferdes nicht entgehen; umkreiste doch auch Wolf nicht mehr seinen Ritt, sondern hielt gleichen Schritt mit dem erschöpften Rappen.

So wünschte der Reiter nun doch, einen anderen Weg eingeschlagen zu haben, der zu einer anständigen Nachtherberge geführt, besonders da er zu bemerken glaubte, daß er in der Irre ritt. Wo er sich jetzt befand, war ihm völlig unbekannt. Er war deshalb froh, als Wolf einen Laut ausstieß und dann etwas rascher voran in den Nebel lief. Entweder ging da Jemand oder stand eine menschliche Wohnung, wo er sich wenigstens nach der Richtung erkundigen und vielleicht sein Pferd etwas ausruhen lassen konnte. Ein lauter Schrei, welcher aus dem Nebel drang, verkündete, daß da Jemand durch die plötzliche Erscheinung des großen Hundes erschreckt worden sein mußte und Wildhoff trieb sein Roß zu rascherem Schritte an, um an die Stelle zu kommen, während er gleichzeitig Wolf zurückrief. Jetzt sah er denn auch eine männliche Gestalt auf dem Wege dahin schreiten, die mit einknickenden, schlotternden Knieen sich weiter schlich und öfter scheu und furchtsam zurückschaute. Als Wildhoff näher kam, sah er, daß der Mensch zwar in der Tracht der Hochländer steckte, aber durchaus nichts von der kühnen Haltung derselben besaß, sondern mit eingefallenen

Lenden und schwankenden Beinen wie ein ertappter Verbrecher dahinschritt.

»He da,« rief Wildhoff den Menschen an, gibt es in der Nähe keine Herberge für die Nacht, wo ich wenigstens einige Stunden verweilen, mein Pferd einstellen und füttern lassen könnte?«

Der Mensch kehrte jetzt sein Antlitz gegen den Reiter und dieser dachte, indem er es, so viel in der Dunkelheit möglich war, fixirte:

»Dieses Gaunergesicht sollte ich doch kennen!«

»Reiten's nur den Weg da,« fing der Andere jetzt an, »im nächsten Hof können's bleiben und Alles haben.«

Wildhoff ließ sein Pferd die bezeichnete Richtung einschlagen und verlor den Menschen rasch aus dem Gesichte, da der Nebel immer dichter wurde.

»Ich müßte mich sehr täuschen,« sagte er sich, »wenn das nicht der Haggl war, und ich vielleicht ein Thor, seiner Weisung zu folgen.«

Wildhoff hielt jetzt sein Pferd an und sah zurück, ob der Mensch nicht nachfolge. Derselbe war jedoch nicht zu bemerken und hatte offenbar eine andere Richtung eingeschlagen. Was that dieser Haggl zu dieser Zeit in dieser abgelegenen Gegend? Gleichviel, Wildhoff ritt weiter und als sein Pferd immer stärkere Kennzeichen der Erschöpfung kundgab, stieg er endlich aus dem Sattel und führte seinen Rappen am Halfterband. Er war noch nicht lange so dahin gewandert, als ihm ein rothes Licht trübe durch den Nebel entgegenschimmerte,

das er auch bald als ein Heerdfeuer erkannte. Es kam näher, vielmehr er näherte sich ihm und stand bald vor einem Hause, das er zu seiner Ueberraschung als dasselbe erkannte, an welchem er vorhin vorübergegangen war. Die leeren Bierfässer standen noch vor der Thür, durch welche man das Heerdfeuer flackern sah, während die Köpfe einer Menge Menschen sich auf dessen Glast abhoben. Als Wildhoff nun laut in dieselbe hineinrief, kam eine Art Hausknecht in schwarzledernen Kniehosen, Zipfelhaube und langer Schürze heraus, hielt dem Fremden eine Stalllaterne in's Gesicht und hörte stumm dessen Begehr an. Darauf schüttelte er mit tiefem Grunzen den Kopf und sah überhaupt sehr ungnädig drein. Wildhoff äußerte jetzt, er wolle zufrieden sein, wenn er nur auf einige Stunden Unterkunft haben könne, um sein Pferd ruhen und füttern zu lassen. Dasselbe bedürfe etwas Hafer.

»Haber?« fragte der Hausknecht phlegmatisch zurück. »Habern thut sich nix'n! I thät halt moana, ös sollt's weiter reita, – wenn i enk rathen soll.«

»Ja warum denn, guter Freund?«

»Na, z' weg'n –,« der Hausknecht hielt inne, machte eine höchst geheimnißvolle Miene und setzte dann kurz abschnappend hinzu: »i woaß nix'n!«

Wildhoff stand ziemlich trostlos vor dem unerschütterlichen Hausknecht, als nun eine andere Gestalt unter die Thüre trat, ein alter, aber noch rüstiger Bauer mit ehernen, strengen Zügen, die sich noch verfinsterten, als er

den Fremden, dessen Pferd und Hund gewahrte, welche er denn auch schweigend musterte, bis er fragte:

»Nu, was soll sein? Donisl, was will der Herr?« –

Ehe Donisl den Mund aufbrachte, hatte der Fremde selbst schon sein Anliegen vorgebracht, worüber sich das Antlitz des Bauern mehr und mehr verdüsterte. Mit sehr unmuthigem Ausdrucke musterte er nochmals Person, Pferd und Hund des Fremden, sah diesen mehrmals an, machte eine bedenkliche Miene, die sich allmälig in eine nachdenkliche verwandelte, und sprach mehrmals überlegend vor sich hin.

»Hm! hm! hm! Uebernachten!«

Sein Wesen nahm dann etwas Befangenes an, bis er sich mit der Frage an Wildhoff wandte:

»Der Herr is wohl müd' und wird bald einschlafen?«

»Ich würde mich allerdings früh zurückziehen,« antwortete Wildhoff mit einem Blick auf das Fenster der lärmvollen Stube.

»Also früh niederlegen und fest schlafen.«

»Ich denke wohl,« versetzte Wildhoff etwas verwundert über die Art dieser Ausforschung.

»Na, Donisl, so führ halt das Pferd in' Stall, – für den Hund da, – ein schönes Thier, Herr, – wird sich auch noch ein Platz finden.«

»Wolf bleibt bei mir,« sagte Wildhoff, worüber ihn der Bauer seltsam ansah, indeß es wie Hohn um dessen Lippen zuckte.

»Gut,« sagte dieser. »Meinetweg'n.«

Wildhoff übergab seinen Rappen dem Donisl, empfahl ihm das Pferd noch besonders, – an dem Trinkgeld werde es dann nicht fehlen. Da trat er in den besonders weiten »Fletz«, in dessen Hintergrund das Heerdfeuer in der Küche brannte. Feierabendlich saßen da Knechte und Mägde beisammen, andere standen umher und hörten einem Oberländer zu, der mit schwieligen Händen die Cither schlug und dem Instrument liebliche Töne entlockte, hie und da eine Strophe sang, wobei manchmal alle im Chor einfielen. Bei den Trutzliedeln war man noch nicht angelangt. In dieser Gesellschaft kümmerte man sich wenig um des Fremden Erscheinung. Als dieser aber an den Gruppen vorüberschreitend, die Thüre öffnete und in die niedrige, düstere Stube trat, während der Bauer einige Worte in die Küche hineinrief, reckten sich eine ganze Reihe von trotzigen Köpfen auf und sahen verwundert nach der unerwarteten und offenbar unwillkommenen Erscheinung.

Aber auch Wildhoff konnte sich nicht ohne Befremden in dem düster erleuchteten Raume umsehen. An dem großen Ahorntische unter dem Crucifix saßen, so viel er bei dem trüben Lichte sehen konnte, eine Anzahl Gesellen, nur zum Theil in der üblichen Landestracht; denn einige trugen manchesterne beschnürte Wämse und gesteppte Kattunjacken, andere lange Röcke. Bei mehreren erschienen die Gesichter so dunkel, daß er nicht unterscheiden konnte, ob sie blos so sehr im Schatten, oder

ob sie geschwärzt waren. Auch glaubte er, außer den Gewehren an den Wandnägeln, solche in den Ecken der düsteren Stube lehnen zu sehen. Und auf den Wandbänken und dreibeinigen Stühlen lagen Jagdsäcke, wie sie die schießlustigen Bergler tragen. So war der erste Eindruck bei seinem Eintritt in die Stube kein besonders günstiger. Uebrigens blieb ihm keine Zeit, sich von der Berechtigung dieses Eindrucks zu überzeugen; denn gleich nach ihm trat der Bauer ein, welcher ihm die Unterkunft im Hause zugesagt hatte, und drängte ihn förmlich, fast mit Unwillen, in einen Raum, der durch einen Bretterverschlag von der Stube getrennt war und keinen Blick in dieselbe mehr zuließ. Draußen war auf den seitherigen Lärm tiefe Stille eingetreten, während eine kleine, ältliche, klugblickende Frau durch eine Thüre, die unmittelbar aus der Küche hereinführte, mit einer brennenden Kerze eintrat. Auf einen Wink ihrer Augen trat der Bauer mit finsterem Ausdruck hinaus in die Stube. Die Frau aber stellte ein volles Bierglas mit bemaltem Deckel vor den Fremden, holte dann einen Laib aus dem Wandschranke, machte mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes darüber, legte den Anschnitt hin und sagte:

»Geseg'n es Gott!«

Nun fragte sie ihn, ob er ein Stück Braten, oder eine Eierspeise wünsche und vermittelte seinen Wunsch in die Küche, worauf sie ihrer Pflicht der Unterhaltung des Gastes nachkam. Ohne irgend welche Neugierde über seine Person zu äußern, oder zu fragen, woher er komme, wohin er gehe, was er wolle, sprach sie über das Wetter

und die schlechten Zeiten und gab unaufgefordert Aufschluß darüber, daß ihr Mann die Wirthschaft nur ganz nebenbei betreibe, wenn etwas besonderes los sei. Wildhoff (der vermuthete, daß die Frau bei ihrem lebhaften Geplauder vor Allem auch den Zweck habe, seine Aufmerksamkeit von dem abzulenken, was jetzt draußen in der Stube theils flüsternd, theils in abgerissenen unverständlichen Lauten abgehandelt wurde) konnte nicht unterlassen, bei den letzten Worten der Frau die Zwischenfrage zu stellen:

»Das ist wohl heute der Fall?«

Sie machte eine gleichgültige Bewegung.

»Wer ist die Gesellschaft draußen?« fragte Wildhoff. Jetzt sah sie ihn an, als ob sie sagen wolle:

»Ich hab' Dich ja auch nicht gefragt, wer Du bist, will's auch gar nicht wissen!« Sie schien dann aber dennoch eine Antwort für nöthig zu halten und sagte leichthin:

»Hochzeitleute!«

Diese Antwort hatte er nicht erwartet, obgleich er wußte, daß in diesem Lande der Hinweg und der Heimweg von der Hochzeit noch zu Wirthsgelagen verwendet wird. Eher durfte man die Gesellschaft in der Stube für eine Bande Wildschützen halten, wie sie nicht selten aus den Bergen durch die Wilder der Ebene streichen; vielleicht waren es auch Schmuggler, welche die Mauthlinie glücklich überschritten hatten, oder sich anschickten, über dieselbe in's Nachbarland vorzudringen.

Unterdeß war die kleine Tafel im »Herrenstübchen« mit blütheweißem Tischtuche gedeckt worden, und Wildhoff ließ sich das Abendessen schmecken unter fortwährendem Geplauder der Bäuerin, während draußen eine unheimliche Stille eingetreten war. Er hatte sich noch ein Glas Bier einschenken lassen und war kaum damit fertig, als der Bauer wieder aus der Stube hereintrat und zu der Bäuerin sagte:

»Hast jetzt gnug g'redt. Der Herr wird schlafen gehen wollen.«

Es lag eine ganz bestimmte Aufforderung in seinen Worten, ja, es klang fast wie ein Befehl, wenn man den herben, verdüsterten Ausdruck seiner Miene dazu rechnete. Alsbald stand auch die Frau auf und griff zum Leuchter. Auch Wildhoff erhob sich und warf jetzt einen Blick durch die Thüre in die große Stube, wo die Gesellen noch immer um den Ahorntisch saßen, aber jetzt zusammen die Köpfe gegen den Tisch senkten, als ob sie nicht gesehen werden wollten. Zugleich schob der Wirth seine stämmige Gestalt unter den Eingang, den er auch ganz ausfüllte:

»Da hinauf geht der Weg zu Ihrer Kammer,« sagte er ernst, indem er an die Thüre deutete, welche in die Küche führte. »Neugier thut nit gut, Herr, und wenn's gesund schlafen wollen, so kümmern's Ihnen nit um das Bißl Lärm im Haus.«

Ohne weitere Entgegnung folgte jetzt Wildhoff der Bäuerin durch die Küche, sah sich dann noch für einen Moment im Stalle um, wo er sich überzeugte, daß sein

Rappe in guter Pflege stand, und betrat dann die alte hölzerne Stiege, welche zum oberen Stock emporführte, während sein »Wolf« nicht von seiner Seite wich. Die Treppe krachte und knurrte in allen Fugen, da er hinan schritt und auch oben dröhnten und stöhnten die Bretter des dürren Fachwerks unter seinen Tritten, während hier Heuduft und Milchgeruch die ganze Atmosphäre schwängerte. Die Bäuerin öffnete eine Thür und führte Wildhoff in ein ziemlich enges, schmuckloses, geweißtes Gemach, wo sie den Leuchter auf einen Tisch stellte und mit einem kurzen »Schlafen Sie wohl! Geruhsame Nacht!« sich entfernte.

Der treue Wolf war schon an der Bäuerin vorüber in's Zimmer gesprungen und schnupperte nun überall herum, als ob er sich überzeugen wolle, daß sein Herr hier auch sicher zu ruhen vermöge. Als sich Wildhoff mit dem Hunde allein fand, sah auch er sich im Zimmer um. Es war eine von jenen Schlafkammern, wie sie sich in ländlichen Wirthshäusern finden, und keinen Luxus, aber Heimlichkeit genug und Ruhe, tiefe ländliche Ruhe bieten. Wildhoff würde diese auch hier gefunden haben in den Kissen des Himmelbettes, die blütheweiß, wie das Tischtuch unten gewesen, in fleckenloser Reinheit den Müden einluden. Aber es schwebte etwas um das Haus, das ihn an den Schlaf noch nicht denken ließ. Wenn er sich die Befangenheit der Wirthsleute und das verdächtige Aussehen eines Theils der Gäste vergegenwärtigte, so ward ihm klar, daß hier etwas vorgehe, was das Auge der Oeffentlichkeit zu scheuen habe. Auch daß er von dem

streunerischen Haggl hierher gewiesen worden, machte die Sache nicht heimlicher. Es war ihm überhaupt zu Muthe, als müsse er noch etwas Besonderes erleben, das den Begegnissen des Tages erst einen Abschluß gab. Als er in dem engen Raume eine Zeit lang hin und her gegangen war, riß er eines der kleinen Fenster auf und sah hinaus auf einen schon halb entlaubten Obstgarten hinter'm Hause. Hier war Alles still. Der Nebel schien sich verziehen zu wollen. Hie und da brach der Halbmond durch, neigte sich aber schon sehr dem Horizonte zu. Die Nacht war nicht mehr so düster, die Aussicht jedoch durch die Obstbäume verdeckt und beschränkt. Nachdem Wildhoff eine Zeit lang hinaus geschaut und nichts vernommen hatte als das dumpfe Lärmen gedämpfter Stimmen in den Wirthsstuben unten, schlug plötzlich in der Stille der Nacht ein Ton an sein Ohr, ein ferner Hufschlag, der sich allmälig näherte. Es war ein durch die einsame Landschaft heransprengender Reiter. Wildhoff horchte, – es klang so eigenthümlich in der Stille der Nacht und erinnerte ihn an eine freundliche Scene in jenem Gasthause auf der Höhe, wo er an der Seite Irenen's auch Hufschlag sich nähern hörte, ohne sich um die heranstürmenden Reiter zu kümmern. Aus den Gedanken aber, in welchen er sich darüber versenkte, schreckte ihn ein jäher, gellender Aufschrei im Hause. Rasch ging er vom Fenster hinweg zur Thüre, um hinauszuhorchen, was es gäbe. Aber er vermochte die Thüre nicht aufzubringen. Nun plagte er sich einige Zeit, es dennoch zu erzwingen, bis er sich überzeugte, daß seine Mühe vergeblich.

Die Thüre war von außen geschlossen, – er selbst ein Gefangener.

Wildhoff konnte sich dieser Wahrnehmung nicht länger verschließen und sie war keine angenehme, trug nichts dazu bei, ihm die Heimlichkeit seines Asyls zu erhöhen. Er ließ ab, die Schlempe[1] sie zu bewegen, unterließ auch jegliches Poltern, da er mit Recht schloß, daß Diejenigen, welche ihn eingesperrt, dadurch nicht eben bewogen werden könnten, ihn wieder frei zu lassen. Durch Lärm konnte er nur ihre unzeitige Aufmerksamkeit erregen. Ja, vielleicht war dieselbe schon erregt. Denn unten erscholl ein lautes Gelächter verschiedener Stimmen. Was nun aber thun? Was überhaupt von der ganzen Angelegenheit halten? Sie mußte dem in seine Schlafkammer Gesperrten in ziemlich ernstem Lichte erscheinen. Das Erste, was er that, war nun eine unwillkürliche Schutzmaßregel: er schob auch den inneren Riegel vor und untersuchte das Zimmer, ob es keine anderen Aus- oder Eingänge habe, wobei ihm sein treuer Wolf mithalf. Dabei fiel ihm, als er so mit dem Lichte in der Hand an den Wänden und am Boden umhersuchte, etwas auf, das er seither übersehen hatte. An der Thüre und an der alten Himmelbettstatt, auf welche ein holzgeschnitztes, sonnenstrahliges Auge Gottes heruntersah, waren die Herzen Jesu und Mariä nebst Sprüchen und anderen Schildereien angemalt. So auch das Jesuskind

[1] Klinke.

an der Bettlade, wie es auf dem Kreuze mit geschlossenen Augen ruht; – darunter in alter Schnörkelschrift:

»Hier schlaf' ich als ein Kind,
Bis ich aufsteh' und straf' die Sünd'.«

Und auf der Langseite der Bettstatt stand der Reim:

»Schlaf' in Deinen Sünden nicht,
Denn über Nacht kommt das Gericht.
Thue betrachten in Deiner Ruh',
Was dorten gehe ewig zu.«

Seltsam, eigenthümlich berührt von diesen Sprüchen und ihrem Sinne hatte Wildhoff darüber den Zweck seiner Untersuchung fast vergessen, während Wolf mit Eifer noch immer seiner Pflicht oblag. Die Bemühungen des klugen Hundes waren denn auch nicht ohne Erfolg; und als Wildhoff durch ein leises Winseln desselben aufmerksam gemacht, nach ihm schaute, stand das schöne Thier auf den Hinterbeinen, kratzte leise mit einer Pfote an der Wand und drückte dann mit der Schwere seines Oberkörpers diese scheinbar ein. Wildhoff bemerkte jetzt, daß eine in die Wand eingefügte Thüre sich öffnete. Und zwar ging sie in ein weites Gemach, durch dessen Fenster der nebelverschleierte Halbmond ein zweifelhaftes Licht warf. Die schwache Beleuchtung fiel etwas lebhafter auf eine alterthümliche, schön eingelegte Truhe, auf welcher die Prachtstücke des Geschirres, bunte Gläser und bemalte Tassen glänzten. In der Ecke stand ebenfalls eine Himmelbettstatt hinter weißen Vorhängen, – sonst war bei dem geisterhaften Lichte, das in diesem

bäuerlichen Staatszimmer waltete, nichts weiter zu unterscheiden als die Thüre und die Fenster, durch welche im Falle der Noth ein Ausweg auf die »Laube« genommen werden konnte; denn die alterthümliche Galerie lief, wie Wildhoff schon beim Vorüberreiten bemerkt hatte, um die Front und die südliche Façade des Hauses. Das Wichtigste für Wildhoff war, daß man von dieser Prunkstube aus das Geplauder unten ziemlich leicht verstehen konnte, da der Boden blos aus dünnem Fachwerk bestand. Sein Auge aber hing an einem runden Lichtschein an der Decke. Dort war also eine Oeffnung im Boden des Gemachs, durch welche der Glast des Lichtes der Wirthsstube fiel, – ein Loch im Bord, das einen Blick hinunter gestattete.

So wenig Neugierde sonst dem männlichen Charakter Wildhoffs eigen war, rechtfertigte sich doch diesmal das Verlangen des Eingesperrten, über Grund oder Ungrund seines aufsteigenden Argwohns Aufschluß zu erhalten, als ein natürliches. Wenn auch Wolf ein kluges und treues Thier war, gebot er ihm doch, in dem kleinen beleuchteten Gemache zurückzubleiben und suchte nun ohne verdächtiges Geräusch über die bebenden Dielen an die Stelle zu kommen, wo die runde Oeffnung im Borde sich befand. Er überzeugte sich, daß es eine künstliche war und offenbar den Zweck hatte, aus der oberen Stube die untere übersehen und bewachen zu können. Sie befand sich unmittelbar über dem Ahorntische, an welchem die verdächtige Gesellschaft saß. Der Anblick, welchen nun Wildhoff hatte, war nicht geeignet, dieselbe in

ein unverfängliches Licht zu stellen. Die Gesichter Einiger waren in der That geschwärzt, andere durch falsche Bärte unkenntlich gemacht, während noch mehrere solcher Bärte, dann Capuzen und seltsame Mützen auf Tisch und Bank lagen.

»Hast sie d'erschreckt, Landrichter!« sagte einer der Gesellen lachend. »Siehst aber auch darnach aus!«

»Gelt, schön!« erwiederte ein Anderer. »Aber is denn der Salterer Maxl noch nit da? Wann der fehlt, is die ganze Sach' nix.«

Einige Andere waren unterdeß mit dem Laden ihrer Büchsen beschäftigt, als plötzlich draußen Hufschlag aus zwei Richtungen erscholl und ein Ruf hereintönte, auf welchen hin die Burschen von den Bänken aufsprangen und nach den Gewehren langten, indem sie erwartungsvoll nach der Stubenthüre sahen. Draußen sprengte jetzt ein einzelner Reiter an, gleich darauf klang das Getrappel eines Reiterzugs von etwa sechs Pferden näher und näher. Lauter Anruf und Antwort erscholl vor dem Hause, und Wildhoffs Neugierde war so sehr erregt, daß er sich dem zunächst gelegenen Fenster näherte, um wo möglich etwas von dem zu sehen und zu hören, was draußen vorging. Durch die vorliegende Galerie gehindert, konnte er wenig sehen. Donisl mußte wohl mit seiner Stalllaterne wieder zum Empfange bereit stehen, einige Männer sprangen von ihren Rossen, deren Schatten über den Hof und in das Geheg hinausfiel. Es wurde laut durcheinander geplaudert, ohne daß der Lauschende etwas zu

verstehen vermochte. Erst als Mehrere in die Wirthsstube unten getrampelt waren, hörte Wildhoff durch das Fenster eine Stimme, welche ihm die des Wirths zu sein däuchte:

»Die Griesbacher Sesselrutscher sind heunt im Bett, – 's kommt von einem richtigen Mann. Aber die Grünen streifen um den Fürstensee, – die aus dem Seewinkel bleiben daheim. So müßt's denn bei. Nehmt Euch z'samm'! Ueber die grüne Martersäul' durch den Farnbachgraben! Verstehst!«

»Und der Hanns?«

»Wartet in der Pfandlmühl'. So, jetzt reit', was d' reiten kannst!«

Unten wandte Jemand sein Pferd und sprengte davon, als sei ihm der Teufel im Nacken. Die Stube aber hatte sich gefüllt, wie Wildhoff bei einem Blicke durch das Bodenloch bemerken konnte. Eben trat auch der Wirth herein und beantwortete mehrere auf ihn eindringende Fragen, indem er dabei einen Blick nach der Decke warf, worauf er der Thüre zuschritt. Sein schwerer Tritt ward gleich darauf auf der Treppe hörbar, das ganze Haus dröhnte unter demselben und schien zu wanken. Wildhoff aber hatte alle Eile, sich in sein Zimmer zurückzuziehen und die Wandthüre hinter sich zu schließen. Gleich darauf trat denn auch der Wirth in die obere Stube, kam erkennbar an die Wand heran und horchte, denn er mochte noch Licht in dem Zimmer des Fremden bemerkt haben. Dann wurden in der Stube, wie Wildhoff zu unterscheiden vermochte, mehrere Schubladen gezogen

und es dauerte geraume Zeit, während welcher unten neue Gäste zukamen, bis der Bauer wieder sein Prunkzimmer verließ, die Thüre hinter sich abschloß und unter seinen Tritten die Treppe krachen und dröhnen ließ.

Nachdem Wildhoff so viel von den Vorgängen und Vorbereitungen im Hause gesehen, wollte er das Geheimniß desselben vollends durchschauen und benutzte die Zeit, in welcher der Bauer hinunter schritt, um unbemerkt wieder an die Stelle der Oeffnung im Boden zu gelangen; und er sah auch bereits in die Stube hinunter, als durch die Thüre eine Gestalt eintrat, vor deren Erscheinung das Geplauder verstummte. Sie war in altfränkischer Berglertracht: brauner Leibrock, rothe Weste, über welche ein langer Flachsbart wallte, kurze Hosen, Bandhut, an dem ein Wachholderzweig steckte, und gestickte Lederbinde.

»Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit, Amen!« antworteten die in der Stube im vollen Chor.

»Seid's endli da?« fragte der Mann mit der Stimme eines Gebieters die zuletzt Angekommenen.

»Samma all' beisammen?« fuhr er sich umschauend fort, indem er völlig im Dialekt sprach.

Wildhoff horchte voll Ueberraschung und Erstaunen. Erst an der Stimme hatte er wieder den Bauer zu erkennen vermocht, in dessen Haus er sich als Gast und gleichsam als Gefangener befand, und der nun in befehlendem Tone zu den Versammelten sprach.

Einer der Anwesenden antwortete, daß die rückwärts wohnenden alle da seien, während die andern auf dem Wege noch zustoßen würden.

»So richts enk z'samm', Buab'n!« sprach der Alte im Barte zu denen am Ahorntische. »Laßt's die von der Laurach und Singach nit warten. Zeit is!« fügte er hinzu, indem er eine große, schwere Sackuhr mit kupfernem Deckel aus der rothen Weste zog und eine halbe Minute lang betrachtete, als ob er rechne. »Ja, steckt's die Kranawittbusch'n auf und halt's enk gut, sonst bideut's nix'n!«

Rasch erhoben sich die Gesellen am Tische. Zugleich nahm eine Hand die Lampe von demselben. Man hörte ein Geräusch wie vom An- und Aufstoßen der Gewehre. Einige Sekunden verflossen – die Bursche mochten im Hausfletz Wachholderzweige – Kranawittstaude heißt dort zu Lande der Wachholder – an die Hüte stecken. Gleich darauf verließ ein Trupp lautlos das Haus, über das nächtige Feld streichend. Andere, den Stimmen nach ältere Männer, schienen sich in das Herrenstübchen zurückgezogen zu haben. Denn in der Stube unten war es dunkel geworden; nur einzelne Stimmen machten sich noch vernehmbar, jedoch so gedämpft, daß man unmöglich mehr ein Wort verstehen konnte.

Nicht ohne starke Erregung zog sich jetzt Wildhoff in sein Zimmer zurück, da er einsah, daß er am Ende seiner Beobachtungen der Vorgänge in der unteren Stube angelangt war. Was er gesehen und gehört, hatte ihn in die größte Spannung versetzt. Nicht blos eine Ahnung,

sondern eine sichere Ueberzeugung dessen, was in diesem Hause vorbereitet ward, stieg in ihm auf. War doch die Zeit gekommen, wo die Felder geleert waren, und den kurzen Tagen lange, finstere Nächte folgten. War es doch heute Samstag, ein Feierabend für die Söhne und Knechte der Bauern, wo sie unvermißt und unbemerkt wegschlüpfen und wieder heimkehren konnten. Nun aber glaubte er auch den Sinn der Sprüche an der Hirnmelbettstatt, deren wahre Bedeutung zu erkennen, – den Reim von dem Gerichte, das über Nacht kommt, und jenen anderen von dem schlummernden Jesukinde auf dem Kreuze. Nochmals bückte er sich zu demselben nieder, um ihn zu lesen:

»Hier schlaf' ich als ein Kind,
Bis ich aufsteh' und straf' die Sünd'!«

Darunter stand noch Datum und Namen in alter Schnörkelschrift:

»Im Jahre des Herrn eintausend, siebenhundert, siebenzig. Alois Brandler und Crescenzia Brandlerin, Bauersleute auf Berneck.«

Auch an der Thüre fand Wildhoff den Namen des Hofes und er zweifelte nicht länger, daß er sich im Hause des Berneckers befand. Zugleich aber nistete sich jetzt eine gewisse unruhige Bangigkeit bei ihm ein. Er wünschte daheim auf der Sonnenreut zu sein, und dieser Wunsch stieg bis zu dem Entschlusse, Alles zu versuchen, um aus dem Zimmer, wo er eingeschlossen war, auf sein Pferd zu

kommen, das sich von seiner Erschöpfung wieder vollkommen erholt haben mochte. Von unten tönten jedoch noch immer Männerstimmen dumpf herauf; so lange es im Hause nicht still geworden, dasselbe von Männern nicht verlassen war, durfte an einen erfolgreichen Fluchtversuch nicht gedacht werden.

Als er sich nun wieder zu dem kleinen Fenster hinauslehnte, um sich einstweilen besser über die Gelegenheit des Ortes zu orientiren, bemerkte er, daß der Nebel sich draußen großentheils verzogen hatte und der Halbmond eben hinter den schwarzen Höhen der Ferne unterzutauchen im Begriff war, indem er noch einige schwache Strahlen durch das gelichtete Laub der Obstbäume warf. Durch die gefallenen Blätter am Hause raschelte ein Schritt, da eben der Kukuk der Schwarzwälder Uhr unten neun Mal seinen Ruf ertönen ließ.

»Feldmeister!« rief eine Stimme vor dem Hause.

Innen erfolgte Antwort, die Wildhoff nicht zu verstehen vermochte. Dann fuhr die vorige Stimme wieder fort, während sich unten das Fenster öffnete:

»Der Mond is unter! Kaiser Karls Leut' kommen z'samm'. Im Namen Jesu Christi, des Gekreuzigten: *steh' auf und straf' die Sünd'!*«

»Ich komm'!« war die kurze Antwort von den Lippen des Berneckers.

Das Fenster unten fiel klirrend wieder zu, – es erfolgte ein rascher Aufbruch. Man hörte das Wiehern von Pferden, die schon bereit zu stehen schienen, und bald darauf lautes Getrappel von beschlagenen Hufen. Nun sprengte

der Bernecker mit seinem kleinen berittenen Gefolge in die Nacht dahin. Unten schmetterten noch einige Thüren zu, daß das ganze Haus zitterte und dröhnte; dann ward es still und stiller. Wildhoff aber stand mit einem Entschlusse, den er alsbald auszuführen gedachte, oben an dem kleinen Fenster und horchte hinaus in die stille Herbstnacht. Ferner und ferner erklang der Hufschlag des kleinen Reitertrupps, welcher den Haberfeldmeister begleitete, bis der Lärm allmälig in ein bloßes Sausen überging und endlich ganz auf der weiten Haide verhallte.

Zehntes Capitel. In welchem der Wolf mit blutiger Schnauze heimkehrt und die Ereignisse ihren raschen Gang nehmen.

Hof Berneck gehörte zu einer der weit zerstreuten, nur aus Einzelnhöfen bestehenden Gemeinden südlich von der Gottesau, und lag so ziemlich in der Mitte der meilenweiten grünen Matte zwischen dem Schwalbenberg und den Alpen. Zweifelsohne eines der alten Bauernhäuser in der Landschaft, auf welchen das Haberfeldtreiben als eine Gerechtsame haftete und bis in unsere Tage fortgeerbt wurde, erhielt sich daselbst der alte Brauch mit dem fast religiösen Ernst und dem feierlichen Charakter eines heiligen Rechtsalterthums und war noch nicht wie anderswo in den frivolen Zeitvertreib eines nächtlichen Juxes ausgeartet, der dem Haberfeldgericht den früheren Nimbus großentheils geraubt.

Das ganze Wesen des Berneckers, wie es dem Gaste desselben erschien, entsprach der Vorstellung von Ernst und Würde eines Haberfeldmeisters. Wo er als solcher in Thätigkeit trat, mochte man wohlbegründete Ursachen voraussetzen. Er hatte den Eindruck auf Wildhoff gemacht, daß er nicht gewöhnlicher Nachreden wegen sich bewegen lasse, das alte Berglergewand seiner Ahnen der Truhe im Prunkzimmer zu entheben und in der ehrwürdigen Tracht früherer Zeiten seine Leute zur nächtlichen Rüge über die Haide zu führen. Auch mochte er mit diesen Sonntags vorher nach alter Sitte zum Tische des Herrn getreten sein und das Sakrament genommen haben, war wohl überhaupt unter den zwölf Haberfeldmeistern des Gaues einer der eifrigsten, wo es galt wirkliche Vergehungen gegen das Sittengesetz zu strafen, und hielt sich gleichsam zum Ausgleicher der menschlichen Ungerechtigkeiten und zum irdischen Urtheilsvollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit berufen, die langmüthig – als schlummerndes Jesukind im Bilde – zusah, bis sie ihre Vertreter auf Erden aufstehen hieß, die Sünde zu strafen.

Dieser hohe Begriff von der Würde und den Pflichten eines Haberfeldmeisters im Gau schien sich in der Schilderei und den Sprüchen zu äußern, welche der Gast des Hauses von dem alten Geräthe seines engen Schlafgemachs gelesen. Wildhoff wußte, daß die in solchen herbstlichen Samstagsnächten zusammenstoßenden Haberer oft ein Corps von drei bis vierhundert Mann bilden und, militärisch organisirt, in Rotten von zehn die zwölf Mann mit selbstgewählten Commandanten, den Befehlen

ihrer Feldmeister gehorchen. Wohl mochte in diesem Augenblicke, wo das Pferdegetrappel des kleinen Gefolges des Berneckers in der Ferne verhallt war, noch mancher Knecht oder Bauernsohn heimlich den Sammelplätzen auf der Haide zuschleichen, – und Wildhoff konnte nicht umhin sich das Leben und nächtliche Treiben unterm Sternenhimmel da draußen romantisch auszumalen. Die Frage jedoch, welche sich ihm dann aufdrang: wo das Haberfeldgericht in dieser Nacht stattfinde? drängte auch jede andere Betrachtung in den Hintergrund und erfüllte ihn mit großer Unruhe.

Schlafen konnte er in dieser Aufregung doch nicht. Es drängte ihn hinaus, in's Freie, auf sein treues Roß, und heimwärts zur Sonnenreut. Mit ähnlichem Verlangen schien sein »Wolf« erfüllt, der ungeduldig in dem engen Zimmer umherlief und mit seiner Pfote gegen die verschlossene Thür schlug. Unten im Hause war Alles still geworden. Jedenfalls hatte der Bernecker alle wehrhafte Mannschaft seines Hauses zur Stätte des nächtlichen Gerichtes mitgenommen oder vorausgeschickt. Auch die Bäuerin schien diesmal in den untern Räumen ihr Lager aufgeschlagen zu haben bis zur Rückkehr des Hausherrn von seinem Streifzug. Jetzt versuchte Wildhoff nochmals, ob sich die Thüre seines Gemachs nicht öffnen lasse, und als dieses ohne Gewalt und Lärm sich als unmöglich erwies, ging er zum Fenster zurück, das eine beschränkte Aussicht in den Obstrasen hinterm Hause zuließ und wo sich eben das anhaltende Pfeifen einer gewöhnlichen

Schnaderhüpfelmelodie vernehmbar machte. Unten zwischen den Bäumen bewegte sich eine schwerfällige Gestalt in weißer Zipfelmütze und Schürze, mit selbstvergnüglichem Pfeifen. Es war Donisl, des Hauses treuer Knecht. Wildhoff beschloß in seiner Weise mit ihm zu unterhandeln.

»He da! Donisl!«

»Hä?«

»Ich bin ja eingesperrt, bring' die Thür nicht auf, – laß' mich doch hinaus.«

»Dös gibt's nit!« war die phlegmatische Antwort.

»Oho. Warum nicht?«

»Die Enk eing'sperrt hab'n, werden Enk wieder aussi lass'n, wenn's kemma thun!« sprach Donisl.

»Ja, aber wo sind sie denn hin?«

»I woaß nix'n. Kümmert's Enk nit z'viel drum, – fragt's nit, i sag dengerscht nix'n. Wißt's, i schau nit so dumm aus, als i bin!« bemerkte Donisl pfiffig.

»Das glaub ich Dir gerne,« antwortete Wildhoff, »ohne daß Du schwörst. Wenn ich Dir nun ein *sehr gutes* Trinkgeld verspreche?«

Donisl dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

»Sell bideut nix!«

»Wie soll Das nichts bedeuten, Donisl?«

»Aus und gar waar's mit mir, wann i –«

»Gut,« sagte Wildhoff. »So werde ich ohne Dich hinaus zu kommen suchen.«

Damit hatte er sich schon umgekehrt, indem er aus seiner Börse so viel Geld nahm, daß damit seine Zeche

hinlänglich gedeckt war; er legte dasselbe in den Leuchter, und wandte sich dann, ohne sich weiter aufzuhalten, unter den Freudensprüngen seines Hundes gegen die verborgene Wandthüre. Rasch war er über die Dielen des bäuerlichen Prunkzimmers hin am Fenster und vermittelst der Wandbank mit Leichtigkeit durch dasselbe auf der hölzernen Galerie draußen, die sich um die Front und die südliche Langseite des Hauses hinzog, bis sie von dem ansteigenden Rasen des Vorplatzes fast erreicht wurde. Wildhoff gedachte nicht durch eine offene Thür zur Treppe zu gelangen, die unter seinem Tritte Geräusch genug im Hause gemacht haben würde, sondern eilte von Wolf begleitet um das Hauseck die lange Altane hin bis zur Stelle, wo er, mit einem Schwung auf das Geländer, abwärts zu klettern begann und, am untern Balken sich haltend, mit den Füßen ohne alle Noth den Boden erreichte. Es kostete nur einen leisen Ruf, um auch den Wolf zum Sprung auf das Geländer zu bewegen, von welchem der treue Hund in weitem Satz einen aufgeschichteten Strohhaufen und von diesem wohlbehalten den Rasen erreichte. Unverweilt schritt Wildhoff durch die Stallthüre in den Raum, wo jetzt sein Rappe allein stand und schon ungeduldig durch die Nüstern trompetete und mit dem Hufe den Boden bearbeitete, als sein Herr eintrat. In demselben Augenblicke kam aber durch die hintere Stallthüre auch Donisl herein, dem Wolf jedoch alsbald seine beiden Vorderpfoten auf die Schultern legte und – einstweilen noch in aller Freundschaft – seine Zähne wies.

»Alle guten Geister loben Gott den Herrn!« stöhnte Donisl in seiner ersten Bestürzung über den unerwarteten Ueberfall.

Wildhoff war jedoch schon an seiner Seite, um ihn wegen des Angriffs zu beruhigen und ihm zwei harte Thaler in die Hand zu drücken.

»Jetzt führ' nur rasch mein Pferd vor,« sprach Wildhoff befehlend.

»Ja,« sagte Donisl zustimmend, »wann's so hart an mi gehn, da kann der Donisl nit anders. Was sein muß, muß sein. Wer kann für G'walt. So dumm sieht der Donisl nit aus, als er wirkli is. Wann i mi nimmer wehren kann, gib i mi halt drein!«

»Da thust Du klug daran, Donisl,« meinte Wildhoff, indem er sich auf sein Pferd schwang, das der ergebungsvolle Hausknecht unter weisen Bemerkungen herausgeführt hatte.

»So, jetzt machen's, daß 's fortkemma!« mahnte der Hausknecht.

Wildhoff gab dem Rappen die Sporen, – freudig bellte Wolf auf, und nach einigen Sätzen ritt der Befreite schon auf dem Feldweg nach Osten in der Nacht dahin, während hinter ihm Donisl nach geraumer Weile Alles im Hause mit großem Geschrei und der Nachricht erweckte, daß der Fremde heimlich auf seinem Pferde entflohen sei, – was wenigstens der Bäuerin einige Sorge und Unruhe bereitete.

Die Nacht war sternenhell, der Nebel gewichen, ein frischer Wind strich über das Brachfeld, durch welches

der Weg eine zeitlang führte, bis er auf Haideland einlenkte, über welches da und dort eine verkümmerte Föhre – sogenanntes Latschenholz – eine Gruppe von Birken oder Fichten, oder ein einzelner hoher Wachholderstrauch empor starrte. Bald bog der Weg nordöstlich um. Das war im Allgemeinen die Richtung nach der Sonnenreut, ohne daß jedoch Wildhoff sich in der Gegend näher auskannte. Er verließ sich dabei auf den Instinkt seines Pferdes, das frisch und kräftig ausgriff, während Wolf munter nebenher lief und nur manchmal die Ohren spitzend anhielt, wenn der Schrei eines Nachtvogels, das Gebell eines Hofhundes über die Haide hallte, was Wildhoffs treuer Begleiter gewöhnlich mit einem tiefen Aufruf erwiederte zum Zeichen, daß auch er noch wachsam sei. So ritt Wildhoff dahin, vom Nachtwinde umweht, von der Einsamkeit der nächtlichen Landschaft angemuthet, von den bestandenen Abentheuern im Hause des Haberfeldmeisters zu Berneck noch in Spannung erhalten. Der scharfe Ritt im frischen Nachtwind kräftigte seine angeregten Lebensgeister noch mehr und hob seinen Sinn, richtete sein Gemüth empor aus der Schwermuth, welche ihn seit Ida's Tod eigentlich nicht wieder verlassen. Selbst die Unruhe, welche ihn heimtrieb, hatte jetzt nichts Bedrückendes mehr, sondern gab seinem Wesen zum ersten Male wieder seit langer Zeit jene Elastizität, die ihm früher eigen gewesen.

Ein dumpfes Rauschen, welches er schon auf stundenweite Entfernung gehört, scholl jetzt aus der Tiefe eines Strombettes, an dessen hohem Rande er so eben angelangt war. Da unten brauste die Fallach, zu welcher ihn sein ausdauernder Rappe fast auf den Schenkeln rutschend hinunter trug. Durch eine Colonie von Mühlen ging es über mehrere Brücken im tiefen Grunde weiter, zuletzt auch über die hier mündende Singach, dann in dichtem Gehölz am jenseitigen Ufer einen Weg entlang, der ansteigend tief in den steilen Hang der Thalschlucht einschnitt. Von Buchen, Ahornbäumen und Fichten überwölbt gestaltete er sich endlich zu einem tiefen und engen Hohlwege, der den Reiter finster angähnte, während sein Rappe wohlgemuth hinanstieg. Da hielt Wolf mit einem Male knurrend an und sprang dann mit wüthendem Gebelle in's Dunkel hinein. Der Reiter war gerade vor dem Eingange des eigentlichen Hohlweges angelangt, da wo dieser in einer Biegung jäher bergan stieg. Sein Pferd anhaltend, merkte er auf den Hund, der in demselben Augenblick ein schmerzliches Geheul ausstieß und – offenbarer Uebermacht weichend – verwundet zu dem Reiter zurückließ. Dieser, als wolle er seinem getreuen Begleiter zu Hülfe eilen, ließ sein Pferd unwillkürlich einige Sprünge vorwärts machen und gelangte so im Nu zu einer Stelle, wo der Hohlweg durch einen andern, aus dem Walde brechenden gekreuzt wurde.

»Halt!« donnerte ihm jetzt entgegen. »Wer da?«

So urplötzlich angerufen, brachte Wildhoff sein Pferd zum Stehen und war noch damit beschäftigt, als dieselbe Stimme im nämlichen Tone sich barsch vernehmen ließ:

»Antwort oder ’s gibt Feuer!«

Zugleich hörte man das Knacken der Hähne von fünf bis sechs Gewehren, denen Wildhoff wehrlos im Dunkeln gegenüber stand.

»Gutfreund!« rief jetzt Wildhoff entgegen in die Finsterniß des Hohlwegs und Gehölzes hinein.

»Kein’ Schritt weiter, wenn Euch Euer Leben lieb ist!« hieß es jetzt.

Zugleich raschelte es von verschiedenen Seiten im dürren Laube. Vier Männer sprangen in den Hohlweg und tauchten vor dem Reiter auf, alle bewaffnet, die Büchsenläufe gegen ihn gekehrt. Einer derselben griff ohne Weiteres dem Pferde in die Zügel und drängte es etwas zurück im steilen Hohlweg, während ein Anderer weiter fragte, indem er sich an des Reiters Seite hielt:

»Woher des Weges?«

»Von jenseits der Fallach,« antwortete Wildhoff.

»Wohin?«

»Nach Hause.«

Wildhoff zog vor, seine Auskunft auf das Nothwendigste zu beschränken und seine Antworten so kurz als möglich zu halten.

»Warum so spät noch auf dem Wege?«

»Ich liebe nächtliche Spazierritte.«

»So! Dann macht's Enk nix, zu warten. Nur vom Roß abi!« lautete nun die strenge Mahnung desjenigen, der dem Pferde in die Zügel gefallen war.

»Ja, Herr, steigt ab!« sprach jetzt der Andere weniger im Dialect. »Da hinauf geht in dieser Stunde kein Weg. Es geschieht Ihnen weiter nichts, und nach Mitternacht können Sie wieder weiter reiten. Sie werden sich einstweilen besser zu Fuß als im Sattel befinden.«

Wildhoffs Gemüth war nicht leicht der Furcht und dem Schrecken selbst in wirklicher Gefahr zugänglich. Und einen Augenblick besann er sich, ob er der Aufforderung Folge leisten oder derselben trotzen sollte. Denn, so dachte er, seines Rappen war er sicher und im Nu hätte er zwei der Unheimlichen zusammen zu reiten vermocht, wenn er die Reitpeitsche gegen den Arm am Zügel anwenden wollte. Und auch sein Hund würde nur eines ermunternden Zeichens bedurft haben, um sich mit verdoppelter Wuth auf die Angreifer zu stürzen. Das aber waren Betrachtungen, die rasch weiseren wichen. Es bedurfte nur eines Augenblicks ruhiger Ueberlegung, um ihn das Unnütze gewaltigen Widerstands erkennen zu lassen.

Jede Widersetzlichkeit gegen den Willen von vier Bewaffneten, denen in nächster Nähe noch eine größere Anzahl Helfershelfer zu Gebote stand, wäre wirklich Thorheit gewesen, und die Weigerung abzusteigen konnte Folgen nach sich ziehen, denen sich Wildhoff nicht muthwillig aussetzen wollte. So schwang er sich denn

aus dem Sattel, während derjenige, der das Pferd am Zügel hielt, noch sagte:

»I halt Enk das Roß schon! Macht's aber kein' Schritt übern Hohlweg ausse, sonst könnt's Kugeln z'fressa krieg'n.«

»Sie können sich hier hinter der Linie frei und nach Belieben bewegen,« fügte der Andere hinzu, als er die Rauhheit im Tone seiner Gefährten dadurch mildern wollte.

Unterdeß hatte Wildhoff schon bemerkt, daß die Gesellen, in deren Hände er gefallen, vermummt waren. Sie hatten falsche Bärte theils von Werg, theils von Moos, und Alle die Gesichter geschwärzt. Nun war er auch nicht länger im Zweifel darüber, daß er in die Nähe des Schauplatzes eines Haberfeldgerichts, an die äußerste Linie der Vorpostenkette der Haberer angelangt war, und dieß beruhigte ihn insofern, als er damit die Sicherheit gewann, daß er nicht verdächtigerem Gesindel begegnet sei und daß das Haberfeldgericht mehr als eine Stunde südlich von der Sonnenreut gehalten wurde. Dagegen durfte er mit Recht in Sorge sein, daß er in dieser Vorpostenlinie den Leuten des Berneckers begegnen möchte, welche leicht geneigt sein konnten, seine Flucht strenge zu ahnden. Jedoch schien Niemand von den Bewaffneten, durch welche er angehalten worden, in dieser Richtung Verdacht zu schöpfen oder von dem, was zu Berneck vorgegangen, eine Ahnung zu haben. Sie gehörten offenbar zu dem Corps eines andern Haberfeldmeisters im Gau, und Wildhoff glaubte im Dialecte einen leichten Unterschied

zu bemerken, der den Leuten des Vorpostens, vor welchen er gelangt war, ihre Heimath weiter nach Osten hin wies. Sie waren vielleicht aus einer Entfernung von zwei bis drei Meilen über die Lautrach herüber gekommen, um an dem geheimen Befehl in wohlberechnetem Zusammentreffen mit ihren Bundesgenossen westlich der Fallach, gemeinsames Rügerecht zu üben.

Wohlweislich fügte sich also Wildhoff in die Umstände, ohne irgend welche weigernde Aeußerung. Es war ihm nicht unbekannt, daß der geringste Widerstand hinreichte, um bei solchen Gelegenheiten die Haberer zur augenblicklichen rücksichtslosen Ausführung ihrer Drohungen zu reizen, und gar manches Beispiel von deren blutigem Ernst lag vor. Anderntheils war ihm auch nicht unbekannt, daß ihnen jede Gefährdung und Schädigung von Eigenthum und Personen ferne lag, daß sie sich nur diejenigen belästigenden Maßregeln erlaubten, welche ihnen die eigene Sicherheit und die Heimlichkeit ihres Thuns nothwendig gebot, insofern die friedlichen und harmlosen Zwecke der zufällig Nahenden keinem begründeten Zweifel ausgesetzt sein konnten.

So überließ denn Wildhoff sein Pferd dem Vermummten, der es noch immer fest am Zügel hielt, und beruhigte auch Wolf, welcher mit gesträubtem Rückenfell an der Seite seines Herren harrte und Lust zu haben schien, seine vorhergegangene Niederlage an den Geheimnißvollen zu rächen, deren Einer ihn durch einen Kolbenschlag auf die Schnauze blutig verletzt hatte.

Konnte sich Wildhoff auch hinter der bezeichneten Linie frei bewegen, so entfernte er sich doch nicht aus der Sehweite seines treuen Rappen. Inzwischen hatten sich die Bewaffneten bis auf den, welcher das Pferd hielt, wieder in's Gebüsch auf ihre Posten zurückgezogen, und die frühere Stille herrschte in der Landschaft. Nur das Rauschen der reißenden Alpengewässer, welche in der Tiefe zusammenströmten, tönte durch das ringsum herrschende nächtliche Schweigen. Manchmal trat auch das Pferd ungeduldig mit dem Hufe auf, während Wolf, noch immer gereizt, jedes Rascheln eines herbstlich niederwehenden Blattes mit einem leisen Knurren hinnahm. Nach der Beschreibung von dem fürchterlichen Lärme, welcher solche Rechtsübungen der Haberer zu begleiten pflegte, war Wildhoff sehr erstaunt über die rings in der Landschaft herrschende Stille. Nur manchmal glaubte er eine menschliche Stimme zu vernehmen, welche oben in der Luft oder am Firmamente zu verhallen schien, während ihn dann wieder genaues Aufhorchen nur das dumpfe Rauschen des Wassers im Grunde und das Sausen des frischen Nachtwindes hören ließ, der aus den Haiden und dem Blachfelde der Hochebene über des Thal hin wehte und dabei, die Kronen der Waldbäume streifend, Laub und Nadeln derselben in zitternde, flüsternde Bewegung setzte. Dann und wann tönte das tiefe Gebell eines wachsamen Hofhundes dazwischen, der Antwort von seinesgleichen aus einer der Mühlen im Thalgrunde erhielt. Hierauf wieder minutenlang kein Laut. Nur aus der Ferne

tönte eine Glocke in drei Schlägen, – es war drei Viertel vor Mitternacht.

Da ging mit einem Male ein so fürchterlicher Lärm durch die Nacht über die Landschaft hin, als ob das wilde Heer losgelassen wäre. Es klapperte, rasselte, tönte, schrie, knallte zusammen in einem schrecklichen Geräusche, das halb vom Winde verweht in der Nacht wirklich geisterhaft über das Flußthal hinscholl, so daß selbst Wolf sich zaghaft an seinen Herrn schmiegte und der Rappe sich wild aufbäumte und wüthende Seitensprünge machte. Kaum vermochte die starke Faust des Vermummten das scheu gewordene Roß noch zu halten, so daß Wildhoff herbeisprang und mit seiner Stimme das edle Thier zu beschwichtigen suchte, was ihm auch mit Mühe gelang, da der Lärm wieder nachgelassen hatte. Während der Rappe noch immer zitterte, stieß Wolf ein leises Geheul aus.

»Der Teufel hat den Hund!« sprach jetzt die Stimme, welche am meisten Einfluß hier zu haben schien und dem Kommandanten des Vorpostens gehören machte. »Horch einmal auf, Benefiziat, kommt da nicht wieder Jemand?«

»Moanet schier! Wieder a Reiter!« antwortete eine andere Stimme, und Wildhoff glaubte selbst jetzt nahenden Hufschlag zu vernehmen.

In stetem Schritt kam da Jemand den Hohlweg herauf geritten. Roß und Reiter erschienen eben an der Biegung des Wegs, als wieder ein kräftiges: »Halt! Werda?« ertönte.

»Gutfreund! Dr. Glöckner!« war die Antwort, und Wildhoff erkannte mit einer freudigen Regung die Stimme seines eigenen Hausarztes, der wohl in der Pflichtübung seines Berufs des Wegs kam.

»Wohin?« fragte der Examinirende.

»Auf die Wieden!« war des Arztes Antwort.

»Was wollt's da?«

»Zum Krankenbesuch.«

»Hat Zeit.«

»Hat keine Zeit!« versetzte Dr. Glöckner entschieden.

»Könnt's nit a wen'g warten?«

»Nein!« erwiederte der Arzt kurz und bestimmt.

»Der Doctor darf passiren!« lautete jetzt des Kommandanten Befehl. »Postmeister und Schloßverwalter vor.«

Zwei Männer sprangen aus dem Gebüsche, denen der Vorgesetzte die Weisung ertheilte, den Doctor Glöckner ungefährdet durch die Vorposten zu geleiten, bis er aus dem Bereiche des Haberfeldtreibens gelangt sei. Einer von Beiden führte das Roß, der Andere schritt nebenher den Hohlweg hinan, und Alles das geschah so rasch, daß Wildhoff, selbst wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, keine Zeit gefunden hätte, sich dem Arzte zu erkennen zu geben oder nur ein Wort mit demselben zu wechseln.

Kaum war nun der Doctor weg, so wiederholte sich der frühere ferne Lärm in gleicher Stärke und mit denselben Erscheinungen, bis wieder die tiefste Stille erfolgte und über die Landschaft sich breitete. Wenn Wildhoff nun genau aufmerkte, so vermochte er allerdings in diesen Zwischenpausen, in welchen das hehre, nur vom

Strom unterbrochene Schweigen der Nacht waltete, hie und da eine halb verwehte Stimme zu vernehmen, die gleichsam aus dem Sternenhimmel selbst zur Erde herunter zu schallen schien. Es war jedenfalls der Vortrag des Sündenregisters derjenigen, welchen das nächtliche Rügegericht galt; und die Kraftstellen des Vortrags wurden von dem schauderhaften Charivari der Haberer begleitet – Windmühlengeklapper, Schellengeklingel, Flintenschüssen, Trommel- und Trompetenklang nebst allem dem Geräusche, das menschlichen Stimmen zu Gebote steht.

Und das ging nun abwechselnd so fort bis geraume Zeit nach Mitternacht, wo mit einem Male der entsetzliche Lärm sich selbst zu überbieten schien. Alle Gewehre mit Ausnahme jener der Vorposten wurden abgeschossen, das gräßliche Charivari hatte seine höchste Höhe erreicht, um dann aber auch mit einem Schlage zu verrauschen und dem tiefsten Schweigen Platz zu machen.

Noch stand Wildhoff ganz erstarrt von dem nie gehörten, ja früher nicht einmal geahnten Lärme inmitten der Nacht, als eben am Waldhange über dem Hohlweg ein Commandowort die Vorpostenkette entlang lief. Es raschelte rechts und links im Gesträuche des waldigen und steilen Uferhanges; unter den Bäumen war ein seltsames, unheimliches Leben erwacht, ringsum kam in den Wald leise Bewegung. Plötzlich aber erscholl in unmittelbarer Nähe ein lautes Wort in den Hohlweg herunter, worauf der Vermumrnte, der den Rappen Wildhoffs am Zügel gehalten, in seiner rauhen mürrischen Weise sagte:

»Da habt's Euer Roß. Macht's jetzt, daß's weiter kömmt's.«

Wildhoff trat zu seinem an allen Gliedern bebenden Pferde, während der Andere alsbald im Gesträuche neben dem Hohlwege untertauchte. Dann aber vernahm man von den Gesellen, in deren Gewalt sich Wildhoff befunden, nichts weiter, als ein Abschiedswort von Seiten des Commandanten des Wachpostens:

»So, Herr, reiten Sie in Gottes Namen weiter, unsere Zeit ist vorüber, der Weg wieder frei. B'hüt Gott!«

Und damit waren die nächtlichen Gesellen auch alsbald verschwunden, als hätte sie die Nacht verschlungen.

Wildhoff befand sich wieder allein mit Roß und Hund. Wolf schlich sich trotz seiner sonstigen Unerschrockenheit verscheucht und verschüchtert um seinen Herrn, das Pferd aber zitterte noch am ganzen Leibe vor Aufregung und Schrecken über den nächtlichen Lärm, als er es am Halfterband den steilen Hohlweg hinanführte. Erst oben auf ebener Bahn, wo sich die Landschaft wieder frei auf dem Plateau des Landes ausdehnte, bestieg Wildhoff den Rappen, dem mit seinem Reiter auch wieder das Gefühl der Sicherheit zurückzukehren schien. Still und friedlich lag hier die Landschaft unter dem glänzenden Sternenhimmel der klaren Herbstnacht. Nichts verrieth, wo der Schauplatz der Haberfeldtreiber gewesen. Rechts drüben

lagen einige dunkle Häusergruppen, gradaus in der Richtung des Wegs glänzte ein Licht durch die Nacht, auf welches Wildhoff nun zuritt, bis er an ein anderes Bauernhaus gelangte. Vor diesem stand beim Schein einer Laterne eine Gruppe von Menschen, auf welche Wildhoff sein Pferd hinlenkte. Es mochten Leute sein, bei welchen die Haberer in Scheuer und Keller nach geübter Volksjustiz die schwereren Lärminstrumente einzustellen pflegen, und die deshalb wohl Kunde geben konnten, wem heute Nacht getrieben worden. Wenn auch die Gesichter der Leute unkenntlich waren, beleuchtete der Laternenschein doch die bloßen Knieen und wollenen Wadenstrümpfe eines Hochländers, der dabei stand und dem vorausgegangenen Acte des nächtlichen Rügerechts nicht fremd sein mochte.

»He, da! Liebe Leute!« fragte Wildhoff, »was war denn das für ein entsetzlicher Lärm!«

»Na,« kam da nach einer Pause als Antwort zurück, »Sie haben den Großbauern auf der Wasenau und dem Pfarrer von Steinkirchen 'trieben.«

»Ja,« fügte ein Anderer nicht ohne Genugthuung hinzu, »auf die Laube sind sie citirt worden und haben im bloßen Hemde ihre Sünden anhören müssen. Ist ihnen aber Recht g'schehen! Die Leute Kaiser Karl's aus dem Unterberg wissen Alles und leiden kein Unrecht im Land.«

»Sag' doch dem Herrn lieber, wo's nächste Mal 'trieben wird,« fing jetzt der Hochländer etwas herb und mit einer

Stimme an, die dem Reiter bekannt däuchte. »Wie hat's am Schluß g'heißen?

> »Kaiser Karl muß noch kommen und's Protokoll unterschreib'n,
> Daß wir nächstmal in Sonching und auf der Sonnenreut treib'n!«

»Auf der Sonnenreut?« fragte Wildhoff jetzt nicht ohne Betroffenheit zurück. »Warum auf der Sonnenreut?«

»Dös wird Enk und den Sonnenreutern nit unbekannt sein,« erwiederte der Hochländer in erhobenem, fast drohendem Tone. »Und jetzt, Herr, macht's weiter und spionirt's nit lang! – Kommt's Leute!«

Damit kehrte derselbe dem Reiter den Rücken und ging dem Hause zu, während ihm auch die andern folgten, so daß sich Wildhoff in Kurzem allein befand. Das beste war, dem rauhen Rathe zu folgen; und Wildhoff ritt seines Wegs mit einer neuen Last auf dem Herzen. Er zweifelte nicht, daß er von dem jungen Hochländer erkannt worden war und daß ihm dieser absichtlich die böse Mittheilung gemacht hatte. Er war auch nicht länger im Unklaren über die Person, denn es war Hanns, des Berneckers Sohn, der frühere Geliebte Lisi's, der mit seinem Vater, dem Haberfeldmeister, versöhnt, wohl über die Absichten der Leiter des Habererbundes unterrichtet sein konnte. Wenn er noch hier in der Gegend weilte, während sich die vermummten Genossen schon nach allen Seiten verloren hatten, so geschah dieses wohl ebenso im Auftrag und in Zwecken des Haberfeldgerichtes, als

da er schon Nachmittags den heimathlichen Hof verlassen hatte, um sich weiter außen im Lande umherzutreiben.

Und dennoch – welcher Anlaß zu einem Haberfeldtreiben lag auf der Sonnenreut vor? Durfte man die Mittheilung des Burschen nicht eher als bloßen Schreckschuß nehmen, als eine Neckerei, wie sie im Charakter des Volkes dieser Gegend nicht eben ausgeschlossen war? Und Wildhoff war zuletzt überzeugt, daß es in der That nichts weiter sei, als er endlich die Höhe der Sonnenreut hinan ritt, wo noch zu dieser Stunde nach Mitternacht in den Zimmern des Sonnenreuters Licht brannte. Derselbe empfing ihn auch vor dem Hause, in dessen freundlichem Anblick den Reiter ein eigenthümlich heimseliges Gefühl überkam. Er hatte den Ort liebgewonnen, wo er gelitten und geduldet, was das Schicksal ihm aufgeladen, wo er einsam gelebt und die Menschen entbehren gelernt, den Ort, um welchen der traute Geist derjenigen schwebte, die er noch bei ihrer Heimkehr zum ewigen Frieden in sein Herz geschlossen.

»Noch so spät auf, Sonnenreuter?« fragte Wildhoff vom Pferde herunter, während Wolf freudig an dem Manne emporsprang und seine Schnauze an ihm rieb. »Ihr wartet doch nicht auf mich?«

»Die Nacht, Herr Wildhoff, war eben nicht zum ruhigen Schlafen angethan,« antwortete der Sonnenreuter. »Bis zu uns ist der Spectakel gedrungen und hat das Vieh im Stalle unruhig gemacht. Die Knechte ließen sich nicht halten und liefen dem Schauplatze des Haberfeldtreibens

zu, um dies aus größerer Ruhe anzuhören. Ich werde Morgen ein Wort mit den Kerlen zu reden haben.«

»Laßt mich dagegen ein Wort für sie einlegen,« sprach jetzt Wildhoff, indem er vom Pferde stieg. »Die Sache hat einen geheimnißvollen Reiz, dem ich selbst nicht zu widerstehen vermöchte. Haben sich doch selbst Leute aus den gebildeteren Ständen dabei betheiligt, wie ich aus einzelnen Namen vernehmen konnte.«

»Das ist Täuschung, Herr,« erwiederte der Sonnenreuter, indem er das Pferd am Zügel ergriff. »Jeder Haberer hat für den Abend einen falschen Namen angenommen, unter welchem er verlesen wird und dem Feldmeister bekannt ist, und zwar den Namen irgend eines Beamten oder sonst einer im Gau bekannten Person, die nicht daran denkt, mit den Haberfeldmeistern um Mitternacht über Land zu ziehen. Aber, Herr, was ist denn dem armen Rappen widerfahren? Und – holla! – ich glaube gar, der Wolf hat eine blutige Schnauze! Wahrhaftig, das ist Blut!«

Wildhoff schilderte zur Beruhigung des Besorgten in Kürze die Vorgänge des Abends, während er den Sonnenreuter mit dem Pferde in den Stall begleitete. Nachdem dieser schweigend zugehört hatte, äußerte er, daß Wildhoff noch glücklich genug durchgekommen sei sprach aber die Befürchtung aus, daß der Spätherbst leicht Gelegenheit geben könnte, den »geheimnißvollen Reiz« des Haberfeldtreibens noch gehörig durchzukosten. Als nun

Wildhoff fragte, ob er einen besonderen Grund zu dieser Besorgniß habe, erwiederte der Sonnenreuter achselzuckend, daß dies nicht der Fall, er habe nur im Allgemeinen gesprochen. Und damit ließ er den Gegenstand fallen und widmete alle seine Aufmerksamkeit dem Rappen. Indeß zog sich Wildhoff in seine Gemächer zurück, um erst nach geraumer Zeit den Schlaf zu finden, durch welchen die Personen der erlebten Abenteuer noch in phantastischer Verzerrung als Traumgestalten wandelten.

Als er dann, früh durch die Drescher auf der Tenne geweckt, aus schweren Träumen erwachte, kam er gerade an's Fenster, da einige Knechte und Mägde im Hofe umherstanden und seltsam scheue Blicke nach dem Dache des Hauses warfen. Er öffnete das Fenster und fragte den Oberknecht:

»Was gibt's da oben?«

»Na, Herr,« erwiederte derselbe stockend. »Schaun's! A Habermandl sitzt halt auf der First.«

»Ein Habermandl? Was ist ein Habermandl?«

»Ja, Herr, dös is halt a Mandl aus Haberstroh,« war die Antwort, aus welcher Wildhoff so viel entnahm, daß es sich um eine Strohfigur auf dem Dache handelte.

»Und wer hat dies Habermännchen da hinauf gesetzt?« fragte er weiter.

»Ja, schaun's,« versetzte der Oberknecht in seiner seitherigen Weise, »dös werden scho' die Richtigen 'than haben.«

»Wer aber,« fuhr Wildhoff zu fragen fort, »wer sind diese Richtigen?«

»I meinet halt, dös möchten wohl die Haberer sein!«

»Die Haberer?« rief Wildhoff entgegen. Das Wort überraschte ihn und rief ihm alle Erlebnisse der verflossenen Nacht in's Gedächtniß zurück. »Was wollen die Haberer mit einer Strohfigur auf unserer First?«

»Hm! Ja, Herr! Schaun's! G'wesn is so!« berichtete der Oberknecht zum Fenster herauf, indem er sich mit großer Wichtigthuerei anschickte, dem Herrn eine deutliche Erklärung von der Sache zu geben. »Heunt haben sie in der Wasenau und in Steinkirchen 'trieben. Ein Trupp möcht' wohl da vorüber sein und hat's Habermandl auffi g'setzt, als Zeichen, daß sie bald auf der Sonnenreut –«

Der Oberknecht konnte nicht aussprechen, denn eben flog ihm das Habermandl gerade auf den breiten Mund, daß er halb vor Schreck, halb von der Gewalt des unerwarteten Stoßes rückwärts fiel, während die andern Knechte und Mägde mit großen Augen und verstörten Mienen dastanden. Der Sonnenreuter war nämlich selbst auf die First des Hauses gestiegen und hatte die Strohfigur dem Sprechenden an den Kopf geschleudert, so daß nun Oberknecht und Habermandl neben einander auf dem großen Dunghaufen lagen. Als jedoch der Sonnenreuter wieder herunter kam und die Gaffenden zur Arbeit trieb, gelangte Wildhoff zu der Gelegenheit, ihn zu fragen, was von Allem dem zu halten und was das Habermännchen zu bedeuten habe.

»Es bedeutet Sorgen für den Viehstall und eine unruhige Spätherbstnacht für die Sonnenreut,« sagte der Mann

mit gleichmüthigem Ernste, »oder, wenn Sie lieber wollen, daß wir eben Vervehmte sind im Lande.«

Eilftes Capitel. Berichtet von einem Licht im Felde und von unheimlichen Erscheinungen über Gräbern.

Auf die sonnigen Herbsttage am Anfange des Octobers waren trübe Nebel- und Regentage gefolgt, welche die Arbeiten im Felde völlig unterbrachen und die Knechte und Mägde des Sonnenreuters in den Hof, unter die Schuppen, Scheuern und Ställe trieben, wo die Winterarbeiten begannen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein erschollen jetzt die Dreschflegel im muntern Sechsachteltact auf der Tenne, während dazwischen nur die Windmühlen der Reinigung des Getreides – ihrer eigentlichen friedlichen Bestimmung – klapperten. Die stattliche Viehheerde weidete jetzt nicht mehr mit melodischem Glockengeläute um die Rasengänge des Sonnenreut, sondern stand in langer Reihe im Stalle unter dem sorgsamen Schutze Lisi's und unter besserer Pflege, als ihnen die rothe Urschi angedeihen ließ, denn an deren Stelle war ein braves, treues, junges Geschöpf in die Zahl der Stallmägde eingerückt.

So war auf der Sonnenreut der landschaftlichen Idylle die des Hauses gefolgt, nachdem der Nebel und die Regengüsse auch den Anblick der Alpen verbargen und die bunte, reizende Mannigfaltigkeit der Gegend allmälig mehr und mehr dem düstern Braun und Grau wich, in welche Farben der Spätherbst die Landschaft kleidet.

Es war einsam auf der Sonnenreut an den kurzen trüben Tagen und an den langen finstern Abenden. Und Wildhoff empfand diese Einsamkeit, ohne sie jedoch gegen das Gewühl der Hauptstadt vertauschen zu wollen. Denn auch sie hatte ihren eigenthümlichen Reiz und erhöhte die Traulichkeit des im Hause erwachten Lebens, wo sich die Leute jetzt enger an einander schlossen, die Tage in steter Arbeit, die Abende am warmen Heerde in munterem Geplauder oder schauerlichen Reden verbrachten, während Wildhoff selbst auf seinem Zimmer schrieb oder las, manchmal auf dem Flügel phantasirte und sich dabei seinen stillen Erinnerungen überließ. Kamen dann und wann dumpfe und verdrießliche Stimmungen über ihn, so spielten sie doch immer in sanfte, elegische hinüber, die für sein Gemüth oft etwas Erquickendes hatten. Doch überließ er sich nicht einer Leichtfertigkeit, die niederdrückt, sondern nahm sich als ächter Mann eine neue Arbeit, neue Pflichten vor, welche ihm Thätigkeit zur Gewohnheit machten und durch diese Erhebung brachten.

Wie der Sonnenreuter sich landwirthschaftliche Blätter hielt, so auch Wildhoff Zeitschriften seines Berufes und ein größeres politisches Journal. Deren Lectüre, dann seine große Bibliothek und sein kostbarer Flügel, auf welchem Ida so oft in ihren trübsten Stunden gesessen, ersetzten ihm den Verkehr mit der großen Welt und deren Genüsse vollständig. Ueberdies hatte er ein neues Werk begonnen, das weniger den technischen als den rein ästhetischen Theil seines Berufs zum Vorwurf

hatte und dessen Aufführung ihm eine liebe Arbeit geworden war. Nebenbei hatte er immer mehr Interesse an dem landwirthschaftlichen Betriebe genommen und konnte mit dem Sonnenreuter sich stundenlang über die ökonomischen Verhältnisse der Gegend besprechen. Diese Unterredungen waren ihm zum Theil Bedürfniß geworden und ließen den Plan in ihm keimen, wahrhaftig an die neuen wirthschaftlichen Zustände der Landwirthschaft einzuwirken. Denn er hatte ein Herz für das Volk, wie jeder ächte Mensch.

Deswegen machten auch die mehr oder minder verblümten Andeutungen des Sonnenreuters, daß Wildhoff den Winter in der Stadt unter seines Gleichen verleben sollte, keinen Eindruck, so gut der Rath auch gemeint war. Der Sonnenreuter wollte ihn offenbar nicht jenem Acte der Volksjustiz ausgesetzt wissen, der unter dem Namen des Haberfeldtreibens in den langen Spätherbstnächten Schrecken und Unterhaltungsstoff für die ganze Landschaft war. Wildhoff hatte einen zu hohen Begriff von dem Ernste, mit welchem solche heimlichen Gerichte von den Wissenden und Schöffen erwogen würden, als daß er an die Wirklichkeit eines solchen »Treibens« von der Sonnenreut glauben wollte. Er war sich keines Fehls bewußt, das ihm ein Urtheil im Rathe der Haberfeldmeister zuziehen konnte; er dachte von dem alten Brauch und dem Volke, das ihn übte, zu gut, als daß er einen so leichtfertigen Beschluß hätte erwarten mögen; ein solcher würde ihn zu schmerzlich betroffen haben, als daß

er ihm glaublich erschien. So mußten ihm die Befürchtungen des Sonnenreuters als Ausflüsse der Schwarzsichtigkeit desselben, als Aergerungen der düstern Lebensanschauung eines verstimmten Gemüthes erscheinen, das seinen Erfahrungen gemäß zum Argwohn geneigt war. Ueberdieß gewährt auch jeder Tag im Lauf der Wochen, der ohne neue Anzeichen einer angekündeten Gefahr vergeht, jene Sicherheit, deren man im Leben so sehr bedarf, um es nicht unerträglich zu finden.

Aber selbst wenn alle diese Gründe zur Beschwichtigung der Besorgniß und Unruhe nicht vorhanden gewesen wären, so hätte ihn auch nicht die Gewißheit des Befürchteten zu bestimmen vermocht, die Sonnenreut zu verlassen und die Zurückbleibenden allein dem Acte der Volksvehme auszusetzen. Jetzt hielt er sich ohnehin für moralisch genöthigt, zu bleiben, um dem Verdachte nicht ein Recht, den Haberern nicht die Meinung einzuräumen, als hätte er Ursache, ihrer Rache auszuweichen.

Seine bestimmte Versicherung, hier ausharren zu wollen, möge nun erfolgen, was da wolle, hatte denn auch die Wirkung, daß der Sonnenreuter nicht wieder auf die Sache zurückkam und sich darauf beschränkte, mit Wildhoff über die ökonomischen Ergebnisse des Tages und über die Erträgnisse der Ernte zu sprechen, welche auch dieses Jahr wieder so ergiebig waren, daß der Aberglauben vom Bilwizschnitt darin reichliche Nahrung finden konnte. Nicht ohne Theilnahme vermochte jetzt Wildhoff

die schönen Getraidehaufen anzusehen, welche alltäglich von der Tenne auf die geräumigen Kornspeicher geschleppt wurden. Es wurde immer fortgedroschen, während der Regen Tag und Nacht herunter rauschend, die naßgrauen, traufenden Dächer wusch, unter welchen sich mit den Sperlingen auch Ammern und Finken, selbst Krähen und Dohlen bargen, um gelegentlich ihren Antheil an der Ernte entgegen zu nehmen, der ihnen gerne gegönnt war. Nur selten machte der Regen eine Pause, welche Wildhoff hätte dazu benützen können, dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Büchsen und Jagdranzen hingen darum verwaist an den Zinken der Geweihe im Jagdzimmer, und selbst zu gelegentlichem Schusse vom Fenster aus war er nicht gereizt, wenn die großen Bergraben mit heiserm Krächzen Morgens vom Schwalbenberg herüberkamen, die Sonnenreut umkreuzten und Abends wieder ihren lustigen Weg nach der Höhe zurücknahmen, oder wenn ein schöner Weih mit regenschwerem Gefieder sich auf dem Giebel des Scheunendachs niederließ, daß die Hähne unterm Schuppen ihr Hühnervolk mit lautem Warnungsrufe aufmerksam machten. Die Marderjagd überließ er aber, als altes Vorrecht der Knechte, dem Jagdvergnügen dieser in Hof und Scheuer.

So hatte sich denn Wildhoff unter den grauen Wolkenschleiern des Spätherbstes und unter dem kühlen Flor des unaufhörlichen Regens glücklich in die Heimlichkeit und Traulichkeit des Lebens eingesponnen, das solchen Landgütern auch in der unschönen Jahreszeit erblühen kann, wenn die rechten Hausgeister darüber walten. Er

empfand etwas von der Poesie ruhiger, ungestörter Häuslichkeit unter schützendem Dache und im warmen Gemache, hinter den wohlverschlossenen Fenstern, gegen welche der Regen klatscht, wenn der Wind um die Ecken und Giebel des Hauses heult.

Eines Abends nun, nachdem er lange mit dem Sonnenreuter geplaudert hatte, befand er sich wieder in seinem Lieblingszimmer allein, wenn man Wolf nicht mitrechnete, der mit zusammen gerolltem Körper auf einem Hirschfelle in der Ecke lag, und von unruhigen Träumen geplagt schien, denn er knurrte und stieß manchmal im Schlafe ein leises klagendes Geheul aus. Wildhoff hatte die Lampe näher an das Ruhebett am Ofen gerückt und sich in die Schilderung des Schlosses Woodstok von Walter Scott vertieft.

Im Hause war es schon stille, Alles zur Ruhe gegangen. Oben im Kamine heulte und stöhnte der Nachtwind; hie und da regte sich's in ihm, als ob Jemand aus demselben in's Zimmer herein treten wollte. Das paßte nicht übel zu der anziehenden Darstellung der geheimen labyrinthischen Gänge im Schlosse Woodstok, durch welche der Geisterspuk tobte, mit dem die Royalisten Cromwell's Commissäre aus dem alten Jagdhause der Könige Englands vertrieben. Bei dem Schweigen im Hause wurden die seltsamen Laute oft so laut, daß Wildhoff seine Lectüre für einen Augenblick unterbrach und aufschaute. Die Gardine am Fenster bewegte sich – er sah es deutlich, – und wenn er sich auch sagte, daß es von einem Luftzuge herrühre, so regte es doch seine Einbildungskraft an und

führte seine Gedanken zu der Seeligen zurück, welche gar manchmal traurig hinter jenem Vorhange am Fenster gesessen, um verloren in die Landschaft zu schauen. Dabei kam es ihm vor, daß, so oft er wieder ins Buch zurückblicken ein leiser Tritt durch das Zimmer gehe. Der Gedanke, Ida weile noch immer unsichtbar um ihn, war ihm ein so tröstlicher und lieber geworden, daß er nicht gerne etwas that, um die Illusion zu stören.

Jedoch legte er endlich das Buch weg und sah ruhig vor sich hin in den erleuchteten Raum des freundlichen Gemachs und wandte bei jedem leisen Geräusch hinter der Tapete, im Kamine, an den Gardinen den Kopf dahin, als könne er die traute Gestalt derjenigen erblicken, von welcher er glauben wollte, daß sie ihn in diesen Räumen noch immer unsichtbar umschwebe. Als sich nun der Vorhang wieder bewegte, hinter welchem sie bei Lebzeiten so oft gesessen, stand er auf und trat an's Fenster, an welchem wirklich ein Riegel nicht geschlossen war, so daß der Vorhang vom durchziehenden Winde bewegt worden.

Indem er den Riegel vorschob, fielen seine Blicke durch das Fenster hinaus in die Finsterniß der Spätherbstnacht. Da war Alles schwarz und düster. Nur weit draußen im Felde schimmerte ein trübes Licht. Wildhoff wußte sich keiner Wohnung an dieser Stelle zu erinnern, – es war also weder der Schimmer einer Lampe, noch der Schein eines Heerdfeuers. Als er sich wieder vom Fenster hinweg wenden wollte, bemerkte er, daß sich das Licht

langsam fortbewegte, zuerst rechts, dann links und zuletzt wieder stillstand, wenn es nicht in gerader Richtung gegen die Sonnenreut herkam. Jetzt merkte er, daß Letzteres der Fall war. Wenn es kein Irrlicht, war es ein Laternenträger.

Aber zu welchem Zwecke konnte Jemand zu so später Stunde noch draußen im Felde umher wandern? Dem Zuschauenden fielen die Sagen von Marktsteinverrückern ein, welche im Dunkel der Nacht zur Lebenszeit bei Laternenschein die Grenzen der Aecker abschritten und die Steine zu ihren Gunsten umsetzten, dafür aber auch im Tode noch in finstern Nächten durch die Furchen der Flur auf- und abwandeln mußten, wie sich das Volk das Phänomen der Irrlichter erklärt. Mit dem behaglichen Schauer an solchen Volkssagen sah Wildhoff der Bewegung des Lichtes in der Finsterniß der Spätherbstnacht so lange zu, bis es an dem waldigen Grunde unten, welcher die Höhe der Sonnenreut umschloß, entweder erlosch oder hinter dem Buschwerk und den Bäumen verschwand. Wildhoff wartete noch eine Weile am Fenster, um die Bewegung des Lichtes weiter zu verfolgen, sobald es wieder diesseits des Abgrundes auftauche. Aber es mußte wohl völlig erloschen sein und kam nicht mehr zum Vorschein, weswegen sich Wildhoff vom Fenster weg zu dem Ruhebette beim Kamine wandte.

Bald hatte er sich wieder in seine anziehende Lectüre vertieft. Im Hause war es völlig still geworden. Nochmals lenkte sein Geist dabei in den trauliche Bereich

lieber Träumereien ein, wenn er den leisen schlürfenden Geistertritt auf den geölten Zimmerdielen zu vernehmen glaubte, bis er schärfer aufhorchend die Tiefe des Schweigens gewahr wurde, welches jetzt über dem Hause waltete. Nur hie und da trommelte noch der Regen an die Fenster, wenn der Wind sich auf das Haus warf und seine Ecken umsauste.

Da geschah urplötzlich ein Schlag, als ob unten ein Fensterladen locker geblieben und von einem Windstoße mit großer Gewalt an die Mauer des Hauses getrieben worden sei. Zwei weitere Schläge folgten, jedoch so rasch, daß sie kaum im Winde ihre Ursache finden konnten. Und nun erscholl eine fremde, starke Stimme durch die Stille der Nacht, laut und vernehmlich:

»Leert euer Haberfeld! Samstag Nacht kommen Kaiser Karls Leut aus dem Untersberg!«

Wildhoff war aufgesprungen und eilte an's Fenster bei diesem Rufe. Auch Wolf schreckte aus dem Schlafe und bellte, – unten wüthete der Hofhund an der Kette. Als Wildhoff das Fenster aufriß und hinunter sah, konnte er Niemanden gewahren, bis der Sonnenreuter in großer Hast aus der Hausthür trat und dem Sultan an der Kette zurief, als hätte er nicht übel Lust, den grimmigen Hofhund der Spur des im Dunkel der Nacht verschwundenen Vehmboten der Haberfeldgenossenschaft nachzusenden. Doch trat bessere Ueberlegung bei ihm ein, da er jetzt von Wildhoff angerufen wurde, indem dieser fragte, was

das gewesen sei. Der Sonnenreuter meldete, daß ein Vermummter dagewesen und seine Anmeldung nichts weniger bedeute, als daß man für Samstag Nacht das Feld vor der Sonnenreut von Hindernissen frei zu machen, das Vieh im Stalle wohl anzuhängen und Kranke aus dem Hause zu schaffen habe, damit durch den Lärm des Haberfeldtreibens vor der Sonnenreut kein Schaden geschehe.

»Wir werden also die schwarzen Unholde demnächst hier haben,« schloß der Sonnenreuter seinen Bericht. »Sie werden bald kommen, bevor Schneefall ihre Fußspuren verrathen könnte. So müssen wir sie geduldig erwarten.«

Wildhoff stand noch lange, nachdem der Sonnenreuter wieder in's Haus gegangen war, am wieder geschlossenen Fenster und sah hinaus in die finstere Spätherbstnacht. Unheimlich nach wie vor pfiff der Wind um den Giebel, der Regen prasselte auf das Dach, die Wolken gingen tief niederhängend schwer und grau über das in Dunkel verhüllte Land. Kein Stern am Himmel, kein Lichtschimmer auf Erden war da drüben zu erblicken. Der Einsame am Fenster aber wiederholte mehrmals das Wort:

»Also vervehmt! Vervehmt auch hier! – Ein Vervehmter im Lande – vor der Gesellschaft und nun auch beim Volke.« –

»Wahrlich!« fügte er endlich hinzu, »es gehört viel Stoicismus zum Leben und stete Erinnerung an das Duldergemüth des Erhabensten unter den Menschen, um nicht irre zu werden.«

Noch lange sah er hinaus in die dunkle Nacht. Und der Krampf seiner Seele löste sich erst, als er sich wieder die letzten Stunden das vergegenwärtigte, wobei sich ihm die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Lebens und seiner widerspruchsvollen Erscheinungen lebhaft aufdrängten.

In solcher Stimmung erwartete er die Samstagsnacht. Als sie aber vorüberging, ohne daß die Ruhe der Sonnenreut im Mindesten gestört worden, als auch die zweitnächste Nacht von Samstag auf Sonntag verfloß, ohne die Befürchtungen auf der Sonnenreut zu bestätigen, die Spannung der Gemüther in der Landschaft zu rechtfertigen, welche durch die Kunde eines bevorstehenden »Treibens« zu Sonching und auf der Sonnenreut aufgeregt worden; als sich überhaupt keine weitere Anmeldung vernehmbar machte, daß die Haberer auf ihrem Vorhaben noch beständen: da ward nicht blos die öffentliche Aufmerksamkeit eingeschläfert, sondern auch Wildhoffs Gemüth beruhigt und zu der Ueberzeugung erhoben, daß der Beschluß, wenn er überhaupt vorhanden, im Rathe der Haberfeldmeister zurück genommen worden sei und nicht mehr zur Vollstreckung gelange, weil er als ein ungerechtfertigter erkannt worden sein mochte.

Der Sonnenreuter war jedoch anderer Meinung und äußerte mit bedeutsamem Kopfnicken, man werde noch immer frühe genug von den Haberern hören.

Inzwischen war auf die Regentage der letzten Wochen wieder trocknes Wetter gefolgt, ein sogenannter

Alterweibersommer, dessen Sonne aber bereits eine völlig kahlgewordene Landschaft beschien, als sich Lisi, des Sonnenreuters Tochter, eines Tages auf den Weg machte, um eine Firmpathin zu besuchen, welche jenseits der Fallach, eine Stunde hinter der Gottesau wohnte. Vielleicht trieb sie auch die Sehnsucht an, die Gegend wieder zu sehen, wo sie so oft mit dem Bernecker Hanns zusammen getroffen, von dem sie seit lange kein Wort mehr gehört. Der Besuch hatte sich auf einige Tage ausgedehnt. Eines Abends aber, mitten im gemüthlichen Plaudern am warmen Heerde, empfand sie eine eigenthümliche Unruhe, einen Drang, eine unüberwindliche Sehnsucht nach Hause. Dieses Heimweh stellte sich mit solcher Macht ein, daß kein Zureden, keine Vorstellung ihren Entschluß wankend zu machen vermochte, noch in der selben Stunde der Nacht aufzubrechen und sich auf den Weg zu begeben. Eine Magd mit einer Laterne begleitete sie, bis an eine Stelle, wo der Weg an der Gottesau vorüber für Lisi nicht mehr zu fehlen war. Sie schickte die Magd mit einem Geschenke zurück und ging nun allein vom Nachtwind umweht unter den Wolken hin, welche über den Sternenhimmel zogen.

Ein solcher Weg in der Nacht, allein, dünkte einer Tochter des Landes kein Wagniß. Als Lisi im Dunkel die Kirche auf der Gottesau zu Gesicht bekam, wurde sie durch die Erinnerung an die letzte Scene mit Hanns und der rothen Urschi vor derselben so wehmüthig und schmerzlich gestimmt, daß sie nicht vorüber konnte, ohne betend vor dem Erlöser zu knieen, der dorten in der

kleinen Vorhalle der Kirche am Kreuze hing und schon manchmal auf ihre angstvollen Stunden an dieser Stelle niedergeblickt hatte. War doch ohnehin Morgen Sonntag, ohne daß sie vielleicht zur Kirche kam. Da trat sie nun durch das offene Thor des kleinen Friedhofs, zwischen den beiden Thorsäulen mit den runden Knäufen hinein, über die stillen Gräber, die mit Kreuzen, Kronen und Kränzen geschmückt, innerhalb der Umfassungsmauer um die Kirche her lagen. Jetzt hatte sie die kleine Vorhalle erreicht und beugte ihr Haupt vor dem Gekreuzigten, indem sie auf das Kniebänkchen niedersank. Sie betete, ohne sich von dem Geräusche des im Winde wispernden Gräberschmucks hinter ihr stören zu lassen. Sie betete innig; denn sie hatte Gott viel anzuvertrauen, – keine eigene Schuld, sondern die Angst und Bangigkeit ihres Herzens wegen des unheimlichen Verdachtes gegen ihren redlichen Vater und nun auch gegen den edeln, duldenden Mann, der ihre Einsamkeit theilte. Sie hatte zu beten um der Verkennung willen, die Hanns und alles andern gegen sie hegten, – zu beten um Abwendung der angedrohten Schmach durch die Haberfeldtreiber. Daran schloß sie ein Gebet für Hanns, wobei ihr die Thränen über die Wangen fielen, und gedachte dann noch der Verstorbenen, ihrer lieben Mutter, der todten Geschwister und aller »christgläubigen Seelen«.

»Gib ihnen,« betete sie in Gedanken an die stillen Gräber, die sich in der Nacht so friedlich um die Kirche betteten, »gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen. Herr, laß sie ruhen in Frieden. Amen!«

Sich andächtig bekreuzigend erhob sie sich langsam und tauchte die Finger noch in das nebenhängende Gefäß mit Weihwasser, indem sie dann nochmals über Stirn, Mund und Brust das Zeichen des Kreuzes machte. Als sie sich nun entfernen wollte, streifte ihr Blick durch ein Rascheln aufmerksam gemacht, über die kleinen Hügel des Kirchhofs hin, – und der Athem wollte ihr stocken. Dort an der Friedhofmauer rührte sich etwas. Ja, dort standen drei schwarze Gestalten, – keine Grabsteine, von denen sie sich durch Höhe, dunkle Farbe und Umrisse unterschieden. Lisi wußte sich wohl zu erinnern, daß an der Stelle keine Denkmale standen. Mit starrendem Blute und weit geöffneten Augen sah sie hin. Die Gestalten bewegten sich jetzt deutlich, Lisi's Kniee bebten. Schauernd fing sie nochmals ein Vaterunser an. Sie hatte jedoch ihre Fassung, die bei solchen unerhofften Erscheinungen an solchem Orte leicht verloren werden kann, vollkommen wieder erlangt, als sie endigte:

»Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen!«

Während der üblichen Bekreuzigung zog sie sich völlig in das Dunkel der kleinen Vorhalle an der Kirchenthüre zurück, duckte sich, so gut es ging, hinter den Pfeiler und sah von hier aus, wie jetzt zwei finstere dunkle Gestalten durch das Thor des Friedhofs eintraten, sich einen Augenblick scheu umsahen und dann mit Stahl und Stein Feuer schlugen, daß die Funken um sie sprühten. Sie waren bewaffnet, diverse Kugelbüchsen hingen ihnen an der Seite, wie Lisi bemerken konnte. Ihre Aufmerksamkeit

wurde jedoch mehr durch die Wahrnehmung gefesselt, daß jetzt auch die an der Kirchhofmauer Feuer schlugen, worauf die neuen Ankömmlinge rasch auf die Stelle zuschritten, wo die drei schwarzen Gestalten beisammen standen. Noch wurden Erkennungszeichen – vielleicht auch eine Begrüßung – in Worten gewechselt, die Lisi nicht verstehen konnte, da sie trotz des abgelegenen einsamen Orts nur flüsternd gesprochen wurden. Und wieder trat Einer und noch Einer durch das Thor herein, blieb stehen und schlug Feuer, worauf jedesmal einer der bereits Wartenden dem Feuersteine Funken entlockte.

Lisi war ein ebenso muthiges und entschlossenes als kluges Mädchen und wußte auch bereits, was sie zu thun hatte. Sie zweifelte nicht, daß sich dieses Feuerschlagen auch an andern Plätzen um die Gottesau her wiederhole; sie rief sich in's Gedächtniß zurück, rief, welche Nacht heute war, – und ihr Entschluß war gefaßt. Derselbe mußte noch ausgeführt werden, bevor sich der Friedhof mit noch mehr Lebenden gefüllt hatte. Drum horchte sie jetzt scharf hinaus, ob sich dem Kirchhofthor wieder ein Tritt nahe. Das war im Augenblicke nicht der Fall. Eben so vorsichtig, als behende verließ sie jetzt ihr Versteck, indem sie zwischen der Kirchhofmauer und den vorstehenden Todtenkreuzen der Grabhügel hinwegschlüpfte, und glücklich übers Thor erreichte, von wo sie den Friedhof hinter der Mauer umging, und dann mit flüchtigem Fuß über den Rasen dem Waldrande entgegen eilte, der die Gottesau umschloß. Sich Gott empfehlend floh sie dahin, vom Dunkel der Nacht beschützt. Sie wußte wohl, daß

sie noch nicht vor Entdeckung sicher war, denn gerade vor ihr unter dem wohlbekannten großen Ahorn blitzte es ebenfalls in feurigen Funken, und ebenso leuchtete es rechts drüben am Pavillon auf, wo sie einst vor allem Volk von dem Geliebten selbst aus der Kirchengemeinschaft jenes Tages gestoßen worden. Aber, nachdem sie glücklich aus dem den Friedhof hinweg gekommen war, glaubte sie fest an des Gelingen ihrer Flucht und hielt sich berufen, das unheimliche Unternehmen dieser Nacht zu vereiteln. Selbst wenn sie von einem der Gesellen, die sich hier sammelten, bemerkt werden sollte, hoffte sie für einen Genossen gehalten zu werden und so durchschlüpfen zu können, wobei ihr die leuchtenden Funken im Dunkeln wenigstens als Warnungszeichen für die Richtung dienten, die sie nicht einschlagen durfte.

Noch immer sah sie aus einiger Entfernung Gestalten im Dunkel der Nacht aus den Waldrändern auftauchen oder vorüberkommen, während sie rastlos dahin eilte und endlich den Saum des waldigen Hanges erreichte, der steil in den Fallachgrund abfällt. Auf einem ziemlich beschwerlichen Pfade kam Lisi in den Fahrweg, der von der Gottesau schräg an der Thalwand hinunter zu den Mühlen führt. Das Dunkel war auf diesem Wege unter den überhängenden Waldbäumen tiefer als oben, und sie schätzte sich glücklich, so weit gekommen zu sein. Wie erschrak sie aber, als jetzt unmittelbar neben ihr in der Finsterniß die Funken aufleuchteten, an welchen sich die Verschworenen dieser Nacht, auf ihren Sammelplätzen

bei der Gottesau, gegenseitig erkannten. Einen Augenblick blieb sie mit einbrechenden Knieen stehen. Dann aber ging sie rasch vorüber mit einem:

»Gelobt sei Jesus Christus!«

»In Ewigkeit, Amen!« sagte der im Dunkeln neben ihr nach einer kurzen Pause, als habe er im ersten Augenblicke nicht gewußt, ob er den Gruß erwidern dürfe.

Diese Stimme des Unsichtbaren aber machte Lisi's Herz noch rascher klopfen, ihren Athem noch beklommener. Kaum wußte sie, wie ihre Füße sie dahin trugen.

»He da!« rief jetzt diese Stimme der Fliehenden nach. »Was bist denn für Einer?«

»Ein Schwärzer,« antwortete ein Mann unmittelbar vor Lisi, indem er die Losung seines Trupps für diese Nacht ebenfalls mit Feuerschlag begleitete.

Vielleicht blendeten Letzteren die sprühenden Funken, daß er der Vorübereilenden gar nicht geachtet hatte und auf die Fliehende erst aufmerksam wurde, als die Stimme hinten rief:

»Da lauft Eine. Anhalten!«

Lisi kannte diese Stimme wohl. Ihr Ton aber, der sonst so viel Anlockendes für sie gehabt, beflügelte in dieser Stunde der Noth nur ihre Schritte, während der Geselle, an welchem sie zuletzt vorüberkam, ihr ein nutzloses »Halt!« nachrief, auf welches sie natürlich nicht achtete. An den schweren, rasch sich folgenden Schritten hinter ihr, erkannte sie, daß man sie verfolge. Zum Glück war die Nacht dunkel; der Fallachgrund aber, in welchem sie

jetzt anlangte, ihr so vertraut, daß sie zwischen den Mühlen bald einen augenblicklichen Zufluchtsort fand, der sie den Augen ihrer Verfolger völlig entzog. Diese hatten ohnehin keine Zeit übrig, ihre Nachforschungen lange fortzusetzen, und sobald sich dieselben wieder zurückgezogen hatten, verließ auch Lisi ihr Versteck und eilte über die Brücken und Stege der Fallach an's andere Ufer, den jenseitigen Thalhang hinan, die sie fest auf dem obern Rand desselben ankam, wo sich die Gassen eines der Dörfer am östlichen Fallachufer öffneten.

Gleich am ersten Haus pochte Lisi an das niedrige beleuchtete Fenster. Eine alte Frau reckte ihren Kopf vor und fragte, was es gebe.

»Macht's auf!« rief Lisi noch stärker klopfend, und das Fenster öffnete sich. »Sie kommen! Sie kommen!«

»Jesus, Maria und Joseph, heunt?« schrie die Alte auf.

»Heute Nacht. Weckt Euern Alten, daß er zum Gemeindevorsteher läuft. Der soll Boten nach der Wasenau nach Steinkirchen und auch nach Erlbach hinunter schicken, und wenn sie über die Fallach gehen, Sturm läuten lassen oder warten bis man die Sonchinger Glocken hört. Habt's verstanden?«

Die Alte nickte eifrig. Lisi rief noch ein »B'hüt Gott« zurück und eilte auf Querpfaden über das Feld, bis sie die Lichter der Sonnenreut erkannte und das wohlbekannte tiefe, heisere Gebell des Sultans an der Kette ihr schon von Weitem entgegen schallte. Jetzt erst ließ sie sich ordentlich zu Athem kommen, sich erst auf dem Boden der

Sonnenreut sicher, als sie durch den umfassenden Waldgrund dringend an den Rasenhängen emporstieg. In ihres Vaters Wohnung war noch Licht, auch Herr Wildhoff war noch wach, denn die Accorde seines Flügels klangen in die Nacht heraus. Ahnungsloser Friede waltete um das Haus. Jetzt trat sie in die Hausflur, wo einer der Hunde sie mit Freudensprüngen empfing, und öffnete die Thür. Dort saß ihr Vater mit der Brille auf der Nase in einem seiner landwirthschaftlichen Blätter lesend. Aergerlich über die Störung schob er die Brille empor und erkannte ganz erstaunt seine Tochter.

»Lisi, Du?« sprach er, indem sich sein Antlitz verklärte. Als er aber die Aufregung und Erschöpfung seiner Tochter erkannte, stand er auf und ging ihr mit der Frage entgegen: »Was ist Dir denn, Lisi? Warum kommst Du heute schon – und so spät in der Nacht?«

Es kostete wenige Worte, um ihn über die Lage der Dinge aufzuklären. Er nahm die Kunde mit seinem gewohnten Ernste hin, schweigsam, nur daß er einige Male bedenklich mit dem Kopfe nickte und ein leises »Hm! hm! So! so! Endlich einmal!« hören ließ. Seine überlegende Haltung ging aber allmälig in eine andere über. Dabei schob er das schwarze Käppchen, welches seine seltsam geformte kahle Stirn deckte, bis fest auf die Brauen vor.

»Weck' die Mägde, Lisi!« hub er dann in seinem gewohnten bestimmten Tone an. »Du selbst legst Dich dann nieder, ruhst aus und kümmerst Dich um weiter nichts. Hast das Deinige gethan. Alles Weitere ist vom Uebel.«

Dann ging er selbst mit schwerem, festen Tritt dahin, die Knechte zu wecken. Den Verlässigsten schickte er als Boten an den Gemeindevorsteher und Pfarrer von Sonching, um sie von der Lage der Dinge zu benachrichtigen, den übrigen Dienstboten gab er gemeinsame Befehle, Haus, Scheuer und Stall in Ordnung zu halten, das Vieh nicht blos fest anzuhängen, sondern bei den scheuesten Pferden und den reizbarsten Kühen persönlich sorgsame Wache zu halten, – auch bei den Schafen nachzusehen, daß sie einander nicht im blinden Schreck erdrückten. Er ertheilte strenge Weisung, daß Niemand seinen Posten und das Haus verlasse, ging selbst ab und zu in Scheunen und Ställe, und erst dann, als alles so weit in Ordnung war, hinauf, um auch Wildhoff. über den Stand der Dinge aufzuklären. Dieser, in seinen friedlichen musikalischen Träumereien unterbrochen, sah den Sonnenreuter, etwas verwundert über dessen späte Erscheinung, mit einem fragenden Blicke an.

»Heute Nacht,« äußerte dieser mit vollständiger Ruhe, »heute Nacht, Herr Wildhoff, werden sie endlich kommen.«

»Wer kommen?« fragte Wildhoff mit der linken Hand fortspielend.

»Die wir schon seit drei Samstagnächten erwarten,« war die Antwort, über welche sich Wildhoff doch momentan verfärbte. Denn er hatte die Sache fast völlig vergessen.

Nun aber lächelte er, indem er aufstand. Er glaubte nicht daran. Der Sonnenreuter bat jetzt mit beweglichem

Ernste, Wildhoff möge sich doch ja die Geschichte nicht anfechten und deren Vertretung ihm, dem Sonnenreuter allein lassen. Während sie noch darüber sprachen, klang außen ein schauerlicher Ton durch die Nacht. Als Wildhoff das Fenster geöffnet hatte, trug der Wind von Südwesten her jenen gebrochenen Glockenklang aus der Ferne, der in seiner Nacht stets Unheil vermeidend en Gehör used Gemüth des Lauschenden schlägt.

»Was ist das?« fragte Wildhoff horchend.

»Sturmläuten,« antwortete der Sonnenreuter.

»Wo?«

»Es ist die Glocke von Fallhamm, wohin Lisi zuerst die Nachricht brachte. Sie haben jetzt schon die Fallach überschritten und werden bald da sein!«

»Es klingt seltsam schaurig in tiefer Nacht!« sagte Wildhoff nach einer Pause, indem er noch hinaushorchte.

Während nun der Sonnenreuter hinunter ging, um einen Rundgang durch Haus und Ställe zu machen, ob Jeder auf seinem Posten sei, hörte das Läuten draußen auf, um tiefster nächtlicher Stille zu weichen, fing aber nach Kurzem wieder an. Bald fiel auch in südlicherer und nördlicherer Richtung das Sturmgeläute ein und hallte beängstigend über die nächtliche Landschaft. Und endlich stürmten auch in der Nähe die Glocken von Sonching, daß es schaurig herüber klang. Zu gleicher Zeit erwachte drüben auf dem Scheibenbühl und in der Schlucht zwischen ihm und der Sonnenreuter Höhe ein unheimliches Leben. Laternenschimmer blitzte durch das laubleere Gebüsch und beleuchtete aus der Höhe drüben

buntbewegte Gestalten in langem Zuge, die gespenstig stumm wie eine Geisterprocession um Mitternacht unter dem Klange der Sturmglocken von Nah und fern dort aufmarschirten. In erwartungsvoller Spannung und Unruhe sah Wildhoff vom Fenster seines Zimmers aus auf diese phantastische Scene, in welcher sich die Vorbereitungen zu dem Acte einer Volksjustiz spiegelten, der er jetzt selbst verfallen war. Es waren seltsame, peinliche Empfindungen, die dabei seinen Geist quälten. Sein Herz pochte bang, sein Puls schlug fieberhaft. Und dennoch konnte er kein Auge von dem abentheuerlichen Anblicke auf dem Scheibenbühle verwenden, wo die stummen Gesellen – einer nach dem andern – aufzogen, um Recht im Lande zu üben, wie sie es verstanden. Sie hatten auf der Plattform des Hügels einen Kreis gebildet; es mochte eben die Verlosung stattfinden, ob sich alle Berufenen eingefunden, – aber Wildhoff vernahm keinen Laut davon vor dem betäubenden Sturmgeläute der Glocken von Sonching und jener der Dörfer am hohen Fallachufer.

Inzwischen schien unter den Vermummten auf dem Scheibenbühl gleich von vornherein einige Unsicherheit zu herrschen, im Fortgang ihres Thuns ein Schwanken, eine Stockung, ja einige Unruhe eingetreten zu sein. Ob von den Sturmglocken zurückgeschreckt Einzelne bei der Verlosung fehlten oder ein ganzer Trupp nicht erschienen war; ob das Läuten der Glocken die Sicherheit und Wirkung ihres Auftretens beeinträchtigte und bei den

Feldmeistern den ungestörten Fortgang des Haberfeldgerichts in Frage stellte: das ließ sich von einem Zuschauer aus einiger Entfernung in dunkler Nacht nicht unterscheiden. Genug, während man im Dorfe und auf der Sonnenreut in gespannter banger Erwartung der Dinge stand, die da kommen würden, war – bevor noch der eigentliche Rügeakt begonnen hatte – plötzlich das Licht im Kreise der Haberer erloschen. Düstere Nacht lagerte sich über den Scheibenbühl. Und indeß man erstaunt über die Verzögerung noch immer auf den Ausbruch des Lärms gespannt war, hatten die Leute des Kaisers Karl aus dem Untersberg schon wieder ihren Heimzug angetreten, und waren im Schutze der Finsterniß unverrichteter Sache nach allen vier Winden auseinander gestoben.

Zum ersten Male hatten die Haberfeldtreiber in jener Gegend ihre Absicht mitten im besten Thun aufgegeben und auf ihr Vorhaben an der Stelle des Schauplatzes verzichten müssen. Diese Vereitelung und Erfolglosigkeit eines angesagten Haberfeldtreibens machte Aufsehen in der ganzen Landschaft und war ein Triumph der klugen Vorsicht und der ausdauernden Entschlossenheit der Sonnenreuter Lisi. Denn offenbar hatte der frühe Empfang mit den Sturmglocken, in den Dörfern die heranziehenden Haberer schon in ihren Vorbereitungen und Maßnahmen, im Anordnen und Ausstellen der Vorposten unsicher gemacht und die Wirkung und den Erfolg ihres Auftretens zweifelhaft erscheinen lassen. Daß sie unverrichteter Sache abziehen mußten und zur Verschiebung

ihrer Absicht genöthigt waren, that dem Nimbus Schaden, durch welchen sie mächtig waren und sich gefürchtet machten. Manche meinten, sie seien nun wohl für längere Zeit von solchen nächtlichen Zügen abgeschreckt und Sonching und die Sonnenreut vor ihrer Heimsuchung sicher. Der Sonnenreuter schüttelte jedoch mit bedenklichem Ernste den Kopf und sprach die Befürchtung aus, daß gerade die Nothwendigkeit für das Ansehen ihres Bundes die Haberer reizen werde, die Scharte recht bald auszuwetzen. Er sei überzeugt, daß sie sich bald genug wieder anmelden würden. Ob diese Voraussicht eine begründete, wollte auch Wildhoff bezweifeln. Er hegte die Hoffnung, daß die Haberer es bei dem Versuche bewenden lassen oder ihr Unrecht einsehen würden. Wenige Tage später wurde ihm ein Brief durch die Post zugestellt; die Aufschrift war ihm unbekannt, – es waren stattliche steife Züge, das Siegel ein einfaches Kreuz. Dasselbe lösend las er mit steigerndem Erstaunen folgendes:

††† »Wir, die Leute Kaiser Karls im Untersberg, thun kund und zu wissen dem Herrn Heinrich Wildhoff, Wittwer auf der Sonnenreut, dem Sebastian Zündler, genannt Sonnenreuter, und der Elisabetha Zündlerin, lediger Tochter des Sonnenreuters, daß wir in dieser Herbstzeit bald wieder kommen und Gericht halten wollen um Mitternacht nach altem Brauch mit Feldmeistern und Genossen, und lautem Ruf, auf daß Ihr nicht schlafet in Eurer Sünde, die wir zu strafen kommen nach der Gerechtigkeit Gottes und lassen uns nicht wieder abhalten noch stören darinnen durch Läuten noch irgend welche

Gewalt, werden uns auch gegen unzeitiges Geläute zu sichern wissen. Darum ergebt Euch in den Urtheilsspruch unseres Gerichtes, so Ihr vor Schaden Euch behüten wollet und leert Euer Haberfeld, denn wir kommen wie der Dieb in der Nacht, wissen Alles, reden aber nit viel, nach dem Recht und Gesetz unseres Kaisers Karl, – gegeben im Untersberg.« †††

Also ein förmlicher Fehdebrief der im Dunkeln rächenden Söhne der Nacht. Der Brief von fester Hand geschrieben, trug übrigens den Poststempel Griesbach.

Zwölftes Capitel. Welches Meteore zeigt, die nichts Gutes bedeuten.

Es gibt Menschen, welche jeder Erinnerung an einen bevorstehenden Schmerz ängstlich ausweichen und sie zu betäuben und bei Seite zu schieben suchen, während Andere sich ganz in der Vorempfindung desselben verlieren und in die Qual zum Voraus hineinwühlen. Beides entspringt der egoistischen Schwäche entweder verzärtelter oder verdüsterter Gemüther. Der ächte Mensch sieht dem Schmerze, der sich nicht abweisen läßt, fest und entschlossen in's Auge und macht ihn zum Gegenstande seiner Betrachtung, da er weiß, daß das Unglück nicht abgewendet wird, indem man sich von ihm abwendet.

Als Wildhoff nur einmal wußte, daß man ihm die nächtliche Rüge der Volksvehme bestimmt zugedacht hatte – und ihm war dies ein Schmerz – erwog er diesen Ausbruch arger Verkennung mit gefaßtem Gemüthe,

suchte in seinem eigenen innersten Wesen – wenn nicht nach Trost, so doch nach Erhebung, und fand sie. Er vermochte nicht blos ruhig an seinem neuen Werke fort zu arbeiten in jenen düstern Novembertagen, sondern er konnte sich auch den finstern Spätherbstnächten anvertrauen, ohne daß besondere Beklemmungen und Bangigkeiten seine Seele folterten oder seinen Schlaf wesentlich beeinträchtigten.

Damals nahm Wildhoff auch wieder etwas mehr Antheil an den politischen Verhältnissen, die allmälig zu einer großen Entscheidung drängten, während nur im eignen Lande und dessen Hauptstadt die Gemüther sich gegenseitig in einem wahrhaft tragikomischen Ränkespiel und Intriguenkampf erhitzten, welcher zwischen den Räthen im Cabinette und dem »Freunde« des Königs, dem Balletdirector Brunno und seinem Anhange, zum endlichen offenen Ausbruche gekommen war. Nun brachte der Generalanzeiger Mitte November in seiner Beilage einen scharf einschneidenden Artikel, dessen Aufstellungen Wildhoff eines Abends bis in die tiefe Nacht hinein beschäftigten. Der Aufsatz zeichnete die politische Lage des Landes, dessen staatliches Leben in ein Chaos persönlicher Interessen sich auflöste, schilderte die Parteien, die obwaltenden Verhältnisse, zeigte Ursache und Wirkung des sichtlichen Verfalls und – mit politischer Voraussicht – die nothwendiger Folgen und Resultate.

Wildhoff ahnte, wer der Verfasser sein mochte, denn der Styl erinnerte ihn an einen früheren Artikel in demselben Blatte. Deshalb und weil er ihn überzeugend und

zutreffend fand, las er ihn dem Sonnenreuter vor, den er bei dessen letzten Gang durch das Haus zu sich hereingerufen hatte. Dieser hörte zu, nickte einigemal mit dem Kopfe, reckte sich auf seinem Stuhle, indem er dabei zwischen den Gardinen hindurch und durch das Fenster in die Novembernacht hinausschaute, die heute still, ruhig über der Landschaft waltete. Ein Theil des Himmels war bewölkt, ein anderer zeigte die Sterne. Nach Westen hin neigte sich der Halbmond schon stark gegen die Waldhöhen des Schwalbenbergs.

»Ja,« sagte der Sonnenreuter dann im Gespräche mit Wildhoff, »die Herren in der Hauptstadt scheinen wirklich nicht zu wissen, was an der Zeit ist, wieviel es schon geschlagen hat. Und doch liegt es schon unser einem in den Knochen, daß ein Wetter heraufzieht, nach welchem gar Manches anders sein mag, als jetzt. Der Aufsatz hat wohl Recht, wenn er meint, unser Land habe es schon verpaßt und müsse nun das Schicksal hinnehmen, das Andere ihm bereiten. Ja, ja, es zieht etwas herauf, zu dem die Katzbalgereien in der Residenz und in den Zeitungen nicht passen, – es ist eine schwüle Zeit, wie an einem Abend, an dem es wetterleuchtet. – Nun, was soll denn das?« unterbrach sich der Sonnenreuter, da im selbem Augenblicke über dem Nachthimmel außen ein Lichtschimmer zuckte, als ob sein Wort zaubermächtig das Phänomen hervorgerufen hätte, von dem er eben sprach. Der Sonnenreuter stand auf, um an das Fenster zu treten, – auch Wildhoff hatte die flüchtige Erscheinung

bemerkt, ohne daß sie ihm jedoch besonders aufgefallen wäre.

»Um diese Jahreszeit hat man doch kein Wetterleuchten!« fügte der Sonnenreuter hinzu, indem er durch das Fenster an den Nachthimmel sah. »Es wäre doch merkwürdig, – ich will sehen, ob es sich wiederholt.«

»Ich hielt die Erscheinung für das Leuchten einer Sternschnuppe,« meinte Wildhoff, der Thüre zum Balkon zuschreitend. »Gerade in diesen Novembernächten schwärmen sie ja zu tausenden durch den Luftraum. Treten wir hinaus, wo wir einen weiteren Rundblick haben. Die Nacht ist heute verhältnißmäßig schön, die Luft ruhig und unbewegt.«

Damit hatte er die Thüre auch schon geöffnet und trat mit dem Sonnenreuter auf die breite Altane an der Giebelfront des Hauses, von welcher unter den weitausladenden Dächern die Galerien auslaufen. Schon lange war dieselbe nicht benutzt worden. Jetzt gewährte sie den beiden Männern eine freie nächtliche Rundsicht. Der Mond gab nur kaum bemerkbaren Schein; denn neigte er sich schon stark den dunkeln Höhen des Schwalbenbergs zu, so schwächte auch graues Gewölk sein Licht, während nach einer andern Seite hin der Sternenhimmel offen lag. Eine verhältnißmäßig milde Luft machte den Aufenthalt im Freien nicht unangenehm bei der hehren Stille, mit welcher die Nacht die schlummernde Landschaft umfing. Dennoch bedeckte der Sonnenreuter seinen kahlen Scheitel mit dem schwarzen Käppchen, als er sich dem Geländer näherte.

»Sehen Sie, da fällt ein Stern,« bemerkte er jetzt, mit erhobener Hand nach einer Stelle des Himmels deutend, an welcher eben eine Sternschnuppe verschwand. »Dort aber, wo wir das Leuchten gesehen, liegt Gewölk, und es leuchtete merklich anders, stärker, eher wie eine Feuerkugel.«

»Wahrscheinlich war es auch ein Meteor,« stimmte Wildhoff zu.

»Hm!« machte der Sonnenreuter, indem er den Kopf wendend bald starr nach Westen, bald nach Osten schaute. »Solche Meteore bedeuten nichts Gutes.«

»Entdecke ich Aberglaube beim Sonnenreuter?« sagte Wildhoff mit verwundertem Lächeln.

Der Mann schwieg und sah vor sich hin. Dann berührte er plötzlich, wenn auch achtungsvoll, den Arm Wildhoffs und hob die Hand nach einer Gegend des Himmels.

»Sehen Sie!«

Wildhoff bemerkte in der bezeichneten Richtung einen aufsteigenden langen Lichtstreif, dem sogleich ein anderer nachschoß, bis sie scheinbar unter den Sternen weilten und ihre Kerne zersprangen.

»Der Rauschenberg speit Feuerkugeln in die Luft,« sagte der Sonnenreuter trocken. »Nun sehen wir uns rasch in der entgegengesetzten Richtung um, ob nicht auch der Schwalbenberg Meteore an das Firmament schleudert.«

Der Mond sank immer tiefer hinter dem gebrochenen Gewölk am westlichen Himmel, in welchem der Horizont als eine schwarze Anschwellung des Landes tauchte. Und siehe da, es hatte nur kleiner Weile bedurft, so stiegen

auch dorten nach einander zwei Raketen auf, die das Gewölk durchbohren zu wollen schienen und hoch in der Luft – eine nach der andern – zerplatzten.

»Wenn der Rauschenberg und der Schwalbenberg nicht plötzlich sich als Vulkane entlarven,« bemerkte Wildhoff, nach einem nachdenklichen Schweigen beider Zuschauer, »so möchte ich glauben, daß hier Signale gewechselt werden. Es scheint, daß man am hölzernen Thurm auf dem Schwalbenberg Raketen steigen läßt.«

»Mir scheint etwas weiter rechts, an der grünen Martersäule«, sagte der Sonnenreuter. »Doch, gleichviel. Ich muß noch sehen, ob Alles in Ordnung ist im Hause, denn die Knechte werden stark in den Sonntag hinein schlafen. Und nun wünsch' ich gute Nacht.

»Gute Nacht, Sonnenreuter!«

Auch Wildhoff begab sich in sein Schlafgemach, Er legte sich nieder und schlief unter Gedanken an die Raketen ein. Und sie leuchteten und krachten platzend noch in seinen Traum. Denn ihm träumte, seine Tante und alle seine Bekannten aus der Hauptstadt warfen Leuchtkugeln und Raketen nach ihm aus, daß sie wie Schneeflocken um ihn flogen, seine Haut versengten und fürchterlich in seine Ohren krachten, bis er sich in der Schlucht unterm Pavillon verbarg, worauf jedoch viele bekannte und unbekannte Frauen und Herren, unter Anführung seiner Tante, auf Wägen mit glühenden Rädern, die wie pyrotechnische Feuerräder explodirten, vom Scheibenbühl herunter über ihn hinfuhren, so daß sich die Radspuren in ihn einbrannten. Die erträumte Qual und der

Lärm, das Rollen, welches diese Fahrt begleitete, weckte den Schlummernden. Es war dunkle Nacht im Zimmer, von Außen aber drang Lichterschein und ein Geräusch, in das sich der Laut von Fußtritten und dumpfen Menschenstimmen mischte. Die Hunde bellten wüthend dazwischen, während kein Glockenklang durch die Nacht dröhnte.

Wildhoffs erster Gedanke war, es sei Feuer auf der Sonnenreut ausgebrochen. Er taumelte aus dem Bette an eines der Fenster, das in den Hof ging und riß es auf. Aus den Stallthüren fiel Licht in die Nacht heraus, einzelne Laternen kreuzten rasch den Hof oder traten zusammen, die Träger derselben flüsterten sich etwas zu. Ohne die Eile und Hast unten hätte Wildhoff glauben können, es sei schon Morgen und Knechte und Mägde bereits in ihrer Tagesarbeit begriffen. Ein aufgefaßtes Wort aber belehrte ihn eines Andern. Rasch schloß er das Fenster, zündete Licht an und warf sich in seine Kleider, da er jetzt auch die befehlende Stimme des Sonnenreuters unten vernahm.

Als dieser Wildhoff auf dem Balkon verlassen hatte, vollendete er seinen Gang durch's Haus, wobei er jedoch den zuverlässigsten seiner Knechte weckte und ihm auftrug wach zu bleiben, um nöthigenfalls sogleich zur Hand zu sein. Dann setzte er sich an den noch warmen Ofen seiner Wohnstube, nahm seine landwirthschaftlichen Blätter vor und fing an zu lesen. Manchmal aber trat er an das Fenster, horchte hinaus, trat auch einige

Male unter die Hausthür und sah in die Nacht. Dann vertiefte er sich jedesmal wieder in seine Lectüre. Es ging schon gegen Mitternacht, als der Hofhund draußen unruhig ward und heiser in die Nacht hinein bellte, stärker, immer heftiger, endlich wüthend, ohne daß der Sonnenreuter, hinaus gehen, etwas Verdächtiges zu bemerken vermochte. Kaum aber brütete er wieder über seinen Zeitschriften, als so stark an den Fensterladen geklopft ward, daß alle Hunde im Hause zu bellen anfingen.

»Was gibt's?« fragte der Sonnenreuter, indem er rasch eine kleine Blendlaterne, welche schon bereit neben ihm stand, anzündete.

»He da! Aufg'standen und heraus!« sagte eine fremde barsche Stimme.

Mit der Laterne in der Hand trat er in den Hausflur und öffnete die Thür; der Lichtschimmer beleuchtete vier Männer, die außen standen, mit Kugelbüchsen bewaffnet, Wachholdersträuße auf den grünen Hüten, die Gesichter geschwärzt, die Kniee nackt: Hochländer.

»Was wollt's, ihr Männer?« fragte der Sonnenreuter.

»Licht weg!« rief einer derselben, und der Sonnenreuter stellte die Laterne so, daß ihr Schein in das Haus zurück fiel.«

»Bist der Sonnenreuter?«

»Ja!«

»Ist Dein Haberfeld leer?«

»Ja!«

»So weißt, was D' zu thun hast, daß Dein Vieh kein Unheil anricht't und Dir kein Schaden an Leib und Gut

g'schieht. Weck' Deine Leut, bind die Hund' an, dann kommst mit Deiner Tochter und dem Baumeister auf d'Laub'n, – nit weiter, sonst magst Dir selbst zuschreiben, was Dir g'schieht.«

»Ihr Männer,« hub jetzt der Sonnenreuter ruhig, aber in sehr bestimmtem Tone an, als die Bewaffneten sich anschickten, ihres Wegs zu gehen. »Ich, für mein Theil, will auf die Laube treten und hören, was Ihr mir zu sagen habt. Meiner Tochter aber und meinem Herrn könnt Ihr nichts zu sagen haben.«

»Wirst schon hören, Alter!« sprach der Wortführer, während die Andern ungeduldig und drohend fragten, ob der Sonnenreuter nicht wisse, mit wem er rede oder wohl gar sich widersetzen wolle; man habe mehr zu thun als hier zu stehen und sein »G'schmatz« anhören. Dennoch sprach der Sonnenreuter weiter:

»Mein Kind ist nicht wohl« – einer der Bursche fuhr dabei unwillkürlich auf, während der Sprechende hinzusetzte: »und Herrn Wildhoff zu wecken kann ich mir nicht erlauben.«

»Gut, er wird schon g'weckt werden,« meinte jetzt lachend der Wortführer. »Sieh' zu, Sonnenreuter, daß Du zur rechten Zeit auf der Laub'n bist.«

Damit gab er seinen Genossen ein Zeichen, und die vier Bewaffneten schritten an der Langseite des Hauses hin. Einer derselben blieb einen Augenblick an Lisi's Fenster stehen und schaute durch die dunkeln Scheiben. Sie schlief, wußte und ahnte nicht, was ihr bevorstand. Ein leises Stöhnen rang sich dabei über des Geschwärzten

Lippen. Dann aber wandte er sich rasch hinweg, den Andern nach. Sie gingen mit hastigen Schritten in der Richtung des Dorfes. Die Gassen desselben lagen dunkel unten, kein Fenster war mehr beleuchtet, Alles schlief, auch die Nachtwache. Nun aber pochten die Vermummten von Haus zu Haus, an Läden und Thüren, weckten die Leute, mahnten sie Licht anzuzünden, das Vieh anzubinden, Kranke und Wöchnerinnen vorzubereiten, daß sie nicht plötzlich erschreckt würden, oder sie allenfalls aus dem Hause zu schaffen. Bei den Schuldigen jedoch, welche der Vehme verfallen waren und denen die Nacht gewidmet war, dröhnte die Frage: »Bauer, ist Dein Haberfeld leer!« erschreckend durch das Haus und weckte sie zum Momente des nächtlichen Gerichtes.

Da eilte Alles aus den Betten und es ward lebendig im Dorfe. »Sie sind da! So sind da!« ging von Mund zu Mund, von Haus zu Haus.

Freilich waren sie da – die Rächer im Dunkeln. Sie hatten schon geraume Zeit den Scheibenbühl besetzt und ihre Maßregeln getroffen, um ungestörtes Rügerecht nach altem Brauch zu üben, wie sie klar und bestimmt angekündigt.

Es war um die Zeit des Monduntergangs, daß in der Stille der Nacht starke Haufen Bewaffnete und Unbewaffnete von Morgen und Abend her marschirt waren, um mit genauer Berechnung des Wegs und der Stunde am Scheibenbühl zusammenzustoßen. Vom Rauschenberg her waren stumm und lautlos die Männer des Ostens über die Lautrach gekommen und rückten gegen den

Scheibenbühl vor, wo sie an der Morgenseite des Hügels emporstiegen, als an der Abendseite die Männer des Westens auftaugt, welche von grauen Martersäule aber den Schwalbenberg zu Thal gezogen waren, auf wohlbekannten Wegen die Fallach überschritten und auf vertrauten Pfaden den Hochrand des rechten Flußufers erklommen, von wo sie auf Feldwegen in größter Heimlichkeit und Stille zwischen den schlafenden Dörfern hindurch unbemerkt den Scheibenbühl erreichten, als gleichzeitig die Bundesgenossen da eingetroffen waren. Hier konnten sie nun mit Ruhe die Vorbereitungen und Maßregeln zu ihrer Sicherheit treffen, um jeder Störung vorzubeugen.

Sie hatten kein Geheimniß aus ihrer Wiederkunft gemacht oder darauf, daß sie fest entschlossen waren, jeden Widerstand zu brechen, die Hindernisse wegzuräumen. Auch den Behörden in Griesbach war es nicht verborgen geblieben, daß für diese Nacht ein großes Haberfeldtreiben angesagt war, und so rasch und gut als möglich wurden Maßregeln getroffen. Die Scheu vor einem blutigen Zusammenstoß, auch die Unmöglichkeit durch die aufwendbaren Kräfte gegen die Menge und gefährliche Rücksichtslosigkeit der Gegner etwas Entscheidendes auszurichten oder das Haberfeldtreiben hindern zu können, bewog das Amt, sich auf die Anordnung von Streifwachen der Gensd'armerie und der Bauern in den Dörfern des rechten Fallachufers zu beschränken. Dieselben sollten ein blutiges Rencontre mit der Masse der Haberer vermeiden, nach Beendigung des Haberfeldtreibens aber

die sich Zerstreuenden auf der Heimkehr einzeln abfangen.

Ueber die Maßnahmen waren die Haberer genau unterrichtet. Sie wußten, daß die Patrouillen von Amtswegen beauftragt waren, nicht scharf zu schießen, – es war ihnen aber auch gemeldet, daß der Herr Assessor, im Widerspruch mit seinem Amte, für energisches Einschreiten war und die Absicht hatte, nöthigenfalls die Verantwortlichkeit und die Leitung desselben persönlich zu übernehmen. Wenn nun die Bauernpatrouillen von den Haberern auch keineswegs gefürchtet wurden und deren Widerstand überall hätte gebrochen werden können, so vermochten sie doch – besonders beim Ueberschreiten der Fallach – Ungelegenheiten zu bereiten. So hatte man sie durch eine ausgestreute falsche Nachricht über die Stelle der Ueberschreitung zu täuschen versucht, und der Versuch war vollständig gelungen, so daß das zumeist beobachtete Corps der westlichen Bundesglieder völlig unbemerkt am Schauplatze eingetroffen war. Nachdem die doppelte Vorpostenkette mit scharfgeladenen Büchsen aufgestellt waren, konnten ohne Gefahr die Boten ausgesendet werden, um den Vervehmten den Beginn des Haberfeldtreibens anzukündigen und die andern Dorfbewohner als Publikums einzuladen.

So kam inmitten der Nacht eine unbeschreibliche Aufregung in das Dorf. Die große Mehrzahl warf sich in die nothwendigste Kleidung, um ohne Säumniß dem Scheibenbühle zueilen und so viel als möglich von den Habererreden und zu hören, während die Minderzahl in jähem

Schrecken aus den Betten fuhr um durch das bewährte Mittel des Läutens mit den Kirchenglocken die nächtlichen Unholde zu verscheuchen. Mit lautem Sturmruf liefen die geängstigten Gegner der Haberer durch das Dorf, nach der Wohnung des Meßmers, um die Schlüssel zum Glockenhaus zu holen. In seine Stube dringend, fand man ihn bereits auf und in gelinder Verzweiflung, da er den Schlüssel vermißte. Nach dem Abendläuten hatte er ihn an die gewohnte Stelle gehängt, und nun war der Schlüssel auf unerklärliche Weise verschwunden. In dieser Rathlosigkeit zeigte sich, daß die Noth nicht blos erfinderisch macht, sondern auch Eisen bricht. Man wandte die nöthige Gewalt an und erbrach die Thür zum Glockenhaus. Verlorene Zeit und Mühe, denn es fehlten die Glockenstränge, als man hineingedrungen war, – sie waren abgeschnitten, andere nicht zu Handen. Bis man ein Mittel fand, dennoch Sturm läuten zu können, war es spät geworden, um von Wirkung auf die Haberer zu sein, die für ihre Sicherheit schon hinlänglich gesorgt hatten.

Dennoch herrschte auf dem Scheibenbühl, wo die Haberer standen, noch die tiefste Stille, während die Zuschauer, von allen Seiten zulaufend, erwartungsvoll in einiger Entfernung vor der äußersten Vorpostenkette anhielten. Trotz der Warnungen des Sonenreuters war auch Wildhoff von daheim weggegangen, wohl von Unruhe und dem Verlangen getrieben, diesen Genossen der Nacht, die sich zu seinen Richtern aufgeworfen und ihn ungehört verdammen wollten, etwas näher in's Antlitz zu sehen, zu hören, was sie ihm zur Last legten. Er hatte für

den schlimmsten Fall einen kleinen, handsamen Revolver zu sich gesteckt und wagte sich nun gefaßten Muths bis zu dem Pavillon vor, von welchem er über die Schlucht hin nach dem Scheibenbühl sah, wo das abenteuerliche Wesen des Haberfeldgerichts noch kaum bemerkbar und gleichsam stumm war. Unten in der Schlucht bewachten zwei dunkle Gestalten den Zugang durch dieselbe, um die Höhe Scheibenbühls gruppirten sich bewaffnete Haberer, die man jedoch kaum für taugliche Gestalten genommen hätte. Den entfernteren Zuschauern deutete kaum der Laternenschein, der bald da, bald dorten aufleuchtete, auf die Anwesenheit der Haberer auf dem Scheibenbühl. Schon schlug von dem Sonchinger Kirchthurm her, zum Beweise, daß nicht auch die Glocken weggenommen seien, die Mitternachtsstunde in zwölf vollen Klängen. Da – mit einem Male – erscholl von der Plattform des Scheibenbühls ein lauter Ruf.

»In Reih' und Glied. Bildt's Quarré! – Drei Schritt Abstand.«

Alsbald schloß sich die Gruppe der eigentlichen Haberer um die in die Mitte getretenen Feldmeister, ringsum aber reihten sich die Bewaffneten mit ihren Stutzen. Nach alter Regel gab der zweite Haberfeldmeister, als militärischer Leiter, letzteren den Befehl, Störer irgend welcher Art, unberufene Eindringlinge oder Angreifer mit der Losung: »Es gibt Blei!« abzuweisen und jeden niederzuschießen, der nicht Folge leiste. Wildhoff konnte deutlich die energische Weisung vernehmen. Hierauf verlas ein anderer Haberfeldmeister die Präsenzliste des Corps.

Wildhoff glaubte die Stimme des Berneckers zu erkennen; ihm war, als vermöchte er beim Laternenschein dessen Gestalt, den alten braunen Ahnenrock, die rothe Weste und gestickte Lederbinde, den Flachsbart seiner Vermummung zu unterscheiden.

Wie immer hatten die Haberer die Namen aller Schullehrer, Pfarrer, Beamten und Gutsherrschaften der Nachbarschaft angenommen und wurden bei diesen vorlesen. Bei keinem der Aufgerufenen blieb das »Hier« aus, die Identität eines Jeden schien unbezweifelt und so nahmen die Dinge ihren ruhigen Fortgang. Während sich dabei Wildhoff der Sage erinnerte, daß stets einer Mehr zugegen sei, und zwar der Teufel selbst, der mit einem der Aufgerufenen zugleich »hier!« antworte, wurden seine Gedanken hierüber durch ein plötzliches geräuschvolles Zischen mit aufschießendem Feuerstrahl unterbrochen.

Diese von Scheibenbühl aufsteigende Rakete war das Signal zu einem greulichen, betäubenden Lärme. Trommelwirbel, Flintenschüsse, Kettengeklirre, Jauchzen, Pfeifen und Hallohen der Menschen – Alles das wurde dabei fast noch überboten durch den ergiebigen Klang sogenannter Tuschglocken, schuhlanger Schellen, welche beim Beziehen der Alpen von den Heerdstieren getragen werden. Nachdem der entsetzliche Lärm mehrere Minuten lang angehalten und die ganze Umgegend aus den Betten aufgeschreckt hatte, (hörte man ihn doch auf meilenweite Entfernung bis nach Griesbach hinein) erholten sich Wildhoffs Sinne in der eingetretenen Stille so weit

wieder, um einen phantastisch verlarvten Mann bemerken zu können, der jetzt inmitten des Kreises der Haberer im Scheine der Laterne stand und dessen Erscheinung zweifelsohne die schauerlich laute Begrüßung hervorgerufen hatte. Er hielt ein Papier in der Hand und fing alsbald mit durchdringend heller, deutlicher, weithin verständlicher Stimme und voller Kraft zu lesen an:

»Der Kaiser Karolus schickt seine Leut',
Wo's ein schandbar's Leben zu strafen geit,
Drum seind wir grad vom Untersberg jetzt
Herkommen nach altem Brauch und G'setz
Vor Sonching z'Nacht und vor d'Sonnenreut,
Gelt's, Bursch'n, da sagt's ös, ja dös is g'scheid.«

»Aufrebellt!« rief einer der Haberfeldmeister dazwischen. Und der Beifallslärm erhob sich in der gleichen furchtbaren Weise und Stärke wieder, bis derselbe Haberfeldmeister befahl: »Jetzt hört's die Anred'!«

Alsbald war es still geworden und wieder ertönte die Stimme des Vorlesers, der das Sündenregister in der Hand hielt:

»Ja, liebe G'sell'n, 's ist nit zu d'erleid'n,
Wir müssen den Sündern Haberfeld treib'n.
Drum hab'n wir vor Allen, ihre dürft es glaub'n,
Den Sonnenreuter zitirt auf d'Laub'n.
Der ist ja gar kein christlicher Mann, Der's mit dem Teufi ††† in der Höllen kann,
Z'Nachts auf ein' Bock an Sonnwend reit't
Zu'n Bilwizschnitt durch unser Getraid.

Auch kümmert's ihn nit und er leidt die Sündt,
Die er im eigenen Haus jetzt findt. Drum wird er in unserer Anred vor All'n
Vorg'nommen, – glaub's gern, es wird ihm nit g'fall'n.
Gott schütz uns und straf' den Bilwizschnitt! –
Na, Bursch'n, hab ich jetzt Recht oder nit?«

»Recht hast!« schrieen die Gesellen *in choro*.

»Aufrebellt!« kommandirte wieder ein Haberfeldmeister dazwischen, und das Gejohle, Trommeln, Schießen, Klirren, Schellen und Pfeifen dauerte wieder mehrere Minuten lang. Als es endlich verrauscht war, fuhr der Vortragende in seiner »Anrede« fort:

»Jetzt komm ich zur Lisi, der sauberen Dirn,
Mit der heiligen Mien' und der frechen Stirn!
Das ist Eine, Bursch'n, hat's hinter den Ohren,
Hat ihr Ehr an den Baumeister, den schlechten, verloren,
Derweil sie gar stolz und g'schamig thut,
Wenn ein Anderer kommt, ein redlich's Blut.
Da mein' ich, das ist doch z'arg und z'schlecht.
Pfui Teufi!! – G'sell'n, hab ich nit Recht?«

»Recht hast! Aufrebellt!«

Und der vorige Spectakel erscholl wieder, während Wildhoff mit rothem Antlitz hinüber schaute. Als sein Auge den Grund unten streifte, sah er dort einen der mit Stutzen wachenden Hochländer mit der Hand an der Stirne, wie in tiefer Bewegung, stehen, während nach

der andern Seite hin die Streifwachen der patrouillenden Bauern und Gensd'armen gegen die Haberer vordrangen, von den Vorposten aber mit der ernsten Mahnung empfangen wurden:

»Z'rück oder es gibt Blei. Wenn Einer hergeht und was will, schießen wir ihn z'samm, daß er um und um kugelt!«

So in respektvoller Entfernung gehalten, konnten die vom Amte angeordneten Streifwachen dem Treiben zusehen und jedes Wort des umfangreichen Sündenregisters verstehen, das der droben beim Laternenlicht ungestört verlas, indem er wieder begann:

»Paßt auf, der Rechte kommt jetzt erst dran,
Weiß gar nit, wo ich soll fangen an.
Der Baumeister da, der saubere Patron,
Schon lang ist ihm Ehr und Gewissen dervon.
Hat's Fräulein, 's reiche, g'nommen zur Eh',
Daß es in Sorg und Herzleid vergeh',
Hat's peinigt und plagt, – daß sie stirb, hat er g'meint,
Und täglich und nächtlich hat's bitterlich g'weint.
Und wer weiß, was er 'than hat in selbiger Nacht,
Wo der Tod die arm' Seel' zur Ruh' hat 'bracht.
Kein Aug' hat's g'seh'n, als der ewige Gott.
Mit dem irdischen Richter kann er treiben sein' Spott,
Mit uns aber nit. Ein Engel hat's g'sagt,
Hat ihn bei unseren Meistern verklagt.

Wenn Alles schläft – der Haberhund wacht,||
Drum seind wir kommen inmitten der Nacht,
Dem Sünder unsere Meinung zu sag'n,
Ihn laut vor Gott und den Menschen verklag'n,
Ihn mahnen an das jüngste Gericht,
Das wie der Dieb in der Nacht einbricht,
Daß er beicht in der heiligen Zeit, im Advent,
Was ihm für Schuld in die Seel' hinein brennt.
Derweil woll'n wir'n heunt an den Pranger stell'n.
Hab ich Recht oder nit? Was meint ihr, G'sell'n!«

Und lauter noch als seither ertönte das »Recht hast!« worauf der fürchterliche Lärm mit starkem Schießen einfiel. Die Fensterscheibe des Pavillons, in welchem Wildhoff stand, dröhnte, – klirrte. Das Glas stürzte zerbrochen zu Boden. An Wildhoffs Schläfe war eine Kugel vorüber gepfiffen und war in das Fachwerk hinter ihm eingeschlagen. Er achtete nicht darauf, merkte nichts, hörte nicht die Trommelwirbel, nicht das Hallohen und Pfeifen, hörte nicht das fortgesetzte Flintenfeuer. Denn sein Gehör war wie sein Geist nur von der furchtbaren Anklage erfüllt, in seinen Ohren dröhnten nur immer die schrecklichen Worte, die er vernommen. Und vor seinen Augen stand der Mensch, der er in der Meinung seiner Mitmenschen war. Sein Antlitz war leichenstarr hinaus gerichtet in's Leere.

Drüben auf dem Scheibenbühl schlug nun der Ernst in's Possenhafte um, als der Vorleser des »Pukstabils« zu der Rüge der Sünden von Sonching gelangte, in welcher

auch der galanten Wirthin und des Herrn Schloßverwalters nicht geschont war. Und so weiter offenbar zu eigner Lust stets tiefer in die *Chronque Scandaleuse* der Gegend hinein, daß Haberer und Zuschauer auflachten, bis zu dem Alles überbietenden Lärme am Schlusse, der den von allen Seiten zugeströmten Zuhörern das Ohrenfell zerriß und bis an die Wand des Hochgebirgs anschlug. Da aber durchgellte ein durchdringender, schriller Pfiff des ersten Haberfeldmeisters den nachlassenden Lärm, – urplötzlich erlosch die Laterne in der Mitte der Haberer, mit einem Schlage war tiefes Schweigen und Dunkel der Nacht eingetreten, als ob sich der Scheibenbühl geöffnet und das unheimliche Leben, das an seiner Höhe waltete, verschlungen hätte. Die Haberer waren auseinander gestoben, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ihre einzige Sorge war jetzt nur noch, auf nächtlichen Wegen durch die Streifwachen hindurch zu schlüpfen, welche nun die Schluchten des Fallachgrundes umschwärmten, und glücklich und unbemerkt heim zu jenem kommen, was in jener Nacht nicht allen gelingen sollte.

Lange bevor das Haberfeldgericht so plötzlichen Schluß gefunden, hatte Wildhoff den Pavillon verlassen. Er war in die Nacht hinein gegangen, ohne zur Sonnenreut zurückzukehren. Jetzt wollte er nicht unter Menschen, wollte kein menschliches Antlitz sehen, noch gesehen werden. Er suchte tiefe, nächtige Einsamkeit, wo es so öd und finster war, wie in seiner gefolterten Seele. Hart, härter als er erwartet und als er zu ertragen vermochte,

hatte ihn das Verdict der Haberer getroffen. All' der leidvolle Widerspruch, all' der Schmerz, all' das Elend und die Bitterkeit seines Lebens war aufgerüttelt und füllte sein Gemüth mit verzweiflungsvollem Düster. In seinem Herzen und Geiste waltete eine lichtlose Finsterniß. Die Welt und das Menschenleben erschienen ihm ein Chaos, über welchem ein ewiges Hohngelächter des Unsichtbaren aufschlägt. Er glaubte den Widerhall des Hohngelächters zu vernehmen, wenn der graüliche Mißklang von Scheibenbühl her tobend durch die spätherbstliche Mitternacht erscholl.

Vierter Band.

Erstes Capitel. Führt uns wieder alte Bekannte vor.

Die staatlichen Zustände, welche zum Theil die Folie unserer Erzählung bilden, boten damals – ein Jahr vor dem Entscheidungskampfe in Deutschland – einen seltsamen Anblick dar, den wir hier flüchtig skizziren dürfen, ohne auf Einzelnheiten einzugehen, die an sich selbst für den Roman zu romanhaft erscheinen würden. Die traditionelle Günstlingswirthschaft fing an, nicht blos verhängnißvoll zu werden, sondern sich nachgerade Jedwedem also zu zeigen. Dem Auslande erschien das beginnende Treiben in romantischem Schimmer, während Alle, denen das Schicksal desStaates noch am Herzen lag, in wirklicher Betrübniß auf die Gegenwart, verzweiflungsvoll aberin die Zukunft blickten.

In dieselbe Zeit nun fiel die Entlassung des Staatsministers v. Altmüller. In gewitterschwangeren Tagen hatte er geglaubt, mit dem guten Willen eines nicht sehr kräftigen Charakters, mit persönlicher Liebenswürdigkeit und gemüthlichem Liberalismus das Staatsschiff unberührt von den Stürmen der Zeit durch alle Klippen hindurch geleiten zu können, ohne jedoch die nöthige Ausdauer und Entschiedenheit und ohne den nothwendigen Ueberblick der politischen Verhältnisse und der wirkenden Elemente zu haben. Im Bestreben, es Allen Recht zu machen, hatte er es zuletzt mit Allen verdorben. Nun war es seltsam, daß gerade diejenigen, welche ihn unausgesetzt,

trotz seiner kleinen persönlichen Conzessionen, am heftigstens bekämpft und durch ihre beständige Opposition seinen Sturz beschleunigt hatten, nunmehr seine Entlassung selbst als Signal nahmen, um von dem »sittlichen Ernst« ihres Liberalismus getrieben, sich *für* den entlassenen Minister *gegen* die vermeintlichen oder wirklichen Gegner desselben im Staatsrath und Cabinet zu ereifern. Zugleich ergriffen sie heftig Partei für den balletkundigen »Freund« des Königs, faßten sogar feierliche Resolutionen für den Günstling, (den sie ein Jahr später bitter haßten) und machten auch durch wüthende Artikel in der kleinen Presse das politische Getriebe zu einem wahren Gaukelspiel, an welchem sich die Eunuchen des Balletdirectors lebhaft betheiligten, während auch dessen drei mittelalterlichen »Grazien« ihre Federn amazonenhaft gegen die Gegner schwangen, die Person des Königs zum Mittelpunkte des Streites machten und dieselbe unter wechselnder Gestalt in den Scandalblättchen dem staunenden Publikum vorführten.

Schon stand man anderwärts bereit, die deutsche Frage durch Blut und Eisen zu lösen, als so im Lande unserer Erzählung zum tiefsten Bedauern der Bessern, zur Belustigung der Andern und des Auslandes ein toller persönlicher Scandal waltete, der von den Einen aus rücksichtsloser Selbstsucht oder geflissentlich und schadenfroh, von den Andern aus leichtsinniger Verkennung oder naiver Unkenntniß der Sachlage genährt wurde. Ein ernst mahnendes, aufrüttelndes Wort that Noth, ließ aber vergeblich auf sich warten. Denn auch jene Freunde der

Wahrheit, welche gegen *gewesene* Uebelstände ungemein tapfer und ewig anzukämpfen wissen, fanden wie immer keinen Anlaß gegen *bestehendes* Unheil vorzugehen. Selbst die Annahme, daß der Scandal geflissentlich genährt werde, um nicht blos das Königthum herabzuwürdigen, sondern auch die Gemüther zu beschäftigen und den Staat unfähig zu machen, der heran nahenden Catastrophe gerüstet zu sein, selbst diese Annahme vermochte lange Niemanden zu bewegen, das erste Mahnwort in den tollen Wirrwarr hinein zu schleudern.

Da erschien, etwa sieben Monate vor dem Ausbruche des deutschen Krieges, im einflußreichsten Blatte des Landes, in der Beilage des Generalanzeigers ein Artikel, dem der Sturz des Staatsministers v. Altmüller Veranlassung gab, über die politische Lage des Landes selbst zu sprechen und sie in dem Lichte zu zeigen, in welchem sie jedem schärfer Blickenden erscheinen mußte. Der Aufsatz machte in den regierenden Kreisen und im Publikum großes Aufsehen, und man rieth hin und her über den Verfasser. Auch Herr v. Keller, der Unterrichtsminister, welcher nach der Entlassung Altmüllers dessen Portefeuille mit übernommen, hatte den Artikel nochmals mit steigender Aufmerksamkeit gelesen und saß nun sinnend im Fauteuil seines Arbeitskabinets, indem er sein Gedächtniß zu Hülfe rief, um den Verfasser am Styl zu erkennen.

Herr v. Keller hatte sich durch sein entschiedenes Auftreten gegen die Forderungen der katholischen Bischöfe, wie gegen die Anmaßungen der Fortschrittsfanatiker in

der Kammer bereits großes Vertrauen erweckt. Selbst die Partei derjenigen, gegen welche seine Energie gerichtet war, versagte ihm die Achtung nicht, die der Entschiedenheit politisch jederzeit gebührt. Jetzt hatte er eine große Aufgabe vor sich, in welcher er sich seither nur durch die Unzuverlässigkeit seines entlassenen Collegen gehemmt sah. Der Artikel nun erschien Herrn v. Keller gewissermaßen als ein Sporn für seine Aufgabe: das politische Bewußtsein im Lande wieder zu erwecken, die Gemüther aufzurichten, deren Verdrossenheit in dem Aufsatze eine drastische Schilderung gefunden hatte. Wenn der Verfasser recht hatte – und der Artikel, überzeugte – so war es die beste Zeit, sich mit aller Entschiedenheit der vorgenommenen Aufgabe zuzuwenden. Und Herr v. Keller durfte dies, denn er hatte keinen Antheil gehabt an der schwachseligen Politik, welche in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit das Anrecht mitzuhandeln verscherzt und die Gemüther im Lande niedergedrückt hatte.

Nachdem also der Minister lange in schweigendem Brüten dagesessen war, erhob sich seine kräftige untersetzte Gestalt aus dem Fauteuil und ging durch mehrere Thüren und anstoßende Gemächer in eine Art von Bibliothek und Lesesaal. Dort standen zu dieser Stunde mehrere Herren eifrig plaudernd beisammen. Einer derselben hielt ein Exemplar des Generalanzeigers in Händen und gestikulirte ziemlich lebhaft.

»Nun, meine Herren,« sprach der Minister hinzutretend, während das Gespräch stockte und die Beisammenstehenden sich verbeugten. »Sie debattiren über das Thema des Tages und haben den Artikel also gelesen. Was meinen Sie zu demselben?«

»Ja, hm!« machte Geheimerath v. Rixner, indem er sich mit der Hand Kinn und Wangenbart strich und dann mit melodischer Stimme hinzusetzte: »Er ist recht lebhaft geschrieben. Gewandte Feder.«

»Nicht wahr? Das sag' ich auch!« bestätigte der Ministerialrath v. Pimpler zunickend.

»Aber malcontent schwarzsichtig, – der Verfasser leidet am politischen Staar, hä, hä, hä!« lachte der Referent v. Pletsch in seiner anmuthigen Weise.

»Mir will bedünken, er steche den Staar, Herr Ministerialrath,« meinte jetzt die Excellenz mit einer Betonung, die Herrn v. Pletsch etwas in Verwirrung brachte. »Der Artikel spricht nicht wenige Wahrheiten aus.«

»Sehr viele sogar, sehr große Wahrheiten, – ja!« bekräftigte Herr v. Pimpler.

»Gewiß,« bemerkte auch der Geheimerath v. Rixen, »Herrn v. Altmüller werden unter Zucker einige bittere Pillen eingegeben.«

Nun aber wandte sich die Excellenz an den Referenten v. Pletsch und sprach:

»Seien Sie doch so freundlich, Herr Ministerialrath, die Stelle nochmals laut zu lesen, wo der Verfasser die Entlassung Altmüllers dahin deutet, daß die Krone im Innern zurück gewinnen wolle, was sie an Macht und Einfluß nach Außen eingebüßt habe. Er hebt das geringe Aufsehen und die kühle Theilnahme hervor, welche trotz der Verdienste Altmüllers dessen Rücktritt gefunden habe. Bitte, fahren Sie einmal da fort.«

Herr v. Pletsch brachte das Blatt dicht vor sein Angesicht, suchte blinzelnd nach der Stelle und las dann in näselndem Tone weiter:

> »Die Erscheinung wäre befremdend und unerklärlich, wenn sie sie sich nicht aus der allgemeinen politischen Lage und aus den besonderen Verhältnissen ergäbe. Der unläugbare Indifferentismus ist ein laut genug sprechendes Symptom. Nach den *occasions manquées* sind die *illusions perdues* an der Reihe; die Dinge und Stimmungen kommen genau, wie sie kommen mußten. Und wenn man heute in unserm Lande selbst einen Minister von solchen Verdiensten wie Altmüller ohne besondere Aufregung fallen sieht, so entspringt

diese Windstille der allgemeinen Verdrossenheit und dem mehr oder weniger dunkeln Gefühle, daß der politische Schwerpunkt *selbst für uns* nicht mehr in dieser oder jener Persönlichkeit, in diesem oder jenem Ministerium, sondern überhaupt nicht mehr in unserm Staate liege; fatalistischer Gleichmuth, der täglich mehr Bekenner gewinnt, sieht über die naheliegenden Ereignisse, über die Veränderungen unserer Umgebung hinaus in die Ferne, woher man Entscheidung erwartet, und gewissermaßen auch endlich ersehnt.«

»Ersehnt!« wiederholte Herr v. Pletsch. »Wer ersehnt? hä, hä, hä!«

»Ich fürchte Viele, mehr als wir wissen dürften, Herr Ministerialrath,« sagte der Minister.

»Ja, ja, das sag' ich auch: ungeheuer viele!« ließ sich Herr v. Pimpler zustimmend vernehmen, während der Geheimerath v. Rixner sich Kinn und Bart strich und gar nichts sagte.

»Wollen Sie nicht die Güte haben weiter zu lesen?« fragte jetzt der Minister. »Hören Sie doch, meine Herren.«

Ministerial Pletsch nahm das Blatt wieder vor und las näselnd, indem er hie und da ein leises Hm! einfügte:

»Die mittelstaatlichen Staatsmänner haben sich die Entscheidung mühelos aus den Händen ringen lassen. Oder vielmehr: sie ist ihnen von selbst entfallen, als der Moment sie überraschte, vor dem sie stehen blieben. Auch für das Ministerium Altmüller mußte die schleswigholsteinische Krisis in ihren Wirkungen und Folgen verhängnißvoll werden, nicht blos für das Ansehen und die Zukunft der Mittelstaaten überhaupt, denn dieses Ministerium hatte einen Fehler, welcher in unserer Zeit alle seine Tugenden aufwog: es ermangelte der nationalen Tendenz. Folgerichtig fehlte ihm auch sowohl die Geneigtheit als die Fähigkeit, die nationale Krisis, da sie herantrat, zu verwerthen. Ohne Verständniß der großen Zeitfragen dem Moment nicht gewachsen, kam er ihm ungelegen. Man hatte nur die Sorge gehabt, unser Land gegen alle Anwandlungen deutschnationaler Reichsträume zu sichern, und die Mittel sollten den Zweck heiligen. Es war die bessere Art des Partikularismus, aber immerhin Partikularismus. Von diesem völlig befangen, gab man sich der großen verhängnißvoilen Täuschung hin: daß das Bedürfniß des Volkes nach

Macht und Ansehn in der Welt ein geringeres sei, als das nach gesetzlicher Freiheit und Ordnung, daß das Volk für seine nationale Ehre weniger stark empfinde, als für sein materielles Wohlbefinden. Mit solchen illusorischen Voraussetzungen war man allerdings nicht aufgelegt, den Moment zu benutzen, als er kam. Daß sich dies furchtbar rächen würde, blieb unseren Staatsmännern nicht verschwiegen. In hoffenden, mahnenden, zürnenden Worten konnten sie es täglich vernehmen – aus dem Mund ihrer Freunde. Mit der Verblendung der Schwäche sahen sie nur Feinde in diesen und mißachteten das hundertfältige *Mene tekel upharsin*!

Hier nun unterbrach sich der Vorlesende mit seinem gewöhnlichen Lachen.

»Was stimmt Sie so heiter, Herr Ministerialrath?« fragte jetzt der Minister etwas spitz.

»Da haben wir's ja, Excellenz!« war die lachende Antwort.

»Was haben wir?«

»Den Juden. Der Verfasser ist ein Israelit, hä! hä! hä!«

»Oder ein protestantischer Theologe,« meinte der Geheimerath.

»Wahrscheinlicher noch ein Chaldäer,« erwiederte der Minister, geärgert durch die leichtfertig träge Unempfindlichkeit der Anderen, die jedoch vielleicht nur eine geheuchelte war. Herr v. Pimpler aber stimmte etwas gedankenlos zu:

»Ja, ja, Excellenz, Sie haben ganz recht, – das sag ich auch.«

Hierauf bat der Minister den vortragenden Rath fortzulesen, und dieser las weiter:

> »Wie ein Alpdruck kam der Moment über sie. Und da die Hand des Schicksals vernehmlich genug anpochte, erschraken sie und wagten nicht einmal den kleinen Finger derselben zu ergreifen. Ein Anderer wußte, daß nichts gewinnt, wer nichts wagt und faßte nicht blos einen Finger, sondern die ganze Hand. Mit Unmuth und Widerstreben sah man die Kühnheit, aber sie imponirte auch dem Unwillen. Und heute sind – wir mögen wollen oder nicht – die Blicke dorthin gerichtet.«

»Er meint nach Berlin unterbrach sich der Vorsitzende wieder und sah die Zuhörer mit wichtiger belehrender Miene an. »Und unter dem Andern versteht er den Bismarck, hä, hä, hä!«

»Das dünkt Ihnen belustigend,« warf jetzt der Minister hin, indem er seinen vortragenden Rath eigenthümlich

ansah. »Uebrigens haben Sie die Freund richtete weiter zu lesen Ich bitte.«

»Mit Vergnügen, Excellenz,« erwiederte Herr v. Pletsch und las wieder:

> »Das deutsche Volk ersehnt nach langer Ohnmacht nichts so heiß als Macht und Ansehen in der Welt; wer ihm diese gibt, dem vermag es zuletzt viele Sünden und jeden Weg dahin zu verzeihen. Den Mittelstaaten nun wäre noch von Alters her manche nationale Sünde zu verzeihen gewesen – ein Ansporn mehr für sie. Sie wußten sich die Absolution nicht zu holen. Die Sünden sind ihnen geblieben und der Schaden dazu. Wenn aber jetzt, nachdem das Ansehn und der Einfluß der Mittelstaaten für's Erste dahin ist, auch ihr bester Staatsmann von der Bühne sinkt, so weiß man sich zu bescheiden und mit Resignation in das Unvermeidliche zu ergeben. Auch Patroklus ist gefallen, und war herrlicher als Du!«

Nachdem der Ministerialrath soweit gelesen hatte, nahm ihm die Excellenz das Blatt ab und sprach:

»Es sind das wuchtige Worte, und über die Richtigkeit der Bemerkungen werden wir, fürchte ich, besonders belehrt werden durch die kommenden Ereignisse.

Der Verfasser verfügt nicht blos über den Ausdruck, sondern er durchschaut die Verhältnisse. Ich finde bei ihm politischen Blick und Verständniß, wie es mir selten begegnete. Sehen Sie, was er da über die Presse sagt, hier das Verfahren Altmüllers und dessen Früchte schildert, wie er die Tactik der sittlich-ernsten Fortschrittsmänner bloslegt, die Liebhabereien des Königs berührt, und in drastischer Weise den Zerfall der Parteien darstellt. Hören Sie doch:

> »Die Mißgriffe während der schleswig-holsteinischen Bewegung fingen an, nachzuwirken; die alte treue Garde in der Kammer war zersprengt und durch eigne Schuld machtlos, die große ministerielle Partei hatte sich zerklüftet; die große Masse in der Kammer erschien jetzt als irreguläre Truppe, parlamentarische Baschi-Bozuks,[1] die von der Hand zum Mund lebten, und wo jeder auf eigne Faust Heldenthaten verrichten wollte. So kam es, daß die kleine aber wohlorganisirte Fortschrittspartei fast auf allen Punkten siegte, wie die macedonische Phalanx.«

Und nun kommt er auf deren Treiben, und hier – hier gibt er mir selbst Eines ab, ob verdientermaßen, laß ich

[1] Irreguläre Truppen des Osmanischen Reiches, die sich aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen zusammensetzten.

dahin gestellt. Den Schluß jedoch möcht' ich aus Ihrem Munde hören, Herr Ministerialrath.«

Und damit übergab die Excellenz das Blatt wieder dem vortragenden Rathe Herrn v. Pletsch, worauf dieser in seiner Weise folgende Sätze ablas:

> »Ueberhaupt ist es vielleicht an der Zeit, unserm Selbstgefühle etwas die Flügel zu beschneiden. Wie kommt es, daß ein Staat, der mit die tüchtigsten Stämme Deutschlands in sich vereinigt, troß der großen Fortschritte auf dem Rechtsgebiete, trotz seines entwickelten Verfassungslebens und trotz so vielem andern, heute politisch und culturlich so wenig bedeuten will, als es der Fall ist! Es liegt eine Lehre darin – man möge sie aufsuchen. Allerwärts im Lande fehlt der frische aufstrebende Trieb und hat bei den eignen Landeskindern auch auf geistigem Gebiete einer Verdrossenheit Platz gemacht, die auf jede Aufmunterung verzichtet und nur noch – auf Aenderung im allgemeinen hofft. Diesem Staatsgetriebe fehlt der geistige Nerv, der belebt und ermuntert. Erkenntniß dürfte vor Allem Noth thun, und diese würde lehren, daß etwas faul im Staate ist, vielleicht sogar Vieles! Ich

maße mir nicht an, den Sitz der Krankheit hier bloslegen zu wollen, – als ein stümperhafter Dilletant in der staatlichen Anatomie bleibt mir nur übrig, da und dort mit dem Secirmesser einen leichten Schnitt zu versuchen. Es ist dabei nicht zu viel gewagt, denn ich glaube nicht, daß man so leicht einen Fehlschnitt thun kann, um auf Beweise für jenen Satz zu stoßen.«

Ministerialrath v. Pletsch ließ das Blatt in der Hand sinken. Die letzten Sätze hatte er immer langsamer und mit gleichsam erlöschender Stimme gelesen, als sei er – vor Erstaunen über solche kühne Behauptung – unfähig zu erkennen, was der Verfasser eigentlich wolle. Dann sagte er, das Blatt wegschiebend:

»Ein Mediziner – ein stümperhafter, wie er sich selbst nennt – und will in der Politik mitthun! hä, hä, hä!«

»Lieber Herr Ministerialrath,« fing jetzt die Excellenz an und berührte leise den Arm des Angeredeten, »denken Sie einmal nicht weiter dem Verfasser nach, sondern lesen Sie die Schlußsätze des Artikels mehrmals mit Aufmerksamkeit, bis Sie die Lehre gefunden haben, welche der Verfasser zu suchen anräth. Und dann, lieber Herr v. Pletsch, sind wir wohl Beide vorbereitet, mehr darüber zu reden.«

Der Angesprochene fand im Tone der Worte etwas, das ihn betroffen machte. Er lachte jetzt nicht mehr, sondern

erwiederte ernst und fragend den sonderbaren Blick, den ihm sein College Pimpler zuwarf, während dieser »Ja, das sag' ich auch!« auf den Lippen hatte. Indeß hatte sich der Minister an den Geheimerath v. Rixner gewandt:

»Sind Sie, Herr Geheimerath, wirklich noch im Zweifel, wer den Artikel geschrieben haben könnte?«

»Immer noch, Excellenz!« erwiederte dieser, indem er in seiner Weise mit der schmalen Hand über Bart und Kinn fuhr. »Uebrigens sagt der Intendant Jensen nicht Nein, wenn man ihn als Verfasser bezeichnet!«

»Er wird doch nicht wagen, Ja! zu sagen!« rief jetzt die Excellenz. »Jensen hat ihn sicherlich *nicht* geschrieben.«

Der Minister schien seine bestimmten Vermuthungen zu haben und verließ den Lesesaal, wenig erbaut von dem wirklichen oder erheuchelten Stumpfsinn seiner Beamten. Herr v. Keller war unruhig. Es drängte sich ihm mit unabweisbarer Gewalt auf, daß keine Zeit mehr versäumt werden dürfe, um das Werk zu beginnen, auf dessen Nothwendigkeit er dereinst im Hause der Frau v. Luckner aufmerksam geworden. Es war seitdem schon eine geraume Zeit verflossen und was hatte er für den Zweck gethan? Das Jahr war mit den Arbeiten und Kämpfen im Landtag mit dem Widerstand gegen die Anmaßungen der Bischöfe und anderer Bestrebungen verflossen, worüber die Hauptaufgabe, welche er sich gesetzt, in den Hintergrund getreten war, wenn auch nicht so sehr, als die Erscheinung der Frau v. Luckner selbst, welche seit der Vermählung und dem Tode ihrer Tochter eine

undurchdringliche Zurückgezogenheit bewahrt und diese zu einer völligen Clausur ausgebildet hatte. Die Unruhe trieb den Minister nach der Büreauzeit auf die Straße, von dieser in den Kunstverein, wo er Zerstreuung suchte und die Barone Prözel und Buchberg fand, welche sich bei seinem Erscheinen rasch näherten. Auch sie sprachen über den Artikel, über die Lage, aber mit jener faden Bedenklichkeit, die sich auf ein Achselzucken beschränkt und mit jener dummdreisten Manier, die sich innerlich gratulirt, daß man gerüstet sei, jedenfalls von den Ereignissen für sich zu profitiren, mag es nun gehen, wie es wolle. Bei ihnen drehte sich Alles um den Courszettel. Arg angewidert von dem Geplauder und Gebahren der Beiden, hörte Herr v. Keller nur noch scheinbar, was man ihm unter wichtigen Mienen mitheilte und ließ seine Augen durch den großen Saal streifen, wo sich die Beschauer vor den ausgestellten Bildern umhertrieben.

Plötzlich durchzuckte es die feste, untersetzte Gestalt des Ministers und mit einem Blicke der Spannung und Ueberraschung sah er nach einem einzelnen Herrn, der in stummer Betrachtung vor einem vielbesprochenen Bilde des Malers Werner stand. Herr v. Keller sprach nur noch einige entschuldigende Worte zu den beiden Baronen und näherte sich dem Herrn vor dem Bilde, scheinbar um dasselbe ebenfalls zu betrachten, im Grunde jedoch, um beim ersten Aufblick seines Nachbarn demselben durch eine Verbeugung kund zu geben, daß er ihn erkannt habe und dadurch eine Annährung herbeizuführen, was ihm denn auch gelang, da er die feste Absicht

hatte, sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. Nachdem man sich begrüßt und der Minister an Ort und Moment erinnert hatte, wo man sich zum ersten Male gesehen und gesprochen, nachdem man dann einige anerkennende Worte über das Werner'sche Bild gewechselt hatte, war das Gespräch bald auf Politik geleitet, worauf die Beiden ohne Verabredung das Kunstlokal verließen und den offenen Säulengang vor demselben auf und ab wandelten. In Mantel und Paletot gingen die Leute vorüber, denn man hatte schon die zweite Hälfte des November. Der Minister hatte viele Grüße zu erwidern, aber er that es mechanisch. Denn mit großer Aufmerksamkeit hörte er auf die Darlegung seines Begleiters, bis er diesem seinen forschenden Blick zuwarf und ihn mit den Worten unterbrach:

»Ihre Ansichten stimmen zu sehr mit den Aufstellungen eines Artikels im General-Anzeiger überein, als daß ich nicht fragen möchte, ob Sie ihn gelesen.«

»Ich habe ihn noch nicht gelesen,« war die etwas stockende Antwort.

»Noch nicht?« fragte der Minister zurück. »Dann muß ich annehmen, daß Sie ihn sogar geschrieben.«

»Excellenz,« lautete nach einer kleinen Pause die Antwort, »ich glaube doch nicht, der Einzige im Lande zu sein, der solche Anschauungen hegt und zu solchen Schlüssen kommt?«

»Das will ich auch nicht behauptet haben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Darstellung hat mir – ich gestehe

es Ihnen offen – die Vermuthung beigebracht, daß Sie der Verfasser seien.«

»Ich sehe nicht ein,« erfolgte jetzt als Antwort, »warum ich mein Thun und Denken verläugnen soll und bin gewohnt, offen für das einzustehen, was ich geschrieben. Gut denn, Excellenz, wenn der Artikel über die politische Lage unseres Landes gemeint ist, so bin ich der Verfasser und es wird Sie diese Erklärung kaum mehr überraschen.«

»Gewiß nicht. Doctor Herbert's Pessimismus ist mir schon seit geraumer Zeit kein Geheimniß mehr,« erwiederte Herr v. Keller. »Sie haben also alle Hoffnungen auf die Mittelstaaten für Deutschland aufgegeben, erwarten nichts mehr von denselben.«

»Excellenz, ich bin gewiß,« erwiederte Herbert, »daß es Ihnen eben so wenig ein Geheimniß ist, wie sehr die öffentliche Meinung darin mit mir übereinstimmt. Nachdem man am Wollen der Mittelstaaten verzweifeln gelernt, zweifelt man auch schon lange an ihrem Können. Kam zur Neugestaltung Deutschlands ein Vorschlag von Preußen, Oesterreich oder aus dem Volke, so schüttelten die mittelstaatlichen Häupter ein *Non possumus* vor die harrende Annexion, und dies so lange, bis man an dieses *Non possumus* so fest und allgemein glaubte, wie eben jetzt.«

»Und dennoch werden Sie mir beistimmen, daß auch jetzt noch ein Wort zu Gebote steht, das wir gebrauchen könnten und Herr Doctor Herbert, ich spreche im Ernst –

gebrauchen wollen, um alles Verlorne wieder zurückzugewinnen.«

»Excellenz, ich kenne das Zauberwort nicht!«

»Das Zauberwort lautet: deutsches Parlament!«

Herbert lächelte, indem er sagte:

»Zu spät, Excellenz, viel zu spät, die Wirkung wäre jetzt nur noch – wollen Sie das Wort entschuldigen – eine lächerliche.«

»Glauben Sie?« fuhr der Minister auf. »Wir hätten also keinen Einfluß mehr auf Deutschland's Schicksal, wir sollen gänzlich resigniren.«

»Wir haben schon resignirt, Excellenz. Wir haben uns nur noch mit uns zu beschäftigen und mir will scheinen, daß gar viel zu thun wäre, um nur einigermaßen würdig die Katastrophe zu bestehen, die unabwendbar über uns hereinbricht.«

»Ich verstehe Sie,« versetzte der Minister in anderem Tone, der seine wahren Empfindungen und Gedanken mehr versinnlichte. Eine Wolke düsterer Sorge ging über sein breites, verständiges Antlitz, – ja, es schien ihn ein leichter Schauer zu durchrieseln, als er mit einem ernsten Seufzer begann: »Um des Himmels willen, nur jetzt keinen Krieg! Wir haben ohnehin Tag und Nacht dafür zu sorgen, daß nicht Alles aus Rand und Band gehe. Glauben Sie mir, Doctor Herbert, ich verkenne nicht, in welche heillose Zustände wir hinein gerathen sind. Die Zuchtlosigkeit der kleinen Presse ist nur der Spiegel der Verhältnisse. Und wie sollen wir der entfesselten Elemente Herr werden, wenn man wirklich ihn, in dessen Namen

wir regieren, dazu gebracht hätte, gegen uns zu conspiriren! Lesen Sie die Raubpresse: Fortschrittler und Brunnoniten verkünden es unverhohlen und ohne dementirt zu werden, daß »ihr Freund« nichts von den Ministern wissen wolle. Und nun hetzt uns noch Altmüller's gekränkte Eitelkeit eine ganze Meute auf den Hals, während wir mitten im Gewirre allein stehen. Denn die Kammern Sie wissen es ja selbst, in eine gar unverlässige Stütze. O, mein lieber Herr, die Ministerfauteuils sind nicht weich, sondern, glauben Sie mir, hart, sehr hart. Leicht ist gesagt: Dann geht! Gewissenlosigkeit und Bequemlichkeit würde dem Rathe folgen, statt in den Pflichten desto entschiedener auszuharren, je beschwerlicher sie werden. Zum *Gehen* gehört jetzt kein Muth.«

»Ich glaube nicht,« bemerkte Herbert, »daß es geschehen dürfe. Ein Fortschrittsministerium – ich weiß nur nicht, wie es bilden, *non ex quovis ligno fit Mercurius*[1] – ein Fortschrittsministerium würde die Konfusion vollenden und nach vier Wochen dem Ultramontanismus weichen, für dessen Kräftigung die Fortschrittler mit einem Eifer wirken, der einer besseren Sache würdig wäre. Diesen Leuten werden die Augen wieder zu spät aufgehen. Inzwischen gefallen sie sich in ächt jesuitischen Kniffen und benutzen den waltenden Scandal, um die öffentliche Aufmerksamkeit abzulenken, denn auch der Fortschritt hat einen Rückzug aus Schleswig-Holstein zu decken.«

[1] Nicht aus jedem Holze läßt sich ein Merkur schnitzen.

»Sie mögen Recht haben,« erwiederte Herr v. Keller jetzt zustimmend. »Einstweilen unterwühlt man den Boden, auf dem wir wirken sollen. Und dennoch muß es versucht werden, – wir müssen auch hier feststehen lernen und pflanzen und bauen, so gut es geht. Am durchgreifenden Willen fehlt es nicht, aber die neue Pflanzung bedarf treuer Hege und Pflege. Ohne die Mitwirkung der besseren Elemente im Lande, ohne Theilnahme der Vaterlandsfreunde werden wir nichts ausrichten. Noch immer betrachte ich es als meine Hauptaufgabe, die dem staatlichen Interesse entfremdeten Gemüther wieder für dasselbe fest zu gewinnen und so dieser gefährlichen Verdrossenheit entgegenzuwirken, der gerade Jene verfallen sind, welche am wärmsten für das Land und seine Ehre empfinden. Weg mit allen Unverlässigen, weg mit allem Faulen und Abgestorbenen! – Kommt der Sturm über den Wald, soll er wenigstens auf gesundes Holz stoßen. Und dessen bin ich überzeugt, – auch auf des Königs Herz, – bildsam wie Wachs, läßt sich noch in dieser Richtung wirken. Er hat Sinn für das Gute, Edle, für das Hohe. Jetzt blendet ihn noch der Schein und Schimmer; ich hoffe er werde bald am Wesen Freude gewinnen und in der Uebung seiner Pflichten das Höchste finden. Denn dies *ist* das Höchste und Sie, bester Herr Doctor, werden nicht widersprechen, daß es für *Jeden* Pflichten gebe, auch – für Sie.«

»Ich stimme vielmehr von ganzem Herzen bei,« entgegnete Herbert auf diesen Ueberfall, gegen welchen er jedoch wohl vorbereitet war. »Meine Pflichten gebieten

mir, dem politischen Getriebe fern zu bleiben, und schon eine öffentliche Beleuchtung der Zustände, zu welcher man sich jetzt gedrungen fühlt, ist Verletzung meiner Pflichten.«

»Warum?«

»Weil sie mich von denselben abzieht, Excellenz.«

Der Minister schien erst nachdenken zu müssen, um zu verstehen, dann aber sprach er:

»Sie werden hoffentlich bald anders darüber denken und ich Gelegenheit finden, Sie eines Bessern zu überzeugen; denn ich gestehe es Ihnen offen – mir liegt daran, sehr daran, Sie zum Freunde zu haben.«

»Vielmehr – selbstverständlich – meine Feder,« antwortete Herbert langsam und mit einem Lächeln.

»Kopf, Herz und Hand, ja, auch Ihre Feder, ich leugne es nicht, den ganzen Mann!« erwiederte der Minister.

»Alle Drei und meine Feder dazu, Excellenz, brauche ich für mich und die Meinigen so sehr, daß ich dafür Sorge tragen muß, sie stets und einzig als mein eigen zu betrachten. Meine Lebenserfahrungen haben mir diesen Egoismus gepredigt. Ich habe allerdings noch Pflichten, außer jenen gegen meine Familie, – Pflichten gegen das große Vaterland, ewige Pflichten gegen Deutschland, von denen uns nichts entbinden, nichts lösen kann, – aber ich fühle mich aller und jeder Pflicht gegen diesen Einzelstaat entbunden, der mir nichts war, als eine Stätte des Leidens und Duldens, und der für die Zukunft leicht wieder sein dürfte, was er schon war: ein Hinderniß für die nationale Entwicklung Deutschlands. Wenn dennoch

immer wieder die alte Anhänglichkeit an diesen Staat, zufällig mein engeres Vaterland, in mir aufflammt und sich äußert, so muß ich dieses Gefühl noch völlig unterdrücken lernen, um mit Gleichgültigkeit auf die Auflösung des Einzelnen schauen zu können, wenn sich das Ganze hebt und stärkt. Die Existenz dieses Einzelstaates – das werden Sie mir doch zugeben und unsere Staatsmänner und Fürsten haben uns ja selbst die Ueberzeugung beizubringen gewußt – die Existenz dieses Einzelstaates ist keine nationale Nothwendigkeit mehr – bis uns bewiesen wird, daß sie eine werden könnte.«

»Wie gelänge das?« fragte Herr v. Keller.

»Es ist eine Aufgabe, die Zeit bedarf,« antwortete Herbert.

»Und wodurch würde sie erreicht?«

»Dadurch, daß der Einzelstaat die *ihm innewohnenden* Kräfte hegt, pflegt, zur gedeihlichen Wirksamkeit bringt und nutzbringend macht für sich das *Ganze*.«

Und wenn wir uns das als Zweck unseres Wirkens vornähmen und mit allem Ernst an die Aufgabe gingen: würden wir dabei auf Ihre Unterstützung zählen dürfen?«

»Kein rechtschaffener Mann wird redlichem Bestreben seine Theilnahme versagen können!«

»Gut,« sprach der Minister. »Vielleicht kann ich Sie bald überzeugen, daß unser Streben Ihrer passiven Theilnahme würdig, Ihrer activen aber bedürftig sei. Mein Entschluß ist ein so ernster, als er nur der eines Mannes, der weiß, was er will und muß, sein kann.«

Damit endete die Unterredung und die Excellenz verabschiedete sich, um zu den Amtsgeschäften zurückzukehren, während Herbert heimwärts schritt.

Es war an dem Nachmittage, welcher dem Haberfeldtreiben auf der Sonnenreut voranging.

Zweites Capitel. Enthält einen Nachtrag zu dem Haberfeldtreiben des dritten Bandes.

Einige Tage flossen hin und die Tageblätter der Hauptstadt brachten die Nachricht, daß an der Fallach wieder ein großes Haberfeldtreiben stattgefunden habe. Von den nächtlichen Vehmgenossen sei während der Dauer desselben auch diesmal nichts beschädigt worden. Nur habe der Meßmer, als er läuten wollte, die Glockenstränge abgeschnitten gefunden, wofür jedoch an den Pfarrer von Sonching ein entschuldigendes Schreiben mit vier Thalern Einlage von »Kaiser Karl's Leuten aus dem Untersberg« eingelaufen sei. Das Treiben selbst sei ohne Störung verlaufen, da den Bauernpatrouillen auf Amtsbefehl blind geladene Gewehre und Laternen zur Bewaffnung gegeben worden seien, mit welchen gegen die scharfschießenden Haberer nichts auszurichten war. Dagegen habe nach Beendigung des Treibens im Fallachgrunde ein blutiger Zusammenstoß zwischen einem heimkehrenden Trupp Haberer und einer vom Assessor zu Griesbach geführten Streifwache stattgefunden, worüber jedoch noch nähere Nachrichten fehlen; gerüchtsweise verlaute nur, daß an dem Rencontre auch ein Gutsbesitzer jener Gegend betheiligt gewesen sei, dem das Haberfeldtreiben

jener Nacht hauptsächlich gegolten, da er schon längst der geheimnißvollen Volksvehme, wegen noch nicht völlig aufgeklärter Vorgänge, verfallen war; ferner spreche man von Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen, müsse jedoch näheren Bericht abwarten.

Diese Nachrichten, selbst wenn sie übertrieben waren, mußten Herbert in Unruhe versetzen. Die Sorge um Wildhoff steigerte sich so sehr, daß er rasch entschlossen war, die Eisenbahn zu benutzen, um sich so schnell als möglich an Ort und Stelle nach des Freundes Befinden erkundigen zu können. Dieser Ausflug hätte ihn zwar in mehrfacher Hinsicht belästigt. Aber nicht dies bestimmte ihn, noch zuzuwarten, sondern die Ueberlegung, wie unwahrscheinlich doch gerade Wildhoff, der sich ihm als beredten Vertheidiger und Freund dieses volksthümlichen Rügerechts erwiesen hatte und wohl auch den Haberern als solcher bekannt sein mußte, unter jenem Gutsbesitzer zu verstehen sei. Jedoch war seine Besorgniß damit noch nicht völlig beschwichtigt; sie kehrte immer wieder zurück, während er an seinem Schreibtisch vergeblich bemüht war, seine Gedanken für die Arbeit zu sammeln, die er eben unter der Feder hatte. Der trübe Novembertag gab dem Zimmer nur spärliches Licht, das schon unmittelbar hinter dem Schreibtische eher der düsteren Dämmerung, als der Tageshelle glich, obgleich es noch frühe am Nachmittage war, als Herbert noch immer bei sich überlegte, ob es recht gewesen, die Abfahrtsstunde des Zugs zu verpassen.

Da ward ihm angekündigt, daß ihn Jemand sprechen wolle. Er fragte, ob es der Sozusagen sei, der seit jener Carnevalszeit kein seltener Gast im Hause war, da er öfter gekommen, um sich Bücher zum Lesen zu holen. Es wurde jedoch verneint mit der Bemerkung, daß es ein oberländischer Bauer sei. Ohne zu wissen wie er zu solchem Besuche komme, war Herberts Spannung erregt, und er sagte, man möge den Mann nur gleich herein lassen. Gleich darauf trat denn auch eine hochländische Gestalt in die Dämmerung des Zimmers – in der Lodenjoppe, mit bloßen Knieen, das Spitzhütchen in der Hand drehend.

»Grüß Gott!«

»Grüß Gott auch!« erwiederte Herbert in der Weise des Landes. Noch wußte er nicht, wen er vor sich hatte, obgleich ihm die Stimme nicht unbekannt däuchte, das Dämmerlicht im Zimmer ließ ihn die Züge des Besuchs nicht erkennen. Freundlich fragte er:

»Was wollt's denn, Landsmann?«

»Kennen's mich denn nimmer?« fragte jetzt der Hochländer, wieder einige Schritte vortretend. »Habt's denn vergessen, wie der Jaga-Nazi –«

»Ah, Du bist's!« rief Herbert freudig überrascht, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, die der Bursche auch derb schüttelte, indem er sagte:

»Freili bin i's, der Bernecker Hanns!«

»Na, Hanns, so setz' Dich nur gleich her neben mich auf den Divan und erzähle mir, was Dich zu mir führt,« sprach Herbert.

Hanns setzte sich, war aber sehr betroffen, so tief einzusinken, daß er Mühe hatte, wieder auf die Beine zu kommen. Er sprang auf und wählte sich einen derben Sessel mit geflochtenem Sitze, der ihm sicherer däuchte.

»Nun?« fragte Herbert, der nicht bemerkt hatte, was den Burschen zur Aenderung seines Platzes bewogen, »warum bleibst Du nicht neben mir sitzen?«

»I trau' nit. I fürcht', I brich' durch,« antwortete Hanns.

»Gut, wie Du willst. Und nun, was bringst Du Gutes aus den Hochlanden?«

»Nix Gutes,« war die finstere Antwort.

»Nicht?« rief Herbert entgegen. »Hoffentlich doch auch nichts Schlimmes?«

Der Bursche saß jetzt da und starrte schweigend auf einen Punkt vor sich hin zu Boden, offenbar überlegend, wie er es beginnen solle, von seinem Herzen zu wälzen, was auf demselben lastete. Herbert bemerkte dies wohl, – seine Unruhe steigerte sich, doch nahm er sich zusammen, indem er scheinbar ruhig fragte:

»Hängt Dein Kommen mit dem Haberfeldtreiben zusammen?«

Hanns nickte mit trüber Miene, indem er fort und fort verlegen sein Hütchen in den Händen drehte.

»Und wo wurde denn getrieben?« fragte Herbert weiter.

»In Sonching und auf der –«

»Sonnenreut,« ergänzte Herbert mit pochendem Herzen.

Wieder nickte Hanns, während Herbert weiter fragte:

»Und Du hast es nicht verhindern können, daß man der Lisi solch' ein Leid anthat?«

»I hon ja am ärgsten mitthan!« schrie jetzt der Hanns auf mit einer finsteren, leidenschaftlich bewegten Miene, indem er in seiner Erregung alle Vorsicht vergaß.

»So!« erwiederte Herbert ironisch. »Da hast Du nun etwas Rühmliches geleistet! Meinst Du nicht selber?«

»Je nachdem!« versetzte Hanns noch immer wild erregt. »Kann sein, kann sein nit ah. Aber hören's, der Baumeister, der Herr Wildhoff, wann Sie ihn kennen, – is derselbige wirklich ein guter Freund von Ihnen g'wesen?«

»Was ist's mit ihm?« fuhr jetzt Herbert besorgt auf. »Hanns, es ist mir ein lieber Freund. Was ist ihm wiederfahren? Heraus damit!«

Trotz seiner hastigen und dringlichen Fragen mußte jedoch Herbert noch ziemlich lange warten, bis er über die letzten Schicksale Wildhoffs unterrichtet wurde. Seine Geduld wurde durch den verworrenen und langwierigen Bericht des Hanns sehr auf die Probe gestellt, seine leidenschaftliche Aufregung gab sich aber in mehr als einem Ausruf kund. Was ihm Hanns mittheilten konnte, ist dem Leser zum Theil bereits bekannt. Demselben wäre mit dem verworrenen Berichte des Oberländer Hanns wenig gedient und so sei zur klaren Ueberschau der Ereignisse an den Moment angeknüpft, wo in jener Novembernacht auf einen schrillen Pfiff des ersten Haberfeldmeisters den Licht auf dem Scheibenbühl erlosch und die Vermummten im Dunkel und Nebel der Nacht nach allen

Seiten auseinanderstoben, um unbemerkt in die Heimath zu entweichen.

Wußten doch die Haberer, daß es von Amtswegen nicht sowohl darauf abgesehen war, ihr nächtliches Unternehmen zu stören, wozu man nicht hinlänglich vorbereitet gewesen, als einzelne Haberfeldtreiber auch auf der Heimkehr vom Schauplatze des nächtlichen Unfugs abzufangen. Zwar die Bauernpatrouillen fürchteten sie auch jetzt nicht sehr, obgleich dieselben nicht ohne Muth bis an den ersten Vorpostenring gedrungen waren und dort erst durch ernstgemeinte Drohung der Haberer von weiterem Vordringen abgehalten wurden, worauf sie sich darauf beschränkten, den geschlossenen Kreis der vermummten Vehmgenossen zu umschwärmen und einzelne derselben zu fangen, wenn sie sich fangen lassen wollten. Zu diesem Behufe waren sie nicht blos mit blindgeladenen Gewehren, sondern auch mit Laternen bewaffnet, um sich so weit als möglich kenntlich zu machen und die Haberer zu beleuchten, sobald man sie fände. Von dieser Seite drohte somit nicht allzu große Gefahr. Dagegen war es den Haberern nicht unbekannt geblieben – wie sie überhaupt über die Maßregeln der Griesbacher Behörden genauen Bescheid wußten – daß der »schneidige« Herr Assessor in eigener Person sich gegen sie aufgemacht habe und Willens war, mit rücksichtsloser Energie gegen die nächtlichen Ruhestörer vorzugehen. Wo der Autorität der Behörden Entschiedenheit zu Gebote steht, darf sie sich schon zum Voraus eines Erfolgs versichert halten und wenigstens des Respekts gewiß sein, mit welchem gerade

bei einer streitbaren und vor Gewaltthaten nicht zurückschreckenden Bevölkerung am meisten, ja wohl schon Alles gewonnen ist. So gelüstete es denn auch bei den Haberern eben Keinen, der Streifwache des Assessors zu begegnen.

Die Genossen des westlichen Corps suchten, in einzelne kleine Trupps aufgelöst, mit größter Heimlichkeit und Eile den Fallachgrund, dessen schluchtenreiche Verzweigungen und verborgene Waldpfade zu gewinnen. So kam ein Haufen Vermummter an den hohen Rand des Stromthals. Einer glitt hinter dem Anderen auf einer steil abschüssigen, kaum bemerkbaren Pfadspur hinunter, um auf einen Brückensteg zu gelangen, der auf eingerammten mächtigen Balken die beiden Ufer des reißenden Alpenwassers verband, welches hier zwischen der steilen Kalkwand des rechten und dem dichten Gebüsch des linken Ufers hinschoß. Sie hatten bald den Strom überschritten und schlugen sich mit demselben düsteren Schweigen, das seither auf ihrem Heimzuge gewaltet, in das Buschwerk – die Hüte tief in's Gesicht gedrückt, Einer in des Anderen Fußtapfen tretend, wie ein Haufen Indianer auf nächtlichem Kriegspfade. Alle waren mit Stutzen bewaffnet. Voraus schritt eine auffallend lange Gestalt, der eine andere von schönerem Ebenmaß folgte; eine Linie von acht oder neun Vermummten schloß sich an, alle im tiefsten Schweigen. Man hörte nichts, als das laute Rauschen und Brausen der Fallach in dieser nachmitternächtigen Stunde. Endlich unterbrach der lange Geselle an der Spitze die tiefe Stille, indem er sich flüsternd nach

seinem Hintermann umdrehte, der einigemal unbewußt laut aufgestöhnt hatte:

»Willst' was?«

»I nit!« war die Antwort, welche aus gepreßtem Herzen kam. »Willst *Du* was, Hies?«

»Mir schwant was, Hanns!« sagte der Lange leise.

»Was schwant Dir denn?«

»Daß wir nit ung'rupft durchkommen.«

»Z'meinetwegen.«

»Z'meinetwegen auch, Hanns. Wann's doch ein Unglück werden soll, mag's gleich kommen,« meinte der Lange, gleichmüthig vorangehend.

»Warum, Hies, soll das Unglück noch kommen? I dächt', 's wär' schon dag'wes'n.«

»O, Dich kränkt's weg'n der Lisi,« höhnte der lange Hies, verfiel aber dann wieder in seinen trüben, ahnungsvollen Ton, indem ee flüsternd fortfuhr: »Hanns, hast nix g'merkt?«

»Was soll denn g'merkt haben?«

»Einer war wieder z' viel da!«

»Wer denn?«

»Der Schwarz'.«

»Vom Schwarzenberg?«

»Nein, der aus der Höllen!«

»So, der Muxl!« sagte der Hanns schaudernd, während der Trupp eben durch ein feuchtes Gehölz strich. Der lange Hies aber fuhr fort:

»Mir is, als hätt' Einer mit mir bei der Verlesung zugleich geantwort't.«

»Daß der Teufi sein G'spiel in der G'schicht g'habt hat,« bemerkte Hanns düster, »sell hon i selber g'spürt!«

Einige Schritte gingen sie nun schweigend dahin. Dann wandte, sich der Hies wieder während des Weiterschreitens zu seinem Hintermann, indem er mit einem bedenklichen Blick den ganzen Zug streifte:

»Eins mußt mir noch sagen, Hanns, wer der kloan Kerl dahint'n is und wo herkemma?«

»I woaß nit, Hies! Wird wohl der Unterknecht der Melcherbäuerin sein. Aber sei stat! I hör' was!«

»Was denn?«

»Wirst schon sehen!« erwiederte Hanns, indem er dem Hies einen Stoß mit der Faust gab, worauf nun alle mit gespitzten Ohren vorsichtig weiterstrichen.

Es ist schon früher berichtet, daß nach einer unheimlichen Sage sich stets Einer mehr, als geladen, unter den Haberern befinde, daß derselbe mit einem der Aufgerufenen zugleich »Hier« antwortet,« ferner, daß der Ueberzählige Niemand geringeres, als der Schwarze aus der Hölle selber sei und sein Mitmann in Jahresfrist gewaltsamen Todes sterben müsse. Die Erinnerung an diese Sage hatte sich auch Wildhoff aufgedrängt, als er in jener Nacht vom Pavillon aus der Verlesung zuhörte, welche drüben auf dem Scheibenbühl die Gegenwart jedes der Geladenen feststellen sollte. Eigenthümlich hatte ihn dabei die düstere Romantik dieser Sage berührt und er stellte bei sich die Frage, ob nicht diesem oder jenem der Vermummten auf dem Scheibenbühl das Herz darüber pochen mochte, daß ihn beim Aufrufe das düstere Loos

treffen könne, vom Teufel als Namensvetter für die Nacht gewählt zu werden. Wildhoff hatte sich dabei so lebendig hineingedacht, daß er selbst einmal bei der Verlesung ein zweifaches »Hier!« zu vernehmen glaubte. Rasch genug hatte, ihn jedoch der anhebende Lärm aus dieser Vorstellung gerissen und die schauderhafte Anklage des Haberfeldpasquills sein Herz mit einem fast versteinernden Entsetzen erfüllt. Die Todesgefahr, in welcher er geschwebt, als die Kugel vom Scheibenbühl herüber an seinem Ohre vorbeigepfiffen, war für ihn kein Moment mehr, der Beachtung verdiente. Nicht die Kugeln, welche nachfolgen konnten, auch nicht das fürchterliche Schreien und Lärmen, das vom Scheibenbühl herüberscholl, hatte ihn zum Verlassen des Pavillons bewogen, sondern der trostlose Trieb einer dumpfen Verzweiflung, die kein Lebensziel mehr kannte und nur in völliger Betäubung Heil sah.

Und die Nacht war finster geworden, der Himmel hatte sich völlig in graues Gewölk gehüllt, feuchter Nebel deckte das Feld. Erde und Luft flossen scheinbar zusammen, wie in den angebornen Tagen, wo der über dem Chaos schwebende Geist das lichtschaffende Wort noch nicht gesprochen hatte. Und während Wildhoff, dem Scheibenbühl und der Sonnreut den Rücken wendend, in die Finsterniß hineinschritt und der rechtliche Lärm spukhaft durch den Nebel über das Feld hertobte, erschien er sich als die hülflose Menschenseele, die vorzeitig in eine noch ungestaltete, nur von Dämonen erfüllte Welt gesetzt worden, – gleichsam als Experiment eines erbarmenlosen

Schöpferwillens, der erproben wollte, ob dieses Geschöpf mit seinem menschlichen Herzen und Geist schon unter den dämonischen Gewalten einer unfertigen Welt zu leben vermöchte und der sich nun an der Ohnmacht der armen Creatur und an deren vergeblichem Bemühen, sich in diese Schöpfung zu finden, ergötzen konnte.

Als Wildhoff in einem unbeschreiblichen Seelenzustande über das Feld hinschritt, ohne Zweck und ohne Ziel, erscholl vor ihm im Nebel plötzliche eine rauhe Stimme. Doch vernahm er den lauten Anruf nicht, sah auch die Gestalten nicht, die sich da im Nebel regten, gewahrte nicht einmal, daß man bereits Hand an ihn legte. Seine Sinne schienen betäubt worden zu sein unter der Wucht und Last der Anklage, die er vernommen. Erst als ihm eine schwielige Faust derb an's Kinn stieß und sich ihm um den Kragen legte, wozu die vorige rauhe Stimme rief: »Halt'n fest!« erst da kehrte ihm Empfindung und Erkenntniß dessen zurück, was um ihn und mit ihm vorging. Er schaute auf und sah sich in der Gewalt einiger mit Flinten und Laternen ausgestatteter Bauern, die Miene machten, ihm ihre Gewalt fühlen lassen und ihn unsanft hinwegzuzerren. Eine unwillkürliche Regung war es, wenn er nun die derben, schwieligen Fäuste von sich abschüttelte. Erst jetzt fragte er, was man von ihm wolle. Das werde er schon hören, war die Antwort, er müsse mit. Offenbar war er also einer umherstreifenden Bauernpatrouille in die Hände gefallen, die mehr noch durch ihr Gebahren, als durch Worte den Triumph verrieth, eines Haberers habhaft geworden zu sein, bevor noch das

»Treiben« beendigt war. Jeder der vier stämmigen Landleute wollte an ihm zum Helden werden, ihn seine Macht fühlen lassen. So unangenehm ihm der Zufall zu anderer Zeit hätte sein können, war dessen geringe Beschwerlichkeit doch jetzt das wirksamste Mittel gegen die Betäubung, in welcher seine Sinne und Gedanken befangen waren, indem sie ihn dem trostlosesten Seelenzustande entrissen, ihn wieder zu sich selbst brachten.

»Alloh!« rief einer der Bauern, zu neuem Angriff ermunternd. »Packt's den Lump'n und laß ihn nit wieder los!«

»Liebe Leute,« sagte jetzt Wildhoff, »Ihr irrt euch, wenn ihr einen Haberer in mir zu fangen glaubt, – ich bin keiner.«

»Die alten Pfiffe! So sagen sie alles,« meinte der Bauer, während ein zweiter wirklich Zweifel zu hegen schien, daß eine so »herrisch« aussehende Person ein Haberer sein könne. Auf solchen Einwurf kam jedoch die Belehrung: »Wer wird denn so dumm sein und nit wissen, daß die Haberer alle maskerirt sind!«

»Aber, Steffel,« warf der Zweite wieder ein, indem er Wildhoff mit seiner Laterne anleuchtete, – »herrisch is auch sei' Red'.«

»Lauter Verstellung, Bastel!« bedeutete jetzt der unerschütterliche Steffel. »I wett, wann man fragt, wie er hoaßt, sagt er ein'n falschen Namen, will ebba gar selbiger Herr Baumeister von der Sonnenreut selber sein.«

Wildhoff durfte jetzt nur behaupten, daß er der wirklich sei, um auch den Zweifler zu überzeugen, daß er

einen Haberer vor sich habe, der frühzeitigen entwischen gewollt.

»Hon i's nit g'sagt!« bemerkte im triumphirenden Hochgefühl seiner Klugheit der unerschütterliche Steffel, indem er seinen Kameraden überlegen anblickte. »Hon i's nit g'sagt, Wastel, daß er der Baumeister sein will! I ho'ns ja g'sagt, i!!«

»Wahr is,« gab Wastel kleinlaut zu und war der Eifrigste in der Wiederergreifung und Fortschaffung des Gefangenen.

Auf Wildhoffs Gemüthsverfassung konnte diese Scene nur wohlthätig wirken. Wenn auch seine Stimmung noch immer keine tröstliche ward, zertheilte sich doch der dumpfe Seelenschmerz ein wenig, indem die Betäubung und Stumpfheit seiner Sinne wich und dieselben wieder die Fähigkeit zu äußeren Wahrnehmungen erlangten. Wäre er in ungetrübter Laune gewesen, so würde ihn wohl die stolze Freude gerührt mit welcher diese Bauernpatrouille einen Gefangenen machte und besaß, – und er wäre wohl mitgegangen, um ihre Genugthuung nicht zu stören. Jetzt war ihm ziemlich gleichgültig, was ihm widerfuhr. Und als er hörte, man werde ihn dem Herrn Assessor zuführen, der an der Spitze einer Gensd'armeriepatrouille von Griesbach herunter komme, sprach Wildhoff kein Wort mehr gegen seine Fortführung und ließ sich von seiner mannhaften Escorte über das Feld dahin geleiten.

Noch war der Pfiff des ersten Haberfeldmeister nicht ertönt, der dem nächtlichen Lärm auf dem Scheibenbühl

ein Ende machen sollte, als der siegesstolze Wildhoff in der Nähe eines Dorfes am Hochrande des Fallachgrundes auf eine Streifwache stieß, die nach Anruf und Antwort, als die Patrouille des Herrn Assessors selbst erkannt wurde.

»Gnaden, Herr Assessor,« fing der Anführer der Bauernpatrouille an, welche Wildhoff eskortirte, »wir hab'n einen Fang g'macht! Einen von dem Haberfeldg'sindel haben wir schon.«

»So!« sprach der Assessor und seine hohe Gestalt trat rasch vor, um sich den Gefangenen zu besehen. »Das ist ja vortrefflich, ihr Männer! Das lob' ich mir. Nun, und Du?« wandte er sich an den Gefangenen, der in einem grauen, eng ausschließenden Jagdkleide mit brettkrämpigem Hute da stand. »Leucht' einmal Einer her, damit wir uns solch' einen Unterberger etwas genauer anschauen!«

»Sie werden allerdings eine seltsame Entdeckung machen, Herr Assessor,« sprach jetzt Wildhoff, bei dessen Stimme der Beamte erstaunt zurückfuhr, während die Bauern, seiner Lobsprüche harrend, noch immer voll innerer Genugthuung umher standen.

»Das muß ich sagen!« hub dann der Assessor an, indem er seinen Hut lüpfend sich durch's Haar strich und die lebenden Aeußerungen, welche ihm schon auf den Lippen schwebten, unterdrückte. »Wie kommen Sie in diese Situation?«

»Trauens ihm nit, Gnaden, Herr Assessor!« sprach jetzt Steffel in unvergleichlich weiser Miene vortretend. »Er ist im Stand und gibt sich auch vor Ihnen für den Herrn

Baumeister auf der Sonnenreut aus. Große Schliffel, die Untersberger!«

Der Beamte konnte sich des Lachens nicht enthalten, während er jetzt dem Gefangenen die Hand reichte und, den Kopf nach dem verblüfften Bauern wendend, äußerte:

»Ihr seid doch – ungeheuer kluge Kerls! Schade,« meinte er dann zu Wildhoff gewendet, »daß dem Amte der einzige Erfolg seiner weisen Anordnungen nicht unter die Augen geführt werden kann.«

Jetzt schien den Bauern doch ein Licht darüber hinzugehen, daß sie ihren Eifer am unrechten Orte angewandt.

»Na, Steffel, hon i's nit g'sagt?« bemerkte jetzt Bastel, der solange gezweifelt hatte, ob man einen Haberer erwischt habe, und der jetzt seinen Kameraden bedeutsam und überlegen anblickte. »I hon's ja g'sagt, i!«

»Wahr is,« antwortete Steffel kleinlaut, kratzte sich hinter den Ohren und schlich sich aus dem lachenden Kreise.

Die Streifwache, welche der Herr Assessor persönlich führte, bestand aus mehreren Gensd'armen, die mit ihrem Brigadier vor Eifer brannten, sich noch an den Haberern zu erproben. Nachdem der Assessor einen Augenblick lang mit Wildhoff die Lage der Dinge besprochen hatte, machte er ihm folgenden Vorschlag:

»Wenn Sie die etwa sich ergebenden Gefahren und Beschaulichkeit nicht scheuen, so schließen sie sich uns an. Meine Streifwache führt durch den Fallachgrund abwärts, der Umweg zur Sonnenreut ist nicht zu groß.«

Wildhoff ging gerne darauf ein und stieg bald nachher mit den entschlossenen Männern in den waldigen Mühlengrund hinunter, der von der Fallach durchrollt wird. Er war nicht eben in der Stimmung, einem Zusammenstoß mit den Haberern aus dem Wege zu gehen, und schritt nun an der Seite des mannhaften Assessors dahin, entschlossen jede Gefahr mit seinen Genossen zu bestehen und den Kampf mit den Haberern, sobald er sich ergebe, rücksichtslos aufzunehmen. Der Nebel und die Finsterniß der Nacht deckten das Thal, als sie nun zwischen den Mühlen hinschleichend ein scharfes Auge auf alle Flußübergänge hatten. So war die kleine Truppe schon bis unterhalb der Gottesau vorgedrungen, ohne die mindeste verdächtige Begegnung, ja ohne irgend welche Bewegung zu bemerken, welche ihre Aufmerksamkeit hätte dauernd in Anspruch nehmen können.

Es war schon eine gute Stunde nach Mitternacht. Das Firmament verbarg sich hinter dem Nebel, der tief in den Grund herunterhing, als ob er kaum Leben den Fichten getragen werden könne, welche ihre Wedel gegen denselben hoben. Die Dunkelheit der Nacht ward aber auch durch die Enge der Thalschlucht gefördert, welche sich hier als schmales Defilée um den Fuß des Schwalbenbergs windet. Rechts rollt der Fluß mit dumpfem Rauschen und unheimlichem Glucksen an hohen Felswänden hin; auch links steigt der Thalhang felsicht auf, wird aber durch überhängende Fichten noch mehr verdüstert; der Thalgrund selbst Helden deckt dorten das Gehölz und

Buschwerk, durch welches ein Pfad in gleicher Richtung mit dem Fahrwege dahin zieht.

Auf diesem wand sich nun die kleine Truppe des Assessors unter den Bäumen hinhorchend, in lautlosem Schweigen, als man plötzlich auf ein nahendes Geräusch aufmerksam wurde, das verdächtig schien. Wieder horchte man – es war keine Täuschung. Der Assessor winkte seinen Leuten stumm, daß sie ihm folgen sollten, und glitt denn schräg über des Thal gegen den Fahrweg. Hier erblickte er eine Linie von etwa zehn bis zwölf Burschen, welche, die Hüte tief in die Stirnen gedrückt, alle mit Stutzen bewaffnet waren. Stumm, vorsichtig kamen dieselben daher, einer hinter dem andern, wie es die durch Urwald und Prairie scheichende Indianer gewohnt sind. Es waren ihrer mehr, als die kleine Schaar des Assessors, diese aber dennoch zum Angriff entschlossen, und selbst Wildhoff von der Spannung des Moments so ergriffen und ohnehin in der erbittertsten Stimmung gegen die Haberer, daß er die Mahnung des mannhaften Assessors, sich jetzt etwas zurück zu ziehen, mit Ernst von sich abwies.

Wie der Jäger auf das Wild bürschte sich nun der Assessor mit seinen Leuten auf die Daherschreitenden zu. Diese waren jetzt selbst aufmerksam geworden und machten plötzlich Front gegen die Streifwache des Assessors.

»Wer da?« rief jetzt dieser mit lauter, harrscher Stimme die Gestalten an.

Statt aller Antwort hatte einer der Vermummten im Nu den Stutzen gespannt. Man konnte deutlich das Zucken des Hahnes hören. In demselben Momente war aber auch der Assessor schon mit einem Sprung vorwärts, dem langen Burschen an der Spitze des Zugs so nahe, daß er dessen Büchse fassen und festhalten konnte, während weiter hinten aus der Linie der Vermummten ein Schuß fiel. Wildhoff fühlte einen leichten Schmerz am Schenkel. Zugleich schrie es hinter ihm auf:

»Ach Gott, ich bin geschossen!«

Sich umwendend, sah er einen der Gensd'armen wanken und sinken, indem sich derselbe auf einem Knie noch aufrecht zu erhalten suchte. Die Kugel, welche für Wildhoff bestimmt war, jedoch nur sein Bein durchlöchert und den Muskel leicht gestreift hatte, war dem armen Polizeisoldaten in's Bein gedrungen. Unterdeß waren aber auch schon dessen Kameraden vorwärts gestürmt, während der Schuß für die Vermummten das Signal zu sein schien, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen, so daß sie alsbald dem Auge entschwunden waren. Selbst der an der Spitze des Zuges, welcher zuerst mit dem Stutzen gedroht hatte, ließ seine Waffe in der Hand des Assessors zurück und sprang flüchtig in's Dickicht. Offenbar war seine Drohung nicht so ernst gemeint gewesen, er hatte mehr schrecken, als schaden gewollt. Und als er erst erkannt hatte, mit welchem Gegner er zusammen gerathen war, mochte sich ihm der Ernst des verhängnißvollen Moments aufgedrängt haben, der ihm bei fortgesetztem Widerstand nicht blos einen Kampf auf Leben und Tod

in Aussicht stellte, sondern eine blutige Widersetzlichkeit gegen das Organ des Gesetzes aufnöthigen mußte. Als überdies noch der Brigadier der Gensd'armen dem Assessor zu Hülfe eilte, mochte es der Haberer wohl auf nichts anderes ankommen lassen, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Während nun Wildhoff den stöhnenden Sicherheitswächter stützte und aufzurichten suchte, um ihn nach seiner Wunde zu fragen, hatte der muthige Polizei-Brigadier sein Gewehr, das ihn hier nur hindern konnte, weggeworfen, um an der Spitze seiner Leute den Flüchtigen im Gebüsche nachzusetzen. Nur mit seinem Säbel bewaffnet drang er unerschrocken vor und faßte einen Burschen, der jedoch entschlossen nach seinem Stutzen langte, um mit einem Schusse sich des Feindes zu entledigen. Ein Säbelhieb des wackern Polizeisoldaten lähmte dem Vermummten jedoch für den Augenblick den Arm. Der Haberer würde denn auch zweifelsohne jetzt in Gefangenschaft gerathen sein, wenn nicht ein Anderer vorgesprungen wäre, um mit einem kräftigen Kolbenstoß den Briegardier den felsichten Rain hinüber zu schleudern. Wirklich rollte der auch wie ein Wellbaum den Hang hinab. Rasch hatte sich jedoch der Geworfene wieder vom Boden aufgerafft; eben so rasch hatte aber auch der, welcher den Kolbenstoß geführt, den verwunderten Cameraden an der Hand gefaßt, um ihn an der Thalwand empor zu ziehen. Es gelang ihm auch, denselben ungefährdet den steilen Hang empor zu bringen, bis zu

einemen gangbaren Pfade, der vollends zum Plattform hinanführte.

»So, Kastel, jetzt lauf zu!«

»Gehst nit mit, Hanns? fragte der Gerettete, welcher noch immer den Säbelhieb so schmerzhaft empfand, daß er mitunter laut aufstöhnte.

»Nein!« war die kurze Antwort.

»Aber Alle sind abgewischt, auch der Hies!«

»Z' meinetwegen,« sprach der Hanns und spannte den Hahn seines Stutzens. »I bleib!«

Es war keine Zeit mehr zu verlieren, – vor ihnen, rechts und links raschelte es im Gebüsch, die beiden konnten jeden Augenblick von den Gensd'armen hier überfallen werden; Hanns drängte und Kastel, entschloß sich mit schwerem Herzen zu fliehen und den Kameraden, der ihn gerettet, hier zurück zu lassen.

Jetzt war Hanns allein. Wie der Jäger an dem Anstande harrte er an seinem Platze, die vertraute Waffe in der Hand, bereit, sie jeden Augenblick zu gebrauchen. Er schaute bald rechts, bald links, wo sich das Rascheln näher vernehmen ließ. In kurzer Zeit aber war es völlig still in dem Waldhange unter ihm. Vorsichtig stieg er jetzt abwärts – dem Fallachgrunde zu, aus welchem noch die Stimmen des Assessors und Brigadiers zu vernehmen waren. Als er wieder etwas weiter hinunter gelangte, hörte er noch eine andere Stimme, die eines seiner Cameraden, der, offenbar als Gefangener, seines Theilnahme an dem Heimzuge aus dem wunderlichsten aller Zufälle, in ganz harmloser Weise zu erklären bemüht war. Schade nur, –

der Assessor schien dessen Versicherung, daß er ganz unschuldig und ohne von den Haberern etwas zu wissen, in die Geschichte hinein gekommen sei, nicht den mindesten Glauben zu schenken.

Hanns war den Feinden jetzt so nahe gerückt, daß er den Kopf des Assessors unterscheiden konnte, welcher über das Gesträuch ragte. Und endlich vermochte er auch die Gestalt eines der Gensd'armen zu unterscheiden, der bei Seite getreten war. Aber seine Hand an der Büchse zuckte nicht, – seine Augen hatten ihr Ziel noch nicht gefunden. Er hörte die Anordnung des Assessors zur Fortschaffung des Verwundeten und des Gefangenen, hörte den Beamten dann lauten Abschied von Jemanden nehmen, – und heiß ging es durch seine Adern. Sein Herz pochte, als sich hierauf der Zug des Assessors thalaufwärts bewegte, während ein Einzelner den Pfad einschlug, der am Fluß abwärts an einen Brückensteg und über diesen zum andern Ufer führte. Hanns im Gebüsch hatte nur noch auf diesen letztern Acht. Er erkannte trotz der Nacht die elegante Gestalt im grauen Jagdkleide. Er schlich ihr, wie sonst dem Wild, mit der Büchse in der Hand nach, zitternd vor Haß und Rachgier.

Denn der da so einsam in der düstern Nacht im Wisthölze dahin wanderte, war ja der Zerstörer alles er Glückes, das einst Hanns im Vertrauen auf die Liebe Lisi's genossen; dieser Mann war die eigentliche Ursache, daß heute Nacht auch der Geliebten die Schmach des Haberfeldtreibens nicht erspart geblieben, – eine Schmach, die Niemand schwerer und tiefer mitfühlte, als eben Hanns.

Die Stelle der »Anrede«, welche die Tochter des Sonnenreuters anging, das Jauchzen, Schreien und Toben seiner Kameraden hatte ihm blutig in's Herz geschnitten. Und so erschien es ihm nun, als habe er nicht blos sich, sondern auch sie an dem Manne zu rächen, den das Geschick ihm jetzt in die Hände geführt. Ein leiser Druck mit dem Finger am Hahn, und die gerechte Rache hatte den Schuldigen ereilt, der dort eben den langen Brückensteg über die dumpf rollende Fallach betrat; ein Stoß mit dem Fuße, geringe Nachhülfe mit den Händen, und der angeschwollene Strom verschlang den Leichnam und trug ihn bis zum Morgen weit hinweg in's Unterland hinein, wo er in den Wurzeln der Uferweiden vermodern mochte. Warum war auch dieser Baumeister hergekommen mit den Dienern des Gerichtes. So fand er ja nur den Tod, der ihm bei solchem Unterfangen ohnehin vor Augen stehen mußte.

Und dennoch zögerte Hanns immer noch, – nicht aus Mitleid, auch nicht aus Furcht vor dem weltlichen oder vor dem ewigen Richter, ebenso wenig aus Scheue vor einer That, welche ihm nur als gerechte Vergeltung erschien. Was ihn vermochte, bis jetzt die erhobene Büchse immer wieder sinken zu lassen, entsprang zum Theil aus dem Uebermaß seines Hasses, zum andern Theil aus einem Gefühl natürlicher Großmuth. Sein Opfer sollte nicht hinweggerafft werden ohne vorhergegangenen Todesschreck, sollte nicht sterben, ohne den Rächer zuvor noch erkannt zu haben. Hanns wollte seinen Feind aber

auch nicht aus feigem Hinterhalt als Meuchelmörder tödten, sondern er gedachte ihn erst anzurufen, ihm ins Angesicht zu treten und ihm seine Schuld ins Bewußtsein zurück zu rufen, – ja, er wollte ihm Zeit und Gelegenheit geben, sich wehren zu können. Aber sterben mußte er – so oder so. Und vielleicht war es doch am besten für beide Theile, wenn die Kugel jetzt flog.

Der nächtliche Wanderer hatte den Brückensteg betreten, war schon bis in die Mitte desselben gekommen, blieb dort einen Augenblick stehen und schaute in die volle Fluth des unten wallenden Alpenstroms, dessen Rauschen und Glucksen unheimlich die Stille unterbrach. Trotz der nebeldüstern Nacht hob sich die Gestalt des einsamen Mannes auf dem Brückensteg ziemlich deutlich vor des Burschen Augen ab, der jetzt langsam den Stutzen hob und dessen Kolben an die Wange legte. Minutenlang verharrte so der auf der Brücke und der Andere im Ufergebüsch. Es waltete noch ungestört das feierliche Schweigen der Nacht über dem wilden Fallachgrunde.

Da trug das Echo an den jenseitigen Felsenwänden einen Schall fort und fort, bis er in der fernen Thalwindung verschwebte.

»Hollah! Halt!« hatte eine laute Stimme über den Strom hin gerufen, daß er das Rauschen des Wassers übertönte.

Wildhoff schrak aus seinem Gedanken auf, mit welchen er in die unten rollende Wellenfluth geschaut. Wer rief da in diesen späten Stunden der Nacht? fragte er sich selbst, ohne Antwort zu finden. Er schickte sich eben zum

Weitergehen an, als er eilige Schritte hinter sich auf den Brettern des Brückenstegs hörte, während zugleich dieselbe Stimme wieder in heftigem Tone erhob:

»Halt, sag' i! oder –«

Wildhoff wendete sich um, als er einen bewaffneten Mann über den Brückensteg hereilen sah, griff er unwillkürlich in die Brusttasche, in welche er beim Eingang von der Sonnenreut den Revolver gesteckt hatte.

»Was gibt's?« fragte Wildhoff. »Wer ruft?«

»Das wird sich schon zeig'n!« erwiederte der Andere, indem er hart an Wildhoff vorüberstreifte und sich dann demselben mitten auf dem Brückensteg in den Weg stellte. Der Bursche war im Gesichte geschwärzt, wie trotz der Dunkelheit zu bemerken war.

»Was soll das? Mach' Platz!« sprach jetzt Wildhoff an sich haltend, aber doch befehlend. »Ich will mit den Bernecker Hanns keinen Streit.«

»Glaub's gern,« lachte der Andere wild. »Aber i will Streit!«

»Du?« fragte Wildhoff gereizt zurück. Ohnehin nicht mild gestimmt, loderte jetzt ein leidenschaftlicher Zorn in ihm auf, indem er sich an die erlittene Schmach des Abends erinnerte, die ihm der mitzufügt, ja vielleicht veranlaßt hatte, der jetzt herausfordernd vor ihm stand. Am Tage hätte derselbe in tiefster Einsamkeit nicht gewagt, ihm so gegenüber zu treten oder ihn auch nur unfreundlich anzublicken. In der Dunkelheit der Nacht aber, wo er nicht unter der Einwirkung von Wildhoffs Blick stand,

sah er nicht blos kühn, sondern geradezu herausfordernd zu ihm auf.

»Du?« wiederholte Wildhoff. »Verlaß Dich nicht auf Deinen Stutzen, Bursche, er hindert mich nicht, Dich Höflichkeit zu lehren.«

»Da steht mein Stutzen,« schrie jetzt Hanns, indem er mit einem Sprung zurück seine Büchse an das Steggeländer lehnte und dann eben so rasch wieder vor Wildhoff mit den Worten sich aufpflanzte: »Was wollt's mi lehren?«

Wildhoff hatte auch schon den Revolver eingesteckt und erwiederte jetzt auf die höhnische Trutzfrage des Burschen:

»Aus dem Weg zu gehen werd' ich Dich lehren, Hanns!«

Damit suchte er ihn gleichzeitig bei Seite zu schieben. In demselben Momente aber fiel ihn Hanns mit Wuth an, indem er ihn mit nervichten Hochländer-Armen umfaßte, um ihn mit einem oft erprobten Rauferkunststück empor zu lüpfen, dann zu Boden schleudern und wehrlos unter sich zu bringen. Hanns fand aber einen Gegner, der ihm an Kraft und Gewandtheit überlegen war, denn Wildhoff hatte nicht umsonst in früheren Jahren den Fecht- und Turnboden besucht und sich im Ringkampf mit Allen gemessen. Unter dem ehernen Griffe seiner Finger erlahmte die Kraft der Hochländer Arme, und ehe sich der Bursche versah, stürzte er über den Fuß Wildhoffs hin auf die Bretter des Brückenstegs, daß es krachte. Schäumend vor Wuth aber sprang er wieder auf die Beine und

nach seinem geladenen Kugelstutzen, der vom Geländer auf die Dielen niedergesunken war. Wildhoff war ihm jedoch schon zuvor gekommen und wollte sich eben nach dem Stutzen bücken, als der Bursche mit wilder Kraft sich über ihn herstürzte, so daß der Anprall ihn gegen das Geländer hinwarf. Seinen Vortheil ersehend und verfolgend war Hanns schon an seinem Gegner und suchte ihn über das Geländer hinaus zu drängen, damit er das Gleichgewicht verlierend in den unten gurgelnden Strom stürze. Nur durch eine verzweifelte Anstrengung rettete sich diesmal Wildhoff vor dem Sturze in die reißende Fluth. Alle seine Kräfte zusammen raffend gelang es ihm, sich aus den umklammernden Fäusten zu befreien und dann mit einem unwiderstehlichen Griff an die Kehle seinen unvorsichtigeren Gegner so an dem Steggeländer emporzuheben, daß bald dessen halber Körper überhing. Hanns sah sein Leben wehrlos in die Hand gegeben, die zu überwinden ihm so leicht geschienen hatte. Sie durfte nur loslassen – und der Bursche stürzte, sich überschlagend, in den Strom. Aber diese Hand ließ nicht los, sondern hielt den Ueberwundenen fest und ließ ihn so über dem Wasser schweben, das unten unheimlich gluckste und wie nach Raub gierig gurgelte. Hanns wehrte sich auch nicht im Mindesten mehr – aus einem verzweifelten Gefühle, das zu gleichen Theilen der Scham und dem Trotze entsprang. Stumm erwartete er, wann ihn die starke Hand hinunter sinken lassen würde in die kalte Fluth.

»Nun, Hanns,« fragte er endlich, die peinliche Stilles unterbrechend, der Sieger im Kampfe, »soll ich Dich fallen lassen?«

»Z'meinetwegen!« war die trotzige Antwort.

»Und wenn ich's nicht thue, wirst Du mich in Frieden ziehen lassen?«

Hanns schwieg. Die Frage däuchte ihm jetzt Spott. Wildhoff aber zog den Körper des Gegners aus der gefährlichen Lage wieder mehr über das Geländer herein und fragte weiter:

»Und nun, Hanns, was hast Du gegen mich? Rede, was treibt Dich zu diesem Hasse gegen mich? Du schweigst und siehst mich wild an. O, ich verstehe. Und dennoch weiß ich nicht, wo ich und wann ich Dir je etwas zu Leid gethan habe!«

»So? Is nit Leid's g'nug, daß mi d' Lisi g'narrt hat!« sprach der Bursche finster entgegen, während ihn Wildhoff nur noch lose festhielt.

»Sie hat Dich nicht genarrt, nicht betrogen, Hanns!« versetzte Wildhoff jetzt mit bestimmtem Tone. »Du bist in einem abscheulichen Irrthum befangen, und dein Argwohn zeigt, daß Du des braven Mädchens gar nicht werth bist.«

»Herr,« fing jetzt der Bursche, zitternd vor innerer Bewegung fast pathetisch an: »Ich ruf' Sie auf bei dem lebendigen Gott, die Wahrheit zu sagen: Können's das in Ihrer letzten Stund' verantwort'n?«

»Ich kann es!« sprach Wildhoff und ließ Hanns völlig los.

»Herr,« hub Hanns nochmals an und sah mit einem durchdringenden Blicke seinen Besieger an. »I bitt' um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen's jetzt keine Lüge! Sind's nit in selbiger Nacht von der Lisi wegg'schlich'n!«

»Ich? Nie, Hanns!« erwiederte Wildhoff. »Wie kommst Du denn zu diesem abscheulichen Verdachte?«

»Aber, Herr, die rothe Urschi hat's bei dem blutigen Heiland von der Gottesau b'schworen, daß sie g'sehen hat, wie Sie in der späten Nacht über'n Gang g'schlichen sind.«

»Dann ist diese rothe Urschi eine boshafte, niederträchtige Verläumderin. Halt!« unterbrach sich jetzt Wildhoff selbst, indem eine Erinnerung in ihm aufstieg. »In welcher Nacht soll das gewesen sein?«

»O, i denk' mei' Lebtag an selbige Nacht von Christi Himmelfahrt!« antwortete Hanns.

Wildhoff lächelte bitter. Ihm klärte sich jetzt mit einem Male die Quelle des Verdachts auf, – er war bei seiner Rückkehr von dem Besuche bei Herbert von der heimtückischen Magd bemerkt wurden, die dabei seiner Erscheinung im Corridor die trübste Deutung gegeben und so über die Sonnreut schwere Tage gebracht hatte. Hanns hörte mit unbeschreiblichen Empfindungen diese Aufschlüsse an, die ihm Wildhoff nicht vorenthalten wollte. Der Kopf schwindelte dem armen Burschen bei der ungeahnten Aussicht, die sich ihm jetzt eröffnete, nachdem durch das Haberfeldtreiben der heutigen Nacht die Strafe für die vermeintliche Untreue Lisi's hereingebrochen war. Was er gehört und erlebt und gelitten und was

die Lisi denken und leiden mochte, wirbelte ihm im Gehirn, das noch immer unfähig schien, sich mit Klarheit in diesem Wirrwarr von Wirklichkeit und Täuschung zurechtzufinden.

»Is denn mögli?!« rief er fast außer sich. »Kann man denn so was wirkli d'erleben! D' Lisi is unschuldi in's G'red' kommen und Haberfeld is ihr 'trieben worden?! Und derselbige langhaarige Herr aus der Hauptstadt, den i an der Fallach 'troffen hab' und der in selbiger Nacht auf der Sonnenreut g'schlafen hat, wär' ein guter Freund zu Ihnen! Ja, wenn Alles so is und nit anders, dann is ja an all' dem anderen G'schmatz von den Leuten auch kein Sterbenswörtel wahr. Und derselbige Herr mit den langen Haaren könnt' auch nit anders sagen, als Sie, Herr Wildhoff?«

»Du kannst is ja probiren, Hanns, und ihn aufsuchen,« was die Antwort Wildhoffs, von welchem einige Minuten später der Bernecker Hanns ganz zerknirscht Abschied nahm, um mit seinem Stutzen nach dem väterlichen Hof heimzukehren.

Dies also war der Grund, welcher dem Schriftsteller Herbert in der Hauptstadt den unverhofften hochländischen Besuch verschaffte, der denn auch von ihm alten nothwendigen Aufschluß aber die Vorgänge jener Frühlingsnacht erhielt, dagegen die Fragen Herbert's über den Verlauf des Haberfeldtreibens und des Zusammenstoßes im Fallachgrunde möglichst offen beantwortete. Nur die Frage, wer während des Rencontres den Schuß gethan, welcher Wildhoffs Seite streifend, den

Gensd'armen schwer verwundet hatte, konnte oder wollte Hanns nicht mit Bestimmtheit beantworten, obgleich er sicher war, daß Doctor Herbert sein Vertrauen zu ehren gewußt hätte. Er sprach nur in unbestimmten Ausdrücken von einem unheimlichen Theilnehmer an dem Zuge nach der Sonnenreut, den Niemand gekannt habe. Dann aber schied Hanns wieder aus der Hauptstadt, von einem schweren Leid durch ein anderes geheilt, das nun auf seiner Seele lastete. Lisi war unschuldig, hatte ihn treu geliebt, und er – er hatte die Schmach eines Haberfeldtreibens über sie heraufbeschworen.

Drittes Capitel. In welchem auszer andern Personen auch eine sehr geheimniszvolle sich bemerkbar macht.

In jener Zeit nun, wo Herbert nach wie vor seine Tage zwischen Sorge und Arbeit theilte, pulsirte das herrliche Gesellschaftsleben wieder in fieberischer durch die Straßen und Salons der Hauptstadt. Auch war die Spannung des leichtfertigen, schaulustigen Publikums beständig durch die pomphaften Ballets und Pantominen im Hoftheater, und durch die Vorbereitungen zu noch großartigeren erregt. Mehr und mehr löste sich alles öffentliche Leben in Theaterangelegenheiten auf, während am politischen Horizonte sich das Gewitter schon aufthürmte und träge aber unaufhaltsam heranzog, freilich nur von wenigen beachtet besonders gefürchtet; denn es fehlte nicht an sonstiger Aufregung, – ja, ein Anlaß zu solcher löste gleichsam den andern ab. Dabei nahm in

der kleinen Presse der Streit um des Fürsten Person Verhältnisse an, die nachgerade für jeden ernsteren Sinn unerträglich wurden. Besonders erregte ein Artikel aus dem Brunnonitischen Lager, der an rücksichtsloser Indiscretion und Schmähung gegen die Gegner alles Maß überstieg, unter den Besseren eine Entrüstung, daß der Minister, Herr v. Keller, nicht länger zusehen mochte und eine Audienz bei dem Fürsten durchsetzte, in welcher er eine drastische Schilderung der Lage des Landes und der Zeitverhältnisse gab, zu denen das Treiben am Hofe durchaus nicht passen wolle. Andern Tags wurde die Hauptstadt durch die Nachricht überrascht, daß der Günstling des Fürsten entlassen und nach Italien abgereist sei.

Inzwischen fehlte es auch sonst an aufregenden Anlässen nicht, die weniger in's öffentliche Leben eingriffen. So ward damals wieder von einer jener sonderbaren Erscheinungen gemunkelt, von denen man nicht zu wissen pflegt, ob sie wirklichen Vorgängen und Erlebnissen angehe, oder die Gebilde angeregter Einbildungskraft, ansteckender Phantasie sind. Man erinnert sich noch des classischen Zopfabschneiders, der durch alle Städte des heiligen römischen Reichs spukte. Ein ähnlicher Unhold oder eine ganze Bande machte in jenen Winternächten die einsameren und abgelegeneren Straßen der Hauptstadt unsicher, wenn auch nicht in dem Maße, wie jener mörderische Juwelier, der zur Zeit des Fräuleins v. Scudery unter Ludwig XIV. die Straßen von Paris mit geheimnißvollem Schrecken erfüllte. Denn der nächtliche Unhold unserer Hauptstadt oder dessen Bande ging

zwar mit großer Schlauheit und Vorsicht, aber weder mit schneidigen, spitzigen noch schießenden Instrumenten vor, sondern gebrauchte die urältesten Waffen des Menschengeschlechtes, Finger und Faust, um unter der eleganten Männerwelt keinen geringerer Schrecken zu verbreiten, als seinerzeit die Zopfabschneider unter Mädchenwelt. Dabei schien es, als ob die gefürchteten Fäuste keinen andern Zweck hätten, als eben sich fühlbar zu machen. Denn kein Fall wurde bekannt, in weilchem ein nächtlicher Ueberfall dieser Art mit räuberischen Absichten verknüpft gewesen wäre. Da nun die Opfer dieser »Walkerbunde«, wie man sie nannte, im Publikum eben so viel Spott als wenig Theilnahme fanden, verschwiegen die Meisten sorgsam ihr Abenteuer, wozu sie wohl gegründete Ursache haben mochten. Als auch die Nachforschungen der Polizei von gar keinem Erfolge waren, äußerte sich die Neigung, all' das Gerede von der Walkerbande und ihren Thaten für Auswüchse furchterregter Phantasie zu halten. Andern gab dagegen der Umstand, daß damals plötzlich mehrere Personen aus den besseren Ständen bettlägerig wurden, und unter diesen auch Bankier Berdelli, genügenden Anlaß, dieses Unwohlsein mit den unbekannten Fäusten in Verbindung zu bringen.

In jenen Wintertagen sprach man nun von einer Thatsache, welche den Beweis liefern zu wollen schien, daß nicht bloß die Walkerbande existire, sondern daß ihr auch das Eigenthum bis zur Pedanterie heilig war. Bei einem nächtlichen Spaziergange in eine entlegene Straße war nämlich auch Baron v. Buchberg, trotz der Nähe

eines Bedienten, angefallen und niedergeschlagen und übel zugerichtet worden, wobei er seinen Spazierstock, Hut und Cravatte einbüßte. Andern Tags erschien im Palais des Erkrankten ein Dienstmann mit einem Pakete, welches die verlornen Gegenstände und auf einem Zettel noch die Anfrage nach etwaigen andern Verlusten enthielt, die man ersetzen zu wollen sich erklärte. Die Sache ward ruchbar; die Polizei mischte sich darein und erkundigte sich angelegentlich nach dem Ueberbringer des Pakets. Unschwer ward constatirt, daß es der Oberdienstmann Wenzel, vulgo Sozusagen gewesen. Dieser aber konnte nur angeben, daß er das Paket von einem Herrn mittlern Alters zur Besorgung an die Adresse erhalten habe und sich – selbstverständlich – nicht beigehen ließ, den Herrn nach Namen und Stand oder nach dem Inhalt des Packs zu fragen.

Seitdem war an der körperlichen Existenz der Walkerbande also nicht länger zu zweifeln. Wen der Weg an den langen Winterabenden gerade in dunkle, abgelegene, einsame Gegenden der Stadt führte, unterließ es selbst als harmloser Spaziergänger nicht, jeden Begegnenden mißtrauisch anzusehen, besonders, wenn er so geheimnißvoll in den Mantel gehüllt war, die Hutkrempe so tief herunter gedrückt hatte, wie Jener, der eben aus der inneren Stadt durch das Thor über den breiten Platz schritt, um in eine Straße der Vorstädte einzubiegen.

Es schneite. Die Luft war ruhig und kein nächtiger Sturm strich heute Abend aus der Haidefläche über der Stadt in die offenen Straßen herein. Sanft legten sich

die Flocken auf den Mantel und weichen Hut des Dahinwandernden, der langsam vorwärts schreitend seine hohe Gestalt meistens an die dunkle Seite der Straße hielt. Den Mantelkragen hatte er hinaufgeschlagen, so daß wenig mehr von seinem Gesichte gesehen werden konnte, als die Augen. So schritt er, scheinbar achtlos auf die Vorübergehenden, dahin. Erst als er in den Lichtkreis eines Gascandelabers trat, schaute er plötzlich auf, da ein anderer Mann mit einer Opernmelodie auf den leise pfeifenden Lippen, von der entgegengesetzten Seite kam, sich dabei einige Mal umkehrte und zurücksah, dann ebenso langsam an ihm vorüberschritt. Derselbe war in Uniform; die Säbelscheide klapperte einige Mal unvorsichtig unter dem Officiersmantel auf dem schwach überschneiten Trottoir.

Als sich die Blicke der Beiden begegneten, zeigte das Antlitz des Uniformirten den Ausdruck der Ueberraschung und Betroffenheit, während die Brauen des Andern unter der Hutkrempe sich zu senkrechten Stirnfalten finster zusammenzogen. Nur wenige Sekunden lang fixirten sich so die Beiden. Dann ging der Officier weiter, ohne sich wieder umzuschauen. Ein funkelndes Augenpaar blitzte ihm nach. Ueber dessen Brauen gruben sich tiefe Stirnfalten ein; auch die fest zusammengekniffenen Lippen gaben dem Gesichte den Ausdruck heftiger Erbitterung, während nachdenkliche Ueberlegung rasch darüber hin zuckte, als hätte der Erregte im Momente schon

seinen Entschluß gefaßt. Seinen Mantel fester zusammenschließend, setzte er seinen Fuß vor und eilte nun mit raschem, festem Schritte dem Uniformirten nach.

In demselben Augenblicke war aber der Officier auch schon in eine der Thoreinfahrten der hohen Häuserreihe eingetreten und den Blicken des Nacheilenden entschwunden, der nun noch einige Schritte über die Breite des Hauses hin machte, dann umwendete und seinen Weg in der vorigen Richtung verfolgte. Er nahm dabei den Hut ab und strich sich das dunkle Haar von der bleichen Stirne, auf welche nun die kalten Flocken fielen, um im Nu zu zerschmelzen. Es war nothwendig, daß sich seine heiße Stirne kühle und sein erregtes Blut Zeit bekam, das Fieber ruhiger durch die Adern zu rollen, während er um die Straßenecken schritt, immer weiter, immer weiter, bis dahin, wo sich die Häuserreihen in der unabsehbaren winterlichen Haide verloren. Mit unruhigen Schritten strich er dorten, offenbar ziellos, um die äußersten Endlinien der Stadt im Schnee dahin, bis er endlich auf eine hohe Mauer stieß. Dieselbe abschreitend, gelangte er an ein Gitterthor, das seinem Rütteln nachgab, worauf er in den von der Mauer umhegten Raum trat. Es war ein weiter Garten, wo überschneite Grabhügel, steinerne Kreuze und Denkmale lange Alleen bildeten. Vor einem der letzteren blieb er stehen, beugte das Gesicht nieder und legte die noch immer glühende Stirne an den kalten Marmor.

So verharrte er geraume Zeit. Ruhig fortschneiend legten sich die Flocken höher und höher an die stillen Gräber des weiten Friedhofs. Von den Thürmen der Stadt her schlug es sieben Uhr Abends, als einem der Kirchhofwächter die hohe dunkle Gestalt über den Gräbern auffiel, worauf er den Mann aufforderte, den Platz zu verlassen, da die Thore gesperrt werden müßten. Ohne ein Wort der Entgegnung bückte sich der im Mantel zu dem Wintergrün, das auf der leichten Schneedecke hervor den Sockel des Steins umrankte, pflückte ein Blatt ab, und verließ dann schweigend, wie er gekommen, den Ort des Friedens. Eine Viertelstunde später lehnte er am Gartenzaune vor Herberts Wohnung und blickte unverwandt hinüber nach dem Lichte, das hinter den Gardinen dem trauten Familienkreise leuchtete.

Herbert saß jedoch an jenem Abende ziemlich still und einsilbig unter den Seinigen. So sehr er auch zu verbergen suchte, war es dennoch merklich, daß ihm außer den täglichen Sorgen und Arbeitsgedanken noch etwas Besonderes auf dem Herzen lag. Er hatte novellistische Bilder aus dem hauptstädtischen Leben unter der Feder und zeichnete darinnen jene sozialen und politischen Verhältnisse, in welchen sich Familientragödien abzuspielen pflegen, ohne daß er in das Familienleben bestimmter Personen greifen wollte, da es wohl in seiner Absicht lag, durch Satyre, nicht aber als Pasquillant zu wirken. Jedoch weilten seine Gedanken jetzt weniger bei diesen Kindern seiner Muse, als bei Erscheinungen des

nüchternen, wirklichen Lebens, wie sie den Tag ihm aufdrängte. Und diese vorzugsweise erfüllten ihn mit der Unruhe, die er nicht zu verdecken vermochte. So hatte er nicht ohne Regung der Reue vernommen, daß der Staatsminister v. Keller nicht unbedenklich erkrankt sei. Nun hatte der Winter freilich ungesunde Tage genug gebracht; noch mehr aber mochten zu der berührten Erkrankung Verdruß und die stete Aufregung seiner dornenvollen und unter den obwaltenden Umständen doppelt aufreibenden Thätigkeit, der sich täglich mehr Hindernisse entgegen stemmten, mitgewirkt haben. Auch für den redlichsten Willen ward es nachgerade unmöglich, der sich aufthürmenden Schwierigkeiten Herr zu werden, und die vergeblichen Anstrengungen aller moralischen Kräfte hatte den Minister endlich auf das Krankenlager geworfen. Herbert mußte sich alle trüben Erfahrungen seines Lebens und die Nothwendigkeit, alle seine Kräfte für seine Familie zu verwenden in's Gedächtniß zurückrufen; er mußte sich an alle Noth erinnern, in welche er durch seine journalistische Thätigkeit für den Staat gerathen war: um sich gegen die Reue zu wappnen, welche ihn nun darüber beschleichen wollte, daß er des ehrlichen Staatsmannes Wünschen gegenüber so wenig empfänglich gewesen. Nicht, daß er sich einbildete, durch seine Feder Besonderes für denselben leisten, ihm die Wege ebnen zu können, sondern es hätte ihm jetzt zur Genugthuung gereicht, es wenigstens versucht zu haben.

Daneben quälten ihn noch andere Sorgen, seit er von dem Haberfeldtreiben auf der Sonnenreut Kunde erhalten. Vielfach beunruhigt wandte sich oft all seine Theilnahme und Aufmerksamkeit diesem Umstande zu. Wenn er sich das freundliche Mädchen, die Lisi dachte, welche in jener Lenznacht dem Hanns am Fenster ihre Angst vor dem Haberfeldpasquill kundgegeben, wenn er sich in's Gedächtniß zurückrief, wie damals Wildhoff die sittliche Berechtigung jener Volksvehme zu erweisen gesucht und deren Bestehen in Schutz genommen: so erschien ihm die Wirkung jenes Anathemas auf der Sonnenreut als eine besonders schere und wuchtige, besonders nachdem er von dem Bernecker Hanns vernommen, unter welchen furchtbaren Anklagen Wildhoff und die Sonnenreut der Justiz verfallen waren. Seitdem hatte er auch erfahren, daß Wildhoff seine trauliche Besitzung verlassen habe, nicht aber, wohin sich derselbe gewendet.

So saß er denn einsilbig und in sich gekehrt unter den Seinigen, deren Stimmung unter der Einsenkung seiner eignen litt. Er dachte aber lebhaft und in warmem Mitgefühle an den vom Schicksal so herb heimgesuchten Freund, bis ihn die Unruhe zu Mantel und Filzhut greifen ließ, um nach alter lieber Gewohnheit sich etwas in der schneienden Winternacht zu ergehen. Als er auf die Straße trat, saß die hohe Gestalt am Zaune, ging jedoch vorüber.

»Herbert!« rief ihm jetzt eine Stimme nach, bei deren Ton er sich überrascht umkehrte, um dem Manne mit einem Ausruf des Erstaunens die Hand zu reichen. Erkannte den, der eben seine Gedanken beschäftigt hatte und drang lebhaft in den Freund, mit ihm in die Mitte seiner Familie zurück zu kehren. Wildhoff wehrte jedoch entschieden ab.

»Ich will nicht als ein Schatten des Unglücks in den trauten Kreis Deiner Glücklichen treten,« sprach er. »Laß mich neben Dir in der Nacht wandern.«

Herbert gab nach, und die Freunde schritten weiter. Das Gespräch war natürlich bald genug zu den Vorgängen auf der Sonnenreut geleitet, wobei sich zeigte, daß sich in Wildhoffs Seele die trübe Vorstellung festgesetzt hatte, ein Sohn des Unglücks zu sein, der auch denen Leid bringe, mit welchen er in Berührung käme.

»Es haftet an mir,« meinte er, »und wer mit mir in irgend welche Beziehung tritt, den trifft der Fluch meines Geschickes. Die arme Lisi liegt auf der Sonnenreut an einem heftigen Fieber darnieder, ihr alter Vater ist in Verzweiflung, die einzige Freude seines Lebens zu verlieren. Und fast empfinde ich es als eine Gewissenslosigkeit, Dir wieder genaht zu sein.«

Herbert bekämpfte mit aller Entschiedenheit und den verständigsten Einwürfen diesen trüben, finstern Wahn, während sie so im leisen Schneefall dahin, ohne der Richtung ihres nächtlichen Spazierganges zu achten. Wohl

wußte er, wie wenig mit Trostgründen in solcher Lage geholfen war, da sie so schwächlicher Empfindung zu entfließen pflegen, als sie demjenigen widerlich sind, der sie empfangen soll. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, den auf wenige Wahrheiten aufmerksam zu machen, von welchen er jedoch gleichfalls wußte, daß sie eben so leicht auszusprechen, als schwer von demjenigen anzuwenden waren, zu dessen Nutzen sie geworden. Alles was sich über den Wechsel der menschlichen Geschicke, über die Nothwendigkeit des Leids zu unserer eignen innern Läuterung Schönes sagen läßt, brachte Herbert in Erinnerung. Daß empfundener Schmerz von jenem unberührten Egoismus heilt, der sein eignes angenehmes Dasein nicht durch den Gedanken an fremdes Elend beeinträchtigt wissen will; daß eignes Unglück uns lehrt, auch in glücklicheren Stunden der Leiden Anderer zu gedenken und uns so erst zur wahren Menschlichkeit erzieht: das durfte nur zart angedeutet werden, um in Wildhoffs Seele fortzuklingen. Und welche Beispiele Verkennung und Verfolgung der Besten und Edelsten standen Herberts aus der Geschichte zu Gebote!

»Wäre es denn auch ein Verdienst, ein edler und ächter Mensch zu sein, wenn dies immer erkannt würde?« fuhr er dann fort, während ihr Weg sie mehr und mehr in abgelegene Straßen der Vorstadt durch die schneiende Winternacht führte. »Man muß sich bescheiden lernen, mit dem eignen innern Urtheil über unser Thun begnügen und dieses, wie unser ganzes Seelenleben unabhängig von der Außenwelt bewahren. Nie aber sollte uns

das Urtheil der Welt mehr sein, als es wirklich ist: ein Maßstab für die Stimmung oder den Werth Anderer. Sobald wir unsere Gedanken nur einmal auf die Flüchtigkeit des Lebens und die Vergänglichkeit seiner Erscheinungen richten, finden wir auch unendlichen Trost in dem scheinbar trüben und zufälligen Wechsel. Ziehen wir einmal allein die Welt der Ideen in Betracht. Wie viele beherrschten Jahrtausende lang die Gemüther, um endlich in den großen Korb der Vergessenheit *ad acta* gelegt zu werden. Wie viele sind Jahrhunderte lang begraben und kommen endlich zur Geltung. Wie wollen wir hoffen, erwarten, wie dürfen wir verlangen und beanspruchen, daß man uns immer gerecht werde, uns niemals verkenne! Sich selbst genug sein, sich selbst zu Liebe handeln, leben, empfinden, sterben – das ist ein Egoismus, den uns das Leben lehrt und erlaubt, und es liegt an uns, ihm seine Reinheit und seinen Adel zu bewahren und hinter seinem Schild vor den Anfechtungen der Außenwelt ein stilles, wenn auch einsames Glück zu genießen.«

»Unsere Pflichten weisen uns aber an die menschliche Gesellschaft,« warf hier Wildhoff ein, in einem Tone, der bewies, daß jetzt seine Seele nicht eben besonders empfänglich für dergleichen Maximen war.

»Unsere Bestimmung weist uns vor Allen auf unser eigenes Glück,« entgegnete Herbert, »und darum auch auf die Nothwendigkeit: unsere Pflichten herunter zu stimmen! In einer unvollkommenen Welt wird man nicht ungestraft ein vollkommener Mensch sein dürfen, und die es dennoch wollen, müssen eben solche »Vermessenheit«

büßen. Halb gut sein, sagt Maler Sturm, ist schon zu gut für diese Welt, – und er hätte wohl völlig Recht, wenn er sagte, halb so gut sei gerade gut genug für dieselbe. Wir müssen nicht zu viel für sie sein wollen und das Meiste für uns selbst. Wenn Einsamkeit uns unser Glück schafft, unsern innern Frieden wahrt und uns in den besten Stand setzt, das Unsrige *für* die Welt, wenn auch nicht *in* ihr zu wirken, haben wir gewiß Ursache, unsere Zurückgezogenheit nicht als eine Entbehrung, sondern als einen Gewinn zu betrachten. Uebrigens, werde nicht ungeduldig, lieber Freund,« unterbrach sich jetzt Herbert, der mit seinen Sätzen mehr Zerstreuung und Beschäftigung der Gedanken Wildhoffs bezweckte, als eine unmittelbare heilsame Wirkung von seinen Worten erwartete. »Ich rede weniger Dir zu Trost, als mir selbst zur Ermunterung und Festigung. Immerhin wird die Erinnerung am Platze sein, daß Alles in der Welt, jeder bedeutende Gedanke *einsamen* Stunden entsprang, daß unsere großen Männer die Söhne der *Einsamkeit* waren. Und in ihr ruht auch allein unsers Glückes Keim. – Von Außen aber – das ist ein wirkliches Resultat der empyrischen Weisheit, der praktischen Lebensphilosophie – von Außen kommt uns kein reines Behagen. Und nur, was wir völlig für uns und vor der Welt retten, macht unser Glück. Suchen wir uns dieses zu bewahren. Das Andere sind Prüfungen.«

»Die nur, trotz aller Trostgründe der Weisheit, etwas schwer zu ertragen sind,« bemerkte Wildhoff mit bitterm Lächeln. »Immerhin gebe ich zu, was Du vom Unwerth

der Meinung der Welt und von den Vorfürsten der Einsamkeit sagst. Ein glücklicher Gatte und Familienvater darf eben so beredt die Annehmlichkeiten der Zurückgezogenheit und das Süße der Einsamkeit preisen, als der weltweise Seneca im Besitze von Millionen das Glück der Armuth.«

»Es ist doch ein Unterschied, der Fall ein anderer, die Ironie nicht so groß!« warf hier Herbert ein. »Mein Familienleben rechne ich eben zu dem, was ich mit Opfern und Noth vor der Welt für mich gerettet habe. Allerdings darfst Du nun darüber spotten, wenn ich Dir die Vortheile der Einsamkeit preise, da es mir an den gleichartigen Wesen nicht fehlt, die der Mensch auch in der tiefsten Zurückgezogenheit noch bedarf, um sich glücklich zu fühlen. Was es heißt zu leben, weiß ich erst recht, seit ich meine Kinder um mich sehe.«

»O, ich kann das mitempfinden!« bemerkte Wildhoff in innigerem Tone. »Wie glücklich bist Du! Auch *mein* Herz, Herbert, ist liebebedürftig! – und wie fesselte mich vorhin der Anblick, den mir der neidische Vorhang noch ließ, da ich Dich inmitten der Deinigen sitzen sah, die Kinderstimmen hörte – – während ich außen stand in der Nacht: ein Einsamer, Vervehmter. Herbert,« unterbrach sich Wildhoff jetzt und blieb stehen, »könntest Du mir eine große Bitte erfüllen?«

»Jede, die in meiner Macht steht.«

»So gib mir eines Deiner Kinder, ich will ihm ein treuer Vater werden,« betheuerte Wildhoff mit erregter Stimme.

Betroffen schwieg Herbert einige Sekunden lang. Dann aber sprach er mit warmem Nachdrucke:

»Das kann ich nicht, – dieses Opfer wäre wirklich für mich zu groß. Wildhoff. Aber es gibt ja ein Kind, das Anrechte an Dich – an Deine Liebe hat, das –«

Trotz der Nacht bemerkte Herbert die zuckende Bewegung, welche durch die Gestalt des Freundes ging, als diese zarte, schmerzhafteste Seite angeschlagen ward, die gleichsam als der Grundton seines ganzes Seelenleides in ihm bebte. Wildhoffs Stimme war tonlos, als er nun erwiederte:

»Nachdem wir einmal dahin gerathen sind, will ich kein Hehl aus meinen Empfindungen machen. Ich hasse das arme Wesen nicht, das meinen Namen trägt, ich werde es nicht entgelten lassen, daß sein Dasein das meinige verheert hat – um seiner Mutter willen, der ich es auf dem Sterbebett gelobt habe. Alle gesetzlichen Rechte sind ihm gewährt und gewahrt, – Rechte an mein Herz, an meine Liebe jedoch, Herbert, – o, daß Sie davon sprechen mußten!«

Stöhnend kamen die letzten Worte über die Lippen des leidenschaftlich Erregten, der die Hand an die Stirne legend unwillkürlich einige rasche Schritte vorwärts machte. Als Herbert nachkommend wieder an seiner Seite war, fand er es angemessen, jetzt das Thema nicht fahren zu lassen; nachdem es einmal berührt war, mußte es schon um Wildhoffs Ruhe willen durchgesprochen werden. Und so fing denn Herbert mit Theilnahme an:

»Brechen wir damit nicht ab, lieber Freund! Glaube mir, auch wir lernen das lieben, dem widerwillig unsere schmerzliche Sorgfalt gewidmet war. Man liebt und schließt an sein Herz, was man gehegt und gepflegt hat. Laß das Kind um Dich sein, in Deiner Nähe athmen, unter Deinem Schutze leben, und wenn ein Anblick Dir anfänglich ein bitterer war, wird er Dir bald ein erträglicher und endlich ein süßer sein – als Vermächtniß seiner Mutter.«

In trübem Schweigen ging Wildhoff neben dem Freunde durch die fallenden Flocken, bis er plötzlich auffuhr:

»Es kann nicht sein, schon darum nicht, weil meine Tante das Kind nicht losläßt und es eifersüchtig vor mir hütet. Sie verlangt nicht einmal, mich zu sehen. Und Du wirst mir doch nicht zumuthen, mich ihr und – ihrem Enkel aufzudrängen.«

»Dennoch muthe ich Dir zu, nicht unversucht zu lassen, was unterlassen zu haben einst Deine bittere Reue wecken könnte.«

»O, Herbert,« rief jetzt Wildhoff gereizt, »Du weißt nicht, was Du da anräthst. Setzest Du bei mir denn gar keine Galle, keine Affecte, kein Gedächtniß voraus? Erblickst Du in mir die Ideen von Zahmheit und lammsmäßiger Geduld?«

»Nein, nur einen ächten und wahrhaftigen Mann.«

»Ich danke für Deine gute Meinung, habe aber nicht im Sinne, mich ihrer würdig zu zeigen. Wie stimmt denn dies Alles zu Deiner vorigen Weisheit: man muß kein vollkommener Mensch in dieser unvollkommenen Welt sein wollen, – halb gut sein, sei gut genug für sie! Wie paßt es

zu der Lehre, daß wir unsere Pflichten gegen die Menschheit nicht zu hoch spannen, sondern herunter stimmen sollen? Verlangst Du etwa nicht auch, ich solle ihm verzeihen den Wunsch nach Rache an den Urheber meines Elendes unterdrücken, während er –«

»Von innerer Unruhe und Gewissensbissen gequält sich im Glanze seiner Stellung dahin schleppt,« meinte Herbert einfallend.

Wildhoff stieß jetzt ein kurzes, verbissenes Lachen voll bitteren Hohnes aus.

»Wie Du diese Menschen kennst!« hob er an. »Reue, Elend in der Erinnerung an seinen Betrug!? Herbert! Könntest Du das Lächeln sehen, mit welchem er für sich und vor seinen Genossen der Stunde gedenkt, wo ihm der Verrath gelang. Oh!«

Leidenschaftlich erregt athmete Wildhoff hörbar durch die knirrschenden Zähne aus der furchtbar gepreßten Brust, die sich krampfhaft zusammenzog, während seine Augen haßfunkelnd in die Schneenacht leuchteten und seine Hände sich unwillkürlich zu Fäusten ballten. Alles Erduldete der letzten Jahre wetterleuchtete durch sein Gemüth, während Herbert noch weiter forschte, um diese Aufregung zu dämpfen.

»Um Deines eignen Friedens willen wollte ich Dir nur gerathen haben, was die erlaubte Selbstsucht, der vernünftige Egoismus dich ebenso lehren könnte,« sprach er und schickte sich an, in diesem Tone fortzufahren, als er

sich selbst zu unterbrechen veranlaßt ward, indem er aufblickend hinzufügte: »Was war das? Hörtest Du nichts, Wildhoff?«

Beide blieben stehen und horchten in die Schneenacht hinaus, welche noch immer von dem leisen steten Sinken der weißen Flocken bewegt war. Sie waren an eine Stelle der vorstädtischen Straße gekommen, wo diese scheinbar im Felde und Wiesenland verlief, sich jedoch weiter hinaus in einer nochmaligen Häuserreihe fortsetzte, während sie hier nur von einem Brettervorschlag eingezäunt und von einer andern Straße gekreuzt wurde, die denselben Charakter trug. Hüben und drüben an den Bretterwänden führten geradlinige Pfadbahnen durch den gefallenen Schnee, auf welchen einige wenige Menschen an den beiden Freunden vorüber gekommen waren, von diesen ebenso wenig beachtet, als die Richtung des Weges. Im Augenblicke war diese Straßenstrecke außer ihnen völlig menschenleer. Nur in einiger Entfernung folgte ihnen in langsamem Schritt und hie und da stehen bleibend ein Gensd'arm, der sich eben in etwas raschere Bewegung setzte, um, mit einem prüfenden Blicke nach den beiden Mantelgestalten in dieser abgelegenen Gegend, an denselben vorüber zu streichen und in die Schneenacht hinein zu horchen.

Auch die beiden Spaziergänger eilten vorwärts bis zur Kreuzung der Straße. Während hier der Polizeisoldat nochmals die Erscheinungen musterte, die ihm verdächtig schienen, hatte das scharfe Auge Wildhoffs einen

schwarzen Knäuel entdeckt, der sich in einer der Straßenlinien von der Schneedecke abhob und zu bewegen schien. Alsbald stürzte Wildhoff auf die Stelle zu, während ihm Herbert folgte und der Polizist nachhinkte. Man konnte jetzt bemerken, daß der dunkle Knäuel sich entwirrte und gleichsam in zwei Hälften theilte, deren eine in der Gestalt eines Mannes sich erhob, etwas von sich schleuderte und dann mit flüchtigem Lauf an der rechten Bretterwand hinhuschte, während die andere Hälfte ebenfalls in Menschengestalt sich erst später aufrichtete und für's Erste noch auf dem Schneeboden nach einem Gegenstande zu tasten schien.

Wildhoff fand es angemessen, dem Fliehenden zu folgen und ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, und Herbert und der Sicherheitswächter nahe genug waren, um dem noch Darniederliegenden ihren Beistand gewähren zu können. Vor ihm her floh die breite dunkle Gestalt in einem alten Soldatenmantel; er durfte hoffen, sie bald zu erreichen, als sie plötzlich um eine Ecke bog. Als nun auch Wildhoff diese Ecke erreicht hatte, lag eine öde, leere Straßenlinie vor ihm, die in einiger Entfernung ebenfalls Häuser zeigte, hier aber von denselben kahlen hohen Bretterwänden eingerahmt war, wie dieses ganze unfertige Straßennetz in jenem abgelegenen Theile der Stadt. Nirgends zeigte sich mehr eine Spur von dem Führenden, als der Pfad durch den Schnee längs dem Holzverschlage hin erschien mehrfach begangen und gewährte keine Anhaltspunkte, wohin der Mann sich gewendet oder wo er die Planken überstiegen hatte. Denn wollte

Wildhoff kein Wunder annehmen, so war ihm klar, daß das Verschwinden nur über den Zaun hin geschehen sein konnte. Dieser war hoch genug, um es Wildhoff zu erschweren, sich so weit emporzuschwingen, daß er den dahinter liegenden Raum überschauen konnte. Es war zu Baustellen bestimmtes Rasenland; an den Zaun lehnte ein langhin gedehnter Bretterschuppen, – sonst war nichts zu bemerken.

Wildhoff zog darum vor, zu Herbert zurückzukehren. Als er wieder um die Ecke bog, bemerkte er, daß man eine vorüberfahrende leere Droschke angerugen hatte, und beschäftigt war, Jemanden in derselben unterzubringen. Das Fuhrwerk war schon hinweg gerasselt, da Wildhoff die Stelle erreichte. Auf seine kurze Bemerkung hin, wo der Fliehende ungefähr verschwunden sei, verfügte sich der Gensd'arm sich an die Stelle, um seine Nachforschungen fortzusetzen, welche zu unterstützen sich weder Wildhoff noch Herbert verpflichtet fühlten. Eben wollte letzterer weiter gehend seinen Bericht beginnen, als etwas Blitzendes im Schnee die Aufmerksamkeit der Freunde erregte. Wildhoff hob es auf und fand, daß es eine abgebrochene feine Degenklinge war.

»Laß sie liegen,« sprach jetzt Herbert, weiter drängend, »und kümmern wir uns nicht nicht weiter um die Sache.«

»Was ging denn eigentlich vor?« fragte Wildhoff, indem er die zerbrochene Klinge wieder in den Schnee fallen ließ und neben dem Freunde weiter schritt. »Wurde der Ueberfallene beraubt?

»Es scheint nicht. Die Nemesis hat sich wohl einer kräftigen rücksichtslosen Faust bedient,« erwiederte Herbert.

»Das gibt mir aber keine Aufklärung über den Vorfall.«

»Als ob ich in die Geheimnisse der Walkerbande eingeweiht wäre!« sagte Herbert lachend. »Ein Faustschlag hat hier wohl galante Träume unterbrochen und dem vornehmen Herrn ziemlich stark mitgespielt, wie die abgebrochene Klinge und sein geschwollenes Antlitz beweisen können. Er fluchte auf seinen Lakaien, als er in die Droschke stieg, sonst schien ihm daran gelegen zu sein, daß der Fall kein Aufsehen errege, glaubt wohl auch unerkannt davon gekommen zu sein. Schade, daß sich gewisse Uniformen nicht verläugnen, und gewisse Gesichter auch unter Beulen wieder erkennen lassen, wenn man sie einmal gesehen hat. Von plebejischen Händen so arg mißhandelt werden zu sein, muß eine demüthigende Erinnerung bleiben für einen Cavalier, wie Baron v. d. Leithen.«

»Er!« rief Wildhoff heftig auffahrend.

Dieser Ruf und andere nachfolgende Aeußerungen waren nur die laute Einleitung zu einem äußerst lebhaften und erregten Gespräch über das Parasitengeschlecht, zu dessen hervorragendsten Vertretern im Lande dieser Parvenu gehörte. Innig hatte sich Baron v. d. Leithen an den »Freund« des Fürsten angeschlossen und alle dessen Pläne unterstützt, um sich eine Gunst zu wahren, die er nicht mehr entbehren konnte, und um von dem Abfall der fürstlichen Gnade zu profitiren, wofür ihn dann

auch der Balletdirector mit der Bezeichnung des »vollendetsten Cavaliers« beehrte. Was lag *ihm* je an den Geschicken des Landes! An dem Abende, wo so manches patriotische Herz bange klopfte, da das Befinden des Staatsministers sich sehr verschlimmerte, – des Mannes, von dessen Energie und redlichem Willen allein noch für den Staat etwas zu hoffen sich gewöhnt hatte: an demselben Abende fühlte sich Baron v. d. Leithen zu dem gewohnten galanten Wandel angeregt, der ihn diesmal in die starken Arme eines geheimnißvollen Rächers führte.

Als der nächtliche Spaziergang die Freunde wieder mehr in die belebteren Quartiere der Vorstädte zurückgeführt hatte, waren die Bemerkungen noch nicht erschöpft, zu welchen sie sich veranlaßt sahen. Besonders lebhaft stiegen aber in Wildhoffs Gemüth die bitteren Empfindungen und Erinnerungen auf, als das sonst so freundlich belebte Haus seiner Tante vor ihren Augen auftauchte. Wie war es verödet und freudeleer geworden, ein fortwährendes Trauerhaus, – welch' trüber, finsterer Geist waltete in denselben Gemächern, wo einst eine hochstrebende Frau die Pläne zu einer Neubelebung des verkommenen Staatswesens gefaßt und leider auf so falschen Grund gebaut! Was mußte Alles durch das Gemüth ihres Neffen schauern im Anblick dieses Hauses, wo jetzt die einst so stolze und verehrte Frau v. Luckner als Verschollene ein wahres Gespensterleben lebte.

Die weißen Flocken der Schneenacht wimmelten und wirbelten, im Lichtlreis des Gascandelabers schimmernd,

sanft um die Ecken dieses Hauses, als die Freunde vorüber kamen. Ein Mann, im Mantel verhüllt, wie sie Beide, ging dorten an ihnen vorbei, machte noch einige Schritte, blieb dann stehen und sah denselben nach. Dann kehrte er um und folgte ihnen mit raschen Schritten.

»Dr. Herbert?« sprach er fragend, als er näher getreten war.

»Ja,« antwortete dieser umwendend und erkannte den Maler Werner.

»Wissen Sie schon?« fragte der Künstler in trübem Tone.

»Nun! Was?«

»Daß der Minister gestorben ist?«

»Der Staatsminister?« fragte Herbert erbleichend zurück.

»Herr v. Keller.«[1]

»O, mein Gott!« seufzte Herbert mit einem schmerzlichen Ausrufe.

»Ja,« fuhr Maler Werner fort, »vor zwei Stunden ist er verschieden. Ein großer, unersetzlicher Verlust für das Land. Ich fürchte, man wird dies noch spüren. Gute Nacht!«

Herbert stand tief erschüttert und fand für seine Empfindungen im Augenblicke keine Worte. Zu dem Schmerze um den Mann, den der Staat verloren, gesellte sich bei ihm die bittere Erinnerung der eignen Sprödigkeit

[1] https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_von_Koch

gegenüber dessen offener Erklärung an jenem Nachmittage. Auch Wildhoff war von der Nachricht tief ergriffen. Als dieser endlich die eingetretene Stille unterbrach, that er es, die Hand ausstreckend, mit der Aeußerung:

»Wie mag man in jenem Hause die Nachricht hinnehmen?«

Er erhielt keine Antwort. Herbert schien das überhört zu haben. Erst nach geraumer Zeit fing dieser an:

»So gehen Staaten zu Grunde! – Ja! So geht ein Land zu Grunde, indem seine Männer sterben. – – Wildhoff,« wandte er sich plötzlich an seinen Begleiter mit ernstem eindringlichem Tone, »willst Du Dir eine schwere und reuevolle Stunde ersparen, so thue das Deinige, so lange es nicht zu spät ist. In jenem Hause, lieber Freund, in jenem Hause wohnt Mutter und Kind Deiner Frau.«

Wildhoff antwortete nicht, sondern ging schweigend neben dem Schweigenden durch den fallenden Schnee.

Viertes Capitel. Berichtet was der Diener trieb und die Herrin dachte.

Während es draußen schneite, war ein Zimmer im Hause der Frau v. Luckner behaglich erwärmt und beleuchtet. Nicht das Gemach der Herrin des Hauses, denn dieses erschien den Vorübergehenden finster wie immer. Nach wie vor ward Allen, die kamen, sich nach Frau v. Luckner zu erkundigen, der Bescheid: »Abgereist!« Selbst für die Leute im Hause ward die vieltrauernde Mutter selten sichtbar, da sie kaum den Corridor beschritt, sondern ungesehen von Zimmer zu Zimmer wanderte, als suche

sie nach der schönen Erscheinung, deren Anblick einst so viele entzückt hatte, – als suche sie nach der Tochter, die nun schon lange gestorben war. Niemals verließ sie das Haus. Nur einmal in der Woche fuhr ein dicht verhängter Wagen im Hofe vor, in den eine tief verschleierte alte Dame stieg. Es geschah dies stets in früher Morgenstunde, und der Wagen fuhr jedesmal hinaus nach dem großen Friedhofe vor der Stadt, um nach einer Stunde wieder den Rückweg zu nehmen. Dann verschwand sie wieder auf eine Woche vor jedem menschlichen Blicke. Nur hie und da mußte die Wärterin des Kindes dasselbe in die geheimnißvollen Gemächer bringen, wo Frau v. Luckner ihre Tage und Nächte verbrachte. Was sie bei des Kindes Anblick empfand, welche Erinnerungen in ihr dabei aufstiegen, vermochte Niemand zu sagen. Außerdem war es der Wärterin des Kindes noch streng untersagt, dasselbe auf die Straße zu tragen. Dagegen bot der Garten hinterm Hause Raum genug, um dem kleinen Wesen den Genuß der freien Luft zu verschaffen, ohne daß neugierige Blicke demselben folgten.

Es war also nicht das Boudoir der Herrin des Hauses, dessen freundliche Beleuchtung durch die Schneenacht hinausglänzte, sondern ein einfaches, sauber gehaltenes Zimmer, das dem alten Fridolin zur Wohnung angewiesen war und in welchem jetzt eine sehr behagliche Wärme herrschte. Auf dem Tische stand eine »verdorbene Weinflasche«, der sich Fridolin treu annahm, damit ihr Inhalt nicht zwecklos völlig zu Grunde gehe, was

er durch Austrinken derselben sehr geschickt zu verhindern wußte. Kein Tropfen davon sollte verloren gehen, das duldete Fridolins opferwillige Sorgsamkeit nicht, und so schenkte er sich wieder den perlenden Trunk mit ernster Miene in den bereitstehenden Becher und pfropfte dann die Flasche sorgfältig zu.

»Thekla,« sagte er dann, den Becher einer Frau hinhaltend, deren Züge noch Spuren einstiger Schönheit zeigten, während sie ein Knäblein von sieben oder acht Monaten leise auf dem Schooße wiegte. »Thekla, versuche Sie einmal, aber mit Verstand, – es könnte Ihr sonst leicht schaden. Ihr, Thekla, gönn' ich einen guten Tropfen, nicht aber der giftigen Schlange, der –«

»Na, wem?«

»Nu, der Kammerkatze!«

»Aber Fridolin,« warf Thekla gutmüthig ein, »was hat Er denn immer gegen Mamsell Jeanette? Sie ist doch ein artiges Frauenzimmer.«

Statt aller Antwort bewegte Fridolin die ausgespreizte Hand wie einen Fächer und schnitt dazu eine Grimasse, die einen großen Vorrath von Mißtrauen und Verdacht in sich schloß. Dann trank er hastig aus dem Glase und, als wolle er von einem unangenehmen Gegenstande abkommen, ging er hierauf mit folgenden Worten zu einem andern Gespräch über:

»Also – also sind sie einmal dem vornehmen Schuftikus, dem Leith, auf die Schliche gekommen. Und gerade an dem Abende, wo der Herr Minister stirbt. Das war ein braver Mann, Thekla, oh! Nie ist er von uns weg, ohne

mir eine Kleinigkeit in die Hand zu drücken. Und so ein Mann muß sterben! – So, so! Na, das freut mich aber, wenn sie ihn tüchtig gewalkt hoben. Kam früher auch oft in's Haus, Thekla. Ja, damals! da hätt' Sie uns kennen sollen! Aber dieser schöne Leith, wie sie ihn nannten – – Na, sag' Sie doch, Thekla, was meint Sie, wem das Kind ähnlich sehe?«

»Seiner Mutter, die sehr schön gewesen sein soll! Ich dächt' auch, es sehe seiner Großmutter, der gnädigen Frau ähnlich. Warum aber, Fridolin, sieht sich denn sein Vater nie nach dem lieben Kinde um?«

»Das ist nun so, so!« bemerkte Fridolin grinsend. »Ja, gelt, kleiner Schnappsack! Was der Fratz noch so munter drein schaut und ist schon halb neun!«

Die Wärterin belehrte nun den alten Fridolin, daß der kleine Oskar vor einigen Stunden erst vom Schlafe erwacht sei und nun nicht gleich wieder schlummern wolle, worauf sie dem wirklich holden Kinde die süßesten Schmeichelnamen gab und es herzte und liebkoste.

»Es ist doch ein wahrer Engel, der liebe Kleine,« sprach sie dabei. Nicht wahr, solch' einen Engel muß man lieb haben, Fridolin!«

Dieser aber sah sich ihr Gebahren an und erwiederte mit einem selbstgefälligen Lächeln:

»So war ich auch einmal, Thekla! Ja!«

»Er? Das ist gar nicht möglich, Fridolin!«

»Doch, meiner Seele, Thekla, grade so.«

»Das kann ja nicht sein!«

»Gewiß ist's wahr, Thekla.«

»Ja, wann denn? Das muß schon lange her sein.«

»Es sind schon so etliche Jahre her, da war ich auch so ein kleiner Pumpernickel.«

»Ah, da möcht' ich Ihn gesehen haben, Fridolin.«

»Da hab' ich grad so zu den Augen hinausgeguckt, wie der kleine Faselhanns da.«

»Das ist ganz merkwürdig. Man sollte es nicht glauben.«

»Und doch ist's wahr, gelt kleiner Molkenkopf!«

»Was Er aber dem Kinde für Namen gibt!« sprach jetzt Thekla etwas empfindlich.

»Weil ich den kleinen Käfer da eben leiden kann. Es ist wirklich ein wahrer Herzwurm.«

»Jetzt sei Er einmal ruhig mit den dummen Titeln!«

Thekla war wirklich böse, und Fridolin fand für gut, den Gegenstand des Gesprächs wieder zu wechseln.

»Warum,« fragte er, »warum ist denn der Sozusagen jetzt immer so aufgeregt?«

»Er hat eben viel zu thun und viel zu simuliren,« erklärte Thekla.

»Vorhin,« berichtete Fridolin, »da mir unten der Kammerdiener von Leiths anvertraute, daß sein Herr eben fürchterlich zerbläut heimgekommen sei, ist auch der Sozusagen dahergekommen, etwas erhitzt. Kaum hat der Kammerdiener gesagt, die Walker hätten seinem Herrn nicht blos den Säbel zerbrochen, sondern auch Uhr und Börse geraubt, so schreit der Sozusagen heraus: »Das ist nicht wahr!« daß wir Beide darüber fast niedergefallen wären vor Schreck. Er glaub' es nicht, hat dann der

Sozusagen ruhiger hinzugesetzt, es wäre der erste Fall, daß die Walker etwas nähmen. Nun, meinetwegen! Was geht's unser Einen an, Thekla, wie es zugeht, wenn die großen Herren Keile kriegen! Da ist kein Streich verloren, als der nicht getroffen hat.«

Fridolin ergriff dabei eine zum Kleiderausklopfen daliegende Gerte und spielte mit derselben, indem er hinzusetzte:

»Wenn ich noch wär' wie früher, so stark in den Armen wie in den Beinen und verwegen dabei, thät' ich mich auch vor Manchem nicht fürchten. Ja, wer weiß, was ich thät', ich!«

»Er thät' es am Ende auch machen wie die Walker!«

»Gerad' so!« sagte Fridolin und fuchtelte mit der Gerte muthig in der Luft herum.

»Er wird ja ganz fürchterlich,« sagte Thekla und rückte mit dem Kinde etwas mehr aus dem Bereiche von Fridolins Kraftübungen. »Ich möchte schier glauben, Er gehöre zur Bande!«

»Wer weiß!« lächelte Fridolin geheimnißvoll. »Wie ich so vierundzwanzig Jahre alt war; Thekla, da hätt' Sie mich sehen sollen, was ich für ein Kerl war. Da hab' ich einmal Streit gehabt – ja, da hätt' Sie geschaut, wie ich mich gewehrt habe.«

»Das hätt' ich wirklich sehen mögen.«

»Ich denk' meine Lebtage daran, – der selige gnädige Herr und die Excellenz, die heute gestorben ist ('s muß eine stattliche Leiche sein, ob sie nur in den Sarg geht),

waren damals noch Schulbuben – da waren wir Bediente einmal recht fidel beisammen, und wie's nun geht –«

Fridolin war in dem interessanten Berichte über seine Jünglingsthaten nicht weiter gekommen, als ein gellender Ton die Stille des Hauses und seine Rede unterbrach. Obgleich es der gewohnte Klang der Hausglocke war, erschrak er doch sichtlich über die ungewohnte Stunde ihres Anläutens, so daß sein eben noch bewiesener Heldenmuth etwas unter der Vorstellung litt, wer da in tiefer Nacht sich wohl noch anmelde. Als er nun zögernd dastand und mit Blick und Wort fragte, wer es wohl sein möge, meinte Thekla, das werde er ja sehen, wenn er aufgemacht habe, und wenn er nicht traue, könne er ja zuvor durch die Thüre fragen, wer da sei. So nahm denn Fridolin eine Kerze, zündete sie an und ging mit etwas zitternden Knieen hinaus und die Treppe hinunter. Denn der getrunkene Wein hatte weniger seinen Muth, als seine Phantasie genährt, die in diesem Augenblicke von Vorstellungen über die Leiche des verstorbenen Ministers und die geheimnißvolle Walkerbande angefüllt war, zu welcher letzteren er sich vorhin noch zu zählen die Vermessenheit gehabt hatte, um sich vor der Wärterin des Kindes ein Aussehen zu geben. Eben als er nun mit Herzpochen unten angekommen war, läutete es noch einmal an, so daß der Alte heftig zusammenschrak. Doch fragte er mit einer Stimme, die ungewöhnlich herzhaft klingen sollte:

»Wer ist da – noch – noch so spät?«

»Macht auf, Fridolin, ich bin's!« war die Antwort, und der Ton dieser Stimme schien alle Angst Fridolins zu verscheuchen, dagegen ihn mit Erstaunen und Ueberraschung zu erfüllen.

»Gleich, gleich!« rief er, behende an die Thüre laufend, die er nun zu öffnen sich beeilte.

Ein Mann trat aus der Schneenacht herein mit breitem Mantel und Hute.

»Fridolin, ist meine Tante noch wach und zu sprechen?«

»Wach schon, ob aber zu sprechen?! Kaum! Doch Gott, sei Dank, daß Sie sich nur wieder sehen lassen. Kommen Sie, kommen Sie!« sprach Fridolin und eilte die Treppe hinan, dem Neffen von Frau v. Luckner voran, der mit pochendem Herzen und ernster, gespannter Miene folgte:

Oben stand Thekla mit dem Kinde in dem angenehm durchwärmten Corridor, – die Neugierde hatte sie herausgetrieben. Und nun lachte und kürmelte das Knäblein auf der Wärterin Arm, hüpfte und reckte die Händchen nach dem fremden Manne aus, der wortlos stehen blieb. Wohl war es ihm wie ein Stich beim Anblick des Kindes durch's Herz gegangen; mit bleicher, fast verzerrter Miene schaute er es an, und eine eisige Kälte überschauerte sein Gemüth. Aber während er in des Kindes leuchtende Augen, in dessen lachendes Antlitz sah und darinnen die Züge erkannte, die noch im Sterben flehend zu ihm aufgerichtet waren, da schmolz das Eis, das sich um sein

Herz legen wollte unter dem kindlichen Lallen, und er erblickte in dem Kleinen jetzt weniger den Stein des Anstoßes, als das Vermächtniß der theuern Verblichenen. Ohne Ahnung der Empfindungen, welche den fremden Mann durchflutheten, reckte der Kleine immer wieder seine Händchen verlangend nach ihm aus, bis Wildhoff, ergriffen von der ahnungslosen kindlichen Unschuld, eins dieser Händchen in seine Rechte nahm. Er konnte nicht länger dem schuldlosen Wesen zürnen, sondern durch das Herz ging ihm inniges Mitleid mit dem armen vater- und mutterlosen Kleinen, sichtliche Rührung überkam ihn ob der heiligen Kindeseinfalt eines Daseins, das die Ursache von so vielem und großem Leide war. Und wahrlich, er fühlte sich nicht berufen, das Kind Ida's dies entgelten zu lassen, so bitter sich ihm jetzt die Erinnerung an all' das Erduldete aufdrängte.

Er hatte darüber nicht bemerkt, daß sich eine Thür leise öffnete, unter der eine Frau in Schwarz erschien und unverwandt auf die Scene im Corridor niederschaute. Selbst die Bewegung Fridolins und der Wärterin des Kindes, welche höchlich betroffen, ja bestürzt schienen, entging ihm, und seine Aufmerksamkeit ward erst erregt, als er hinter sich die Worte hörte:

»Kommst Du endlich? Es fällt Dir spät ein, Dich nach dem Kinde umzusehen.«

Er kannte diese Stimme trotz ihres veränderten Tones wohl, wenn er sie auch seit Jahresfrist nur noch selten, und seit Ida's Todestag nicht mehr gehört hatte. Diese

Stimme rief ihm die Erscheinung seiner Tante und deren gewinnend liebenswürdige Persönlichkeit vor Augen, die stattliche angenehme Gestalt der Frau v. Luckner mit den edeln Manieren, dem hochstrebenden Sinn und jenem gebildeten Tone, durch welchen sie so sehr in der Gesellschaft geglänzt hatte. Als er sich jedoch überrascht nach der Sprecherin umkehrte, da erblaßte er.

Denn eine Greisin stand vor ihm, – eine Greisin mit eingefallenen Zügen, gebeugtem Haupte, schneeweißem Haare. Und sprachlos starrte er jetzt die Erscheinung an, als vermöge er nicht zu glauben, daß sie mehr als ein Wahnbild, daß diese Greisin die Mutter Ida's sei.

Der Schmerz der Frau v. Luckner hatte seit jenem Momente, wo sie auf der Sonnenreut sich zu der Leiche ihrer Tochter niedergebeugt und wieder erhoben hatte, nichts oder wenig von seiner starren Herbheit verloren. Ja, die arme Mutter hatte sich mit der Zeit vielmehr noch in die finstere Trauer verbissen, war darinnen verbittert, wofür schon die eingegrabenen senkrechten Stirnfalten und jener untrügliche Zug um den Mund äußerliches Zeugniß ablegten. Die arme Mutter hatte sich in ihrer trostlosen Vereinsamung völlig in den Wahn hineingelebt, daß ihre Tochter nicht so frühe gestorben sein würde, wenn ihr die Liebe des Mannes, dem sie angetraut worden, nicht versagt geblieben wäre. In der Selbstsucht ihres großen, rücksichtlosen Leids rechnete sie ihm dies als Schuld an und verhärtete ihr Herz vor den Mahnungen

an seine Aufopferung, vor dem Verständniß seines eigenen Elends. Die versteinernde Gewalt ihres Harms hatte sie herzlos ungerecht gegen ihn gemacht. Und dabei mochte das Bestreben mitwirken, einen Theil der Schuld von sich abzuladen, seine Schuld, die verzehrend in ihrem Bewußtsein bohrte und die wenigstens theilweise von sich abzuschütteln ein unwillkürlicher Trieb ihrer geängstigten, in qualvoller Reue sich aufzehrenden Seele war. In dieser entsetzlichen Gemüthsverfassung hatte sie Wildhoffs Anblick nicht zu ertragen vermocht, ihn nicht mehr sehen wollen, seit das Grab ihm die Last abgenommen, die sie ihm aufgewälzt. Seitdem war *er* ja frei – *sie* allein hatte noch zu klagen, bis der säumige Tod ihrem Mutterherzen das einzige Heil brachte.

Und dennoch, als er gekränkt durch ihre arge Verkennung und entmuthigt durch ihre abweisende Haltung, seine Versuche zu ihr vorzudringen eingestellt, war ihr das Anlaß zu neuen Anklagen seiner Handlungsweise. In so mancher Stunde ihres einsam öden Lebens sehnte sie sich nach seinem Anblicke, wenn auch nur, um ihn in der Bitterkeit ihres Elendes fragen zu können, ob er nun zufrieden sei, nachdem Ida ihr Grab gefunden.

Und so hatte sie dahingelebt, Tag für Tag in trostlosen Einerlei unlöslichen Harms, ein in Schmerz erstarrtes Scheinleben.

Heute Abend nun hatte man ihr die Anzeige vom Tode des Ministers in eines der Zimmer gelegt, die sie ruhelos zu durchwandeln pflegte, wenn sie nicht in starrem

Hinbrüten vor sich hinblickte. Sonst würde sie die erschütternde Nachricht in hohem Grade ergriffen haben. Jetzt war sie kaum berührt, aber doch in ihrem dumpfen Hinleben so weit unterbrochen, um sich erinnern zu können, daß es noch außerhalb ihrer Vorstellungen Leben und Sterben gebe. Sie war nicht erschüttert, – eine Todesnachricht vermochte sie nicht mehr zu erschüttern, wenn auch von derselben das Schicksal des Staates abhing, für dessen Neubelebung sie einst geschwärmt. Doch waren ihre Lebensgeister momentan wieder etwas mehr zur Theilnahme oder auch nur zur Aufmerksamkeit auf die Erscheinungen der Außenwelt angeregt, ihre Sinne empfänglicher für das, was um sie vorging. Sie hatte das Läuten der Hausglocke zur ungewohnten Stunde vernommen, ihre Aufmerksamkeit hatte sich auf die Schritte gerichtet, welche von der Treppe her erschollen. Vielleicht hatte sie eine Ahnung, wer gekommen, – vielleicht trieb sie die Ungeduld heraus, als man ihr Niemand anmeldete. Genug, es trat der seltene Fall ein, daß sie in den Corridor herauskam, wo ihre plötzliche Erscheinung ihre Dienerschaft überraschte. Die Wirkung derselben in der dämmerigen Beleuchtung des Ganges war auf Wildhoff eine so starke, daß er ob dem Anblick die Sprache verloren zu haben schien.

Als er endlich von seiner Bestürzung sich so weit erholt hatte, brachte er nur das einzige Wort »Tante!« über seine Lippen, und es klang wie ein Zweifel an der Wirklichkeit der Person.

Sie antwortete darauf nicht, sondern trat schweigend in das Gemach zurück, wobei sie die Thür hinter sich offen ließ, was der Neffe, wenn nicht als Einladung, so doch als Erlaubniß deuten konnte, ihr zu folgen. Als er dann in das ihm wohlbekannte, nach Außen dicht verhängte Boudoir trat, wo jene verhängnißvollen Unterredungen stattgefunden, welche sein Schicksal bestimmt hatten, da flutheten die Erinnerungen und Vorstellungen des Einst und Jetzt so heftig auf ihn ein, daß er sich kaum zu fassen vermochte. Für die Ursachen und Folgen jener Unterredungen bildete die Erscheinung seiner Tante einen so sprechenden Commentar, für den Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit ein so drastisches Bild, daß er tief erschüttert dastand, ohne ein Wort zu finden oder seine Empfindungen dämpfen zu können.

Auch Frau v. Luckner starrte ihren Neffen an und las in dessen Zügen nichts von befriedigtem Genügen, desto mehr aber von herbem Leide, – nichts von jenem Gleichgewicht der Seele, das sie bei ihm voraussetzen zu dürfen meinte, wohl aber die Spuren verheerender Stürme. Es stimmte sie milder.

»Wir haben Mühe, einander wieder zu erkennen,« sagte sie endlich, auf einen Stuhl deutend, auf welchem sich Wildhoff niederließ. »Es ist kein fröhliches Wiedersehen.«

Dann fragte sie ihn nach dem Zweck seines Kommens und warum er sich endlich angetrieben fühle, im Hause seiner Schwiegermutter zu erscheinen. Er erwiederte, daß er nicht so lange damit gewartet haben würde, wenn er diesen Vorwurf hätte voraussehen können. Damit war

das Gespräch eingeleitet. Es war peinlich kurz, ohne logische Entwicklung und geregelten Verlauf. Auf einige einfließende Bemerkungen seiner Tante, mehr unwillkürliche bittere Ausflüsse ihrer Schmerzensherbigkeit, als absichtliche Kränkungen, unterließ er seine eigene Rechtfertigung. Er wollte ihrem Mutterschmerze kein Aequivalent in seinem Elende entgegenstellen, – gerechter Stolz und schonendes Zartgefühl, wie Pietät gegen die Vielgeprüfte hielten ihn gleichermaßen davon ab. Dennoch konnte Frau v. Luckner, so befangen sie auch in ihrem eigensüchtigen Leide sein mochte, sich aus einzelnen abgepreßten und rasch wieder abgebrochenen Aeußerungen ihres Neffen ein ungefähres Bild von dem Umfange seiner eignen bittern Erfahrungen, von der Tiefe seiner schmerzlichen Empfindungen machen, wenn sie auch noch nicht zur richtigen Vorstellung des Verhältnisses kam, welches Ida's letzte Lebenstage schmerzlich verklärt hatte, und ebenso wenig zum Begriffe des Antheils gelangte, den sie durch ihr eigenes Benehmen an der argen Verkennung Wildhoffs verschuldete.

Als er endlich den Zweck seines Kommens erklärte, die Mutter der Verstorbenen nämlich bitten zu wollen, ihm deren Kind anzuvertrauen, forderte er dies nicht als sein Recht an das Wesen, dem er seinen Namen gegeben. Frau v. Luckner wäre auch weit davon entfernt gewesen, sich ein derartiges Recht abtrotzen zu lassen. Auf heftigen Widerspruch oder kalte Abfertigung seiner Bitte war er gefaßt. Er konnte sich ja leicht vorstellen, wie die Tante in dem Kinde ein theures Vermächtniß ihrer Tochter

erblicke, das ihr noch deren geschwundene Erscheinung in der trüben Einsamkeit ihres Lebens vor Augen rufe.

Frau v. Luckner hatte denn auch den kleinen Enkel an ihr freudeleeres Herz geschlossen, so sehr sie dies eben noch vermochte. Durch das Verlangen Wildhoffs mußte sie nun allerdings in hohem Grade überrascht werden. Sie verharrte geraume Zeit in tiefem Schweigen. Aber kein Zeichen verrieth, daß sie ob der unerwarteten Forderung zürne. Vielmehr schien sie das Begehren nicht ohne Genugthuung hinzunehmen, wenn sie sich auch nicht darüber aussprach. Denn ungeachtet Ihrer Versunkenheit in die unlösliche Trauer um ihre Tochter, bahnte sich dennoch eine Erwägung den Weg zu ihrem Verstande, welche der Lebensklugheit entsprang. So wenig die Einsame jetzt mit der Welt in Berührung kam, verhehlte sie sich doch nicht, daß trotz aller Vorsicht der wahre Zusammenhang von Ida's Verehelichung mindestens geahnt werden möchte. Die bloße Vermuthung oder der Verdacht war vielleicht dadurch, daß sie das Kind aus Wildhoffs Nähe zu sich genommen, eher gekräftigt, als abgeschwächt und der Makel auf der Geburt des kleinen Wesens auch vor der Welt enthüllt. Diesen wenigstens in den Augen Vieler zu tilgen, bot sich eine Aussicht durch das Begehren Wildhoffs. Nichts war geeigneter, die Schatten von dem Andenken ihrer Tochter schwinden zu lassen, Nichts gab ein so vollwuchtiges Zeugniß für die unverkümmerte Legitimität des Kindes ein Zeugniß, wie sie es nur wünschen konnte, als wenn der Kleine von

dem zurückgefordert und erzogen wurde, der ihm Vater hieß. Der Gedanke gab ihrem traurigen Dasein einen neuen Impuls. Denn wenn die greise Frau noch irgend welchen andern Wunsch neben dem, ihrem einzigen Kinde bald nachzufolgen, haben konnte; wenn ihr trostloses Leben noch irgend welchen Zweck hatte: so mußte es doch wohl der sein, den Makel auf dem armen Wesen, dem Ida das Leben gegeben, vor den Augen der Welt getilgt, den Flecken auf dem Andenken ihrer Tochter erloschen zu sehen.

Frau v. Luckner hatte auch heute noch nicht gelernt, die Folgen einer Schuld, von der sie sich nicht freisprechen konnte, vor der achselzuckenden Welt zu ertragen. In ihrem argen Leide hatte sie noch im mer nicht den Muth gewonnen, dem peinlichem qualvollen Selbstzwang zu entsagen, in den uns die große Lüge unserer Zeit, die uns aufgenöthigte gesellschaftliche Täuschung schnürt. Es ist bezeichnend für die Heuchelei und Unwahrheit der gesellschaftlichen Zustände, daß auch die besten dazu erzogen und gedrängt werden, noch immer mit der Schuld leichter abzurechnen, als mit der Schande. Das Wesen der Schmach wird eher ertragen, als der Schein derselben, und man ist eifriger bemüht, sich vor diesem, als vor jenem zu bewahren.

Zur Ueberraschung Wildhoffs sowohl, als zu seiner Genugthuung, leistete also die Tante seinem Verlangen gegenüber nicht den Widerstand, den er befürchtet hatte. Sie versprach vielmehr seiner Bitte für das nächste Frühjahr Gewährung, da die gesunde Luft der Sonnenreut, wo

Ida so glückliche Jugendjahre verlebt, dem kleinen Oskar gar sehr zusagen werde. Dabei wollte sie jedoch von ihm selbst, der über den Hauptpunkt nicht zu täuschen war, die Erfüllung seines Wunsches weniger als Anerkennung seines Rechtes angesehen wissen, denn als Ausfluß ihres versöhnlichen Sinnes, als Regung eines noch nicht erloschenen Wohlwollens, als Aeußerung eines Vertrauens, dessen er sich erst würdig zu zeigen habe. So wenig war noch ihre Seele von dem Geiste der Unwahrheit geläutert, mit dem uns das Leben und die Forderungen dieser Welt tränken.

Es ist überhaupt eine seltsame Wahrnehmung, daß es den meisten Menschen leichter wird, großmüthig als gerecht zu sein, daß sie sich dann noch bemühen, edelmüthig zu scheinen, wo sie blos wahr und gerecht zu sein brauchen. Die erzwungene Anerkennung möchte noch als Aeußerung von Herzensgüte gelten, und selbst aufrichtiges Lob kleidet sich oft in den Schein eines Wohlwollens, das nicht empfunden wird. Großmuth und Güte sind noch lange nicht die Merkmale eines wahren Charakters. Selbst unehrliche Menschen sind manchmal gütig, oder genöthigt, es zu sein, und das ist vielleicht der einzige Vortheil einer Unnatur, in deren Zwangsjacke wir von Jugend auf stecken, bis sie auch bei den besten als deren eigentliche Natur erscheint.

Während die hinfällige Erscheinung seiner Tante Wildhoffs innigstes Mitleid in Anspruch nahm, hätte ihn ihr Gebahren leicht verletzen oder zu einem bittern Lächeln

reizen können. Der Anblick der vereinsamten Frau jedoch, welche unter dem herbsten Geschicke in diesem einzigen Jahr zur Greisin gealtert war; die Erinnerung an ihre trefflichen Eigenschaften, die sich jetzt nur hinter dem getrübten Spiegel ihrer Seele bargen, sowie die alte Liebe und Anhänglichkeit an die Tante ließen ihn mild genug denken, um dem Schmerze und der quälenden Angst eines Mutterherzens, das noch für die im Grabe ruhende Tochter bewegt war, auch Größeres verzeihen zu können. Ihre Eigensucht hatte ja ihre Quelle in einem Leide, das er nur zu sehr mitzufühlen vermochte. Einige Aeußerungen der geprüften Frau über das Ereigniß des Tages, den Tod des ihr befreundet gewesenen Ministers, verriethen zu deutlich, wie sehr ihr Geist abgestumpft war für alle Eindrücke, die nicht mit ihrem jammervollen Leide zusammenhingen. Das Wohl des Staates, für das sie einst Projecte entworfen und Pläne geschmiedet, war ihr heute nichts mehr. Und als Wildhoff sich wieder allein befand, fragte er sich, ob überhaupt die Existenz eines Staatsgefüges ohne höhere nationale Idee auch nur ein einziges individuelles Menschenleben aufwiege.

Das war ein Gedanke, der damals noch manchen andern beschäftigte.

Die Uebrigen beklagten den ominösen Tod des Staatsministers an und für sich und des Staates wegen. Die trüben Ahnungen wurden allgemeiner. Umstände und kurze Dauer seiner Wirksamkeit hatten glänzendere Erfolge verhindert, dennoch hatte Jeder von ihm das Beste erwartet. Er war ein *Mann!* sagten auch die Gegner, und

das war genug, um ihn als unersetzlich zu bezeichnen. Er hätte wohl die nachfolgende Catastrophe nicht zu verhindern gewußt, der Staat unter seiner Leitung sie jedoch würdiger bestanden.

Fünftes Capitel. Handelt vom groszen Krieg und von Vorbereitungen zu einem kleinen Krieg.

So kam der Sommer, mit ihm der Krieg. Das Volk brachte die nöthigen Opfer, bereit zu noch größeren. Die Armee rückte in's Feld, man wartete auf ihre Thaten – vergeblich. Wußte man doch nicht einmal, wo sie sich befand. Dunkle beunruhigende Gerüchte über ungenügende Stärke und unzulängliche Kriegsbereitschaft drangen in's Publikum. Bereits wurden anderwärts blutige, entscheidende Schlachten geschlagen. Der große östliche Bundesgenosse hatte mit getheilter Macht auf getrennten Kriegstheatern gegen zwei mächtige Gegner zu kämpfen, die ihre ganze Kraft gegen ihn wendeten. Ohne Beistand siegte er in herrlicher Schlacht im Süden und unterlag dem starken Feind im Norden. Er mochte erwartet haben, daß der Ausfall seiner Macht gegen den Hauptgegner durch seine Bundesgenossen gedeckt werden würde, – arge Täuschung. Diese fühlten sich zu schwach, etwas auszurichten, als ihnen noch kein Feind gegenüber stand; da sich endlich ein in der Eile zusammengerafftes, noch Unvollständiges Armeecorps gegen sie in Bewegung setzte, waren sie rasch übern Haufen geworfen und zu einem demüthigenden theuern Frieden gezwungen, der ihnen

nur den Trost der Schwäche ließ: alle Schuld dem unglücklichen Bundesgenossen im Osten aufbürden zu dürfen.

In jenen rasch vorüber stürmenden Kriegstagen befand sich die Hauptstadt des Landes, in das wir unsere Geschichte verlegt haben, in unbeschreiblicher Aufregung. Man hatte sich seither noch immer in einer unbegreiflichen Sicherheit gewiegt, sich einer starken Selbsttäuschung über die innere Kraft und Stärke des Staates überlassen, als mit einem Male der Krieg in erschreckender Weise Fäulniß und Schäden aufdeckte nach allen Richtungen.

Wie immer in Zuständen arger Ungewißheit und Noth, flog ein verhängnißvoll böses Wort von Mund zu Mund, durch die Hauptstadt und das ganze Land, zuerst leise, schüchtern munkelnd, dann laut und lauter, zuletzt keck und frech – das furchtbare Wort der Verzweiflung:

»Verrath!«

Auch im Hochlande, wo Wildhoff auf der Sonnenreut mit dem Kinde seiner verstorbenen Frau ein stilles Leben dahin lebte, wollte man die hervortretende Schwäche, Unfähigkeit und Unentschlossenheit im Kriege nur durch Vorrath erklären. Beim Ausbruch des Krieges hatte dort kampflustige Aufregung die streitbaren Gemüther ergriffen. Wie in alten Tagen war man in der Region der Haberfeldtreiber bereit, zum Stutzen zu greifen für die

Vertheidigung des Landes. Niemand verstand diese Kräfte zu verwerthen. Da bemächtigte sich eine wilde Verdrossenheit der Gemüther. Da die Büchsen einmal krachten, wollten die hochländischen Stutzen auch mitknallen. Wenn man sie nicht zum großen Schießen auf der Wahlstadt eingeladen, so luden sie sich jetzt selbst zur Jagd in die wildreichen Wälder gegen das Flachland hin, oder jagten nach »Verräthern und Spionen«, und bereits waren mehrere harmlose Maler, welche auch zur Kriegszeit die Landschaft zeichnend durchstreiften, eingefangen worden. Ein unheimliches Mißtrauen griff um sich und schien die öffentliche Ordnung in jenen Gebieten bedrohen zu wollen, ohne daß man in der Hauptstadt Zeit fand, darauf zu achten. Denn hier war die Aufregung auf's Höchste gestiegen, als plötzlich, nachdem nichts mehr zu gewinnen und Alles zu verlieren war, das Land selbst zum Kriegstheater ward, die Armee tapfer aber erfolglos kämpfte, Städte und Dörfer im Kriegsfeuer brannten und ein feindliches Heer sich zwischen die Hauptstadt des Landes und dessen abgeschnittene Armee schob, während lange Züge von Verwundeten anlangten.

An einem Abende jener stürmischen Sommertage suchte Herbert seine fieberische Unruhe durch einen Spaziergang im Freien zu beschwichtigen. Aber sein Gemüth war den Einwirkungen der Natur verschlossen, als er über dieselben Uferanlagen gegen die Stadt zurückschritt, in welchen er vor zwei Jahren dem eben aus Italien heimgekehrten Architekten Wildhoff begegnet war.

Er erinnerte sich ihres Gesprächs an jenem sonnig heitern Frühlingsmorgen, der im großen Contraste stand zu dem heutigen schwülen Sommerabende mit dem gewitterhaft umzogenen Himmel. Eben zuckten wieder hinter den Thürmen der Stadt über das Gewölk hin düstere, trübrothe, unheimliche Lichter. Es war, als spiegele sich da das Kriegsgewitter ab, das sich über einen Theil des Landes verheerend entladen hatte. Unten rauschte die Fluth des Alpenstroms, seltsam beleuchtet, in wunderlichen Tönen, wie das Gestöhne der Tapfern die auf Deutschlands Schlachtfeldern verbluteten – im Bruderkampfe.

In trüber Stimmung und düsteren Empfindungen schritt Herbert über die Brücke; er wollte so nicht heim in seine enge Kammer. Weiter oben an der Stromlände ließ er sich an einem Wirthstische unter den Bäumen nieder und schaute in die vorüberrauschende Fluth, über welche der Wiederschein ferner Blitze zuckte. Hauptstädter, Oberländer Bauern und hochländische Flösser saßen umher in zornesdüsterer Unterhaltung. Herbert begriff das. Er hatte geglaubt, das Wohl und Wehe dieses Staates sei ihm gleichgültig geworden, und nun fühlte er sich heftig ergriffen von dem über das Land hereingebrochenen Unglück. Freilich war es nur gekommen, wie es kommen mußte unter den Wirkungen einer Günstlingswirthschaft, Zerfahrenheit, Schlaffheit und großgezogenen Unfähigkeit, welche sich das Volk nur durch den Glauben an Verrath zu erklären suchte. Dieser Staat,

von dessen Widerstandsfähigkeit so viel geträumt worden, hatte nun auch vor der Welt den letzten Schein seiner Existenzberechtigung eingebüßt. Sein ferneres Dasein konnte nur noch ein mehr oder minder beschleunigter Verwesungsprozeß sein. Dies vorhergesehen zu haben war eine schmerzliche Genugthuung, aber kein Trost. Wenn ihm noch einer blieb, so war es der bittere, daß in diesem unseligen Bruderkampfe doch Einer eine Energie bewiesen hatte, welche der Welt imponirte.

An den Wirthstischen lief jetzt eine Nachricht um, deren Eindruck unter der Wirkung von Schlachtberichten jedoch sehr gering war, nämlich, daß nach einem Telegramm von der Station am See das königliche Seeschloß brenne.

»Soll nur brennen,« gab einer der Gäste zur Antwort, »damit man eine Ahnung bekommt, wie's dem armen Unterthan zu Muthe ist, wenn's ihn Hof und Scheuer und den Sohn dazu kostet. He da, Kellnerin, wenn Alles hin sein soll, bring' noch eine Maß. Wir sind ja doch verrathen und verkauft!«

Niemand widersprach, vielmehr schien jeder von der Richtigkeit des Satzes durchdrungen zu sein. Herbert erschrak vor so viel hoffnungslosem verbissenem Mißtrauen. Ein Widerspruch wäre hier vergeblich gewesen und hätte nur Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt. Ihn dauerte das schöne Schloß am See, jedoch schwirrten damals so viel falsche, ungeheuerliche Nachrichten durch die Luft, daß er an der Wahrheit der Sache noch zweifeln wollte.

Als er sich unter den Gästen umschaute, fielen ihm einige von Spitzhüten beschattete, schnurrbärtige Gesichter auf, deren Mienen die unbehaglich finstere Stimmung der hochländischen Bevölkerung wiederspiegelten. Dagegen zeigte das Gesicht eines Burschen, der eben vorüberkam und sich an dem Tische hinter Herbert niederließ, eine seltsame Mischung trunkenen Muths, pfiffiger Einfalt und lüderlicher Verschmitzheit, wozu das auf das Ohr geschobene, abgegriffene grüne Hütchen wohl paßte. Er hatte mit seinen Landsleuten anknüpfen wollen, die ihn jedoch sehr kurz hielten. Nun befand er sich im Gespräch mit einer schnarrenden Stimme, die mit wichtigen geheimnißvollem Tone zu ihm sprach. Sie hätte lange fortschnarren können, wenn nicht Herbert durch einen Namen veranlaßt worden wäre, unwillkürlich aufzumerken.

»Den haben wir jetzt in der Hand,« sagte nämlich der Schnarrende, »Du brauchst den Bernecker nicht zu fürchten.«

»Wer, wer hat in der Hand?« fragte der Andere mit durchtönender Heuchelei der Einfalt.

»Na, weißt! Unser Baron hat eine Schuldverschreibung zur Hand bekommen, mit der man dem Feldmeister den Daumen auf's Aug' setzen kann – zur Revanche. Na, verstehst, Haggl?«

»Na, ob!« sagte der Bursche. »Für Geld kann man Alles haben.«

»Recht so, Haggl!« bemerkte der Schnarrende darauf. »Sorgt, daß die Sache eine Art hat und richtet Euch nach

dem Ledergesicht, das am Platze sein wird, – Du verstehst schon. Verrath und Spionage sind vogelfrei, weißt schon. Versäum' den Wagen beim Oberlindner nicht, – in zwei Stunden fährt er fort und Morgen früh geht kein Personenzug. Merk Dir's.«

Hier aber brach der Schnarrende ab, als er die Bewegung bemerkte, welche Herbert machte, um nach dem zu sehen, der diese Rathschläge gab. Es war eine unscheinbare Persönlichkeit in städtischer Kleidung, mit einem wichtigthuenden Schreibergesicht. Derselbe warf dem Haggl nur noch einen sprechenden Blick zu und verschwand unter der Thüre zum Wirthshause, um in eine der Schenkstuben zurück zu kehren. An dem Tische des Zurückgebliebenen ließ sich jetzt jemand anders nieder, worauf Herbert jedoch nicht achtete. Seine Aufmerksamkeit war durch einen Mann in Anspruch genommen, der seinem Nachbar erzählte, daß er eben mit dem letzten Zug vom See gekommen, wo es heuer sehr still sei. Befragt, ob das Seeschloß wirklich brenne, lachte er bitter.

»Pah!« sagte er. »Wir haben's auch gemeint und gingen mit der Bahnspritze vor. Was war's? Nur ein Feuerwerk. – Heut' Abend,« fuhr er ablenkend fort, »sind im Bahnhof wieder an hundert Verwundete hiesiger Regimenter angekommen. Ein trauriger Anblick! Unserm Oberconducteur sein einziger Sohn ist auch gefallen. Der Mann hat vorhin bitterlich geweint, sag' ich Ihnen, – hab' selber gemeint, es wollt' mir's Herz abdrücken.«

Herbert lehnte sich zurück und sah in den Strom. Er wollte nicht weiter hören. Hinter ihm befand sich der

Haggl in einem prahlenden Berichte über verschiedene schauerliche Abenteuer, die er schon mitbestanden habe und in welchen es von eingeschlagenen Hirnschalen, ausgedrückten Augen und erschossenen Jägern wimmelte. Dessen Zuhörer schien Gefallen an diesen Erzählungen zu finden, denn derselbe bemerkte öfter, daß dies ja eine ganz nette Geschichte sei, es müsse sehr hübsch gewesen sein bei der Gelegenheit, wo der Jäger mit der Kugel im Leibes kerzengerade aufgestiegen und dann todt zurückgefallen sei. Die Stimme und das häufig angewandte Flickwort »Sozusagen« verriethen den Sprecher, und Herbert konnte nur nicht begreifen, wie der brave Dienstmann in so vertraulichen Verkehr mit dem lüderlichen Streuner komme, als welcher der Haggl leicht erkannt wurde. Sie flüsterten noch lange in geheimnißvollem Tone zusammen; es schien sich um etwas Besonderes zu handeln; und Herbert wußte nicht, was er zu dieser verdächtigen Vertraulichkeit sagen sollte, welche den Sozusagen in einem neuen zweifelhaften Lichte zeigte. Endlich als der Besitzer der schnarrenden Stimme mit dem Hute auf dem Kopfe und dem Plaid über den Schultern wieder herauskam und sich zu dem Haggl wandte, stand der Sozusagen auf und verließ, sein Glas austrinkend, den Platz, ohne daß er von Herberts Anwesenheit etwas bemerkt zu haben schien. Der Schnarrende gab dem Haggl noch einige kurze Verhaltungsmaßregel, welche Herbert nicht vernahm, und schlug dann ebenfalls den Weg in die Stadt ein. Gleich darauf machte sich auch

Herbert auf den Heimweg, und nur der Haggl schien sich noch nicht von seinem Bierkruge trennen zu können.

Die Nacht war finster. Das Gewitter war nicht zum vollen Ausbruch gekommen, die Wolken hingen aber schwarz über die Stadt herunter, als Herbert an weiten Holzhäfen vorüber, zwischen hohen Plankenwänden, brütend dahin schritt. In einiger Entfernung vor ihm gegen die Stadt schlug ein Hofhund an, und bald wütheten ringsum die vierfüßigen Wächter hinter den Bretterwänden. Dazwischen erscholl eine schreiende Männerstimme:

»Hülfe! Hülfe! Mörder!«

Mit beschleunigtem Schritte sprang er in der Richtung, woher der Ton gedrungen, vorwärts in die Finsterniß und das Gewinkel einer ihm ziemlich unbekannten, menschenleeren Vorstadtregion hinein. Seiner Berechnung nach, mußte er ungefähr die Stelle erreicht haben, woher der Hülferuf erklungen. Aber nur die Hunde hielten hinter den Planken, sonst ließ sich kein Laut vernehmen. Er horchte, – es nahte sich jetzt ein Schritt, und eine Männergestalt trat aus dem Dunkel der Nacht dicht auf ihn heran.

»Ah, Sie sind's, Herr Doctor! Ist Ihnen etwas widerfahren?«

»Mir nicht,« antwortete Herbert etwas zurückhaltend, indem er den Sozusagen wieder erkannte. »Aber man rief um Hülfe, es muß hier Jemand angefallen worden sein.«

»Ich habe es auch gehört, – die Stimme des Schloßverwalters.«

»Welches Schloßverwalters?«

»Nun, des früheren von Sonneck, der seit vier Wochen hier im Baron Buchberg'schen Comptoir beschäftigt ist. Muß wohl sozusagen mit einem blauen Aug davon gekommen sein.«

»Rührt sich denn die Walkerbande wieder?« fragte Herbert nach einer Pause.

Der Dienstmann zuckte die Achsel und stieß einen unartikulirten Laut aus, der sein Nichtwissen ausdrücken sollte. Dann fing er an:

»Ist ihm nicht zu viel geschehen, der Schreck lehrt ihn nur rascher laufen. Lassen wir ihn laufen, Herr Doctor Herbert. Ich habe Ihnen etwas anzuvertrauen, das Ihnen leider eine unruhige Nacht bereiten wird.«

»Mir? Nun, die Zeit ist eben nicht dazu angethan, ruhig zu schlafen. Heraus damit. Wen geht es an?«

»Den Herrn auf der Sonnenreut.«

»Wildhoff? Was ist ihm widerfahren?« fragte Herbert heftig und erblassend.

»Noch nichts, als daß sie ihn sozusagen vervehmt haben.«

»Aber das ist ja nichts Neues,« erwiederte jetzt Herbert wieder aufathmend und ärgerlich darüber, daß er sich so sehr erschrecken ließ.

»Gemach, Herr Doctor,« bemerkte der Sozusagen mit Gleichmuth. »Man will Morgen bei der Sonnenreut eine Treibjagd abhalten, und Herr Wildhoff soll sozusagen das Wild sein.«

»Wie? Mitten im Sommer ein Haberfeldtreiben? Das ist unglaublich.«

»Kein Haberfeldtreiben, sondern eine Jagd. Ja, schauen Sie nur, ein förmlicher Anschlag, eine Beschießung der Sonnenreut bei hellem Tag.«

»Ist denn das möglich?« sagte Herbert ungläubig.

»Sie werden im Interesse Ihres Freundes handeln, nicht daran zu zweifeln, Herr Doctor. Alles ist möglich bei Gott und in unserm Lande zu diesen Zeitläuften.«

Was er hörte, dünkte Herbert so ungeheuerlich, daß er Mühe hatte, die Aussage des Dienstmannes für Ernst zu nehmen.

»Und es ist kein Irrthum, keine Täuschung, Mann?« fragte er wieder, indem er seine Hand auf des Sozusagen Arm legte.

»Ich habe einen ganzen Tag daran gewandt und den Kerl nicht mehr aus den Augen gelassen, bis ich es aus ihm heraus hatte, nachdem ich einmal dahinter gekommen, daß etwas im Anschlag sei,« sagte der Dienstmann. »Die Sache ist richtig, Morgen wird eine Rotte Bewaffneter, die zu Allem fähig ist, die Sonnenreut angreifen und beschießen. Wenn dadurch dem Besitzer der Ort verleidet wird, gut, – trifft ihn eine Kugel, sozusagen auch gut.«

»Ihr sagt das sehr ruhig, Mann. Aber warum? Was hat Wildhoff verschuldet, daß man ihn verfolgte wie einen Geächteten.«

»Ja gerade so, vogelfrei als Spion und Landesverräther.«

»Er?«

»Man sagt's den Leuten, daß er es sei, und das ist genug,« versetzte der Dienstmann. »Dort zu Land ist man rasch mit dem Stutzen bei der Hand und macht nicht viel Federlesens. Ohnehin trägt man ihm noch nach, daß er damals mit dem Assessor, den sie jetzt von Griesbach wegversetzt haben, den Haberer fangen half, der vor Gericht eben auch nichts gestand. Dann gibt's Leute, denen die Sonnenreut gefällt – es soll ein schöner Hof sein; Herr Wildhoff mag noch außerdem Feinde haben, und Strolche gibt's überall, die für Geld zu haben sind. Genug! Morgen ist Sonntag! während des Nachmittagsgottesdienstes wird die Sonnenreut sozusagen in Noth kommen. Das wollt' ich Ihnen noch heute mittheilen, Herr Doctor.«

»Da muß man sogleich die Hülfe des Gerichts in Griesbach anrufen.«

»Hm,« machte der Sozusagen. »Dazu wird kaum mehr Zeit sein.«

»So müssen wir hier Anzeige machen und die Polizei zum Einschreiten veranlassen,« sagte Herbert in heftiger Aufregung.

»Wird auch nicht sicher zum Ziele führen,« entgegnete der Sozusagen, der seine volle Ruhe bewahrte und seinen bestimmten, wenn auch ehrerbietigen Ton beibehielt. »Vielleicht glaubt man Ihnen nicht oder requirirt eben wieder nur das Amt in Griesbach. Es hat ja bei ähnlicher Veranlassung wohl auch schon geheißen: Kommen Sie uns jetzt nicht mit solchen Lappalien, wo der Thron in Gefahr und wir nicht wissen, wo uns der Kopf steht.

Ich laß überhaupt die Polizei gern aus dem Spiele, bin sozusagen kein Freund von ihr. Nun bliebe noch übrig, Ihren Freund brieflich zu warnen, – aber ein Brief käme sicher zu spät, und der Telegraph spielt jetzt nicht für's Publikum.«

»Aber, um's Himmels willen, etwas muß doch geschehen!« rief Herbert ungeduldig. »Wildhoff muß Nachricht, muß Beistand haben und müßt' ich mir Flügel anschnallen.«

»Das ist ein Wort, über das sich reden läßt,« fiel der Dienstmann zustimmend ein. »Will man seinen Freunden helfen oder sonst etwas Rechtes thun, muß man mit eigner Hand anfassen, sonst bedeutet es nichts. Das ist sozusagen meine Maxime, und ich versichere Sie, man kommt weiter damit, als man denkt. Der Verlaß auf sich selbst ist der einzige, der den Namen verdient. Und wenn Sie daneben noch ein wenig Vertrauen auf den Sozusagen haben wollen, soll es Sie auch nicht gereuen. Mit Anderm verliert man nur die jetzt kostbare Zeit. Und nun, Herr Doctor, waren Sie schon auf der Sonnenreut?«

Herbert bejahte.

»Sind dort Schießwaffen vorräthig?«

»Eure ganze Sammlung!«

»Das ist gut. Darauf kommt's nun an, daß man auf der Sonnenreut zu rechter Zeit gewarnt werde, um die Knechte als Mitvertheidiger des Hauses daheim behalten zu können. Aber,« fuhr der Sozusagen weiter fort, »möglich, daß es an Pulver, an Blei fehlt. Gut, wir schaffen's hin, besser zu viel als zu wenig. Wir bringen es selbst.

Merken die Strolche – ordentliche Bursche thun da sicher nicht mit – merken sie nur erst, daß man widerstandsfähig sei, so ist das Meiste gewonnen. Es werden ihrer kaum mehr als ein Dutzend sein, – und *die* kann man sozusagen jedenfalls im Schach halten. Meinen Sie nicht, Herr Doctor?«

»Völlig einverstanden,« rief Herbert, indem er weiter schritt, während der Sozusagen, der bei der ganzen Verhandlung so viel Verstand und Besonnenheit zeigte, neben ihm her ging. »Völlig einverstanden, Wendel, wenn Sie mein Begleiter auf dieser Expedition sein wollen. Es handelt sich nur noch darum, wie wir hinkommen. Wegen des Kriegstransports sind die Personenzüge zum Theil beschränkt, zum Theil ganz eingestellt. Und stände uns auch gleich noch in dieser Nacht ein Reisewagen zur Verfügung –«

»So ginge es doch nicht,« fiel der Sozusagen eifrig ein, »denn es bedarf der Vorbereitungen. Jetzt ist bald Mitternacht. Wo bekommen wir die nöthige Munition? Morgen Vormittag *geht* ein Zug, der uns mitnimmt. Ich melde mich frei, wir haben Zeit, alles zu besorgen und kommen noch früh genug an, um Ihrem Freunde beizustehen oder den Ueberfall sozusagen ganz zu verhindern. Ueberlassen Sie mir die Besorgung. Werden Sie eine Waffe mitnehmen, Herr Doctor?«

»Ich habe nur ein paar alte Pistolen zu Hause.«

»Dann, Herr Doctor, erlauben Sie, daß ich Ihnen für Morgen einen handsamen, schönen Revolver neuester Technik mitbringe. Es fällt mir sozusagen leicht, ihn zu

erhalten. Und für mich werde ich auch so was Kugelnspritzendes mitnehmen. Es soll sozusagen eine Freude sein, wenn ich's nicht zu verwenden brauche, aber auch eine Freude, wenn's seine Schuldigkeit thut. Solch' feigen Strolchen, wie dieser Haggl, bei der Gelegenheit eine blaue Bohne in die schlechte Haut zu pflanzen, ist so wenig eine besondere Gewissenssache, als z. B. dem Baron Buchberg, dem Baron Leith, Bankier Berdelli und andern ehrenwerthen Männer gelegentlich die Haut vollschlagen, – oder nicht, Herr Doctor?«

Offenbar war dem Sozusagen daran gelegen, Herberts Meinung darüber zu vernehmen, wie sein Blick beweisen konnte, der gespannt und erwartungsvoll herüber gerichtet war, ohne daß die Dunkelheit eine Beobachtung der Züge Herberts gestattete. Dessen Aufmerksamkeit war jedoch zu ausschließlich auf das Schicksal seines Freundes und die Mittel zu seinem Beistande gerichtet, als daß ihm diese Berufung an sein Urtheil in einer seltsamen Nebeneinanderstellung auffiel. Herbert hatte keine Antwort und ging schweigend neben dem Sozusagen her, indem sie eine städtische Hauptstraße erreichten, welche von einem sprühenden Strichregen des nächtlichen Gewitterhimmels gestreift wurde. Noch bevor sie sich trennten, sprach der Sozusagen seine Freude darüber aus, mit dem Herrn Doctor Hand an's Werk legen zu dürfen, und daß die Gerichte aus dem Spiele blieben. Der philosophische Dienstmann hatte darüber seine eigenen Gedanken; heut zu Tage – meinte er – richte das *Recht* öfter seine Spitze

gegen das Unglück, als gegen das Laster, und die verheerendste Lasterhaftigkeit könne sich unbehelligt breit machen, so lange ihr das Glück treu bleibt; da trete die Pflicht an Einen heran, mit seiner eignen Person für besseren Ausgleich einzutreten, und mit ernstlichem Willen lasse sich denn auch alleinstehend unglaublich viel wirken. Diesen Ton hatte der Sozusagen schon einmal gegen Herbert angeschlagen, ohne daß dieser jedoch diesmal dazu gelangte, über seine Bedeutung nachzudenken. War doch sein Wesen so sehr von dem einzigen Gedanken eingenommen, dem bedrohten Freunde entweder Rettung zu bringen oder doch in der Gefahr zur Seite zu stehen, daß auch familienväterliche Erwägungen sich zu keinem entscheidenden Bedenken gegen sein Wagniß steigerten oder Einfluß auf seinen Entschluß gewannen.

Nach einer immerhin unruhigen Nacht nahm er von Frau und Kindern Abschied, ohne sich über Ziel und seines Ausflugs näher zu erklären. Im Bahnhofe wartete seiner zur bestimmten Stunde der wackere Dienstmann sozusagen mit Sack und Pack. Hier herrschte große Verwirrung. Ein neuer Transport Verwundeter war angelangt und wurde von der Einwohnerschaft empfangen, während die Nachrichten vom Vorrücken der feindlichen Truppen im Lande und von der Lage der eigenen Armee die Bestürzung vermehrten. Das Publikum erging sich in bitteren Worten, wie Herbert zu beobachten Mußе genug

hatte, da wegen dringenden Kriegstransports der angesagte Personenzug unterblieb, vielmehr verschoben wurde. Zwei Stunden Verspätung! Sie konnten verhängnißvoll für den bedrohten Freund werden. Es war eine zweistündige Pein und Marter für Herbert, und auch der Sozusagen sah besorgt drein.

Endlich jedoch brauste der Zug mit ihnen zur Bahnhalle hinaus in's sommerliche Land, rasch und rascher, bald mit rasender Hast, – dennoch für die Ungeduld Herberts zu langsam. Wie quälten ihn die wenigen Minuten an den Haltstationen! Er meinte herausspringen und den Weg zu Fuß zurücklegen zu müssen. Endlich war die Station zunächst der Sonnenreut erreicht. Nun handelte es sich um den nächsten Weg dahin, den Herbert in dieser Richtung nicht kannte. Er wandte sich an einen der Bauernbursche, welche da in der kleinen Bahnhalle harrten, um in sichtlicher Aufregung von den Conducteuren, irgend ein übertreibendes Wort über die Zustände in der Hauptstadt und die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze zu erhaschen. Ohne Antwort zu geben, drehte sich der Bursche mit einem vielsagenden Blicke zu einem älteren Bauer um, der dann herantretend die beiden Passagiere zweideutig ansah und fragte:

»Was wollt's denn heut' auf der Sonnenreut?«

»Wenn Ihr aus der Gegend seid,« entgegnete. Herbert geärgert, »so ist's Euch sicher nicht unbekannt, daß man dorten heute Freunde brauchen dürfte.«

Der Bauer zuckte die Achseln und trat zu den Burschen zurück.

»Um Gottes willen, Herr Doctor,« flüsterte jetzt der Sozusagen besorgt, »fort, wenn wir nicht als Spione angehalten werden wollen.«

Herbert gewahrte, wie sehr die Mahnung gegründet war. Nun sahen sie sich nach dem Ausgange um und wollten auf's Gerathewohl fort. Das Ab- und Zugehen, das Gedränge um sie her, hinderte sie momentan. Da sagte Jemand neben ihnen:

»Mir nach, alter Sozusagen!«

Als sie aufschauten, sahen sie anfänglich Niemanden, dem sie die Worte hätten zutrauen mögen, bis der scharf umherspähende Blick des Dienstmannes einen Stationsdiener entdeckte, den er als einen früheren Kameraden erkannte.

»Kommen Sie schnell, Herr Doctor!« flüsterte der Dienstmanm und beide folgten dem Stationsdiener, der eine Thür öffnete und hinter derselben verschwand, nicht ohne einen sprechenden Blick zurück.

Sie traten durch dieselbe Thür, welche von dem Bahnbediensteten nun alsbald verriegelt wurde, worauf er zu einer andern nach der Rückseite des Gebäudes sprang und diese aufriß, indem er den Arm ausstreckend in kurzangebundener Weise sagte:

»Quer durch's Gärtchen über den Zaun hinunter in's Gebüsch, unten rechts an der Fallach hinauf zum Steg, den Berg hinan durch den Wald, an dem Marterl gradaus weiter. Nur schnell! Es hat Eile!«

Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, folgten sie dem Rathe, worauf der Stationsdiener auch diese Hinterthür

verschloß und, um die kleine Bahnhalle laufend, seinem Dienst nachkam, als sei nichts vorgefallen. Sobald Herbert und der Sozusagen hinter dem Zaun waren und an dem Abhange hinunterzurutschen begannen, waren sie auch den Blicken der mißtrauischen Bauern oben entzogen. Da unten rauschte die Fallach im schönen frischen Mühlengrunde, – Sonntagsruhe und feierlich friedliche Stimmung über der Landschaft, in der keine Ahnung zu walten schien von der Noth der Zeit, von dem blutigen Krieg, der Deutschland zerfleischte und die Gemüther wild aufregte. Das Gewitter der verflossenen Nacht hatte seinen Wolkensegen über den Grund ergossen, daß jetzt Alles im frischesten Grün prangte. Oben brauste der Zug weiter, als unsere Wanderer schon an der Fallach in der bezeichneten Richtung mit beschleunigten Schritten flußaufwärts eilten, um zu dem bezeichneten Stege zu gelangen. Weiterhin rauschten die Wehre und klapperten die Mühlen; Glocken, die zum Nachmittagsgottesdienste, läuteten, hallten fern herein; sonst keine Spur von Menschen.

Als sie jedoch um eine Biegung des Stromthals kamen, bemerkten sie da, wo das Alpenwasser an einer ausgefressenen Stelle im Kreise wirbelte, zwei Männer in der landesüblichen Joppe, mit Angeln beschäftigt. Ob die friedliche Thätigkeit nur zum Scheine angenommen war, in Wirklichkeit aber von den Anglern der Flußübergang

bewacht wurde, konnte aus dieser Entfernung nicht entschieden werden. Der Verdacht lag aber nahe, daß letzteres der Fall, als die Wanderer einen hochländischen Burschen gewahrten, der am steilen Abhang herunter rutschend, offenbar den Anglern und dem Stege zustrebte. Ihr Mißtrauen war jetzt so rege geworden, daß sie bei aller Entschlossenheit Vorsicht anzuwenden beschlossen, ihre Waffen herausnahmen, untersuchten und luden, wobei sie von dem Hochländer beobachtet wurden, der nun mit forschenden Blicken herüberspähte und die beiden Angler auf die Nahenden aufmerksam machen zu wollen schien. Entschlossen den Uebergang, wenn er ihnen streitig gemacht werden sollte, je nach Umständen zu erzwingen, zuvor sich aber zu vergewissern, wessen man sich zu versehen habe, rief Herbert aus einiger Entfernung die Angler an:

»He da! Ist der Steg über die Fallach abgebrochen?«

»Nicht abgebrochen,« rief einer der Männer herüber, indem er mehr aus dem verdeckenden Gebüsche heraustrat. »Gleich hinter der Biegung werden Sie ihn finden.«

»Aber, Doctor Herbert,« fuhr jetzt die Stimme fort, »Sie kommen ja zu uns, wie in Feindes Land? Was soll das bedeuten? Wollen Sie von dem Land hinter der Fallach Besitz ergreifen? He, Mann, Antwort, wenn wir Ihnen nicht den Uebergang streitig machen sollen.«

Herbert war vor freudigem Erstaunen so lange sprachlos, bis er über den Steg rennend vor den Malern Werner und Sturm stand, die hier der friedlichen Beschäftigung

des Angelns oblagen, während der hochländer Bursche in einiger Entfernung stehen blieb. Schnell waren einige erklärende Worte gewechselt; die beiden Künstler, welche zu dieser stürmischen Zeit in dem stillen Erdenwinkel auf einige Tage Quartier in einer nahen Mühle genommen, hatten keine Ahnung gehabt von dem Anschlag auf die Sonnenreut und waren sogleich bereit, Herbert in seinem Unternehmen zu unterstützen. Sie zweifelten nicht; daß sich unter der Rotte dieselben Bursche befänden, von welchen sie selbst vor einigen Tagen, der Spionage verdächtig, aufgegriffen und bis nach Griesbach vor den Amtmann geschleppt worden waren. Sie hatten mit denselben also ohnehin noch ein Hühnchen zu pflücken und wollten die Gelegenheit umso weniger versäumen, als der Hauptzweck die Beseitigung einer Gefahr war, in welcher jedermann Anspruch auf Beistand hatte. Für beide Künstler, die mit Jagdkarten versehen waren, handelte es sich nur noch darum, ihre Gewehre aus der Mühle zu holen oder Herbert und dessen Begleiter zu bestimmen, mit ihnen den Umweg zu machen. Während man in der Eile darüber verhandelte, wagte sich der hochländische Bursche im Gebüsche, aufmerksam lauschend, immer näher, bis er bemerkt wurde.

»He da,« rief ihm jetzt der Maler Werner zu, indem er gegen ihn vortrat: »Was spionirst Du da herum?«

»Ich spionir' nit,« versetzte der Bursche vortretend, und Herbert erkannte den Bernecker Hanns. »Ich spionir' nit, bin aber mit dabei, wann's mit der Sonnenreut

so steht, wie Ihr sagt. Redlich und ehrlich will ich dem Herrn Wildhoff beistehn helfen, wann's mich mitlassen.«

»Du sollst mit, Hanns!« rief Herbert, während auch Sturm den Burschen wieder erkannte, welcher damals – vor zwei Jahren – im Vaterhause seiner Cidli am See die Sonnenreuter Lisi aufgesucht hatte, am nämlichen Abende, da auch Wildhoff mit jener wunderschönen Blondine aus dem Norden Deutschlands dahingekommen war.

Wie hatten sich seitdem die Dinge geändert! Wie unerwartet hatten sich die Geschicke jener Liebe gestaltet, die damals ein aufblühendes Glück im engen Kahne durch die Mondnacht geleitete. Derselbe Wildhoff saß jetzt als Wittwer der schönen Ida v. Luckner, ein Einsamer, vervehmt und von der Rache eines aufgeregten Volkes bedroht, auf derselben Sonnenreut, der man eben beizuspringen im Begriffe war. Wo aber mochte jenes blonde Kind des Nordens weilen, von dem man gesagt, daß es mit brechendem Herzen den See verlassen habe? In welcher Lebenslage mochte Irene v. Helming an ihren kurzen Liebestraum an dem schönen See zurückdenken? Das Alles blitzte dem Maler Sturm jetzt durch den Kopf, wo er bereit stand, sich demselben Wildhoff in der augenblicklichen Gefahr zur Seite zu stellen, der all' sein Unglück wohl an jenem holden Mädchen verschuldet haben mochte.

Der Bernecker Hanns dagegen ergriff mit leidenschaftlichem Eifer die Gelegenheit, seine Schuld gegen die Bewohner der Sonnenreut wenigstens theilweise zu tilgen,

indem er auf unverweilten Aufbruch dahin drang. In Geschäften seines Vaters, der sich damals in Folge der landwirthschaftlichen Krisis und eines kostspieligen Prozesses in Verlegenheit und Bedrängniß sah, war Hanns in die Gegend herunter gekommen und er wollte sich dabei den Anblick der Sonnenreut gönnen, obgleich er wußte, daß die wieder genesene Lisi sich seit Wochen bei einer entfernten Verwandten aufhielt.

Da jede versäumte Minute für die Sonnenreut verhängnißvoll sein konnte, eilten denn auch Herbert und sein Genosse dem Hanns nach, den Waldhang empor, während die beiden Maler nach Waffen laufen und nachkommen wollten. In banger Hast, die verlorene Zeit wieder einzubringen, stieg Herbert zur Waldhöhe. Hanns hatte dem Sozusagen die Last des schweren Ranzens abgenommen, war dessen ungeachtet auf dem steilansteigenden Pfade immer voran. Endlich oben anlangend, lauschten sie in der Richtung der Sonnenreut. Die tiefste Stille lag über dem Lande. Schon gaben sie sich der Hoffnung hin, daß ihre Besorgniß unbegründet gewesen, daß die Nachricht von dem Anschlag seine Täuschung oder daß man von der Ausführung abgestanden sei.

Da fiel ein Schuß in der Ferne. Noch einer, und wieder einer, und mehrere. Erblassend hörte es Herbert.

Rascher ward ihr Laufen. Aus der Richtung der Sonnenreut tönte verwehtes Büchsengeknatter, wie lebhaftes Tirailleurfeuer. Herbert war bleich geworden; das Blut drängte sich zu seinem Herzen.

»Mein Gott!« rief er. »Wir kommen zu spät!«

Der Hanns aber eilte nur immer vorwärts, die beiden andern nach. Das Feuern drüben hielt ununterbrochen an, man vermochte den Rauch über dem Walde zu erkennen.

Auf der Feldhöhe draußen stand ein einzelner Mann und schaute in der Richtung des Schießens dahin. Hanns rief ihn an, mitzukommen. Der Bauer aber zuckte die Achseln, warf noch einen bedeutsamen Blick nach dem Giebel des Buchberg'schen Schlosses Sonneck hinüber, und ging weiter, als berühre ihn die Sache nicht. Und doch war es der Gemeindevorsteher von Sonching, der gerade diesen Nachmittag gewählt hatte, um über Land zu gehen.

Jetzt tauchte die Sonnenreut auf, – das Büchsenfeuer knallte schärfer, Schuß auf Schuß fiel, und von der Schlucht bei dem Scheibenbühl hallte es laut herüber, während der Rauch deutlich aufwirbelte. Mit Anstrengung aller Kräfte sprangen die Drei, ohne mehr auf gebahnten Weg zu achten, querfeldein in der Richtung des bedrohten Hauses, – Herbert mit zusammengekniffenen Lippen, den Revolver in der Faust, ebenso der Sozusagen, – der Hanns aber in der Erwartung, auf der Sonnenreut zu einem Gewehre zu gelangen, das er gegen die Angreifer handhaben wollte.

Sechtes Capitel. Handelt von den Vorgängen auf der Sonnenreut.

An jenem Sonntage waltete bald nach Mittag eine große, fast einschläfernde Stille um die Sonnenreut.

Denn Knechte und Mägde waren heute fort über Land gewandert, in die Heimath, in Kirchen oder Wirthshäuser, je nach ihren Neigungen. Von den Dienstboten war nur die alte Köchin Wildhoffs, dann die Wärterin des Kindes zurückgeblieben, die den kleinen Oskar nicht aus den Augen ließ. Dieser dämelte jetzt auf den Dielen der Altane umher, legte sich an den schläfrigen Wolf nieder und spielte mit einem schönen Pudel, der zur Belustigung des Kleinen allerhand drollige Stellungen annahm, die er von seinem frühern Herrn gelehrt worden. Philax war nämlich einem der Knechte zugelaufen und hatte auf Sonnenreut ein freundliches Asyl gefunden, wo er sich bald als Spielkamerad des kleinen Oskar Verdienste erwarb und sich eben wieder besonders bestrebte, demselben zu gefallen. Dazu schien die Sonne warm herunter, bis eine der weißen Wolken im blauen Aether ihren Schatten über die Sonnenreut gleiten ließ; unten verlor sich das grüne Land allmälig anschwellend in das verschleierte Blau der majestätischen Alpenkette.

Während der Sonnenreuter einsam in seiner Stube saß und in diesem Augenblicke, unberührt von den Weltereignissen, seiner Tochter und deren Zukunft in einer Gegend gedachte, wo sie als Vervehmte ein entsagendes Leben führen mußte; während er in trüben Betrachtungen der Verfolgung und Verläumdung dachte, der er selbst so lange ausgesetzt war: saß Wildhoff oben im Schatten eines leinenen Baldachins auf der Altane und las, ungestört von dem leisen Lallen und Lachen des Kindes, die Zeitungen. Eben legte er sie weg. Ihr Inhalt hatte ihm die Ruhe

wieder geraubt, welche mit der Stille des Nachmittags in seine Seele eingekehrt war. Alle die berührten tapfern Thaten im Bruderkampfe, der in Deutschland wüthete, konnten ihm das erhebende Mitgefühl nicht erregen, das er bei einem Krieg gegen das Ausland unzweifelhaft empfunden hätte. In der Trauer um das blutende Vaterland gab es nur einige wenige Lichtpunkte: das waren zum Ersten die herrlichen Siege, welche auch die im Bruderkriege unterliegende deutsche Macht nebenbei gegen das Ausland erfocht; zum Andern der Schreck, der auch in jene fremden Mächte fuhr, welche dem deutschen Kriege schadenfroh zugesehen, als ihre Bestürzung die Energie gewahrte, mit welcher die siegende unter den deutschen Mächten unerhörte und unerwartete Erfolge erzielte. Jedoch waren diese Momente nicht eben geeignet, ihn froh zu stimmen, sondern nur, seine Trauer nicht völlig ohne Trost zu lassen.

Außerdem lag für den Schmerz seines Lebens eine heilende Kraft in diesen entscheidenden Ereignissen. Wo das Schicksal so gewaltsam und trügerisch mit Staaten und Völkern spielte; wo das eiserne Rad des Kriegswagens über Tausende von Menschenleben, über das Glück einer noch größeren Zahl vernichtend hinrollte; wo die am blutigen Gräuel Unschuldigsten zu ganzen Haufen in das zerstörende Geleise geschleudert wurden: da mußte das Leid des Individuums als verschwindendes Atom im großen Schmerze der Zeit erscheinen. Zwar der Tod dünkte ihn selbst nicht das Größte der Uebel, der Verlust materiellen Lebensglückes nicht das härteste Unglück.

Aber wie Viele, die das Leben und seine Vortheile als Höchstes anzusehen hatten, waren dem unerbittlichen Loos verfallen: dies Höchste schuldlos einzubüßen!

So hatte der Sturm, der über Deutschland hinwüthete, den eigenen Schmerz mildern gelehrt und in Wildhoff läuternd gewirkt, indem es denselben jetzt zu einer Resignation hindrängte, die wenig mehr von unberechtigter Selbstsucht in sich hatte. Jene Stimmung des Entsetzung hatte ihn überkommen, die auf früheren Ehrgeiz, frühere Hoffnungen und Erwartungen, wie auf ferneres Glück, selbst auf das Verlangen nach Vergeltung verzichten lernt und ihre bescheidene, wenn auch schwere Pflicht übt, ohne Anspruch auf Anerkennung, auf Erfolg und Ruhm vor der Welt. Von den Menschen erwartete er nichts mehr. Das Leid, das ihm von denselben geworden, wollte er noch vollends überwinden lernen, er hoffte nur, daß man ihm die Ruhe nicht wieder stören möge, in die er einstige Wünsche und Bestrebungen eingewiegt. Jetzt hatte er ein Ziel für sein – um alle Blüthen gebrachtes Leben: Wenn ihm das Kind auch nicht das Dasein dankte, sollte es ihm doch die besten Güter dieses Daseins zu danken haben, jedoch ohne je zum Bewußtsein des Umfangs seiner Dankverpflichtung gegen ihn zu kommen. Wohl war ihm das Kind durch Gewohnheit des Umgangs und unter seinen Augen aufblühend, bereits theuer geworden, und es gab Stunden, wo er völlig vergessen konnte, welchem Verrathe das arme Wesen das Leben dankte, Stunden, in welchen er beim Blick in dieses kindliche Antlitz

nur das ungetrübte Spiegelbild der Züge Ida's genoß. Daneben waren aber auch jene Stunden nicht ausgeblieben, wo ihn immer wieder mit Geierskrallen die Erinnerung faßte, welcher verrätherischen Treulosigkeit des Kindes Leben entsprossen, welcher Fleck auf dessen Geburt ruhte, welches Elend schon der Keim seines Daseins über die Familie seiner Mutter gebracht; es fehlte nicht an Augenblicken, wo sich Wildhoffs innerstes Gefühl gegen die Rolle eines Vaters empörte, die ihn vor der Welt erniedrigte und vor sich selbst demüthigte. Jedoch wurden diese Momente immer seltener. Und die bitteren Empfindungen wichen weniger selbstischen Regungen, tiefem Mitleide, ob des künftigen Augenblicks, wo diesem ahnungslosen Wesen einst durch Andere oder durch eigene Erkenntniß Klarheit über die eigentliche Natur seiner Geburt werden möchte. Wildhoff zitterte auch jetzt in der Vorempfindung des Schmerzes dieser Erkenntniß seines Pfleglings, der dort in kindlicher Einfalt, ahnungslos mit Wolf und Philax spielte.

»Armes Kind!« flüsterte er bei sich. »Ich will Dich hüten, hüten wie meinen Augapfel, damit Dir eine Entdeckung erspart bleibe, die Dein Leben vergiften müßte. Du sollst Deine Mutter stets in dem reinen Lichte sehen, das unser eignes Leben ohne unser Wissen verklärt, das getrübt unsere Seele beschattet oder unheimlich beleuchtet, wie einen verfluchten Ort.«

Damit ging er hin und hob das Kind zu sich auf, um ihm die zart gebräunte Wange zu küssen. Er behielt es auf dem Arme, und es schaukelte sich munter lallend auf

demselben, indem es die Hände bald nach der blauen Alpenkette da drüben, bald nach dem vorüberziehenden weißen Gewölke oder nach den Vögeln ausstreckte, die das Haus umflogen. Die alte Köchin brachte jetzt eine Tasse Kaffee heraus, den Wildhoff gewöhnlich auf der Altane einzunehmen und dazu eine Cigarre zu rauchen pflegte. Nun setzte er den kleinen Oskar wieder nieder und griff an seine Brusttasche nach der Cigarrendose, die er jedoch vermißte.

»Thekla,« sprach er zu der Wärterin, die sich bescheiden in einiger Entfernung hielt, »wollen Sie einen Augenblick das Kind meiner Obhut überlassen, und so freundlich sein, mir meine Cigarrendose aus meinem Arbeitszimmer zu holen? Sie muß auf dem Sekretär oder auf einer der Bücherbarren daneben liegen.«

Wildhoff war sonst nicht gewohnt, sich etwas besorgen zu lassen, das er sich selbst leicht verschaffen konnte, oder seine Leute durch solche kleine Aufträge in Athem zu erhalten. Doch wußte er, daß er der gutmüthigen, willigen Thekla durch solchen Anspruch an ihre Dienstfertigkeit eine Freude bereitete. Alsbald war auch diese in's Haus gelaufen, mußte jedoch offenbar lange nach dem ersehnten Gegenstande suchen, während Wildhoff sich zu seinem Kaffee niedersetzte und dem Spiel des Kindes mit dem Pudel zusah. Der Anblick des Hundes rief ihm einen Moment in's Gedächtniß zurück, in welchem ein ähnlicher Pudel eine Rolle spielte, – jenen Spaziergang mit Herbert über die Brücke der Hauptstadt, – jenen Tag, der schon alle Keime seines eigenen tragischen

Geschickes, das damals noch ungeboren der Zukunft im Schooße lag, in sich vorgebildet enthielt. Der instinctive Haß, der ihn beim ersten Anblick Leiths erfaßt, kam jetzt in ihm zum lebhaften Nachgefühle, nicht minder der Widerwille, mit welchem er die Erscheinung der kleinen Kratzbürste wahrgenommen, als Herr Arthur Maier zur Erheiterung der Zuschauer auf die seltsamste Art um seinen gelehrigen Pudel gekommen. Wildhoff hatte sich damals nicht sonderlich beunruhigt gefühlt, als er wahrgenommen, daß ihn der kleine Maier mit seinem Hasse beehrte. Seitdem war ihm jedoch eine ziemlich klare Vorstellung darüber geworden, welchen Antheil diese boshafte Kratzbürste an der traurigen Wendung seines eignen Schicksals und desjenigen der armen Ida hatte. Und noch heute war die Gluth des Hasses nicht verglommen, den dieser Arthur Maier gegen ihn nährte. Suchte doch der Kleine dies auch eben so wenig zu verbergen, als Wildhoff seine Abneigung zu verdecken wußte, wenn die öftere Anwesenheit des Männchens auf Schloß Sonneck jeweilig eine Begegnung auf den Feldern und Waldpfaden herbeiführte.

Wildhoff hatte sich wohl nicht so rasch von der unangenehmen Vorstellung loszumachen gewußt, wenn nicht Thekla jetzt mit einem ziemlich bestaubten zierlichen Etui zurückgekommen wäre, das sie schweigend dem Herrn auf den Tisch legte. Er dankte etwas gedankenvoll und öffnete zerstreut, was vor ihm lag, ohne es genauer in's Auge zu fassen. Jedoch – keine Havanna duftete darinnen, sondern nebst verschiedenen zusammengelegten

Papierblättern lag da ein Sträußchen von Herbstblumen, – nur ein kleines Sträußchen, verwelkt, verdorrt, die Farben kaum mehr erkennbar.

Thekla hatte sich offenbar vergriffen, Wildhoff jedoch verlangte nach keiner Berichtigung. Der Wechsel seiner Gesichtsfarbe zeigte für die starke innere Wallung, für eine lebhafte Gemüthsbewegung, von der er ergriffen worden.

Seit Jahr und Tag war ihm dieses Büchlein nicht mehr in die Hand gekommen, seit Ida's Tod hatte er vermieden, dasselbe zu öffnen. Jetzt nahm er mit zitternder Hand die welken Blumen, öffnete die Blätter, welche dabei lagen. Er waren Zeichnungen, landschaftliche Architekturbildchen, im Hintergrunde ein reizendes Landhaus, im Vordergrunde auf der Terrasse ein junges Paar, das selig umschlungen hinausblickte. Willhoff saß da, Alles um sich her vergessend, still, versunken und verloren in einen dahingeschwundenen seligen Traum, – in schöne glückliche Bilder der Vergangenheit.

Unten in der Landschaft vor der Sonnenreut läuteten die Kirchenglocken zum Nachmittagsgottesdienste, – die fernen Klänge flutheten in der Luft zu einer lieblichen Melodie zusammen. Wildhoff aber sah nur immer vor sich hin, und vor seinen Augen tauchte es auf wie eine Fata Morgana. Da wallte ein weiter, blauer See, ein Kahn stieß an's Land, darinnen das holde Mädchen mit der goldenen Lockenfluth. Dann saß er an ihrer Seite, dicht neben ihr in dem engen Kahn auf dem im Mondlicht wallenden See; und wieder am blumigen Rain, aus

ihren Händen die Herbstblumen empfangend; und wieder im Anblick von See und Gebirg, den Arm um ihren zarten Körper gelegt – nur einen Augenblick. Aber wie schwoll ihm das Herz in der Nachempfindung dieses Augenblicks! Und wie zuckte sein Mund, wie leuchtete sein Auge in feuchtem Glanze beim Gedanken eines andern Augenblicks, da ihre tiefblauen Augen leidvoll und weinend zu ihm aufschauten und ihr schmerzbeklommener Busen an seiner bewegten Brust wogte! Seit ihr Bild vor der verklärten Erscheinung der sterbenden Ida in den Hintergrund gedrängt worden, war es ihm nicht wieder so lebhaft, so in aller Reinheit und Holdseligkeit vor Augen getreten, als jetzt. Und würde die Selige dieser Erinnerung zürnen, nachdem sie mit dem theuern Namen auf den Lippen von hinnen geschieden? Gewiß nicht.

Und wo, in welchen Verhältnissen mochte jetzt Irene jener schönen Tage gedenken, – wenn sie ihrer überhaupt noch gedachte!

Der Schmerz der Entsagung griff ihm an's warme Herz. Von all' seinem Glücke, von all' den schönen Hoffnungen seines Lebens war nichts übrig, als die Erinnerung und dieses welke Sträußchen verdorrter Feldblumen. – –

»Herr Wildhoff!«

Betroffen schaute er auf, als ihn diese Anrede aus Träumereien in die Wirklichkeit zurückrief. Der Sonnenreuter stand vor ihm, in seiner Miene eine Unruhe, die dort selten Platz griff. Wildhoff raffte schnell Blumen und Blätter zusammen, legte sie in das Taschenbuch und steckte dieses zu sich, – dann strich er mit der Hand über die Stirne,

als wollte er Empfindungen und Erinnerungen hinwegstreifen, um sich ganz den Forderungen der Gegenwart hinzugeben.

»Nun, Sonnenreuter,« fragte er, »was ist los?«

»Krieg im Lande!« war die Antwort des Mannes, der offenbar nicht mit sich im Klaren war, wie er einleiten sollte, was er mitzutheilen hatte. »Ja, es ist jetzt Krieg im Lande!«

»Eben kein Geheimniß und nichts Neues mehr!« erwiederte Wildhoff.

»Nein, aber doch ist neu, daß die Sonnenreut beschossen werden soll.«

Wildhoff sah den Sprecher an, erstaunt, den ernsten Mann zum Scherzen aufgelegt zu finden. Der aber fing jetzt seinen verfänglichen Bericht ohne fernere Umschweife an. So eben sei nämlich die Cordel, welche die Stelle der rothen Urschi im Stalle inne habe, athemlos heimgekommen, da sie beim Kirchgang von dem Plan gehört, die Sonnenreut zu überfallen, was sie augenblicklich ihrer Herrschaft hinterbringen wollte.

»Also ein Habererhandstreich bei hellem Tage und mitten im Sommer!« sagte Wildhoff, ruhig sitzen bleibend. »Ich glaub es nicht. Warum sollte man uns schon wieder heimsuchen?«

Nun erklärte aber der Sonnenreuter, daß der Haberfeldbund als solcher wohl nichts mit dem Anschlag zu thun habe, wenn auch einzelne Haberer dabei betheiligt sein möchten.

»Aber,« fuhr Wildhoff noch immer gleichmüthig fort, »ohne Anlaß kann sich doch Niemand zu solcher Verfolgung entschließen.«

»Den Anlaß gibt der erregte Verdacht, daß wir Feinde des Landes und Spione seien,« bemerkte der Sonnenreuter. »Das ist einer gewissenlosen Rotte genug, vom Beifall der Bevölkerung getragen, die Sonnenreut zu überfallen, wenn – die Anstifter treiben.«

Wildhoff erhob sich jetzt ungeduldig von seinem Sitze.

»Wo ist diese Cordel?« fragte er.

»In den Ställen, wo sie das Vieh anbindet, die Fenster und Luftlöcher mit Bettkissen verstopft und –«

»Das sieht nun allerdings aus, als glaube sie ernsthaft an die Gefahr,« fiel Wildhoff etwas beunruhigt ein.

»Und wir werden wohl thun, ihrem Beispiele zu folgen, Herr,« meinte der Sonnenreuter. »Sehen Sie doch, sehen Sie!« fuhr er eifrig fort, indem er bis an die Brüstung der Altane vertrat und an den Baumkronen vorüber in der Richtung des Pavillons und Scheibenbühls deutete. »Bemerken Sie nichts dorten am Waldsaume?«

Wildhoffs Augen folgten der bezeichneten Richtung.

»In der That,« sagte er, »dort an der Lisiere des Gebüsches tritt ein Mann mit einer Büchse vorsichtig hervor. Dort kriechen zwei Andere über den Rand der Schlucht – und, Gott weiß es, auf dem Scheibenbühl sind mehrere an die Kirschbäume postirt. Thekla!« wandte er sich jetzt zu der Wärterin des Kindes, die zitternd dem Gespräche zugehört hatte und nun erbleichend den kleinen Oskar

von den Dielen aufhob. »Gehen Sie mit dem Kinde hinein!«

In demselben Augenblick krachte es drüben schon. Thekla stieß einen lauten Schreckensruf aus und preßte das Kind heftig an sich, indem sie es mit ihrem Körper deckte, während der Kleine entsetzt an ihr hing und sich krampfhaft an ihrem Gewande hielt. Zugleich klirrte es nebenan, – eine Kugel hatte, ein Fensterholz treffend zwei Scheiben des Salons zerschmettert und schlug krachend in die Wandtapete. Wüthend riß der Hofhund unten an der Kette, Wolf rüttelte sich mit gesträubtem Rückenfell und heftigem Knurren auf, Philax sprang wie toll auf das Gebäude der Altane und schnupperte bellend und heulend in der Luft nach der Gegend hin, woher geschlossen worden. Indeß hatte Thekla das ängstlich winselnde Kind durch den Salon nach dem Corridore getragen, indem sie unter der Fensterhöhe hin mit geduckter Haltung mehr kroch als lief.

»In die untere Wohnung! In Lisi's Stube!« rief ihr der Sonnenreuter nach, denn diese war von den vorliegenden Oekonomiegebäuden mehr gedeckt, als die obere Fensterreihe. Dann wandte er sich an Wildhoff, der, jeder gut gezielten Kugel ausgesetzt, mit zusammengekniffenen Lippen und funkelnden Augen noch auf seinem Platze stand: »Kommen Sie, Herr! Bitte! Wir müssen uns schützen und wehren, so gut es geht.«

Damit hatte er Wildhoff am Arm gegriffen und zog ihn nun hinter den Fensterpfeiler der Salonthüre. Wildhoff

war aber auch bereits zum vollen nüchternen Bewußtsein der Gefahr und der Mittel zu deren Abwendung gekommen. Das Kind wußte er unten vorläufig geschützt, und soviel man bemerken konnte, machten die Angreifer keine Bewegung, welche darauf hindeutete, daß sie ihre gewählte und gesicherte Stellung verlassen und eine andere Seite des Hauses bestreichen wollten. Der Salon aber bot den geeigneten Ort zur Beobachtung der Gegner. Es galt nur, die bedrohten Fenster auf Mannshöhe zu verrammeln, was mit der gepolsterten Rücklehne eines Divans und einigen Sophakissen rasch bewerkstelligt war. Während dieser Arbeit fragte Wildhoff, wie stark die Besatzung des Hauses sei und erhielt die entmuthigende Antwort, daß die Knechte alle fort und außer ihnen selbst nur noch die drei Frauen und das Kind gegenwärtig seien; die Cordel dürfe jedoch im Moment der Noth als Mann gerechnet werden.

»Sind Waffen da?«

»Waffen genug, aber kaum mehr Pulver zu fünf Schüssen,« antwortete der Sonnenreuter seufzend. »Die Knechte haben den Pulvervorrath bei der neulichen Prozession verpufft, – hol' sie der Henker dafür.«

»Wir müssen also die Schüsse für den alleräußersten Fall sparen, aber so rasch als möglich alle Fenster nach dieser Seite sichern,« sagte Wildhoff. »Hören Sie nur, wie die Kugeln in's Fachwerk einschlagen und auf dem Dache abprallen. Es ist eine förmliche Beschießung. Wenn wir nur auszuhalten vermögen, bis der Gottesdienst zu Ende und die Leute im Dorfe aufmerksam werden.«

Der Sonnenreuter lief jetzt in den Corridor und rief nach der Cordel und Köchin, damit sie hälfen, die Fenster mit Betten und Kissen zu verstopfen. Die Erstere, eine lebhafte gewandte Dirne, folgte furchtlos dem Rufe, während die Köchin zitternd und mit den aufgehobenen Händen wackelnd, ein Bild bleichen Schreckens, daherkam und kaum im Stande war, eine Matratze mit aufheben zu helfen. So oft wieder ein Schuß recht vernehmlich krachte, hielt sie mit beiden Händen die Ohren zu und lief mit dem Schrei »Jesus Maria und Joseph« in die Ecke, um ihre Stirne in dieselbe zu drücken, bis Wildhoff Mitleid mit ihrer Angst empfand und sie hinunter in Lisi's Stube gehen hieß, um der Wärterin in der Beruhigung des Kindes beizustehen.

Inzwischen hatte sich auch Wildhoff nach dem geängsteten Kleinen umgesehen. Noch immer klammerte sich das Kind an Thekla's Brust und zuckte bei jedem lauteren Schusse zusammen, so daß vor Allem nöthig war, den Schall durch sorgfältigen Verschluß der Stubenthüre und Fenster zu dämpfen und den Frauenzimmern einstweilen die gewöhnlichen Hausmittel gegen Kinderkrämpfe in Erinnerung zu bringen. Besorgt um den Kleinen sah sich dann Wildhoff nach den vorhandenen Waffen und dem Pulvervorrathe um. Bald lagen vier gute Büchsen, je mit einem scharfen Schusse geladen, im Salon für die beiden Vertheidiger der Sonnenreut bereit.

Die Angreifer – es mochten ihrer etwa fünfzehn sein – unterhielten unterdessen ein ziemlich starkes Schützenfeuer. Seither hatten sie sich nicht aus ihrer geschützten Stellung am Saume des Waldes und der Schlucht beim Pavillon hervor gewagt. Als aber ihr Feuer nicht von der erwarteten Wirkung erschien, nicht einmal erwiedert wurde, traten sie etwas kecker auf. Mehrere suchten über den Anger hin eine Ahorngruppe zu erreichen, welche dem Hause um Vieles näher lag und mit ihren dicken Stämmen eine gute Deckung bot. Nun fielen aber nacheinander zwei Schiffe aus den Salonfenstern der Sonnenreut, daß Rindenstücke von den Ahornstämmen flogen und die Gesellen vorzogen, sich schleunigst wieder hinter den Waldsaum an der Schlucht zurückzuziehen. Dagegen dehnten sie jetzt ihre Linie weiter im Halbkreis um den Hügel aus, so daß sie von dem bewaldeten Grunde her auch die Front der Sonnenreut beschießen konnten.

Wildhoff hatte dies nicht sobald bemerkt, als er sich mit einer der beiden noch geladenen Büchsen, hinter ein Fenster in dieser Richtung aufstellte, um bei guter Gelegenheit den feigen Strolchen auch diesen Versuch zu verleiden und ihnen den Glauben beizubringen, daß sich das Haus im besten Vertheidigungsstand befinde. Es vergingen Minuten, bis er endlich zum Schusse kam, als ein kleiner Geselle, der das ganze Gesicht in eine Ledermaske gehüllt hatte, auch hier sich aus dem Waldsaume vorwagend, gegen Wildhoffs Standort anlegte. In demselben Momente, wo nun Wildhoff abdrückte, empfand er einen brennenden Schmerz im Oberarm, er zweifelte

nicht, daß die Kugel, welche hinter ihm in die Wand einschlug, seinen Armmuskel durchlöchert habe. Als dabei der Lauf seiner Büchse auf das Gesims niedersank, wendete sich der Sonnenreuter nach ihm um und bat ihn, das schlecht gedeckte Fenster zu verlassen. Bei der Bemerkung jedoch, daß er verwundet sei, sprang ihm der Sonnenreuter bei, um ihm den Rockärmel zu lösen, durch den das Blut quoll. Zugleich rief der umsichtige Mann der Cordel zu, sich an seinen Platz zu stellen und die Bewegungen Derer draußen genau zu beobachten, während er selbst den Herrn mit sich hinunter nöthigte, wo er die jammernde Köchin veranlaßte, nasse Ueberschläge auf die Wunde zu legen, die als offenliegender Canal über den Arm hin ging und stark blutete.

Wildhoff war keineswegs überzeugt, daß alle diese Umstände nothwendig waren, und er erwehrte sich derselben entschieden, als sie ihm zu weit gingen. Eilige Schritte, welche oben im Corridor gegen die Treppe herliefen, unterbrachen den Streit darüber, – Cordel hatte also eine wichtige Meldung zu machen, sonst würde sie ihren Posten nicht verlassen haben. Sogleich ging deswegen der Sonnenreuter hinaus, damit Niemand in der Stube durch ihre Mittheilung erschreckt würde; denn daß es nichts Gutes, ließ sich voraussetzen. Stand es jetzt doch überhaupt schlimm um die Wehrhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit der Sonnenreut. Einer der beiden Vertheidiger war verwundet, und blos noch ein Schuß übrig.

Die Hunde aber ließen sich gegen weithintragende Kugelstutzen nicht verwenden und aus Vorsorglichkeit gegen die Thiere, sowie um nicht noch durch sie belästigt zu werden, hatte er sie eingesperrt.

Trotz der Vorsicht des Sonnenreuters hörte man in der Stube Lisi's dennoch, was ihm die Cordel mit gedämpfter Stimme zurief, daß nämlich die Kerle draußen näher kämen, auch von der andern Seite gegen das Haus und gleich vor der Hausthüre eintreffen müßten.

»Das wolle Gott verhüten!« seufzte der Sonnenreuter und lief an eines der unteren Fenster, um sich von der Richtigkeit der beängstigenden Kunde zu überzeugen.

In dem Zimmer, welches an die Küche stieß, steigerte sich jetzt die Bestürzung zu einem verzweifelten Grade. Die alte Köchin jammerte laut, Thekla drückte erbleichend das ächzende Kind an ihre Brust, selbst Wildhoff erblaßte, als die Stimme Cordels von oben wieder in den Worten hörbar ward:

»Sonnenreuter, sie sind vor der Thüre. Soll ich losdrücken?«

Das muthige Mädchen hatte ein Gewehr ergriffen, das – nicht geladen war. Laute Stimmen ertönten jetzt draußen. Wildhoff sprang auf und sah sich nach einer handsamen Waffe um. Der Köchin aber und Thekla befahl er, durch die Hinterthüre zu entweichen und von dem Fichtenzaune verborgen durch den Garten nach der noch freien Seite des Gehölzes in's Dorf zu entfliehen, um von dorten das Kind in Sicherheit zu seiner Großmutter in

der Hauptstadt zu bringen. Inzwischen hatte er ein Küchenbeil wahrgenommen, das er rasch mit der rechten Hand faßte, als draußen die Hunde in ihrem Gefängnisse wüthend bellten, verworrene Stimmen herein klangen und bereits schwere Tritte über den Hausflur herliefen. Ueber Wildhoff war aber jetzt jener kalte Todesmuth gekommen, der mit vollem Bewußtsein der Gefahr derselben in's Auge sieht und sich einer zehnfachen Anzahl gewachsen fühlt, da der Untergang ihn nicht mehr schreckt. Den Frauen zur Rettung des Kindes den Rückzug zu decken und die eindringenden Feinde, so lange die Kräfte reichten, aufzuhalten war sein todesmuthiger Entschluß.

Aber die Frauen flohen nicht, als er sich so bewaffnet anschickte, den Eingang in das Gemach zu vertheidigen. So kleinmüthig sie sich seither gezeigt, wollten sie jetzt den Herrn in der fürchterlichsten Gefahr nicht allein lassen. In diesem Augenblicke höchster Noth wandten sie alle Angst ihrer Seelen ihm zu, der jetzt mit blutendem Arme und dem Beile in der Faust sich den Eindringenden entgegen stellte. Die Köchin rief Maria und Joseph an, sein Haupt zu beschützen, Thekla aber wimmerte mit einem flehenden Blicke nach oben immer wieder:

»O unser lieber, guter Herr!«

In diesem Momente zeigte sich die große Verehrung und Anhänglichkeit, welche sich Wildhoff bei seinen Untergebenen gewonnen, im hellsten Lichte. Es war aber keine Zeit, darüber Beobachtungen und Betrachtungen

anzustellen. Denn die draußen in's Haus gedrungen waren, liefen bereits an die Thüre her, hinter welcher Wildhoff sich aufstellte. Die außen pochten und klopften, noch stärker die Herzen im Zimmer. Wildhoff stand und starrte die Thüre an. Das Beil erhob sich zur furchtbaren Waffe, um wie Donars Keil zerschmetternd auf den Gegner nieder zu sausen.

»Wildhoff! Wildhoff!« rief es draußen.

In sein blasses Gesicht stieg wieder die Farbe des Bluts. Sein Arm hielt des Beil etwas schlaffer.

»Wildhoff, mach' auf! Freunde sind's. Ich bin's.«

Er riß die Thüre auf, indem er seine Waffe sinken ließ.

»Herbert!«

Denen, welche unter der Thüre erschienen, bot sich ein erschütternder Anblick dar: die geängstigten mit todesblassen Mienen auf den Knieen, an der einen Brust ein in Krämpfen zuckendes Kind, im Wildhoffs hohe Gestalt, ohne Rock, mit blutendem Arme und das niederhängende Beil in der geballten Faust, auf seinem Antlitze noch immer den Ausdruck starrer Entschlossenheit, den auch der Freudenstrahl bei des Freundes Anblick nicht völlig verscheuchen gekonnt, – es bedurfte keines Wortes, um die schreckliche Lage der Bewohner der Sonnenreut, das Entsetzen des Moments zu zeichnen. Jedoch, auch Thekla hatte jetzt den Sozusagen, die Köchin den Bernecker Hanns erkannt, und der bleiche Schrecken wich aus dem

engen Gemache und machte Thränen der Freude und des Dankes gegen den Höchsten Platz. Nach einem stummen Druck der Hand, wandte Wildhoff seine Augen dem kleinen Oskar zu, der im Krampf des Entsetzens zuckend an der weinenden Wärterin Brust hing.

»Mein armes Kind!« kam über seine Lippen, nur leise, aber der Freund hörte es doch.

Herbert konnte den Anblick nicht länger ertragen. Schmerz und Wuth preßte Thränen in seine Augen; er biß sich in die Unterlippe, bis sie blutete, und konnte doch die Regung nicht verbeißen, deren Ausdruck sich auch in den zuckenden Lippen und flammenden Blicken des Sozusagen und des Bernecker Hanns kundgab. Erschüttert und ergrimmt wandte sich Herbert also ab.

»Jetzt zu den Waffen!« sagte er mit gedämpfter, halb vom Zorn und Schmerz erstickter Stimme zu seinen Begleitern. »Die Gewehre her! Ladet, ladet, was in die Büchsen geht, und schießt das Gesindel zusammen wie tolle Hunde!«

Siebentes Capitel. Gibt Bericht über den Erfolg des Tages.

Der Sozusagen und Bernecker Hanns waren rasch bei der Hand. Was Herbert empfand, fühlten sie ebenso. Am liebsten wären sie den Angreifern direct entgegen gegangen, um ihrem Rachegefühl freien Lauf zu lassen. Aber die Klugheit gebot bei ihrer kleinen Anzahl, sich auf die Vertheidigung des Hauses zu beschränken. Alle Gewehre aus Wildhoffs und des Sonnenreuters Sammlung wurden

in den Salon gebracht, wo die Cordel noch immer mit der Büchse in der Hand auf ihrem Posten stand, auch nachdem sie über ihren Irrthum erfreuliche Aufklärung gefunden. Hanns warf den Ranzen mit der Munition auf den Tisch, ergriff einen der schönen Stutzen, wog ihn mit Wollust in der Hand und rief der Cordel aufjauchzend zu:

»Ja, das ist eine wackere Dirn!«

»Das ist sie auch!« sprach der Sonnenreuter, der mit herauf gekommen war und mit neuem Muthe Hand an's Werk legte. »Nun aber soll sie hinunter und sich Ruhe gönnen!«

»I bin nit müd'!« sagte das Mädchen. »Laßt mi da, will Enk laden helfen!«

Ihrem Wunsche wurde willfahren, und während draußen noch Schuß auf Schuß knallte und unten neue Zuversicht eingekehrt war, so daß sich die Köchin mit mehr Ruhe ihrem verwundeten Herrn und dem Kinde widmen konnte, wurden oben rasch eine Anzahl Gewehre geladen, worauf man sich unter die gedeckten Fenster legte und ein wohl unterhaltenes Feuer auf die keck gewordenen Angreifer der Sonnenreut begann. Dieselben hatten bald Gelegenheit, über den plötzlichen und unerwartet lebhaften Widerstand stutzig zu werden; denn einer der Bursche, welche sich am weitesten vorgewagt, stürzte bald mit zerschmetterter Kniescheibe zusammen, und die zwei Genossen, welche ihn schleunigst hinter den Waldsaum schleppten, entgingen mit genauer Noth den Kugeln, welche verdächtig nahe um ihre Köpfe flogen.

Auch die, welche weiter hin sich von einer Hecke des Rasenhangs zur andern gebürscht hatten, sprangen in den schützenden Waldgrund zurück, als jetzt Kugel um Kugel durch die Blätter und Zweige schlug.

»So! der Anger wäre von dem Gesindel wieder gesäubert!« sagte Herbert nicht ohne Genugthuung von dem Fenster her, hinter welchem er stand. »Wie die feigen Strolche laufen können! Sie mögen jetzt nur aus ihrem Wald herausschießen, so viel sie wollen! Wie sich Einer am Waldsaum zeigt, auf ihn gepfeffert, Leute! Ich will doch sehen, ob wir die Kerle nicht in Ordnung halten! Jetzt aber, Sonnenreuter und Du, mein braves Kind,« wandte er sich an Cordel, »nur tapfer darauf losgeladen, damit wir das Gesindel wieder ordentlich begrüßen können, wenn es sich hervorwagt.«

»Ja!« sagte der Hanns freudig. »Die Cordel muß bald Oberdirn werden! Eine bessere find't man nit im Land.«

»Oberdirn, wenn der Hanns einmal Sonnenreuter ist,« entgegnete das Mädchen flüsternd und mit schelmischem Lachen, indem sie dem Burschen einen frisch geladenen Stutzen hinreichte.

»O du blutiger Heiland!« seufzte Hanns schwer auf. »Wann'st so lang warten willst, Cordel, wirst's Dein Leben nit! Seit dem Haberfeldtreiben is ja ganz und gar aus mit mir.«

»Warum nit gar, Hanns!« lachte die Cordel, ging aber dann in eine andere Tonart über. »Warum hast uns auch

dös 'than, Hanns! Unsere Lisi is derweg'n ganz auseinander g'wes'n. Dös war nit recht von Dir, dös muß Dir scho sag'n, wann'st auch der Bernecker Hanns bist.«

»Bin auch g'straft dafür, Cordel!« entgegnete der Hanns mit einem tiefen Stöhnen. »Daß ich Tag und Nacht keine Ruh' mehr hab', das darfst mir glaub'n. Und jetzt die G'schicht mit meinem Vater und dem Geldbaron da drüben! Eine wahre Gottesstraf'. Und helfen können die nit, die gern möchten, und die könnten, mögen nit. Bald g'nug wird's ganz aus sein mit dem Bernecker und seinem Hanns.«

Als ob es ihm ein Trost sei, sich aussprechen zu können, sprach er dies mit gedämpfter Stimme vor sich hin, indem er blos mechanisch den geladenen Stutzen richtete, und dabei die Angreifer vergessend vor sich hinstarrte.

»Da ist so ein kleiner Himmelsapperment von einer Lederfratze, dem ich gern Ein's zu verbeißen, gäbe, wenn er mir sozusagen zum Schusse käme!« hörte man jetzt die Stimme des wackern Dienstmannes von einem Fenster her.

In der That schien es besonders eine kleine Figur in Jagdstiefeln zu sein, die den Angriff leitete und bald da bald dort auf einen Moment auftauchte, um rasch wieder im Gebüsch zu verschwinden. Derselbe trug eine bis oben zugeknüpfte Jägerjoppe und eine auffallende, braune Ledermaske, die weder vom Gesicht noch Haar und Bart etwas erkennen ließ, während die übrigen Gesellen zumeist nur im Antlitz geschwärzt waren. Eben huschte die

Ledermaske wieder am Waldsaume durch das Gesträuch. Hanns starrte hin und brach dann in den Ausruf aus:

»Ja, ist denn das nit derselbige, den beim Haberfeldtreib'n Niemand 'kennt hat? Ich glaub' gar, der Teufi aus der Höll' selber, vor dem der Hies sich so g'fürcht't hat!«

»Meinst nit, Hanns,« fragte jetzt die Cordel, »daß der Hies drüb'n dabei sein möcht'? Hon i doch so'n langen Zaunpfahl drüb'n umisteig'n sehen.«

»Dann soll ihn doch gleich – sei stat, Cordel!« unterbrach sich jetzt der Hanns, »dort lugt der Lederne aus dem G'sträuch.«

Hanns zielte und drückte los. Die Kugel riß den Hut vom lederumschlossenen Kopfe, worauf sich der Kleine bückte und im Nu wieder im Gebüsche verschwanden war.

»Schau,« sagte der Hanns zur Cordel, die eines der Kissen am Fenster verrückt hatte, um nach dem Erfolg des Schusses sehen zu können, »schau, Cordel, vor'm Blei hat der Teufi doch Respect, so schneidig er auch sein mag.«

Während die Vertheidiger der Sonnenreut nunmehr jeden auf's Korn nahmen, der sich am Saum des Waldes blicken ließ, beschränkte sich die Rotte draußen darauf, ihre Kugeln aus dem Schutz des Waldes gegen das Haus zu senden, wo man ihnen jedoch jetzt mit ziemlichem Gleichmuthe entgegensah und fast bedauerte, daß die Gesellen so wenig »Schneid« zeigten. Mit einem Male aber krachte es von einer Seite her, wo es bis dahin still geblieben war, da die Sonnenreut nach jener Richtung völlig durch eine dichte Fichtenallee und durch die

massiven Mauern der Oekonomiegebäude gesichert erschien. Die Schüsse von dorten wiederholten sich, während einige der Gesellen flüchtig über eine freie Bucht des Waldgrundes setzten und hinter dem Abhang verschwanden, andere dagegen gleich darauf schon jenseits des Grundes auftauchten und den Fichtenwald zu erreichen suchten, der sich gegen Schloß Sonneck hin an den Scheibenbühl anlehnte. Nach den fallenden Schüssen zu schließen, schienen jedoch auch Einige gegen den unvermutheten Angriff von der Dorfseite her Widerstand zu leisten.

Bis zu dieser Bemerkung reichte jedoch die Geduld der Vertheidiger des Hauses nicht mehr. Sie hatten keinen Zweifel, daß endlich die beiden Maler mit Beistand angerückt waren. Die Verfolgung, die nun beginnen konnte, forderte ihre lebhafte Theilnahme. Mit den scharfgeladenen Büchsen bewaffnet verließen Herbert, der Sozusagen und Hanns die Sonnenreut und eilten über den Anger hinunter dem Waldgrunde zu. Dort war jedoch der letzte Schuß verhallt und bereits tiefe Stille eingetreten. Hinter dem Pavillon in der Schlucht trafen sie mit den Malern zusammen, denen sich zwei Gensd'armen angeschlossen, die des Weges gekommen und alsbald bereit gewesen waren, gegen das »Gesindel« einzuschreiten. Dessen fluchtartiger Abzug mußte zumeist durch den Waldstreifen genommen worden sein, der um den südlichen Fuß des Scheibenbühls sich zu dem Forste gegen Schloß Sonneck hinzog.

Als man aber zum Behufe der Verfolgung vor die Schlucht hinaus trat, konnte man da und dort auf freiem Felde bewaffnete Gesellen bemerken, welche auf den Ackerrainen hinstreifend den alles umschließenden Wald zu gewinnen suchten und schon einen zu beträchtlichen Vorsprung hatten, um noch erreicht werden zu können. Man mußte sich begnügen, nach denen zu fahnden, welche später ausreißend noch auf den verdeckten Pfaden des vorliegenden Gehölzes hinstreichen mochten. Sogleich ging man denn auch an's Werk und vertheilte sich zur Durchforschung des Gebüsches.

Unterdeß hatte der Sonnenreuter die Hunde losgelassen, welche er während des Kampfes eingesperrt gehalten; die meisten begnügten sich, mit freudigem Gebell das Haus zu umspringen; nur der treue Wolf suchte seinen Herrn auf. Philax aber sprang nach einigem Herumschnuppern mit gewaltigen Sätzen über den Anger hinunter; er hatte sich während des Kampfes so toll geberdet, daß der Sonnenreuter ihn mit einem Stricke anzubinden genöthigt gewesen, den er nun in die Freiheit mitschleppte.

Wo sich am Abhange des Scheibenbühls die Pfade kreuzten, fanden sich der Maler Sturm und Herbert wieder zusammen, ungewiß über die Richtung, in welcher die Nachforschung mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen wäre. Für sie handelte sich's darum, durch einen Gefangenen, den sie jedoch erst fangen mußten, den Urhebern des abscheulichen Anschlags auf die Spur zu kommen. Herbert hegte wohl einen bestimmten Verdacht, welcher

sich für's Erste jedoch durch nichts beweisen ließ, als etwa durch den Haggl, wenn dieser Lust hatte die Wahrheit zu sagen und seine Theilnahme an dem Unternehmen factisch erwiesen werden konnte. Während sich nun Sturm und Herbert, bereits etwas müde, über den einzuschlagenden Pfad beredeten, blickte letzterer anhaltend hinaus über den waldigen Grund auf das Feld.

»Nun, nun,« sagte jetzt Sturm, »da möcht' ich doch mit dem Wagner im Faust fragen:

> CCWas stehst Du so und blickst erstaunt hinaus?DD

»Und ich,« erwiederte Herbert, »mit dem Faust antworten:

> CCSiehst Du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?DD

»Wir befinden uns ganz in der Scene,« lachte Sturm. »Kann doch mit Wagner entgegnen:

> CCIch sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.DD

Uebrigens, Freund Faust, ist es ein weißer Hund.«

»Betrachten Sie ihn genau, für was halten Sie ihn,« fuhr jetzt Herbert seltsam ernst fort, mit freier Uebertragung des Textes in's Gesellschaftliche.

Sturm antwortete mit treuem Gedächtnisse:

> CCFür einen Pudel, der auf seine Weise
> Sich auf der Spur des Herren plagt.DD

»Das paßt vollkommen,« erwiederte Herbert. »Sehen Sie auch den Feuerstrudel, der auf seinen Pfaden hinterdrein zieht?«

»Vielmehr den Strick!« entgegnete Sturm und citirte pathetisch weiter:

> CCIch seh ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
> Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.DD

»In der That scheint das der Fall zu sein,« sprach Herbert wieder mit einem Ernste, der dem Maler etwas verwunderlich däuchte, während der Hund, mit der Nase am Boden, jetzt näher um sie her schnupperte. Herbert unterließ nichts, ihn anzulocken, ergriff dann plötzlich das Seil und hielt den Hund gefangen.

»Also ganz Faust!« sagte Sturm verwundert drein schauend.

»Der Hund soll uns den Weg zeigen!« erwiederte Herbert ernst und fast bedeutungsvoll.

»In die Hölle, Herbert?« fragte der Maler.

»Nein, zu seinem Herrn.«

»Zum Teufels also doch!«

»Sie werden ja sehen, folgen wir nur der Leitung des Hundes!«

Damit setzte sich Herbert in Bewegung und zwar nach der Seite hin, in welcher der Pudel jetzt stark am Stricke zog. Derselbe lief einen Waldpfad entlang, der zuletzt nach dem Buchberg'schen Schlosse Sonne führen mußte,

wenn er seine Richtung nicht änderte. Manchmal stieß der Hund ein kurzes, ungeduldiges Geheul aus, wenn Herbert nicht rasch genug nachkam, endlich aber zog und zerrte er an dem Stricke, um in das Dickicht hineinzudringen, wohin ihm auch Herbert folgte, während Sturm, der Hatze müde, außen stehen blieb und Lust hatte, umzukehren. Da war es ihm, er sehe in ziemlicher Entfernung einen Menschen über den Pfad streichen, der dieselbe wunderliche Ledermaske trug, von welcher er schon von Herberts Genossen beim ersten Zusammentreffen gehört hatte. Zu gleicher Zeit kam Herbert auch wieder in den Pfad heraus, und zwar ohne den Hund, da der Strick sich von dessen Hals gelöst hatte und, im Dickicht nachzufolgen, eine für Herbert zu schwierige und ungewohnte Aufgabe war. Als jedoch Sturms Bericht vernommen war, beschlossen beide, die erste Wildbahn hinan zu eilen, um dem Flüchtling womöglich den Weg abzuschneiden. Nachdem sie eine Strecke gelaufen, ward ihre Aufmerksamkeit wieder durch den in der Nähe bellenden Hund erregt. Hier war Hochwald, leicht darinnen fort zu kommen. Bald bemerkten sie den Pudel, der sich vor einem auf dem Moose liegenden Gegenstand aufhielt. Noch näher gekommen erkannten sie die kogelförmige Ledermaske desjenigen, der sich gewissermaßen als Anführer der Bande geberdet hatte. Herbert hob sie auf und betrachtete sie mit Neugierde und Aufmerksamkeit. Der Hund jedoch schoß alsbald durch den Wald weiter. Sie konnten ihm lange zwischen den Hochstämmen hin

mit den Augen folgen, während auch ihre Schritte nacheilten. Geraume Zeit verschwand dann der Pudel ihren Blicken.

Plötzlich hörten sie wieder dessen freudiges Gebell, gleich darauf aber einen Schuß, der nun lang anhaltend durch den Hochwald hinhallte. Dann war es still, – auch das Hundegebell verstummt.

Mit neuerregtem Interesse drangen Sturm und Herbert so rasch als möglich in der Richtung vor, woher der Schuß gefallen war. Sie waren noch keine zweihundert Schritte gelaufen, als sie an eine größere Lichtung gelangten, wo sich die Wildbahnen durchschnitten. Nach einer Richtung hin, aus welcher eben einer der Gensd'armen keuchend und abgehetzt daherkam, hatte man den Anblick des Schlosses Sonneck, malerisch eingerahmt von den Rändern der Waldallee. Zu jeder andern Zeit hätte sie das Bild zu fesseln vermocht, jetzt nahm alle ihre Aufmerksamkeit der Anblick des Pudels in Anspruch, der regungslos unter einer Fichte lag, mit einer klaffenden Wunde an der Seite, während jenseits der Lichtung auf einem Marksteine ein junger Mann in Schützentracht saß, der sein Gewehr halb an dem Knie liegen hatte, wie es beim Anstand wohl vorkommt. Er hatte Jagdstiefel an und eine graue Joppe, deren grüne Aufschläge zurückgelegt waren. Sein Hut lag neben ihm auf dem Rasen. Jetzt warf er einen scharfen Blick nach den beiden Gestalten, die dort aus dem Walde traten, wehte sich dann mit gleichgültiger Miene durch das Taschentuch etwas Kühlung zu, denn er sah etwas erhitzt

aus, fuhr mit der Hand durch den braunrothen modischen Bart und griff hierauf nach der Brille, die er abnahm und gleichmüthig mit dem Zipfel seines Taschentuchs abwischte und reinigte, während er den Zwilling über den Knieen liegen ließ.

»Ja,« fing Sturm erstaunt an, »ist denn das nicht der kleine –«

Herbert unterbrach ihn mit einem bedeutsamen Kopfnicken.

»Den ich einigemal bei Frau v. Luckner traf,« fuhr Sturm fort, »und gar oft auf der Straße begegnete?«

»Er wird es schon sein!« sagte Herbert.

»Der mit seinem Pudel –«

»Mit seinem *weißen* Pudel.«

»Wo hatte ich denn meine Augen?«

»Kommen Sie,« sagte Herbert und ging über den Rasen der Lichtung auf den Schützen zu.

Dieser sah noch einmal durch seine Brille die Ankömmlinge fest an und gleichsam, als erkenne er Sie erst jetzt, fing er an:

»Ah, Sie sind's, Doctor Herbert. Und wenn ich nicht irre – Maler Sturm? Wie verirren sich denn die Herren in diese grüne Wildniß?«

»Eben wollte ich mir erlauben, dieselbe Frage an Sie zu richten,« bemerkte Herbert etwas spitzig.

»Ich? Nun, das Revier von Sonneck ist fast meine zweite Heimath geworden. Sie mögen sich denken, welches Vergnügen, welche Erholung die Jagd für uns Actenmenschen ist.«

»Es ist eben jetzt keine Jagdzeit,« bemerkte Herbert trocken.

Der Jäger lachte auf, als er sagte:

»Man sieht, daß Sie kein Schütze sind, Doctor Herbert, sonst müßten Sie wissen, daß gerade jetzt die Tage für die Bürsche auf Graßhirsche und für den Anstand auf Böcke gekommen.«

»Dem mag so sein. Aber es scheint, Ihr Ziel war diesmal weder ein Graßhirsch noch ein Rehbock. Sie haben den Hund erschossen.«

»Ja.«

»Wie konnten Sie das, Herr Arthur Maier?«

»Das? Ihre Fragen werden immer seltsamer, Herr Doctor. Es ist Jägerrecht. Kein rechter Schütze wird einen herrenlosen Hund im Gehege dulden, sowenig als Wilddiebe. Es streicht dergleichen Gesindel ohnehin genug durch unsere Wälder. War mir doch, als hätte ich erst vorhin solch' verdächtige Strolche durch den Forst streichen sehen. Gehörte der Hund Ihnen, Doctor Herbert?«

»Keineswegs.«

»Das ist gut. Es hätte mir Leid gethan,« sagte Herr Arthur Maier mit großer Gelassenheit, indem er jetzt seine Cigarrendose hervorzog und sie mit einer leichten Handbewegung hinbot. »Bedienen Sie sich, meine Herren!«

Beide antworteten mit einem trocknen »Danke!« und Herbert fing wieder an:

»Der Hund – um auf die Sache zurückzukommen – geberdete sich genau, als ob er nach seinem Herrn suche, hat dafür aber schlechten Dank geerntet.«

»Das heißt – Sie wollen damit sagen, daß ich dieser Herr sei.«

»Genau das.«

»In der That,« fuhr Arthur Maier ruhig fort, »ich hatte einmal einen weißen Pudel, der diesem weißen Pudel ziemlich ähnlich sah, wie dies häufig unter den weißen Pudeln vorkommen soll. Aber der meinige ist mir schon vor Jahren entkommen. Ja, wenn ich mich recht erinnere, waren Sie Zeuge meines Verlustes. Die Sache erregte damals Ihre Heiterkeit, Doctor Herbert, und die eines andern Herzen, der durch eine seltsame Fügung des Geschickes Nachbar meines Jagdfreundes geworden und heute auf der Sonnenreut ein Privatscheibenschießen gegeben haben muß. Es krachte ja ganz erschrecklich und hat mir alles Wild verscheucht. Dergleichen sollte man sich verbitten können. Es ist zu unangenehm.«

Maler Sturm sah ganz erstaunt bald nach dem kleinen Herrn, bald nach Herbert, der sich in die Lippen biß.

»Dies Scheibenschießen,« fing er dann an und wollte offenbar etwas Spitzes und Bitteres sagen, als sich der Polizeisoldat, der seit geraumer Zeit hinzu getreten war und zugehört hatte, auch vernehmen lassen wollte, indem er einfiel:

»Es war kein Scheibenschießen! Kein Mensch wird mir einreden, daß dies ein Scheibenschießen war.«

»Nun, was war es denn, Herr Gensd'arme?« fragte Arthur Maier.

»Bombardirt haben sie die Sonnenreut, freches Gesindel, am hellen Tage. Aber wart, ich will Ihnen kommen, den Strolchen!«

»So, so, auf der Sonnenreut war man in Noth, ohne daß man in der Nachbarschaft etwas davon wußte!« begann nun Herr Arthur Maier. »Das ist kaum glaublich! Und doch, meine Herren, wundere ich mich nur, daß es nicht früher geschehen. In solchen aufgeregten Zeiten muß man nicht der Stimmung eines ganzen Volkes trotzen wollen, nicht durch landesfeindliche Sympathieäußerungen eine Bevölkerung reizen, unter der man wohnt, und die nur zu leicht geneigt ist, sich selbst Recht zu schaffen.«

»Dagegen läßt sich nichts sagen,« hub nun Herbert an, »doch lebe ich der festen Ueberzeugung, daß Wildhoff weit entfernt ist von solchen Aeußerungen.«

»Es scheinen solche jedoch bekannt geworden zu sein,« versetzte Herr Arthur Maier. »Mir selbst kam derlei zu Ohren, und wenn ich es auch zweifelhaft hinnahm, befürchtete ich doch schon lange einen Ausbruch der Volksrache. Man kann jetzt nicht vorsichtig genug sein, und leicht zündet man solchen Unvorsichtigen das Dach über'm Scheitel an, ohne daß die Behörden –«

»Genug, genug!« fiel jetzt Maler Sturm ungeduldig ein, indem er etwas weiter vortrat und einen Gegenstand zeigte, den er seither auf dem Rücken gehalten. »Herr Maier – so heißen Sie ja – kennen Sie das Ding da?«

Damit hielt er dem Genannten die kogelförmige Ledermaske hin. Dieser zuckte etwas zusammen, ja, dem

scharfen Blicke des Malers entging selbst ein leiser Wechsel der Farbe nicht. An der Brille rückend, und schiebend sagte Arthur Maier endlich:

»Das scheint eine Schutzkappe gegen schwärmende Bienen zu sein. Sind Sie Bienenzüchter, Herr Sturm?«

»Nein, aber manchmal Bubenzüchtiger!« brummte der Maler durch die Zähne.

Dann blickte er sich plötzlich nach dem im Grase liegenden Hute des Herrn Maier, und Herbert wollte bemerken, daß dieser bei der Bewegung des Malers erblaßte und ihm einen Augenblick zuvorkommen wollte.

»Gefällige Façon! wo haben Sie den Schützenhut da gekauft?« fragte der Maler, indem er denselbean hin und her drehte und genau betrachtete. »Herbert, haben Sie nicht heute schon einen ähnlichen Hut gesehen, der von einer Ledermaske herunter geschossen wurde? Richtig, schade für das Loch da in dem schönen Filz.«

»Wirklich schade, aber doch leicht verschmerzt,« sprach jetzt Herr Arthur Maier gleichgültig. »Denn das Loch trug mir mehr ein, als der Hut werth ist. Baron Buchberg glaubte nicht, daß ich den Hut in die Höhe werfen und im Zenith mit einer Kugel durchlöchern könne. Ich schoß, und er verlor die Wette.«

»*Si non vero* –«

»Sie belieben zu zweifeln. Herr Maler Sturm, und auch Doctor Herbert scheint dazu geneigt. Wie? ich glaube gar, Sie haben Lust mir eine romanhafte Rolle unterzuschieben! Der Teufel auch! Ich könnte böse werden, wenn ich nicht lachen müßte!«

Und damit lachte er. Jetzt war auch der Moment für den Gensd'arm gekommen, sich drein zu mischen, nachdem er zu merken anfing, um was es sich handelte.

»Wird sich Alles zeigen, fing er mit ernster Würde an, indem er sich mit einer hackenförmigen Bewegung des Zeigefingers an Herrn Arthur Maier wandte. »Legitimation!«

»Was?« fuhr jetzt der Gemeinte heraus.

»Keine Schnauzerei! Schlägt nicht an!« erwiederte des Organ der Polizei mit großer Ueberlegenheit. »Jagdkarte!«

Einen Augenblick sah der Aufgeforderte den Gestrengen an. Dann langte er in seine Joppentasche und zog langsam etwas heraus, das er ebenso langsam dem Gensd'arm hinreichte. Dieser las und sein Gesicht verlängerte sich, bis er in möglichster Fassung die Karte wieder mit den Worten hingab:

»Alles in Ordnung, Herr Praktikant. Meine Pflicht, Herr Praktikant! Bin erst in's Gericht versetzt worden, nicht gekannt, Herr Praktikant!«

»Schon gut!« sprach dieser abwinkend, indem er einen Blick durch die Waldallee warf, durch welche eben ein blasser Herr mit schwächlichem und verweichlichtem Aussehen, auf einen Stock mit goldenem Knopf gestützt, daher kam. Ohne für's Erste diese Annäherung weiter zu beachten, fuhr Arthur Maier, an den Polizeisoldaten gewendet, fort: »Verfahren Sie jedoch nicht partheisch,« Sie

gestrenger Executor des Gesetzes, und widmen Sie diesen beiden Herren dieselbe Aufmerksamkeit, wie mir, – ich muß schon darum bitten.«

Der Polizeisoldat sah etwas verblüfft drein. Jedoch die Forderung war gerecht, und so wandte er sich zunächst an Maler Sturm, mit dem Verlangen nach der Jagdkarte. Dieser hatte die seinige zum Glücke bei sich und reichte sie dar.

»Also versehen,« sprach der Praktikant dazwischen, »nur berechtigt der Besitz einer Karte noch nicht zum Betreten fremden Jagdgebietes, Sie müßten denn vom Herrn Baron eingeladen worden sein.«

Damit wandte er sich an den mühsam daherschreitenden Herrn, der näher kommend alsbald begann:

»Wen soll ich geladen haben, lieber Maier! Niemand als Sie hab' ich geladen, lieber Maier.«

»Aber vielleicht den Doctor Herbert?« versetzte der liebe Maier mit schlecht unterdrücktem Hohn. »Nun, Gensd'arm, hat man eine Jagdkarte?«

»Ich habe keine!« antwortete Herbert nochmals selbst.

»Sie haben keine – keine Jagdkarte?« fragte der Baron und maß ihn ganz verwundert mit den Augen.

»Das thut mir wirklich leid,« fiel nun wieder der liebe Maler ein, »daß Sie sich ohne Jagdkarte, mit einer Büchse bewaffnet, auf fremdem Jagdgebiet treffen lassen, Herr Doctor Herbert. Wissen Sie, daß Sie damit, außer der gesetzlichen Strafe, auch der Confiscation Ihrer Büchse verfallen? Wer wird aber auch so unvorsichtig sein!«

Mit dem ihm zu Gebot stehenden Hohne drehte er sich hierauf zu dem Baron um und berichtete ihm den Unglauben der Beiden, daß er die Wette mit dem Hute gewonnen habe, worauf er ihn mit bedeutsamem Winken höflich aufforderte, der Wahrheit die Ehre zu geben.

»Ja wohl, natürlich haben Sie die Wette gewonnen,« sprach der Baron jetzt mit Ostentation. »Was galt's doch? Drei Karolin, nicht wahr, lieber Maier! Ich hab' sie ja schon gezahlt!«

»Noch nicht, Herr Baron!« sagte jetzt Maier innerlich lachend und äußerlich sich verbeugend.

Der Baron verzog das Gesicht, als er jetzt in die Tasche langte, um mit schwerem Gelde zu bezeugen, daß eine Wette gewonnen worden sei. Hierauf sah er etwas ungeduldig drein und ging auf Herbert und Maler Sturm zu, indem er sprach:

»Sie können jetzt überzeugt sein, daß er die Wette gewonnen hat. Ich hab' sie ja honorirt. Daß Sie keine Jagdkarte haben, Herr Doctor, thut mir auch leid. Sie sollten eine haben, wenn Sie mit Büchsen und Gewehren ausgehen. Aber lassen wir's, – Sie sind mir ja bekannt. Der Herr ist mir bekannt, Gensd'arm. Es thut nichts, daß er keine Jagdkarte hat!«

»Sie sind wirklich sehr gütig, Herr Baron sagte Herbert mit Ironie.

»So, die Herren können getrost gehen,« fügte der Baron hinzu, indem er als Stütze Arthur Maiers Arm nahm. »Empfehl' mich!«

Sturm gab stillschweigend dem Polizeisoldaten die Ledermaske hin und schritt, während dieser noch immer betroffen stehen blieb, von Herbert begleitet, der ebenfalls nicht zu wissen schien, was er zu diesem Ausgange sagen sollte, langsam durch den Wald zurück.

»Also abgefahren! Gründlich abgefahren!« fing Sturm endlich an. »Zuletzt dürfen noch *wir* uns Glück wünschen, nicht arretirt worden zu sein. So geht es in dieser Welt, von der man so viel Gutes und Schönes zu sagen weiß. Und doch vermuthe ich, daß die Wette eine Lüge, der Baron eben erst aus der Stadt gekommen und die Beiden wirklich an der Geschichte drüben ihren guten Antheil haben.«

Herbert entgegnete eifrig, daß er davon fest überzeugt sei, und erzählte nun dem Maler, was er gestern Abend zufällig von dem Zwiegespräch des Schnarrenden und des Haggl vernommen.

»Aber, lieber Herbert,« fuhr der Maler stürmisch auf, »warum sagten Sie denn das nicht den Gesellen in's Gesicht! Die gehen triumphirend dahin, lachen in's Fäustchen. Nein, das *muß* ich noch anbringen!«

Mit den letzten Worten drehte sich auch Sturm in seiner raschen Weise um und lief durch den Hochwald nach der Allee, in welcher er denn auch den Baron auf Maiers Arm gestützt langsam dahinwandeln sah. Sie waren im eifrigsten Geflüster begriffen, da ihnen plötzlich der Ruf nachscholl:

»Ah, geehrtester Herr Baron von Buchberg, erlauben Sie noch ein Wort.«

»Nun?«

»Haben Sie nicht einen Commis, der früher Schloßverwalter in Sonneck war?«

»Ja!« kam als zögernde Antwort zurück.

»Nun, dieser schnarrte gestern Abend in der Hauptstadt einem gewissen Haggl etwas zu, das wir heute genau so erlebt haben. Es wird Sie das gewiß interessiren, Herr Baron, – ich empfehle mich.«

Mit einem Ausdrucke maßloser Bestürzung sah Baron Buchberg dem davonschreitenden Maler nach, – selbst Arthur Maiers Fassung war für einen Augenblick dahin. Sie wußten nicht, ob sie dem im Walde Verschwindenden nachlaufen oder nachrufen sollten. Sturm aber hatte bald Herbert wieder erreicht, dem er mit Genugthuung versicherte, daß den Beiden der Spaß jetzt gründlich verdorben sei.

»Uebrigens,« fügte er hinzu, »der Kleine – so fest in seiner Bosheit – scheint mir ein ganzer Kerl. Wie tapfer hielt sich der im Kreuzfeuer unserer Fragen. Mir scheint nach Allem, was ich von ihm weiß: er haßt gut! Und das fordert in dieser schwachseligen Welt immerhin den Respect heraus.«

Als Herbert mit einem unbefriedigten, frostigen Gefühl zurückkam, trat er in die Wohnstube des Sonnenreuters,

um sich nach Wildhoffs und des Kindes Befinden zu erkundigen. Der Bernecker Hanns war schon von der Verfolgung der Flüchtigen zurück, ebenfalls ohne Resultat. Da saß derselbe nun, von der Thüre abgewendet, auf einem Stuhl, mit dem Gesichte in den Händen, als ob er tief und traurig bewegt sei. Der Sonnenreuter stand neben ihm und mußte einige Worte zu ihm gesprochen haben, die ihn so sehr erschütterten. Herbert konnte es nicht verhindern, daß er einige Sätze mit anhörte, da der Sonnenreuter weiter sprach:

»Nun weißt Du, Hanns, wie meine Lisi darüber zu denken hat, und was ich dazu denke. Was das Andere betrifft, sag' ich nochmals: Dein Vater hätte zu diesen schlechten Zeiten den theuern Prozeß um den Wald nicht anfangen sollen, – man braucht jetzt sein Geld, – der Baron drüben könnte ihn dann nicht so am Genick fassen, wie er's thut. Uebrigens wär' auch dafür noch ein Kräutlein gewachsen. Und wenn es der Baron so fortsetzen will, Deinen Vater zu drücken, und wenn sonst Niemand dem Bernecker helfen will oder kann, nun, Hanns, frag' Deinen Vater einmal, ob er denn von Einem das nöthige Geld nähme, dem schon Haberfeld getrieben worden ist, wenn der's hergeben wollt', – weißt, Hanns, von einem Bilwizschneider, der's hergeben kann. Frag' ihn halt einmal darum, Hanns, ob er's nähme.«

Jetzt drückte der Bernecker Hanns das Gesicht noch tiefer in die Hände auf der Stuhllehne, und weinte wie ein Kind. Herbert aber eilte, um nicht zu stören, nun doch

mit einer warmen Empfindung im Herzen hinweg, um den verwundeten Freund aufzusuchen,

Achtes Capitel. Durch welches ein ganzes Jahr dahinrollt.

Die Nachricht, daß im Oberlande ein einzelner Hof von einer bewaffneten Bande angefallen und stundenlang beschossen worden sei, konnte damals trotz der Ungeheuerlichkeit des Vorgangs in einem modernen Staate, nicht das Aufsehen erregen, wie in friedlicheren Zeiten. Man hatte in jenen Kriegswochen größere Sorgen und war auch amtlich gewillt, diese That als eine zwar unberechtigte, aber erklärliche Aeußerung des beleidigten Volksgefühls zu betrachten, deren strenge Ahndung bei der damaligen unheimlich mißtrauischen Stimmung in der Bevölkerung nicht einmal rathsam gewesen wäre. Selbst die officiöse Presse hatte dem summarischen Berichte über diesen Vorgang nichts beizufügen, als die Mahnung, in solchen aufgeregten Zeiten das Volk nicht durch höhnische unpatriotische Aeußerungen zu reizen, – also ganz im Sinne des Herrn Rechtspraktikanten Maier.

In den Tagen großer blutiger Kämpfe auf den Schlachtfeldern des Landes legte man auch im Publikum der Sache nur geringe Bedeutung bei. Und als man nur einmal hörte, wem dieser Ausbruch der Volksrache gegolten, sagten nicht wenige: »Ah! der da! Ist ihm nicht zu viel geschehen! Wer wird sich auch darum kümmern!« –

Herbert verbiß mühsam seinen Grimm. Denn Wildhoff hatte ihm das Wort abgenommen, durch keine Zeile den Freund rechtfertigen zu wollen. Da die Vertheidiger des Hauses bei ihrem Ausfalle keine Gefangene gemacht und sonst wenig zu erheben war, hätten gerichtliche Schritte kein Resultat geliefert. Was Herbert von dem Gespräche des früheren Schloßverwalters von Sonneck und des Haggl gehört, konnte ebenso auf völlig harmlose Weise gedeutet werden, und Haggls Theilnahme an dem Ueberfalle, die allerdings in's Gewicht gefallen sein würde, war nicht zu beweisen. Nun sorgten die großen umgestaltenden Ereignisse in Deutschland, so wie die Verhältnisse im engeren Lande dafür, daß die Sache bald ganz einschlief und in Vergessenheit gerieth.

Denn bald nach Beendigung des Krieges mit seinen bekannten Folgen kehrte Balletdirector Brunno aus seiner freiwilligen Verbannung zurück in die Hauptstadt, in welcher man, gleichsam ohne Ahnung, daß inzwischen überhaupt etwas vorgegangen sei in der Welt, nach wie vor dahin lebte. Brunno schien sich von da an mehr auf die partikularistische und sogenannte ultramontane Partei stützen zu wollen, um seine schönen Pläne zur Regeneration des deutschen Theaters durch die Pantomime verwirklichen zu können. Daß er nun für den äußersten Fortschritt eben so sehr ein Gegenstand des Mißtrauens und Angriffs wurde, als er früher das Gegentheil war, ließ sich voraussehen. Die Dinge gingen ihren nothwendigen Gang. Nachdem der Staat um alles Ansehen nach Außen gekommen war, entbrannte im Innern der Partheikampf

heftiger als je. Die beiden extremen Richtungen begannen sich mit rücksichtsloser Wuth um das schon so mürbe gewordene Staatsbanner zu reißen, die Andern sahen dem tollen Kampfe nur noch mit dem Interesse der Spannung zu, welche Parthei den größten Fetzen von der gesunkenen Fahne behalten würde. Es war ein unbehagliches, unangenehmes Schauspiel, von dem sich jetzt mancher hinweg sehnte, – Todeskrämpfe, die ja noch lange bis zur Auflösung dauern konnten.

Wenn so – rasch genug – die Erinnerung an den Ueberfall der Sonnenreut in den Hintergrund gedrängt worden, litten doch die Betroffenen nicht minder schwer unter den Nachwirkungen jenes Tages. Hatte schon die tiefe Kränkung einen betrübenden Einfluß auf das ohnehin beschwerte Gemüth Wildhoffs, so zeigte sich jetzt auch seine Verwundung, die er anfänglich so gering angeschlagen, von nachhaltigerer Bedeutung. Die Wunde heilte schwer, sein allgemeines körperliches Wohlbefinden war gestört, seine Gesundheit empfindlich berührt. Mehr aber und tief bekümmerte ihn, daß der kleine Oskar seit jenem Schreckenstage beim geringsten Anlasse, wenn z. B. eine Thüre auf der Sonnenreut zufiel, von Krämpfen und Zuckungen befallen wurde und unter der Nachwirkung jener Schreckensstunde von qualvollen Gichteranfällen[1] heimgesucht ward. Wildhoff litt dabei noch mehr, als das arme Kind selbst. Da nun Dr. Glöckner anhaltend

[1]Gichter wird häufig als Todesursache bei Kindern angegeben und war eine Erkrankung mit Krämpfen, hohem Fieber und Schüttelfrost. Die Ursache waren meistens Darmerkrankungen zusammen mit

und dringend einen Ortswechsel anrieth, reiste eines Tages Wildhoff mit dem Kinde in mildere und friedlichere Gegenden ab, wo er auch den Winter zubringen wollte. Seine gehetzte Seele war müde geworden.

Indeß ging auch auf einem andern Gebiete, das wir in den Kreis unserer Schilderungen gezogen, ein Umschwung der Dinge vor. Da unsere Erzählung zum Schlusse drängt, können wir jedoch, so dankbare Scenen sich auch der schildernden Feder böten, nur einen summarischen Bericht geben, um für die entscheidenden Vorgänge im Leben unserer Hauptpersonen den nöthigen Raum zu behalten.

Als der Spätherbst kam mit seinen kehren Feldern und langen finstern Nächten, da rührte sich nämlich in der Landschaft an der Fallach auch wieder der Haberfeldbund, jedoch, wie aufmerksame Beobachter bemerken wollten, nicht mit jener strengen, um- und vorsichtigen Leitung, die seine seitherigen nächtlichen Urtheilsvollstreckungen gekennzeichnet hatte. Vielleicht war der fähigste Feldmeister zurückgetreten, oder versagte seine Theilnahme, bis wieder mehr Strenge und größerer Ernst im Bunde walte. Man beobachtete, daß wirklich bei den »Treiben« jenes Herbstes die Bundesgenossen an

---

Durchfall und Erbrechen, wodurch es zu Austrocknung, Mineralienmangel und Kräfteverfall kam.

der Westseite der obern Fallach sich nicht mehr betheiligten, daß die nächtlichen Rügen überhaupt mehr gegen das Flachland hin statt fanden. Hatte schon die Häufigkeit des Verfahrens demselben seinen frühem Nimbus, Ausfluß der Privatrache aber dem Bunde den Ruf unbestechlichster Gerechtigkeitsliebe genommen, so war des Berneckers Glauben an das Zeitgemäße des Verfahrens und eignen Scharfblick völlig durch die Aufklärungen erschüttert worden, welche er von seinem Sohne Hanns über die Unschuld der Bewohner der Sonnenreut erhalten, wozu nun noch die bewiesene Großmuth eines Mannes kam, der alle Ursache hatte, Rachegefühle gegen ihn zu hegen, statt dessen jedoch ihm in seiner größten Noth Hülfe zu bringen bereit war. Es war ein empfindlich demüthigendes Gefühl für den Bernecker, daß ihm seine Lage nicht erlaubt hatte, das Anerbieten des Sonnenreuters abzulehnen. Er nahm es auch nur in der Erwartung an, seinem Prozesse eine günstigere Wendung geben und sich seiner Verpflichtung dann bald und glänzend entledigen zu können. Zudem war damals durch Umstände, die später bekannt gegeben werden, der Verdacht des Bilwizschnittes, welcher auf dem Sonnenreuter lag, ziemlich erschüttert. Als nun der feige Ueberfall der Sonnenreut während des Kriegs als ein Werk des Haberfeldbundes bezeichnet wurde; als es im Lande denn auch kein Geheimniß mehr war, daß wirklich einige Haberer, darunter der lange Hies, Theil genommen: da hatte der Bernecker den braunen Ahnenrock und den Flachsbart in die Truhe der Oberstube geworfen und geschworen, sie

nicht wieder heraus nehmen zu wollen, bis dem eingerissenen Unwesen gesteuert, und jener strenge Ernst, wie er ihn verlangte, wieder in Rath und Rechtsübung des Bundes zur Geltung gelangt sei. Und der Bernecker war der Mann darnach seinen Schwur zu halten.

Dennoch führte eines trüben Sonnabends im Spätherbst der lange Hies eine Rotte von zwölf Burschen aus der Kirchengemeinde der Gottesau zur Eisenbahn, um mit Benutzung des Nachtzugs rechtzeitig zu einem großen Haberfeldtreiben zu gelangen, welches vor einer Stadt im Flachlande stattfinden sollte. Da kamen nun denn auch gegen Mitternacht aus allen Richtungen vermummte Haufen gegen die vervehmte Stadt vorgerückt. Ihre Vereinigung sollte doch auf unerwartete und verhängnißvolle Weise gehindert werden. Der Anschlag war nämlich noch in selbiger Nacht verrathen worden, die Mittheilung gelangte noch rechtzeitig als Telegramm an die Behörden der Stadt, wo alsbald Generalmarsch geschlagen und die Bürgerwehr in die Waffen gerufen wurde. Man hatte gesehen, wohin der Mangel aus Entschiedenheit in dem verhängnißvollen Krieg geführt, – ein energisches Handhaben der Ordnung im Innern war geboten. Vor den Thoren der Stadt lieferte denn auch die Bürgerwehr den Haberern ein mitternächtliches Gefecht, warf deren zuziehenden Haufen noch vor ihrer Verbindung zurück und machte zahlreiche Gefangene. Die Rotte des langen Hies und eine Bande aus dem Flachlande wollte bei einer Sandgrube sich vereinigen. Dort standen zwei Brüder mit Wachholderzweigen auf den Hüten und

Stöcken in der Hand, der Freunde aus dem Westen harrend, als plötzlich der Eine, von einer Kugel in's Auge getroffen, niederstürzte. Der Andere warf sich auf ihn, rief ihn bei Namen, – es erfolgte keine Antwort. Da legte der übrig gebliebene Bruder dem Gefallenen den Zeigefinger in's durchschossene Auge, zeichnete der Leiche ein blutiges Kreuz auf die Stirne und seufzte, ohne auf das Nahen der Gegner zu achten:

»Gott gib' Dir die ewige Ruhe.«

Darüber wurde er ergriffen. Die Zeitungen brachten über diese tragische Episode Berichte, schwiegen jedoch über eine andere, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts von derselben wußten. Während bei jener Gelegenheit nämlich eine Wache der Bürgerwehr bei der Leiche des Gefallenen von den Haberern aus der Ferne bedroht wurde, deckten diese den Rückzug der Rotte des langen Hies, die ihren schwer getroffenen Führer davon schleppte. Ihm war eine Kugel durch die Lenden gedrungen, die ihm furchtbare Schmerzen erregte. In einem nahen Einödhofe legte man den Hies auf eine Tragbahre und trug nun den Verwundeten in der finstern Nacht durch Wald und Moor der fernen Heimath am Fuße des Schwalbenbergs zu – bald nur als Leiche. Seine letzten Worte waren eine Mahnung, von nun an stets dem Bernecker zu folgen, dem Verräther aber nachzuspüren und ihn nicht zu schonen. Dann fügte er noch mit brechender Stimme hinzu:

»Schaut's Buab'n! Recht hat er doch g'habt, der Teufi, sellmals auf dem Scheibenbühl bei der Verlesung. Hat

G'walt über mi g'habt, weil i –« er unterbrach sich, indem er nur noch hinzufügte: »na z'meinetwegen! 's Jahr is bald um – und hin bin i!«

Damit streckte sich der lange Hies auf der Bahre und war todt. So brachten ihn seine Kameraden heim. Andern Morgens hieß es, der Hies sei in der Nacht an einem Herzschlag gestorben. Auf der Gottesau, wo er einst vor dem Kirchgang den Hanns gegen die Sonnenreuter Lisi verhetzen half, liegt er nahe der Kirchhofsmauer begraben. Wo ein schwarzes Kreuz mit weißer Inschrift berichtet, daß hier der ehr- und tugendsame Jüngling Mathias Probstmaier in Frieden ruhe, kniete im nächsten Frühjahr öfter die rothe Urschi und einmal auch die Sonnenreuter Lisi. Die Leute erinnerten sich, daß der lange Hies früher die Lisi gern gesehen, sie ihn aber nicht gemocht habe, weil sie den Hanns lieber gehabt. Jetzt war sein Haß wie seine Liebe erloschen; der große Versöhner Tod war auch über *sein* Grab gewandelt, und Lisi betete aufrichtig für seine arme Seele.

Nun hatte in jenem Winter nur noch ein Haberfeldtreiben, das letzte, statt, weit draußen im Flachlande, in der Nähe der Hauptstadt, wobei es nicht ohne Brutalität abging, denn der Pfarrer des Marktes wurde niedergeschlagen und anderer Unfug verübt. Während der Verlesung des Sündenregisters entspann sich ein Gefecht mit der anrückenden Gensd'armerie; man schoß scharf aufeinander, es gab wieder Verwundete und Gefangene, letztere jedoch erst als das Register verlesen, das Licht

in der Mitte der Haberer erloschen war und die Vehmgenossen sich aufgelöst hatten, um einzeln heim zu schleichen. Die Gefangenen sahen harten Freiheitsstrafen entgegen, – denn die Richter waren entschlossen, Exempel zu statuiren. Und so ward für Manchen der Leichtsinn, mit welchem man des Bernecker's Mahnung in den Wind geschlagen, verhängnißvoll.

Während man so der Verbindung von Kaiser Karl's Leuten im Lande mit Entschiedenheit und Erfolg zu Leibe ging, tauchte in der Hauptstadt selbst der Spuk der faustritterlichen Walkerbande von Zeit zu Zeit, bis in den Sommer hinein, wieder auf, ohne jedoch die Aufmerksamkeit des Publikums so sehr zu erregen, wie die der Polizei. Außerordentliche Schlauheit, Vorsicht und Berechnung leitete das Auftreten dieser geheimnißvollen Bande, die es sich zum Grundsatz gemacht zu haben schien, ihre Faust nur da anzuwenden, wo man ein Interesse hatte, die Sache nicht publik werden zu lassen. Die einzelnen Fälle gelangten nur als Munkelei in's Publicum, das die Existenz der Bande überhaupt leugnete oder nur als Popanz für feige Galanterie gelten ließ. Indeß blieben auch alle Nachforschungen der Polizei vergeblich. Einige Verhaftungen wiesen sich als arge und komische Mißverständnisse aus, welche auch noch in der Sommerfrische wacker belacht wurden. So bezeichnete das Gericht den Professor Casimir Bader als Opfer eines solchen Mißverständnisses, da ihn seine eiligen Schritte im Dunkeln verdächtig gemacht hatten.

Darüber innerlich lachend setzte sich eines schönen Nachmittags der Gerichtsrath Brand vor dem Kaffeehause nieder, das sich unweit des Seeschlosses im See spiegelt. Dort saß auch der Aesthetiker unter einer Gruppe von Herren und Damen, mit der Darlegung des Waltens der sittlichen Weltordnung in der modernen Malerei beschäftigt. Er war im Eifer, hatte den Hut etwas zurückgeschoben, was ihm ein höchst unternehmendes, händelsüchtiges Ansehen gab. Dabei warf er mit den apokalyptischen Reitern des Cornelius um sich, als hätte er seiner Zeit unter denselben gedient, wobei es ihm nicht eben darauf ankam, der Logik ein Schnippchen zu schlagen. Maler Sturm, der eine Zeit lang zuhörte, hatte zwar eine hohe Meinung von den apokalyptischen Reitern, eine sehr geringe jedoch von des Professors Verständniß derselben. Er erhob sich und ging. Auch Herr Felix von Fuchs – jetzt vollendeter Stutzer, leider noch immer bartlos und mit knabenhaftem Aussehen – verlor sich aus der Hörweite des Vortrags, behielt jedoch die hübsche Pauline Langenbècque im Gesichte, deren Augen und Wangen eben lebhaft glänzten, da der liebenswürdige Graf Leinberg einige Worte mit ihr wechselte. Vielleicht um diesem zu imponiren, schlug Herr von Fuchs mit seinem kostbaren Rohre so verwegene und gefährliche Terzen und Quarten in die Luft, daß der Zuschauer fürchtete, er wolle sich von hinten her den Kopf vom Nacken schlagen, was übrigens kein besonderer Schade gewesen wäre.

Es war eine belebte Scene, welche sich dort am Strande unter Lauben und Bäumen neben der anschlagenden

Fluth, mit wundervoller Aussicht auf den See, jeden schönen Sommernachmittag wiederholt. Da sitzen die Damen und reden geistreich vom Hof und vom Theater oder stricken Schicksalsstrümpfe und sticken Thränentücher für Nah und Fern, sehen auf die golddurchwirkte bürgerliche »Prozin« herunter, die sich wieder durch verächtliche Blicke nach der gespreizten »Büchselmadam« rächt. Etwas abseits vom Herrn Rath, Professor und Director freuen sich – vorhin mit dem Dampfschiffe angekommen – bei gebackenen Hühnern und entsiegelten Flaschen der Herr Hofnudelbäcker, der Herr Hofschachtelfabrikant, und der Herr Hofschweinemetzger ihres theuren Lebens. Da und dort sitzt auch eine bescheidene Mutter in einem lieblichen Töchterkranz, und am Ufer spielt eine Kinderschaar mit den Strandkieseln. Auch den fürstlichen Flügeladjutanten Freiherrn v. d. Leithen bemerkt man unter den Gästen, nicht minder den Herrn Arthur Maier, der wieder für den Sommer am See praktizirt, um im Herbst angestellt zu werden.

Das Alles nun konnte der Gerichtsrath mit einem Blicke übersehen. Es störte die heitere Stimmung nicht, mit welcher er den Anblick des See's genießen wollte, wie er vom Sonnenduft des Nachmittags da außen lag. Gerade unter Menschen kann man oft am einsamsten sein, und das wollte der Gerichtsrath – dazu Kaffee schlürfen, rauchen, schauen und sich sonnen. Während sich jetzt der junge Graf Leinberg von Paulinen verabschiedete und den Strandweg gegen den Wald einschlug,

wohin ihm die Blicke des Mädchens mit Spannung nachfolgten, fiel dem Gerichtsrath noch eine Geschichte ein, die jüngst in einer Abendgesellschaft Notar Wolf als eignes Begegniß in Beziehung zur Furcht vor der Walkerbande, erzählt hatte. Indem er sich dieselbe lebhaft vor die Phantasie rief, erheiterte sie sein Inneres, wie in der Sonne die Landschaft.

»Es war eine finstere, stürmische Märznacht,« hatte Notar Wolf damals sein Erlebniß im Schauerstyl begonnen. »Da ging ich allein durch eine einsame Gasse der inneren Stadt. Vor mir sah ich eine Männergestalt, die mir bekannt däucht. Aus der gebauschten Rocktasche der Rückenschöße schaut etwas Cylinderförmiges, was ich anfänglich für ein medizinisches Instrument halte. – Ach, Freund, ruf' ich, sind Sie Mediziner geworden und wollen einer Obstruction zu Leibe gehen? – »Nein,« spricht er bedeutsam, »ich bin auf dem Wege zu den Molchen, unserm Poetenklub.« – Was thun Sie dort mit dem Instrument, das Ihnen so gefährlich zur Rocktasche herausschaut? – Ohne Erwiderung sieht er mich an, bleibt plötzlich im Lichtkreis eines Gascandelabers stehen, packt mich mit der Linken beim Rock, greift mit der Rechten zurück, reißt den Gegenstand aus der Tasche, holt aus und – hält ihn mir unter die Nase. – Was war's? – Ein Trauerspiel. Das zusammengerollte Manuscript einer Tragödie von fünf Acten nebst einem Vor- und Nachspiel. Sie können sich denken, wie schleunig ich mich auf die Flucht begab. Wollte mir der Schreckliche rasch einige Scenen daraus vorlesen.«

Heiter gestimmt durch die Erinnerung an diese Geschichte sah der Gerichtsrath hinaus auf den See, als die Ankunft einer Damengesellschaft von der Landseite her allgemeine Aufmerksamkeit erregte, welche jedoch zumeist einer schönen Blondine zu gelten schien, an deren Seite Graf Leinberg einher schritt. Die junge Dame war eine Erscheinung von eben so viel Hoheit und Adel, als Zartheit und Anmuth. Ihr reizvolles geistiges Antlitz war entweder vom Gehen oder von innerer Bewegung leicht geröthet. Für letztere sprach auch ein gewisser unruhiger Glanz der Augen und ein wechselndes Lippenspiel, wozu eine merkliche Beklommenheit und häufiges Zurückwenden der Blicke kam. Ob diese Erregung der Nachwirkung oder Vorempfindung entsprang, ließ sich nicht unterscheiden.

Die Gesellschaft nahm Platz, Graf Leinberg den seinen neben der schönen Blondine, um deren Mund ein schwaches Lächeln als Lohn für seine Aufmerksamkeiten schwebte. Und nun hob sich das schöne Mädchenhaupt vor des Gerichtsraths Blicken wie ein Marmorbild draußen auf der blauen Seefluth ab; unwillkürlich fühlte ee sich von dem Anblick gefesselt.

»Wo mag ich dieser vollendeten Anmuth schon begegnet sein?« fragte er sich selbst. »Es kann noch nicht gar lange her sein. Das Mädchen ist noch jung, scheint aber nicht mehr mit ganz ungetrübtem Gemüthe in die Welt zu schauen.«

Ihr Antlitz hatte jetzt eine reine Blässe angenommen; über ihre Züge war ein milder Ernst gebreitet, der selten

durch ein Lächeln unterbrochen wurde. Mit abgewischter Brille prüfte der Gerichtsraths Züge und Mienenspiel. Er glaubte zu bemerken, daß hinter der anscheinenden Ruhe sich noch immer eine nachdenkliche Unruhe verberge. Streiften doch ihre schönen Augen immer wieder dahin zurück, woher sie gekommen war. Ja, es fehlte nicht an Momenten, wo sich mitten in der Unterhaltung in die edlen Linien ihres Angesichts ein bitterer Zug stahl. Der Saum Ihrer Lippen zog sich dann merklich aufwärts, die Oberlippe stülpte sich leise um, über der edelgeformten Nase zeigte sich eine leichte senkrechte Stirnfalte und selbst an den zarten Nasenflügeln wurde jenes Emporziehen derselben zum Verräther einer leidvollen, inneren Bewegung oder der Erinnerung an schmerzliche Stunden. Das gab dem schönen Mädchenin den Augen des Beobachters eins erhöhtes Interesse. Da war schon ein Schmerz über eine holde Seele hingegangen, dessen Schatten noch Schleier der Wehmuth über ihre äußere Erscheinung warfen.

Gerne hätte der Gerichtsrath Beobachtungen fortgesetzt, die einst einen blühenden Frühling in seiner Brust hervorgerufen haben würden, als noch kein Silber den rothen Goldglanz seines Bartes bleichte. Aber schon lauerte das tückische Geschick auch hinter diesem harmlosen Schauen und Genießen. Da hatte sich Herr v. Pimpler niedergelassen, der neben andern großen Gefühlen auch das, unerschütterlicher Freundschaft für seinen kleinen Hund, Namens Bellochen, hegte, jedoch bei dem undankbaren nur halbe Erwiederung fand, worüber Herr v.

Pimpler in bitterer Klagen den Leuten zu erklären pflegte, wie sauer ihm das Leben durch Bellochen gemacht werde.

»Sehen Sie, Herr Gerichtsrath, er folgt nicht; Bellochen, da, da, da, da! Und doch bin ich ihm zu Liebe heraus, um frische Luft zu schöpfen. Sie glauben gar nicht, was ich mit dem Bellochen ausstehe.«

»Ei, so schlagen Sie des Hundevieh todt!« fuhr der Gerichtsrath geärgert heraus und wandte sich von der Bestürzung des verkannten Freundes Bellochens hinweg, um jedoch vom Regen in die Traufe zu kommen. Ein schwäbischer Herr nämlich, der sich seit Wochen am See aufhielt, um auf dessen Kosten die Leute mit Lobeserhebungen des Bodensees zu quälen, empfing den Gerichtsrath mit den Worten:

»'s ischt gen kein Vergleich, 's ischt wirklich kein Vergleich mit dem Bodensee. Und die Kette« – er meinte die Alpen – »die Kette ischt um ein gut Schtück länger am Bodensee, der auch viel größer und tiefer ischt.«

»Ich wollt', Du lägst drinnen und müßtest ihn austrinken,« brummte der Gerichtsrath, während der Schwabe, zurücklehnend, nach der Weise einer Arie, deren Melodie Rossini entweder am Bodensee oder der Bodensee bei Rossini geholt, in lyrischer Seestimmung vor sich hinsummte:

»Conschtanz liegt am Bo–o–o–densee,
Trara, trara, traridéldeh!«

Die Erwähnung des Squire Littlehouse aus Oxfordshire hinter seinem Rücken brachte den Gerichtsrath auf den Einfall, Herrn Kunstverleger Langenbècque anzurufen, der auch bereit war, mit der Autorität seines vielgereisten englischen Freundes sich der Fluth des Bodensees entgegenzustemmen.

220

Unterdeß schien sich die Unruhe der schönen Fremden auch Paulinen mitgetheilt zu haben und in derselben sich zu verdoppeln und zu verdreifachen. Ihr hübsches Gesicht halte einen unmuthigen und leidenschaftlich erregten Ausdruck angenommen, der das Mädchen nicht gut kleidete und wenn sie flammende Blicke nach dem Tische hinüber, wo Graf Leinberg in lebhafter Conversation mit der Fremden und deren Gesellschaft begriffen war.

Auch ihre Mutter, Frau Langenbècque, schien im Augenblicke nicht in bester Stimmung zu sein, was ihrer Freundin, Frau v. Fuchs und der Professorin Bader nicht entging.

»Welche Liebenswürdigkeit Graf Leinberg jetzt entwickelt,« sagte Frau v. Fuchs scheinbar absichtslos. »Die Anmuth dieses Mädchens ist eben auch bezaubernd und hat heute einen ganz besondern Reiz. Nicht wahr, Pauline?«

»Sie haben heute Ihren menschenfreundlichen Tag, Frau v. Fuchs,« erwiederte jedoch Pauline gereizt. »Sie finden Alles liebenswürdig, anmuthig, bezaubernd, reizend. Ich freue mich Ihrer milden Stimmung.«

»Mir scheint aber, Du freust Dich derselben eben nicht,« bemerkte Frau v. Fuchs. »Uebrigens wird dir nicht entgangen sein, daß Graf Leinbergs Lebhaftigkeit einer Steigerung fähig ist. Er war vorhin hier bei uns viel trockener, als jetzt. Meinst Du nicht, Pauline?«

»Verehrteste Frau v. Fuchs, Sie dürfen sich völlig auf die Schärfe Ihrer Augen verlassen und bedürfen meiner Bestätigung Ihrer Beobachtungen durchaus nicht,« erklärte Pauline mit trotzigem Nachdrucke.

»Nun, nun, nur nicht so aufgeregt, Pauline!« machte Frau v. Fuchs. »Du mußt Dich nicht darüber ärgern oder wenigstens solltest Du aus Klugheit Deinen Aerger nicht zeigen.«

»Ich ärgern?« fragte Pauline zurück. »Ich ärgere mich gar nicht. Welche Voraussetzungen, hi, hi, hi! Warum sollte ich mich ärgern!«

Und wieder ließ Pauline ein lautes Lachen vernehmen, dem man aber von Weitem schon das Erzwungene anhörte.

»Lach' nicht so laut, bitte, liebe Pauline,« fiel jetzt Luise Sperling ein, welche noch immer der hübschen Pauline Freundin war.

»Warum soll ich nicht lachen?«

»Man könnte meinen –«

»Mag man meinen, was man will. Ich lache zu meinem Vergnügen. Oder glaubst Du, ich solle schmachten, wie Du nach dem Arthur Maier hinüber schmachtest! Ich bin heiter, also lache ich.«

Und Pauline lachte wieder. Frau v. Fuchs aber beugte sich über den Tisch zu ihren Nachbarinnen und sagte mit einem Seitenblicke nach dem Platze, wo Graf Leinberg bei den Damen saß:

»Man muß seinem Geschmacke alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht wahr? Auch die Schöne scheint ihre Erinnerungen nun *ad acta* zu legen. Das ist klug. Dein Mann, liebe Langenbècque, und der Ihrige, Frau Professor, sollen ja harten Stand gegen den Unglauben gehabt haben, den der alte Herr all' den Reden entgegengesetzt. Was überzeugte ihn denn endlich?«

»So viel ich weiß,« erwiederte die Frau Professor, »besonders der Bericht, den der Arthur Maier von den Ergebnissen jenes gerichtlichen Verhörs gab, die leider nicht hinreichten, die Untersuchung fortzusetzen, da der Doctor dem unheimlichen Menschen heraushalf.«

»Zumeist jedoch wirkte die Thatsache, daß Frau v. Luckner allen Verkehr mit ihrem schwiegersöhnlichen Neffen abgebrochen hat,« ergänzte die Mutter Paulinens. »Der alte Herr war ganz erschüttert, als er dies hörte, – es sollen ihn ja noch zarte Erinnerungen an unsere gefallene Größe knüpfen. Und dann ist die Entdeckung, daß man die Tochter gewissermaßen einem Blaubart hingeben wollte, keine Kleinigkeit.«

»Und so verdankt man es unsern vereinten Bemühungen, daß das Mädchen den Huldigungen des Grafen Leinberg mehr Aufmerksamkeit zu schenken anfängt,« sagte Frau v. Fuchs mit Genugthuung. »Der junge Graf ist aber wirklich verliebt. Nun, und das Mädchen scheint eben so

viel Verstand als Schönheit zu besitzen. Eine Grafenkrone fällt nicht jeder in den Schooß, wenn sie ihn auch noch so offen hält, nicht wahr, liebe Langenbècque.«

»Ich bitte Dich, liebes Lottchen, welche Redensarten! Uebrigens ist es denn doch die Frage, ob Graf Leinberg mit seiner Krone gerade Ball spielen will. Aber,« lenkte Frau Langenbècque ab, »der unheimliche, zweideutige Mensch soll ja wieder im Lande sein. Man will ihn sogar am See gesehen haben.«

»Ja,« bestätigte Frau Professor Bader, »er hat sich da oben irgendwo in einer Einöde angesiedelt mit dem Kinde. Ich begreife nicht, wie ihm die Luckner das Kind anvertrauen mochte.«

»Da that sie sehr klug daran,« sagte Frau von Fuchs. »Er ist ja dessen gesetzlicher Vater. Hat ihn schon Jemand gesehen?«

»Mein Mann traf ihn gestern im Walde, wo er mit dem Kinde dahinstrich,« erzählte die Bader. Casimir machte einige zarte Anspielungen auf seine verstorbene Frau, worüber der Mensch roth und blaß ward. Das wollte Casimir sehen, sonst hätte er sich, Sie können sich denken, gar nicht mit ihm eingelassen. Uebrigens sehen Sie nur den Leith! Ich mochte schwören, die blonde Norddeutsche gefällt ihm auch besser, als seine Gräfin daheim, und er sehnt in diesem Momente seine ledigen Tage zurück.«

»Und Andere sehnen sich nach der Hochzeit, so geht es in der Welt, nicht wahr, Luise!« sagte Frau v. Fuchs, zu der Freundin Paulinens gewendet.

»Ich weiß nicht, wonach sich Andere sehnen,« antwortete Luise etwas empfindlich.

»Das sollten Sie aber wissen, Sie sind jetzt alt genug dazu!« versetzte Frau v. Fuchs in ihrer rücksichtslosen Weise, die, wie sie versicherte, ihrer wahren Freundschaft entsprang, jedoch nur eine Revanche dafür war, daß sich die arme Luise stets bereit gezeigt hatte, in die Spöttereien Paulinens über Herrn Felix v. Fuchs einzustimmen.

Vielleicht hätte Pauline durch ein scharfes Wort ihre schüchternere Freundin gerächt, wenn nicht in demselben Augenblicke ein großes Kindergeschrei losgebrochen wäre. Die Kleinen kamen daher gelärmt und einer der Jungen schrie Frau Professor Bader an.

»Mama, Mama, da haben wir wieder einen!«

»Nun, was für einen?« fragte die Frau Professorin mechanisch.

»Einen neuen Cameraden, der Oskar heißt!«

»So! das ist aber schön von ihm, daß er Oskar heißt!«

»Ja, er heißt aber noch anders.«

»Nun wie denn?«

»Weiß nicht mehr, frag' ihn selbst.«

Jetzt schaute Frau Professor Bader sammt Gesellschaft erst den kleinen Fremdling an, dessen Erscheinung unter den Kindern so viel Aufsehn erregt hatte. Es war ein hübsches, zartes Kind von zwei bis drei Jahren, hatte dunkles gelocktes Haar, dunkle Augen, etwas bräunliche, aber

durchsichtige Gesichtsfarbe mit bläulich geränderten Augenballen. Sein geschmackvolles Kindergewand von feinem Stoffe verrieth das Kind von Leuten aus der guten Gesellschaft.

»Nun, wie heißt Du noch, Oskar?« fragte jetzt die neugierig gewordene Frau v. Fuchs, indem sie ihren dürren Hals weit vorstreckte.

»Oskar – Wildhoff!« antwortete das Kind langsam, als hätte es eine Aufgabe herzusagen.

Nicht wohl hätte ein anderer Name solche Wirkung am Tische hervorgerufen, als eben dieser. Die Sensation war so groß und äußerte sich gegenseitig in Worten und Geberden so stark, daß man augenblicklich selbst das Kind darüber vergaß, das von den andern weiter geleitet wurde, während der Sprößling des Professors Bader den Cicerone machte.

»Siehst Du,« rief er, »das ist unser Kaffeetisch und das große Wasser da ist unser See, da kann man mit dem Schiffchen fahren, Fische fangen, Baden und ertrinken, ja! Und der große Soldat da« – damit deutete er auf Herrn v. Leith, der eben in der Uniform eines Flügeladjutanten am Geländer lehnte und gedankenvoll auf das Wasser hinausschaute, »der große Soldat ist unser Officier, aber nicht aus Blei oder Holz, sondern ein wirklicher, hat auch einen wirklichen Officierssäbel, – siehst Du!«

»Fühlen Sie keinen Zug des Herzens nach dem Kinde, Herr Baron?« fragte jetzt Arthur Maier hinzutretend, mit einem häßlichen Lächeln. »Keine natürliche Wallung? Nichts dergleichen?«

»Wie so? Der Kleine da wäre wohl gar –«

»Allerdings – der schönen Ida Kind!«

»Wahrhaftig!« rief Leith mit einem Anflug von wahrem Gefühl. Er hatte selbst keine Kinder in seiner Ehe, und vielleicht barg sich eine wirkliche Empfindung unter seiner schmunzelnden Miene, mit welcher er jetzt vor aller Augen das Kind aufhob und, unter den gespannten Blicken der Anwesenden sich auf eine Bank niederließ, um den Kleinen auf die Kniee zu nehmen. Er mußte doch wohl jener Tage gedenken, wo er so oft hier des Kindes Mutter gegenüber saß, um ihr mit seinen Blicken in die glänzenden Augen hinein Liebe und Treue zu geloben. Am Tische der Frau v. Fuchs aber hieß es kichernd einmal über das andere:

»Ah, ah! Sehen Sie doch den Leith! Sieht ihm das Kind ähnlich?«

Auch unter den Damen, bei denen Graf Leinberg saß, war man schon aufmerksam geworden. Wie eine unwillkürliche Regung schien es die schöne Fremde zu treiben, sich des Kindes zu bemächtigen. Schon hatte sie sich halb von ihrem Sitze erhoben, als sie wieder zurücksank und ihr Antlitz glühroth aufflammte.

Rasch wendete Graf Leinberg seine Augen, um nach der Veranlassung dieses Farbenwechsels zu suchen. Am Eingang zu der kleinen Anlage stand eine hohe Gestalt, ein schwarz gekleideter, vornehm blickender Mann, dessen bleiches Gesicht flüchtig den Raum übersah, als ob er eifrig nach Etwas suche.

Und plötzlich zuckte es jäh durch dieses interessante Männerantlitz, – nicht wie der freudige Strahl der Erkennung, der heitere Schein des Wiedersehens, nein, wie die sprühende, zerstörende, zerschmetternde Wetterlohe durch drohend geballtes Gewölk.

Graf Leinberg richtete nun unwillkürlich seine Blicke wieder den Augen zu, in deren Glanz sich zu sonnen ihm wirklich hohe Lust war. Die vorige Gluth hatte auf des schönen Mädchens Gesicht einer argen Blässe Platz gemacht; denn eben verließ der schwarzgekleidete Herr seinen Platz und kam mit raschem Schritt daher. Ringsum aber gab sich in Blick und Haltung die höchste Spannung kund, während im aufgeregten Flüstertone die Worte hin und her flogen.

»So, so! der ist's! dem sie Haberfeld getrieben? Der seine Frau – – – Ah! Paßt auf! Da gibt's was, da geht was vor.«

Neuntes Capitel. In welchem der Leser erfährt, was die Zuschauer gerne hätten hören mögen.

Allerdings war der Fremde mit der bleichen gespannten Miene und den funkelnden Augen Derjenige, dessen Erscheinung hier, an diesem Orte in diesem Momente, die stärkste Ueberraschung bereiten, das größte Aufsehen machen mußte, – Wildhoff.

Ein ganzes Jahr hatte er mit dem Kinde an den Schweizer Seen und zuletzt in Bellagio am Lago di Como zugebracht. Sowohl seine Gesundheit, als die des Knaben

hatte sich in der Fremde sichtlich gestärkt. Auch sein Gemüthszustand hatte sich gebessert, seine Seelenverstimmung gemildert, seit sein Leben wieder in der Erziehung des Kindes einen Zweck gewonnen, der dem Bedürfniß seines Herzens entgegenkam. Mit der Entwicklung des Begriffsvermögens rückte ihm das Kind näher und näher und während er die guten Keime in den zarten, empfänglichen Grund legte, empfand er, wie im Verkehr mit der reinen Kindesseele sich sein eigner Geist noch bildete, sein Herz sich veredelte, seine Erkenntniß wuchs. Er war oft an ein Wort Goethe's erinnert, das der Dichter den Lothario in Wilhelm Meister sagen läßt: »was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.« Als das Kind erst verstehen und unterscheiden gelernt hatte, war es ihm schon Vertrauter und Freund geworden; und als es einmal sein Empfinden und Wollen auszudrücken vermochte, da war für Wildhoff ein Umgang gewonnen, der ihn zugleich beglückte und belehrte. Vermochte er doch an einem lebendigen Beispiele die Entwicklung unsers menschlichen Geistes aus dem engelhaften Zustande ahnungsreicher, paradiesischer Einfalt zur Unterscheidung wie zum Verständniß der Dinge, wenn auch nicht zur Erkenntniß ihres innersten Wesens zu verfolgen, eine Erkenntniß, die einer ferneren Phase der Fortbildung unserer Seele vorbehalten bleibt.

So hatte er sich in dem Kinde gleichsam einen Vertrauten herangebildet, der ihm täglich theurer wurde. Im Verkehr mit der herrlichen Natur und dem lautern

kindlichen Gemüthe vermißte er den Umgang der »guten Gesellschaft« schon längst nicht mehr. Denn wenn die Natur lauter große Gedanken denkt, so die Kinderseele lauter reine. Die Gegenwart der Wärterin des Kindes, der gutmüthigen Thekla, war keine Störung dieses innigen Verkehrs, den nur Wildhoffs Beschäftigung mit seiner Kunst noch unterbrach. Die schönen Villen des Comer Sees regten seine künstlerische Produktion an und mancher Entwurf, manche ausgeführte Zeichnung von Landsitzen im Verhältniß zur umgebenden Natur bereicherte seine Mappe. Dennoch blieb eine Lücke in seinem Herzen übrig, ein Punkt, wohin die künstlerische Befriedigung so wenig drang, als die Genugthuung an dem Kinde, oder das bittere Nachgefühl seiner Welterfahrungen. So oft aber der Abend seine Schatten über den See legte und die hellen Ufervillen in dem dämmerigen Duft verschwanden, draußen auf der Fluth aber die Barcarolen der Schiffer ertönten, so oft fluthete all' die Stimmung der wundervollen Seelandschaft in jenem Punkte zusammen und füllte die Lücke seines Seelenlebens mit einer Empfindung aus, die allmälig den Charakter warmer Sehnsucht annahm. Und diese Sehnsucht hob ihre Flügel in der Richtung nach der Nordseite der Alpen.

Als die Briefe des ärztlichen Freundes eine allmälige Rückkehr in die Heimath anriethen, ein vorschreitendes Gewöhnen des Kindes an heimische Luft und Eindrücke, da nahm Wildhoff gerne den Gedanken auf, der Zurückkehr auf die Sonnenreut einige Wochen an jenem See der Heimath vorhergehen zu lassen, wo einst das Glück

zu seinem vollen Glanze aufgeblüht war, das seinen ersten Strahl auf die Wellen des Comer Sees vorausgeworfen hatte. Seine Sehnsucht steigerte sich jedoch nicht zu einem bestimmten Wunsche, zu keinem Verlangen oder Zurückbegehren des Glückes, das ihm verloren gegangen. In selbstverleugnender Entsagung wollte er nur die Gegend wieder sehen, wo er einst von einer Seligkeit des Lebens träumen durfte, die er nicht mehr genießen, nur noch nachempfinden durfte.

So war er zurückgekommen, ohne Ansprüche an die Welt, ohne Haß gegen dieselbe. Vergeben, wenn auch nicht vergessen, lagen die Kränkungen im Hintergrunde seiner Erinnerung. Eine milde, versöhnliche Stimmung hatte ihn überkommen, als er den See wieder sah, über welchem der Geist seiner Liebe noch in dem großen Frieden zu schweben schien, der über der blauen Fluth waltete. In einem vereinzelt am Strande gelegenen Hause des stillen oberen Theils des Sees hatte er eingemiethet. Hier begehrte er nichts von den Menschen, als daß sie ihm die Ruhe nicht stören möchten, in welcher er dem Kinde, seinen Erinnerungen und dem stillen Genusse der Natur leben wollte. Bald mußte er wahrnehmen, daß das zu viel verlangt war. So stille Pfade er suchte, konnte er doch Begegnungen nicht vermeiden; und Blicke und Worte der Menschen sagten ihm, wie wenig man gewillt war, ihn dem Bereiche der Katzenkrallen entschlüpfen zu lassen, welche die »gute Gesellschaft« zu dieser Jahreszeit über den See und seine Umgebungen hinstreckt. Wenn auch er vergessen und vergeben gewollt, die Welt hatte nichts

vergessen und schon darum nichts zu vergeben, weil sie nicht gelitten, sondern sich an seinem Leiden ergötzt hatte. Es war eine bittere Erfahrung für ihn, als er in der Sinnesart und dem Treiben der Menschen nicht die Veränderung entdeckte, die sie in seinen Vorstellungen zu ihren Gunsten gemacht. Eine geheime Angst aber quälte ihn wieder des Kindes wegen. Er controllirte gleichsam die Blicke, ob sie keinen Hohn enthielten, – er hielt, so viel möglich, den kleinen Oskar vom Umgange mit anderen Kindern ab, aus Furcht, sie möchten mit einem daheim aufgeschnappten Argwohn auf das fremde Kind blicken.

Doch fühlte er, daß er sich um seiner selbst, seines Seelenfriedens willen wappnen und eine Empfindlichkeit ablegen mußte, die ihm jeden menschlichen Anblick vergällte. Er wollte nicht noch ängstlich nach den Nadelspitzen umschauen, die ihn oft genug unvermuthet ihr Dasein fühlen ließen. Dennoch war sein liebstes Verweilen mit dem Kinde draußen auf dem weiten Seespiegel, wo der Kahn zwischen der klaren blauen Höhe und der grünen dunkeln Tiefe in der Welleneinsamkeit dahin schwebte, – wo seltener ein Kahn in Sicht kam, während hunderte weit draußen die nordwärts sich hindehnende andere Seehälfte durchkreuzten und belebten.

Ihm war die blitzende Fläche aber noch der geheimnißvolle Spiegel, in welchem er das verlorne Paradies wiederfand, den Jugendtraum seiner Liebe wieder träumte. Dort wo das Ufer in der Ferne duftig ansteigt und der See glänzende Linien zum andern Strande zieht,

dort schwamm in seligen Tagen ja auch sein Lebensschiffchen von Gestade zu Gestade.

In dieser Richtung lenkte er auch heute den Kahn. Das Kind saß mit seiner Wärterin darinnen – und that allerlei Fragen, deren Beantwortung Wildhoff der treuen Thekla überließ, während er schweigsam das Ruder führte. Es hatte schon lange gedauert. Das Schlößchen, wo einst Frau v. Luckner mit Ida einen verhängnißvollen Sommer verbracht, war schon wieder hinter ihnen im dunkeln Fichtenwald versunken, und noch immer war er beflissen, andern Kähnen schon von Ferne auszuweichen. Endlich aber äußerte das Kind Durst. Wildhoff lenkte den Kahn an's Land; am waldigen Strande oberhalb des Caffeehauses band er ihn an einen der Faschinenpfähle, mit welchen das Gestade dorten vor dem beständigen Nagen der anschlagenden Fluth geschützt ist.

Während Thekla noch die mitgenommenen Tücher aus dem Kahne hob, hatte Wildhoff schon das Kind an's Land und auf den Waldweg getragen; der dorten als unvergleichlicher Spaziergang das Ufer entlang zieht. Dieser Strandweg, auf dem er an jenem Abende in schweigendem Glücke Irene heimgeleitet und dann auf dem Rückwege lange nach Ida ausgeschaut hatte, dieser Weg führte seine Gedanken rasch zu all' der Lust, all' dem Leid seiner Liebe zurück. Die Wellen schlugen so laut an's Ufer, rollten so vernehmlich über die Kiesel am Strand, und er selbst stand mit gekreuzten Armen so versunken in seine Erinnerungen, daß er eine Gesellschaft von Damen, die eben bei einer Biegung des Weges aus dem Gehölze trat,

nicht eher bemerkte, als bis er sich derselben unmittelbar gegenüber befand.

Rasch ließ er die Arme sinken, um des Kindes Hand zu ergreifen und mit ihm auf den Grasrand des Weges zurückzutreten, nachdem es zu spät, sich ganz in das Gehölz zurückzuziehen. Die Damen schauten in einer Weise zu ihm auf, daß er unwillkürlich zum Hut langte, um die Fremden zu grüßen. Da traf es ihn aber auch wie der Morgenstrahl, da ein Auge zu ihm herschaute, nur in einem einzigen Blicke, – ein Auge, dessen milder Glanz auch in der Erinnerung seine dunkelsten Nächte nicht ganz ohne Licht gelassen hatte. Irene ging da mit ihrer Mutter und Tante vorüber, Irene! Jedoch nicht mehr jenes kaum zur Jungfrau entwickelte Mädchen mit dem, von ungetrübter Heiterkeit strahlenden, wonnigen Wesen, – sondern eine zur edeln, vornehmen Schönheit aufgeblühte Dame, deren Reiz vom ruhigen Bewußtsein ihres Werthes oder schon vom Ernst des Lebens durchtränkt schien.

Mit heißen Wangen und mit gleichsam auffliegenden Blicken sah er ihr nach. Ihre Gestalt war höher, ausgebildeter und von einem außergewöhnlichen Adel der Erscheinung, ihre Haltung bewußter und vornehmer, das Haar etwas dunkler, die Züge mehr ausgeprägt und sehr durchgeistigt. Nicht mehr in der süßen Kindlichkeit von ehedem, in jungfräulicher Hoheit ging sie dahin. So war es Irene und doch eine eine andere, – wie hätte sie auch so gelassen an ihm vorüber gekonnt. Gleich ihrer Begleitung hatte sie seinen Gruß erwiedert, ernst, fremd, ja mit kalter Zurückhaltung. Und doch verrieth ihr Auge, die

wallende Röthe, obwohl rasch verflüchtend, daß sie ihn erkannt.

Auch auf seinem Antlitze verblich die Gluth. Der heiße Sprudel seines Gefühls sank in sich zusammen und wallte und kochte nur noch, als wollte ihm die Brust zersprengen, da die Damen weiterhin einen jungen Herrn freundlich empfingen und sich von ihm weiter in's Caffeehaus am Strande geleiten ließen. Nur mechanisch gebot er der Wärterin, dem Kind daselbst eine Tasse Milch geben zu lassen. Da stand er mit gekreuzten Armen und zusammengekniffenen Lippen allein und sah nach der Richtung, wohin Irene verschwunden war. Er athmete langsam und nur noch mit großer Anstrengung, indem er so stand. Endlich setzte er seinen Fuß vor, um nach dem Caffeehause dem Kinde entgegen zu schreiten. Dort aber kam aus der hintern Thüre Thekla mit der Milch und suchte mit den Augen nach dem kleinen Oskar. Die Sorge um das Kind riß Wildhoff aus seiner Betäubung. Als er Kindergeschrei hörte, war er mit einigen raschen Schritten um das Haus und stand am Eingange zu der kleinen Wirthsanlage dicht am See, wo er auch bereits das Ziel aller Blicke geworden war. Man streckte und verrenkte die Hälse, man zischelte und munkelte; Wildhoff merkte es nicht. Ein Blick seines Auges hatte Irene gestreift, er sah nicht die Gluth auf ihren Wangen, denn der Brennpunkt alles seines Schauens und Denkens, seiner leidenschaftlichen Regungen war jetzt der Officier, der das Kind auf seinem Schoße hielt.

Einen Moment lang schien dieser Anblick ihn gelähmt zu haben. Dann aber loderte die gelbe Gluth des Hasses durch seine Züge, die sich im wildesten, unbezähmbarsten Zorne verzerrten, während jähe Blitze seinen Augen entsprühten. Alles um ihn war vergessen, Alles verschwamm vor seinen Blicken, – nur die Gestalt des Herrn v. Leith mit dem Kinde zeichnete sich in erschreckender Deutlichkeit vor ihm. Er sah, wie jener den Kleinen mit selbstgefälligem Lächeln hielt, gleichsam sich brüstend, sich sonnend an der allgemeinen Aufmerksamkeit und die Blicke herausfordernd. Da trieb es ihn vorwärts. Mit wenigen Schritten befand er sich Herrn v. Leith gegenüber zwischen ihnen – zufällig oder absichtlich – nur noch die Gestalt Arthur Maiers.

»Bitte, lassen Sie mich,« sagte Wildhoff recht leise, keuchend.

»Was wünschen Sie, mein Herr?« entgegnete jetzt der tückische Rechtspraktikant mit absichtlicher Zögerung und einem gleichmüthigen Gesichtsausdruck, ohne sich von der Stelle zu regen.

»Aus dem Wege!« kam es jetzt von Wildhoffs Lippen.

Zugleich half ein Druck seiner Hand nach, – er hätte ein noch größeres Hinderniß fortgeschoben.

Nun war aber auch der Höfling an ihn aufmerksam geworden. Durch dessen männlich schönes Gesicht zuckte doch etwas wie Betroffenheit. Ein Moment schien er zu überlegen, ob er das Kind auf den Knieen behalten, ob er es niederstellen solle. Dann that er letzteres, fuhr mit dem Handschuh in sein Beinkleid und erhob sich. Wange

und Stirne war geröthet, ob von der Ueberraschung, ob von dem stattgehabten Niederbücken des Körpers, ließ sich nicht unterscheiden. Wenigstens begegnete er dem durchbohrenden Blicke Wildhoffs mit gelassener Haltung und der vornehmen Ruhe des Hofmannes.

Wildhoff hatte das Kind an sich gerissen. Ohne ein Wort hervorzubringen – die Zunge klebte ihm am Gaumen – hob er den Knaben auf. Sein Blick flog zurück und traf die Wärterin, die auch nachgekommen war; rasch trug er ihr den erschrockenen Kleinen zu und hieß sie mit demselben fortgehen. Dann wandte er sich wieder um nach der Stelle, wo er Herrn v. Leith gesehen hatte. Sein Auge begegnete dabei einem andern, das einst voll Zärtlichkeit an ihm gehangen, jetzt aber starr sich an ihn heftete. Was sprach dieser Blick aus? Schrecken, Angst, Unzufriedenheit, Strafe oder Bitte? Was machte dieses schöne Antlitz erbleichen? Er konnte jetzt nicht weiter darauf achten, – er sah sie und den jungen Herrn an ihrer Seite nur einmal an und fühlte dabei wenigstens die Nothwendigkeit, sich mehr fassen zu müssen. Dann suchte sein Blick nach Herrn v. Leith, der von dem Buschwerk etwas verdeckt, wieder am Geländer stand und in den See hinausschaute. Dahin schritt er. Was er dort wollte, wußte er noch nicht.

»Ach Herr Baron! Ich hätte nicht gedacht, daß Sie Ihr Vaterrecht so leichten Kaufs preisgeben würden,« rief Arthur Maier heiter von dem Landungssteg her dem Höfling zu, der seinen Schnurrbart lächelnd durch die Finger gleiten ließ.

»Was wollt ich thun?« antwortete Baron v. Leith. »Dem guten Architekten wäre nichts übrig geblieben, als –«

»Einen Niederträchtigen zu züchtigen!« fiel Wildhoff hinzutretend ein.

Der Höfling drehte sich überrascht um.

»Sie reden gefährliche Dinge, mein Herr,« hub er nach einer Pause gelassen, ja mit einer gewissen Hoheit an, nachdem er die Fassung wieder erlangt hatte, die ihm der Anblick Wildhoffs nochmals genommen. »Jedoch will ich Sie für's Erste nicht verstanden haben.«

»So muß ich deutlicher werden?« sprach Wildhoff, mit durchbohrendem Blicke näher rückend.

Erbleichend wich der Höfling einen Schritt zurück und langte unwillkürlich nach dem Säbelgriffe. Er durfte von dem gereizten Gegner, der so viel an ihm zu rächen hatte, auch das Schlimmste gewärtigen. Dessen Haltung und Anblick waren eben auch nicht der Art, als ob er vor einem Schritt zurückschrecken würde, der auf den Officier eine öffentliche Beschimpfung lud und ihn aus der Carrière werfen konnte. Dazu war die Lage Wildhoffs die eines Verzweifelten, von der Gesellschaft gleichsam Vervehmten, der in den Augen derselben nichts mehr zu verlieren und Rücksichten nicht nöthig hatte. So kam ein Moment bleichen Schreckens über den Hofmann, der ihm das Aeußerste gebot, als Wildhoff völlig an ihn heran trat. Die Hand fuhr zu der Waffe. Aber schon umfaßten auch Wildhoffs Finger wie Eisenklammern den Arm des Höflings.

»Bandit!« kam jetzt über dessen bebende Lippen, während er einen vergeblichen Versuch machte, sich loszuringen.

Jedoch Wildhoff hielt ihn wie in einem Schraubstock fest und sah ihn an, als weide er sich an der Ohnmacht und dem Schrecken des Andern, als wolle er ihm sagen, daß er jetzt in seiner Gewalt sei.

»Ruhig, Herr v. Leith, kein Aufsehen!« sagte er dann sicher und fest, wenn auch leise. »Und hören Sie das Eine. Ich hoffe, es war das erste und letzte Mal, daß Sie sich dem Kinde zu nähern erlauben oder irgend wie und wo seiner durch Wort und Miene gedenken. Ich erwarte bestimmt –«

»So hole Sie der Teufel, Herr!« brach jetzt der gereizte Höfling wenig weltmännisch, jedoch mit gedämpfter Stimme, heraus und suchte wieder mit einer vergeblichen Anstrengung seinen Arm loszubringen, ohne daß er den Versuch zu merklich machen durfte, um nicht den Anwesenden seinen wehrlosen Zustand enthüllen zu müssen. »Bevor Sie dergleichen zu hoffen und zu erwarten sich erlauben,« fuhr er dann in einem Tone fort, der seiner Situation wenig entsprach, »bevor Sie sich dies erlauben, müßten Sie sich doch klar zu werden suchen, ob Ihr Anrecht an dieses Kind so groß ist, als –«

Ueber Wildhoffs Antlitz zuckte es wie falber Gewitterschein.

»Bube!« kam es knirschend zwischen seinen Zähnen hervor. »Kein Wort weiter! oder, bei Gott! ich zerbreche

Ihre feine Figur, wie in jener Nacht – Ihr Officiersdegen zerbrochen ward.«

Damit hatte er nochmals den Arm des Höflings fester umklammert und gepreßt, sah ihn wiederholt durchdringend an und sprach:

»Das Kind ist *mein*! Hören Sie, Mensch, *mein*! Hüten Sie sich!«

Nun ließ er ihn verächtlich fahren, drehte sich um und ging, während Baron v. d. Leithen von Schmerz, Wuth, Scham und Schrecken völlig betäubt auf seinem Platze verharrte. Wenn Jemand *Alles* gesehen und gehört, was ihm so eben widerfahren! Und dieser Mann, den er nach Allem als seinen Todfeind betrachten mußte, gerade dieser kannte das von ihm so ängstlich bewahrte Geheimniß, den Schimpf jener Nacht, wo sich ein Officier, ein königlicher Adjutant von einem einzelnen unbewaffneten Manne niederschlagen und den Degen zerbrechen ließ.

Ohne sich jedoch um die verletzten Gefühle des Höflings weiter zu kümmern, ging jetzt Wildhoff durch die gaffende und aufgeregte Gesellschaft hinweg, die sich, wenig von dem Gesehenen befriedigt, fragend ansah. Der Auftritt war zu kurz, Alles zu rasch abgelaufen. Man hatte bei dem Zusammenstoß der Beiden doch wenigstens ein vernehmbares Gezänk erwartet und sich darauf gefreut. Statt dessen war die Scene zwischen den Gegnern schon abgespielt, bevor man sich vom ersten Erstaunen über die unerwartete Erscheinung Wildhoffs erholt hatte. Keiner der Anwesenden war eigentlich zu einem klaren Ueberblick über das Verständniß des Auftritts gelange und

man fragte sich noch immer, was es denn eigentlich war, als Wildhoff schon wieder den Strandweg erreicht hatte, um zu dem Kahne zurück zu kehren.

Die Aufregung zitterte noch in seinen bebenden Lippen und im Zucken seiner Gesichtsmuskeln nach. Sonst war er ruhig, wenn auch nicht gerade befriedigt. Er hatte seiner Rache ja doch nicht genug, der Gesellschaft gegenüber vielleicht aber zu viel gethan, – der Gesellschaft, in der sich Irene befand. Keine Zeit blieb ihm jedoch, sich für jetzt in Erwägungen und Betrachtungen darüber zu verlieren.

Denn als er das Kind und die Wärterin wieder zu Gesicht bekam, hörte er auch eilige Schritte hinter sich. Ohne sich umzuwenden, ließ er dieselben herankommen.

»Bitte, mein Herr, einen Augenblick!«

»Was wünschen Sie, Herr Arthur Maier?« sagte Wildhoff, ohne besondere Achtung in seinen Ton zu legen.

»Sie werden kaum Zweifel darüber hegen, Herr Wildhoff, daß Sie den Baron v. d. Leithen schwer beleidigt haben.«

»Und?«

»Sie vergaßen, Ihre Adresse zu hinterlassen, Herr Wildhoff, denn Sie werden einsehen, daß Sie ihm Genugthuung schuldig sind.«

Wildhoff blieb stehen und sah sich den Kleinen an, indem er seine Stirne faltete.

»Und wenn ich es nicht einsehe?« begann er dann, »vielmehr, wenn ich einsehe, daß er Genugthuung bedarf, *ich* sie ihm aber WWnicht gewähren will?«

»Dann,« erwiederte der kleine Rechtspraktikant mit bedauerndem Achselzucken, »dann werden Sie dem erklärten öffentlichen Verruf nicht wohl entschlüpfen.«

»Hm!« machte Wildhoff verächtlich und seine Augen funkelten. »Bei Gott, Sie schrecken mich. Ich werde Ihnen wohl meine Adresse angeben müssen: Einöd' Landhaus! Das Uebrige wissen Sie, bringen Sie's Ihrem Gönner. Wenn er mir noch etwas zu sagen oder mehr von mir hören will, kann er sich der Adresse bedienen, unbeschadet meiner Entschließungen, – denn es ist noch nicht so ausgemacht, daß ich ihm Genugthuung in seinem Sinne gewähren will. Ich glaube sogar, ich werde es nicht. Ihnen jedoch, Herr Arthur Maier, habe ich jetzt genug gesagt, und es nehmen Sie für Ihre Person das mit: Ich werde die Beleidigung augenblicklich rächen, wenn man mir Sie, Herr Arthur Maier, als Herold schickt, selbst wenn diesen öffentlichen Verruf alsbald nach sich ziehen sollte. Sie verstehen doch!«

»Ich verstehe,« erwiederte Arthur Maier durch Wildhoffs ruhiges Wesen kühn gemacht, »ich verstehe, daß die Gewohnheit auch gegen die Verachtung abhärtet.«

Trotz seiner Keckheit erblaßte er, als sich jetzt das mit einem durchdringenden Blicke an ihn wandte. Jedoch begnügte sich Wildhoff mit dieser Wirkung.

»Für heute hat Ihre Zunge Freipaß, mein kleiner, kühner Herr, besonders wenn sie solche Wahrheiten ausspricht,« sagte er, nicht gewillt, sich noch erzürnen zu lassen. »Nur sollten Sie sich nicht zu sehr auf Ihren Stöckeln

strecken, da mir alle Zeit fehlt, Sie weiter anzuhören. Adieu!«

Damit wendete er gleichmüthig um und schritt der Stelle entgegen, wo Thekla mit dem Kinde auf dem Strome wartete. Der kleine Oskar hatte geweint, jetzt schlief er, schluchzte aber noch im Schlafe und zuckte manchmal dabei heftig zusammen. Besorgt sah Wildhoff auf den Kleinen, – lange. Als er den Blick wieder abwendete, sagte er leise für sich:

»Armes Kind!«

Welche Sorge hatte er gehabt, das Kind vor Anspielungen auf seine Geburt zu behüten, – und nun dieses frivole Kokettiren des Niederträchtigen selbst mit der Frucht seines Verrath! –

Fort ging es wieder im Kahne, immer weiter auf dem See. Noch schweigsamer als Nachmittags fuhr Wildhoff dahin. Seine Ruder tauchten in flüssiges Gold, da der Abend seinen Glanz in See warf. Wunderbare Farben waren in das weite Becken gegossen, und allmälig versank in seinen kühlen Grund Alles, was Wildhoffs Gemüth wild erregt hatte. Auf der wallenden Fluth schwamm im magischen Lichte nur noch ein Kahn vor seinem träumenden Auge, darinnen eine schöne Frau, die ihre Blicke nicht von ihm wendete. Er sah sie immer wieder, immer wieder, und das Herz schwoll ihm vor Sehnsucht, sie noch nähe zu sehen.

Als er endlich an der Stelle landete, wo das Landbaus heimlich von der Wiese herschaute, ließ er Thekla das noch immer schlafende Kind heimbringen; er selbst stieß

den Kahn vom Lande ab in diese prallende goldene Fluth hinein, und bald schwamm er mitten in der fabelhaften Pracht des Abends auf dem See. Mit kräftigen Ruderschlägen trieb er den Nachen über die spiegelglatte Fläche. Und als der Glanz und Schimmer verblichen war und nur noch der Mond einen milden Schein auf die Wellen warf, trieb sein Schifflein schon weit unten in jener Gegend des Sees, wo er einst an Irenens Seite den schönen Traum seiner Liebe zu träumen begann in der unvergeßlichen Mondnacht.

Wie damals dehnte sich fast unabsehbar in duftiger Nacht die erregte Wallung des weiten Sees, dessen Ufer ganz zurückgetreten schienen. Kein Geräusch, als das Glucksen von Wildhoffs Rudern und der leise Sang der Wassergeister, welche den Kahn auf ihren weichen Armen schaukelten. Nur aus weiter Ferne klang ein verhallender Glockenton – wie aus der crystallenen Tiefe oder wie die Heimathglocken der schönen Agnese in's smaragdne Schloß erklangen. Es war eine Nacht wie damals, nur koste der Wind, der durch Wildhoffs Haar strich, nicht mit den gelben Locken Irenens an seiner Seite, nur küßte der Mond sie nicht mit seinen keusche Strahlen.

Wildhoff hatte die Ruder aufgezogen und ließ den Kahn nun steuerlos dahinschwimmen. Sein Blick war hinaus gerichtet auf die im Mondlichte glitzerndes und flimmernde Wallung des Sees. Leise schlugen die Wellen an das Boot, das ihn über die kühle Tiefe hintrug. Wie weh that ihm diese Nacht mit ihrem milden Glanze, wie weh diese feierliche Ruhe und Stille.

Da rauschte und plätscherte es draußen im Wasser. Er horchte mit pochendem Herzen. Bald kam ein Kahn in Sicht, Gestalten darauf. Man plauderte. Es klang seltsam in dieser nächtlichen Einsamkeit des weiten Sees. Der Nachen kam näher, schwamm vorüber. Drei Damen in Tücher verhüllt saßen drinnen, neben der Einen ein junger Herr – derselbe, den er am Strande in ihrer Gesellschaft gesehen. Wildhoff stöhnte laut aus bedrängter Brust. Der Mond schien ihm hell in's Gesicht, indem er nachschaute, – in seinen Augen schienen Diamanten zu glänzen, so funkelte es darinnen.

Dort trug ein Kahn sein Lebensglück vorüber, – und er blieb in der Einsamkeit des Sees zurück.

Aber der Kahn war noch nicht völlig seinem Blicke entschwunden, als er wieder zu den Rudern griff und sein Schifflein wie einen Pfeil über die Wellen dahinfliegen ließ in der Richtung des Strandes, nach welchem auch der Kiel des andern Nachens strebte.

Zehntes Capitel. Das den Helden unserer Erzählung in grosser Erregung zeigt.

Als eine Viertelstunde später Graf Leinberg mit der Aufmerksamkeit eines jungen Mannes von Stande den beiden älteren Damen noch aus dem Kahne an's Land half, hatte die Jüngere schon das Ufer gewonnen und schlug ohne Aufenthalt den Weg ein, der zur Höhe hinan führt, zuerst unter Obstbäumen hin, deren Zweige und Blätter ihren Schatten auf den Weg zeichneten, an einigen stillen Häusern vorüber, deren Fenster im Monde

glänzten, dann über eine hellbeleuchten Wiese in einen dunkeln Waldpfad. Wie eine dem See entstiegene Fee, vom Mondglanz umflossen, schwebte die hohe, lichte Gestalt dahin – mit tiefbewegtem Herzen.

Auf das Bild des Mannes, das sie seit jenem schmerzlichen Abschiede in hoffnungsloser Treue in ihrem Herzen getragen, neben welchem kein anderes mehr Platz finden sollte, auf dieses Bild wollte man häßliche Flecken werfen, seit sie wieder mit ihren Eltern an dem See weilte, der alle Erinnerungen ihrer Liebe umschloß. Um die edle Gestalt des unvergessenen geliebten Mannes spann sich ein Gewebe unheimlicher Nachreden. Man hatte von düsteren, geheimnißvollen Umständen gesprochen, die den Tod seiner Gattin begleitet hätten, – er war von der Gesellschaft vervehmt, vom Volke selbst in Bann und Acht erklärt worden, – von Reue und Verzweiflung zerrissen, so sagte man, schleppe er nun sein Leben in erzwungener Einsamkeit dahin und suche in Sorgfalt für das Kind zu sühnen, was er an dessen Mutter verbrochen. Sie hatte alle diese Reden unwillig von sich abgestoßen, so oft sie sich ihr nahten. Sie hielt ihn nimmer einer unedelmüthigen Handlung, geschweige denn eines Verbrechens fähig. Und wenn er wirklich im Schmerz über seine verlorne Liebe gefehlt, war *sie* berufen, ihn deswegen zu verdammen. Im Gegentheile schwoll ihr ganzes Herz auch dann noch in Mitleid und unsäglichem Erbarmen, wenn sie sich ihn schuldig dachte. Ihrem Herzen war er dadurch nicht fremder geworden wenn sich auch ein trennender Abgrund zwischen ihnen öffnete.

Dieser Abgrund schien sich eher wirklich öffnen zu wollen, seit sie ihn heute gesehen. Ja, als er ihr im Walde begegnete mit dem Kinde an der Hand, als sie die edlen Züge unter der schwermüthigen, fast finsteren Miene wieder erkannte, da pochte ihr Busen in der Regung nie erloschener Liebe, wenn sie auch mit blutendem Herzen schweigend an ihm vorüber mußte. Da er jedoch wieder erschien, mit den haßsprühenden Augen, der leidenschaftlich verzerrten Geberde, da ward sie mit starrem Entsetzen erfüllt, da zog eine Angst und Beklommenheit in ihr ein, welche ihrem innern Bewußtsein das Geständniß ablegten: Ja, dieser Mann ist in seiner Leidenschaft einer bösen That fähig! Irene kannte ja nicht den vollen Umfang des Elends, welches Baron Leith's Verrath an Ida v. Luckner über Wildhoff gebracht. So fehlte ihr der richtige Maßstab für due heftige Bitterkeit, welche diesen beim Anblick des Verräthers und seines frivolen Spiels mit dem Kinde der Verstorbenen erfüllen mußte.

In ihrem Herzen war es trostlos leer geworden. Aber Irene v. Helming hatte gelernt, ihre innere Welt von der äußeren abzuschließen. Nach der ersten Ueberraschung hatte sie es über sich vermocht, mit Mutter und Tante sowohl, als mit dem jungen Grafen Leinberg sich unbefangen zu unterhalten. Dieser hatte die Bekanntschaft der Familie gesucht und durch gefällige Umgangssitten ein Vertrauen gewonnen, das er auch verdiente. Bereits war es öffentliches Geheimniß am See, daß er die norddeutsche Schöne auszeichne. Seine Ueberfahrt mit demselben

Kahne fiel nicht auf, und auch Irene dachte nichts Weiteres dabei, als – an eine frühere Ueberfahrt. Jetzt aber sehnte sie sich nach Einsamkeit, darum war sie so rasch an's Land und voran die Höhe hinauf gestiegen. Nun aber trat auch in ihre Züge der Schmerz, und ihre Brust stöhnte schwer unter dem wogenden Busen, als sie mit ihrem tiefen, trostlosen Leide den Waldpfad hinan ging. Sie achtete dabei nicht auf das Geräusch neben ihr. Sie ging nur immer vom Gram ihres Lebens fast überwältigt dahin – eine weinende Lichterscheinung im Walde. So war sie an eine Stelle gekommen, wo ein anderer Pfad den ihrigen kreuzte, als plötzlich eine dunkle Gestalt ihr den Weg vertrat, daß sie bestürzt zurück wich.

»Irene!«

»Wildhoff!«

Es waren die einzigen Worte, die für den Augenblick sich Bahn brachen. Dann aber verringerte sich der Raum zwischen ihnen, Wildhoff kam näher.

»Guter Gott! seufzte jetzt Irene aus angstvoll bewegter Brust. »Was wollen Sie hier, mein Herr?

»Was ich hier will? So fragt Irene?« antwortete Wildhoff, und der Schmerz zitterte durch seine Stimme. »Verzeihung, gnädiges Fräulein,« unterbrach er sich dann, »daß ich mir eine Anrede erlaubte, die Ihnen heute zu vertraulich klingt. Es gab eine Zeit, wo Fräulein v. Helming nicht zurück wich, wenn ihr Heinrich Wildhoff in den Weg trat.«

»Ja, es gab eine Zeit. Sie sollten nicht daran erinnern,« sprach Irene. »Die Zeit ist lange vorüber.«

»Nicht so lange, daß ich ihrer nicht täglich gedächte, Irene; lange genug allerdings, um von Fräulein v. Helming vergessen zu sein.«

»Nicht vergessen, Wildhoff. Nein, Gott weiß es, nicht vergessen. O wäre sie es! – Aber sie soll, sie muß es werden, Wildhoff! Seien sie ein so starker Mann, als Sie ein heftiger sind, und Sie werden es vermögen. Ich will es versuchen!«

»O, ich fürchte nicht, daß es Ihnen schwer werden wird,« sprach jetzt Wildhoff mit Bitterkeit. »Frauen sind in dieser Richtung das stärkere Geschlecht.«

»Ungerechter – undankbarer Mann!« versetzte sie in tiefer Erregung. »Sie verdienen wirklich nicht, – – doch, gehen Sie!« brach sie stockend ab. »Gehen Sie, und ich will Ihre Kränkung vergessen.«

»Bitte, fürchten Sie nicht, daß ich mich aufdrängen werde,« sagte jetzt Wildhoff mit verletztem Stolze. »Auch Ihnen dränge ich mich nicht auf, Irene v. Helming, – ich werde Sie von meiner Gegenwart befreien. Zuvor aber – darum muß ich bitten – beantworten Sie mir nur eine einzige Frage: Ist Graf Leinberg –«

»Fragen Sie nichts, Wildhoff!« fiel Irene hastig ein. »Bitte, gehen Sie und ich will Ihnen jeden Zweifel verzeihen.«

Noch einen Augenblick stand Wildhoff, als überlege er, ob er nicht jede Rücksicht fallen und dennoch bleiben solle. Dann aber verbeugte er sich und sagte auf Irenens letzte Worte mit eisiger Kälte:

»Zuviel Güte, meine Geringste. Leben Sie wohl!«

Damit verschwand er auf dem Querpfade, als die Zurückgebliebenen so nahe gekommen waren, daß sie ihn jetzt hätten bemerken müssen.

Der Wind hatte sich stärker erhoben und strich lau durch das Laub des Waldes, dessen Rauschen den Laut der Schritte des Wegeilenden übertäubte. Draußen auf dem See kräuselten sich die Wellen höher, daß Mond und Sterne auf und ab zu wogen schienen in der wallenden Fluth. Es war eine herrliche Nacht, als Wildhoff wieder seinen Kahn gegen die anprallenden Wellen trieb, daß er wie ein Gummiball hopste und tanzte. Nur im Südwesten, woher der Wind kam, thürmte sich Gewölk auf. Wildhoff sah in die bewegte Fluth und sah zum Firmament empor, während ein wilder Schmerz in seiner Brust tobte. Unwillkürlich fiel ihm eine Stelle aus Herberts »Oswald der Geiger« ein.

»Ihr wandelt dort oben in Herrlichkeit,
Ihr goldenen Sterne, und schimmert und lacht,
Als schliefe hier unten jedes Leid
In dieser prächtigen, lauen Nacht. O, wär' es nur
Sturm, voll nächtlichem Graus!
O, blickte kein Stern, kein Stern herab!
O, fänd' ich den Weg zur Welt hinaus,
Oder fänd' ich ein kühles Grab.«

Ohne Ziel tanzte sein Kahn noch auf den und mehr und mehr aufgewühlten Wellen des Sees, während die

Wolken am Monde vorüberjagten, als wollten sie anzeigen, daß der Sturm komme, den er begehrte. Ihn kümmerte es nicht, daß der See schon hoch ging und der Wind stürmisch daherwehte. Wenn er sich Irenens Gestalt, den Ton ihrer Stimme vor die Seele rief, wenn er daran dachte, daß jetzt ein Anderer da droben vielleicht liebreichen Abschied von ihr nehme, vielleicht ihre Hand dabei fasse und an seine Lippen drücke, da war es ihm, der Athem gehe ihm aus vor dem gepreßten, zusammenschnürenden Schmerze um die Brust bis zur Kehle hinan. Heftig riß er Rock und Weste auf, um den Wind frei zuströmen zu lassen. Aber die Pulse klopften unruhig fort, als wollten sie die Adern sprengen.

Es linderte seine Qual keineswegs, wenn er sich nicht verhehlen konnte, daß er selbst durch seine Handlungsweise Irene jeder Rücksicht gegen ihn entbunden habe, als er sie einem Wahne opferte, dem Wahne der Familienehre, – einem Wahn vor sich und der Welt, die seiner ja doch hohnlächelte. Es war aber auch eine bittere Täuschung, wenn er sich zugetraut, Irenen wieder sehen und sprechen und ihr dann entsagen zu können.

Den vorüberjagenden Wolken war ein schwarzes Wetter gefolgt, dessen fahle Blitze schon da und dort über die empörte Fluth hinzuckten, während der Donner mächtig oben her rollte. Dann sauste und brauste es plötzlich mit furchtbarer Heftigkeit in Blitz und Donnerschlag heran und vorüber. Der rauschende Regen hatte Wildhoffs Kleider bald bis auf die Haut durchnäßt. Ihm war es jedoch, als höre er mitten im Sturme das ängstliche Winseln des

kleinen Oskar. Seine aufgeregte Phantasie sah das Kind mit ausgestreckten Händchen und dem kläglichen Rufe: »Papa! Papa!« Da griffen die Ruder wieder mit bestimmten Ziel und Plan in's Wasser. Als das Wetter den See und dessen östliche Uferhöhen überschritten hatte, bestimmte die Richtung des Kahns ein trübschimmerndes fernes Licht, das einen rothen Glast in den unruhigen See hereinwarf. Dieses Licht glänzte aus einem Fenster des Landhauses. Wachte die treue Thekla noch über dem Schlummer des Kindes?

Wildhoffs Gedanken richteten sich mit einem Male Alle dahin. Als wolle er die versäumte und verträumte Zeit wieder einbringen, ruderte er nun mächtig zu. Der Nachen schoß wie ein Raubfisch über den Wellenwurf der Seefluth. Und immer gewaltiger griff der nächtliche Schiffer aus, bis seine Kleider und Haare dampften. – Endlich lief das Schifflein knirschend an den Strand.

Oben im Landhaus brannte das Licht noch. Wildhoff sprang an's Land, über die nasse Wiese hin, die Treppen hinan. Hastig riß er die Thüre des Zimmers auf, in welchem Licht war. Dort ging die treue Thekla auf und nieder mit dem kleinen Oskar im Arme. Bei Wildhoffs eintritt fing sie an, bitterlich zu weinen.

»Mein Kind! Mein Kind!« schrie Wildhoff auf, indem er auf sie zusprang und den kleinen Körper auf seine Arme nahm.

Das Kind sah ihn starr an, ein Lächeln flog über seine Züge. Dann rollte es noch einmal die Augen, streckte

sich gewaltsam, sank zusammen und lag hierauf still in Wildhoffs Arme.

Eiskalt durchschauert, mit schreckensstarrem, todesängstlichem Blick sah er auf das Kind, in dessen bleiches, engelhaftes Antlitz. Lange sah er es so an, bis ein Mann in's Zimmer trat, ein Arzt, nach welchem die verständige Thekla schon frühzeitig geschickt hatte. Dieser betrachtete und betastete den kleinen Körper und sagte dann mit ernstem Gleichmuth:

»Das Kind scheint zu Krämpfen disponirt gewesen zu sein und muß wohl über das heftige Gewitter in Schrecken gerathen sein. Litt es nicht schon früher an Krämpfen?«

»Ja, seit dem Schießen auf der Sonnenreut,« erwiederte die Wärterin schluchzend, während Wildhoffs Blick in qualvoller Spannung auf der Miene des Arztes hing.

»Also in Folge früheren Schreckens. Ich dachte mir es gleich. Solche wiederholte plötzliche Anfälle tödten oft schnell,« sprach der Arzt mit seiner ruhigen, langsamen Betonung der Worte.

»Aber mein Kind –« fragte Wildhoff mit entsetzlich gespanntem Ausdruck seines Gesichtes.

»Ist todt!« sagte der Arzt.

Dann fügte er noch hinzu, daß seine Gegenwart nichts mehr helfen könne und empfahl sich.

Bis er zur Thüre hinaus war, stand noch Wildhoff mit dem kleinen Körper im Arme aufrecht. Dann brach er wie von Gottes Wetterstrahl getroffen in die Kniee zusammen. Aber das Kind hielt er fest. Er drückte es an sich,

beugte seinen Mund zu der kleinen Leiche nieder, sah sie wieder und wieder an, während kein Wort, keine Klage von seinen Lippen kam, als nur immer.«

»Ist todt. – Mein Engel ist todt! Todt!«

Endlich erhob er sich, legte die zarte Leiche auf das Bettchen, faltete dem Kinde die Hände und drückte ihm die Augen zu.

»Du bist todt, Oskar, todt!« sagte er dabei, als vermöge ihn das Kind noch zu hören.

Er dachte nicht daran, sich umzukleiden, sondern setzte sich vor das Bettchen, in welchem, vom rothen Lichte der Lampe angestrahlt, das schöne, stille Kindesantlitz mit den gebrochenen Augen lag. Jetzt vernahm er das Schluchzen der guten Thekla hinter sich.

»Legen Sie sich nieder,« sprach er, sich umwendend. »*Sie* haben das Ihrige gethan. Ich will bei dem Kinde bleiben!«

Die treue Wärterin zog sich mit bitterem Weinen zurück, – sie konnte den Anblick ihres Herrn in seinem starren Schmerze noch weniger ertragen, als den Gedanken ihren todten Liebling.

Und nun warf die ganze Nacht hindurch das Licht seinen rothen Schein durch das Fenster des Strandhauses hinaus auf den bewegten See, der ungeduldig an das Ufer schlug. Als Irene v. Helming um Mitternacht noch ihr Lager verließ, um ihre glühende Stirne am offenen Fenster zu kühlen, sah sie den rothen Glast, der vom andern Ufer in den See fiel, aber sie sah nicht den Mann in seiner verzweifelnden Trauer bei der Leiche des lieblichen Kindes,

das noch Nachmittags in frisch pulsirendem Leben neben ihm stand, da sie vorüberkam, – sie sah nicht den um dem sie zürnte und zu welchem doch alle ihre Gedanken immer wieder zurückkehrten.

Die ganze Nacht war Wildhoff bei der kleinen Leiche, und als der Morgen kam, saß er noch immer vor dem Todtenbettchen. Heftig schrak er auf, als Thekla eintrat und ihm leise ankündigte, daß ein Herr da sei, der ihn sprechen wolle. Mit der Hand über seine Stirne und durch sein Haar fahrend, erhob er sich und ging hinaus in die ländlich eingerichtete Stube.

»Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu sein, Herr Wildhoff,« sagte der Besuch, ein junger, schlanker Herr, blond, geschmackvoll gekleidet, von feinem Anstande. Nur die Betroffenheit, welche sich in seinem Gesichte malte, als er vor Wildhoff stehend dessen Erscheinung betrachtete, beeinträchtigte etwas die artige Vornehmheit seines Wesens. Er stockte, als er hinzusetzte: »Mein Name ist – Leinberg.«

»Sie sind mir vom Angesicht nicht unbekannt,« sagte Wildhoff, der sich zwang, ruhig und gefaßt zu scheinen. »Was, Herr Graf, gibt mir die Ehre Ihres Besuchs? Bitte, wollen Sie gefälligst Platz nehmen!« setzte er mechanisch hinzu, indem er Stühle herbeirückte.

Als sich beide niedergelassen hatten, schien Graf Leinberg vom Anblicke seines Gegenübers noch immer so betreten, daß er zu antworten säumte. Endlich aber konnte er nicht länger zögern und sagte:

»Ich weiß nicht, ob ich mich in diesem Augenblicke meines Auftrags entledigen darf, Herr Wildhoff. Immerhin glaube ich, daß Sie ohnedies die Ursache errathen haben werden, warum ich Ihnen schon so frühe beschwerlich falle.«

»Allerdings, Herr Graf,« versetzte Wildhoff, und eine leichte Röthe flog wie Wetterleuchten durch seine trübe Miene. Schnell aber überzog sein Gesicht wieder die Todtenblässe, welche dem Grafen schon so stark aufgefallen war, daß er Wildhoff für sehr, sehr krank hielt. Dieser aber fuhr ziemlich fest fort: »Ich bin auch zu jeder Genugthung bereit. Zuvor aber doch die Erklärung: daß es mir bitter leid thut, Fräulein v. Helming durch ein Wort getränkt zu haben, daß ich es sehr und tief bereue, die Gelegenheit ergriffen zu haben, sie durch meinen Anblick zu erschienen. Diese Erklärung schließt natürlich die andere in sich: daß ich Fräulein v. Helming nie wieder, weder durch ein Wort, noch durch meinen Anblick behelligen werde. Nach dieser offenen und ehrlich gemeinten Sprache kann wohl der Name der Dame, die ich so hoch verehre, völlig der Sache entfallen, und Ihr Zartgefühl, Herr Graf, ist mir Bürge für Ihre Uebereinstimmung, daß der Name – auch Ihnen heilig – nicht weiter in die Angelegenheit gezogen werde. Wenn Sie noch außerdem Ansprüche an mich machen, stehe ich zu Diensten und bin zu jeder Genugthuung bereit, wie das Wort unter Männern verstanden wird.«

Der Graf hatte mit steigendem Staunen zugehört. In dem, was Wildhoff sagte, fand er in Allem eine theilweise Aufklärung des aufgeregten Gemüthszustandes, in welchem Fräulein v. Helming sich gestern Nacht gezeigt, als er sie beim Heimwege im Walde eingeholt hatte. Eine Scene mußte vorgefallen sein, für welche auch das fürchterlich erschütterte, ja fast zerrüttete Wesen des Mannes zeugte, welche seiner in so nahen und zärtlichen Beziehungen zu der Dame gestanden war, deren Schönheit jetzt den Grafen selbst bezauberte. Schon vor Jahren, als Graf Leinberg die schöne Fremde nur ganz flüchtig gesehen, hatte der holde Reiz ihrer Erscheinung diesen Eindruck auf ihn gemacht, als er damals auf der Brücke seinen Genossen, unter denen sich auch Leith befand, hätte gestehen mögen. Dieser Eindruck war aber zum unauslöschlichen geworden, als er sie in diesem Sommer am See wiederfand. Es war eine wirkliche, warme Neigung zu dem schönen Weibe, was ihn beseelte. Ob sie erwiedert wurde? Darüber hatte er gerechte Zweifel, wenn auch keine bezüglich der Erhörung seiner Wünsche bei den Eltern. Ihm war nicht entgangen, was der reizvollen Hoheit des Mädchens einen Flor der Wehmuth auflegte. Des Architekten Bild war – durch dessen »unbegreifliche« Heirath mit seinem schönen Bäschen – im Herzen Fräuleins v. Helming nicht verblaßt. Und was und wie auch die Welt über ihn sagen und urtheilen mochte, in Irenens Erinnerung stand seine Erscheinung, wenn nicht ungetrübt, so doch unvermischt. Das hatte Graf Leinberg mit eifersüchtigem Scharfblick eben so erkannt, als daß

Fräulein v. Helming dessen ungeachtet an eine Wiederanknüpfung des früheren Verhältnisses nicht mehr denke, ja allem Anscheine nach davor zurückbebte. Mehr bedurfte es nicht, um den Grafen mit Hoffnungen für die Zukunft zu erfüllen, denn Irene v. Helming hatte mindestens keinen Widerwillen gegen seine Nähe und zeigte ihm mehr Freundlichkeit und Zutrauen, als Anderen.

Dennoch hatte Graf Leinberg zu viel Noblesse, als daß er eine Erklärung, die er nicht verlangt und die nur durch ein Mißverständniß berufen war, im Interesse seiner Liebe hätte verwenden wollen.

»Sie sind in einem Irrthum befangen, Herr Wildhoff,« sagte er jetzt. »Ich bin völlig ununterrichtet über das, was Sie andeuteten, kann auch keineswegs Anspruch darauf machen, in diese Angelegenheit mehr eingeweiht zu werden. Andererseits müßte ich eben klarer sehen, und vielleicht auch mehr im Vertrauen der Dame stehen, deren Name nicht weiter genannt werden darf, um das zum Gegenstand zu einer Besprechung zwischen uns zu machen. Ich komme also nicht in eigner Angelegenheit, Herr Wildhoff, sondern im Auftrag des Barons v. d. Leithen, der sich von Ihnen beleidigt glaubt.«

Kaum hatte der Graf den Namen Leiths ausgesprochen, als es Wildhoff durchzuckte, als ginge ihm ein glühendes Schwert durch das Herz. Er hatte sichtlich alle Mühe, an sich zu halten und sich zu fassen. Aber seine Augen verriethen durch ihren unnatürlichen, unheimlichen Glanz, was in ihm vorging.

»So,« sagte er, und das Wort kam mit einem zischenden Laut durch seine Zähne. »So, der – Herr Baron fühlt sich durch mich beleidigt.«

»Ja, mein Herr, und nach den Ausdrücken, die Sie gestern gegen ihn gebraucht,« fuhr der Graf fort, hat er allerdings einige Ursache hierzu, wie mir scheint. Nun ist, um die Sache zu meiner größten Befriedigung friedlich auszugleichen, nichts weiter nöthig, als die im Affect ausgesprochenen Worte bei ruhigem Blute zurück zu nehmen, welche Nothwendigkeit Herrn Wildhoff sicherlich einleuchten wird.«

»Diesen Schluß, verzeihen Sie, Herr Graf, kann ich nicht zugeben,« erwiederte Wildhoff noch immer mit mühsam verhaltener Regung. »Würden Sie, Herr Graf, Ausdrücke zurücknehmen, die Sie bei ruhigem Blute noch verschärfen müßten?«

»Vielleicht nicht. Vielmehr unter Ihrer Voraussetzung gewiß nicht. Aber *der* Fall kann doch hier nicht wohl vorliegen.«

»Er liegt vor. Genug, bitte um den zweiten Theil Ihres Auftrags, Herr Graf.«

»Der geht nun allerdings auf Genugthuung.«

»Genugthuung!« Wildhoff wiederholte das Wort mit einem unsäglich bittern Ausdruck. Dann sprang er plötzlich von seinem Stuhle auf, seine Augen rollten und sprühten blutigen Glanz. Er athmete mit Anstrengung. Doch bezwang er sich und setzte sich wieder nieder. »Herr Graf,« fing er dann an, »ich könnte sagen, Ihr

Freund – nein! dieser Herr Baron – habe bereits Genugthuung im Uebermaße, – ich könnte auch sagen, ich gebe sie ihm *nicht*, er verdiente sie nicht, er habe weder Recht noch Qualität sie zu verlangen – und ich hätte nicht zuviel gesagt; ich könnt auch sagen, ich *gebe* sie ihm –« Wildhoffs Zähne knirschten, – »und ich weiß wahrlich nicht, was ich sagen soll. Habe wohl in allen drei Fällen Recht, und wozu ich mich auch entschließen mag: die Beurtheilung meines Thuns durch die Welt bestimmt mich *nicht*. Wahrlich, Herr Graf, ich bin seit dieser Nacht gefeyt gegen jede Anfechtung von dieser Seite –«

»Erlauben Sie mir, Herr Wildhoff,« fiel hier Graf Leinberg aufstehend dem Erregten in's Wort. »Ich fürchte, die Zeit zur Erledigung meines Auftrags schlecht gewählt zu haben und muß deshalb um Entschuldigung bitten. Die Bereinigung der Sache leidet einen kurzen Aufschub. Oder, vielleicht bezeichnen Sie mir die Adresse eines Ihrer Freunde, an den ich mich wenden kann.«

Wildhoff fuhr sich über die Stirn, sah zu Boden, erhob sich dann ebenfalls und sagte:

»Sie haben Recht, Herr Graf! Nur ist die Zahl meiner Freunde so beschränkt – Einer, und ich weiß nicht, ob ich ihn belästigen darf, – doch Dr. Herbert ist Ihnen gewiß dem Namen nach bekannt.«

»Sehr wohl. Bitte um Angabe seiner Wohnung.«

Wildhoff nannte Straße und Hausnummer, und der Graf zog sein Taschenbuch heraus, um sich die Notiz zu machen, als es leise an die Thür anpochte. Gleich darauf streckte Thekla den Kopf herein und kündigte mit

gerötheten Augen an, daß die Leichenfrau fertig sei. Das Wort traf sowohl Wildhoff, als den Grafen mit der Wirkung eines Steinwurfs. Der Gesichtsausdruck des letzteren nahm einen fragenden traurigen Ernst an. Dann näherte sich Wildhoff dem Abgesandten Leiths und sprach mit bebenden Lippen:

»Bitte, verziehen Sie noch einen Augenblick.«

Darauf trat er durch die Thüre, die Thekla offen ließ. Ihr weinender Blick schien den fremden Herrn einzuladen, näher zu treten. Aber schon von seinem Platze aus hatte er einen ergreifenden Anblick. Da lag auf einem kleinen Paradebette mitten in Zimmer ein freundliches, bleiches Kind mit gebrochenen Augen, gefalteten Händen, um das Haupt einen Kranz von frischen Wald- und Wiesenblumen. Es war derselbe freundliche Knabe, der gestern noch frisch und blühend das Ziel aller lächelnden Blicke, auch der des Grafen gewesen, als Baron v. d. Leithen den Kleinen auf seine Kniee gelockt. Und zu dem Kinde beugte sich jetzt mit brechenden Knieen, vom heftigsten Schmerze durchzuckt, aber ohne Klagelaut derselbe Mann, dem er eben erst die Herausforderung des Barons überbracht hatte.

»O, mein Gott!« kam jetzt von den Lippen. »Wie ist das so schnell gekommen?«

»Seit dem Schreckenstag auf der Sonnenreut,« berichtete Thekla mit klagenden Worten, »litt das Kind an Krämpfen. Ein Anfall in der Nacht – es wollte nichts mehr helfen!«

»Wie leid thut mir das!« sprach der Graf mit dem Tone warmen Gefühls.

»Ihm ist wohl,« antwortete Thekla schluchzend. »Aber mein armer, guter Herr! Es war noch seinzige Freude in dieser Welt!«

Und die treue Person verhüllte ihr Gesicht. Eine volle Minute lang stand der Graf an seinem Platze, ohne sich zu rühren. Es ging ihm eine Ahnung durch die Seele, was dieser Mann seit Jahren gelitten haben mochte. Das Geschick des Einzelnen trat hier in herben Contrast zu der Frivolität des Weltlebens. Es wollte ihn gemahnen, er vertrete hier keine gute Sache, stehe nicht im Namen der wahren Ehre hier, ja, als müsse er sich seines Auftrags schämen. Auch er hatte jene kleinen Sünden, die mit der Moral zwar, nicht aber mit der Cavaliersehre im crassesten Widerspruch stehen, verzeihlich gefunden, die Bethörung der schönen Ida v. Luckner durch Leith nicht so arg verdammt, vielmehr sich nicht selten über den gutmüthigen Vetter moquirt, der bereit war, den Riß in der Familienehre seiner Tante zu decken. Nun aber wollte es den Grafen mit einem Male bedünken, als sei er diesem Manne gegenüber ein Verworfener und sein Freund Leith ein Niederträchtiger.

Wenn dabei auch seiner Eigenliebe nicht geschmeichelt war, blieb doch sein Mitgefühl in Anspruch genommen, da er so erschüttert vor dem Bilde der trostlosesten Trauer stand. Er hätte Wildhoff gern mit einem Drucke der Hand aufgerichtet, gerne wie Malcolm zu Macduff gesprochen. Doch fand er für das Beste, die Trauer nicht

weiter zu stören und verließ das Haus, nachdem er noch Thekla mit dem Ausdruck seiner Theilnahme beauftragt hatte.

Mit dem festen Entschlusse, die Angelegenheit in's Reine zu bringen, reiste er sofort in die Stadt ab und suchte Doctor Herbert auf. Dieser konnte seine tiefe Erschütterung bei der Nachricht von dem Trauerfalle nicht verhehlen. Als aber der Graf den Zweck seines Kommens berührte, erklärte Herbert mit unverhohlener Indignation, daß sein Freund nimmermehr diesem Baron v. d. Leithen die geforderte Satisfaction leisten dürfe; und im Verlauf der bewegten Debatte hielt Herbert weder mit jener nächtlichen Scene, deren Opfer Leith geworden, zurück, noch mit einer ergreifenden Schilderung der Conflicte und Leiden, in welche Wildhoff durch den Verrath Leith's an Ida von Luckner gestürzt worden. Da der Graf mit der Geschichte in ihren äußeren Umrissen ohnehin schon bekannt war, beging Herbert dadurch keine Indiscretion. In seiner Erregung sprach er mit überzeugender Wärme, so daß Graf Leinberg ihn mit dem Entschlusse verließ, dem Baron v. d. Leithen – mochte daraus erfolgen, was da wolle – rund heraus zu erklären, er möge ihm einen Auftrag wieder abnehmen, dem er nicht länger mit Ehren nachkommen könne.

Was darauf erfolgte, gelangte wenig in die Oeffentlichkeit. Man sprach einige Tage später von seinem Duell, das zwischen seither befreundeten Cavalieren stattgefunden habe und wobei ein klein wenig Blut geflossen sei.

Zu der Zeit ruhte der kleine Oskar schon in seinem Grabe. Hinter den Waldhängen des östlichen Seeufers liegt auf rasiger Höhe, oben auf dem Gipfel des Hügels eine freundliche, weiß angestrichene Kirche, um welche sich rings der Friedhof breitet. Es ist ein rechter Ort des Friedens, wohin sich vom Landhause her Wildhoffs Schritte schon früher gerne gerichtet hatten. Es ist so ruhig, so still dorten, wie es eine müde Menschenseele nur wünschen kann, und uralte, gewaltige Linden, Riesen ihres Geschlechts, werfen da ihren Schatten über die Dorfgräber. In diesem Schatten schlief auch der kleine Oskar in seinem Grabe. Wildhoff hatte die Wünsche seiner Tante in Betreff der Beerdigung des Kindes nicht einholen können und ließ deswegen das Kind hier begraben, wo es so oft neben ihm mit den Blumen des Friedhofs gespielt. Frau von Luckner hatte sich nämlich seit einem Jahre etwa aus der Schmerzensstarrheit ihrer Trauer um die Tochter insoweit herauszureißen vermocht, daß sie die Monate, welche Wildhoff mit dem Kinde in der Ferne zubrachte, auf der Sonnenreut verlebte, wo Ida im Verkehr mit der Natur herangeblüht war und tausend theure Erinnerungen sich an das Herz der armen Mutter herandrängten. Zur Zeit nun, wo das Kind starb, hatte dessen Großmutter schon so viel Stärke und Macht über sich gewonnen, daß sie von der Sonnenreut einen Ausflug zu einem einstigen Lieblingspunkte ihrer Tochter im Gebirge machen konnte, wo sie drei Tage in stillem Gedenken verweilte. Als sie zurückkommend von der schmerzlichen Nachricht überrascht wurde und zugleich vernahm, wo

das Kind begraben liege, sagte sie, es solle da bis zum Winter liegen bleiben an dem freundlich stillen Orte, der ihr wohlbekannt war; seine Seele sei ja ohnehin schon bei seiner Mutter, und wenn es kalt werde, solle auch sein Körper zu ihr in die Familiengruft gebracht werden.

Seltsamer Weise drückte der Tod des Kindes weniger auf den Geist der alten Dame, als er ihn mit erheben half. Als Wildhoff mit allen Zeichen verheerenden Grams auf der Sonnenreut erschien, hatte sie ihm gesagt:

»Gönne dem Kinde seine Ruhe. Jung sterben die die Götter lieb haben! Wenn Du an den Schmerz des Lebens denkst, der unzweifelhaft gerade diesem Kinde aufgeblüht wäre, an seine Reflexionen bei zunehmendem Alter, die vielleicht – o mein Gott! – zur Verurtheilung und Verdammung seiner seligen Mutter, meiner Tochter geführt hätten, wenn das Kind so mit einem vergifteten Bewußtsein seine Existenz hätte fortschleppen müssen: Heinrich, möchtest Du unsern Oskar zurückrufen?«

»O Tante,« hatte er erwidert, »ich habe in diesen Nächten nach Erleuchtung gesucht und will seine Ruhe nicht wieder durch unerfüllbare Wünsche beeinträchtigen. Mein Freund Herbert sagte am Grabe, der Geist des Verklärten werde segnend auf mein Leben nachwirken. Wenigstens ringt sich jetzt schon in mir ein geläuterterer Glauben an die Auferstehung und auf ein Wiedersehn durch. Allerdings besser ein ewiger Schlaf, als ein banges Erwachen. Aber ich hoffe das Erwachen werde nicht bang sein. Was dem gemeinen Menschenverstande nicht einleuchten will, mag immerhin auch die Wissenschaft

bestreiten, deren Maß doch eben nur nach dem engen Maßstabe des Erdenlebens gemessen ist. Ob unser Sterben zwei Tage oder hundert Jahre auseinander liegt, ob wir mit einander Tausende und Millionen von Jahren ruhen werden: am Tage, wo der große Gedanke des Weltgerichts verwirklicht werden soll, mögen vielleicht unsere Geister aufschauen wie von dem Traume eines Moments, in dem sie schlafend lagen. Es mag das mystisch klingen, immerhin. Daneben hat der Gedanke an *ewige* Ruhe sein Tröstliches und mag uns über die Kümmernisse dieses Lebens hinaus heben. So kurz es sein mag, es wird mir noch lang werden, fürchte ich, nachdem all' sein Reiz für mich dahin. Für jetzt möchte ich fort, fort!«

Darüber sah ihn Frau von Luckner mit einem Blicke an, der viel von der früher für ihn empfundenen Zärtlichkeit an sich hatte. Es hatte nur eines unverkümmerten Umgangs mit der Natur, nur einiger Wochen ruhigen Landlebens bedurft, um sie Einkehr in sich halten zu lassen, wobei der Verkehr mit der Sonnenreuter Lisi und deren Berichte über Wildhoffs Leiden viel mit wirkten. Jetzt sah sie die frische Jugendkraft, die Wildhoff vor einigen Jahren mit in die Heimath gebracht, gebrochen, – und durch wen, für wen? Als sie ihn jetzt ernstliche Vorbereitungen zu seiner Abreise treffen sah, da überkam sie Angst und tiefe Reue. Sie bat ihn, in seinem Vaterlande zu bleiben, allda ein thätiges, geachtetes Leben zu beginnen; aber es entsprach doch zu sehr ihrer eignen Stimmung, als daß sie noch mehr davon hätte sprechen wollen, als er erwiederte:

»Nicht hier, nicht unter einer Gesellschaft, deren Achtung und Mißachtung mir gleichgültig geworden.«

Er wollte fort, wieder nach dem Süden, in fremdes Land, unter fremde Menschen. Und nach wenigen Wochen war er gerüstet, die Fahrt zu beginnen. Schon hatte er in der Stadt von Ida's Ruhestätte Abschied genommen. Es war ein duftiger Sommertag, als er nun vom Landhaus am See her den Waldhang empor und den Rasenhügel hinan stieg, auf dessen Höhe sich der stille Friedhof um die weiße Kirche breitet. Dort in der Nähe der Linden, sagte ihm ein schwarzes Kreuz mit weißer Inschrift, wo der kleine Oskar begraben lag. Die heimlichste Ruhe waltete an der friedlichen Stätte des Todes, von der er noch ein Angedenken mitnehmen wollte auf die einsame Pilgerfahrt seines ferneren Lebens. Und nun weilte er stundenlang an dem stillen Orte und sah auf den kleinen Hügel nieder, in den das Kind gebettet worden war. Wehmüthige Betrachtungen, leidvolle Empfindungen, die ihm durch die Seele gingen, waren nicht ohne den Trost, den das Verweilen auf der Stätte des Friedens in sich schließt.

Die welken Kränze auf dem Grabe und an dem Kreuze deuteten darauf hin, daß noch eine Menschenseele mit ihm fühlte und das kleine Grab nicht ohne Blumen lassen wollte. Er segnete im Stillen die freundliche unbekannte Hand. Wer mochte diesem Grabhügel solchen Liebesdienst geleistet haben? Unwillkürlich flog Wildhoffs Auge an dem Laubwald der Linden vorbei, über Wald und See, dorthin, wo das jenseitige Ufer im bläulichen Duft

des Nachmittags aufstieg. Dort weilte sein Auge jetzt, nicht weil er glaubte, die da wohne habe die Kränze hier niedergelegt, sondern weil ihm eben der wehmüthigere Wunsch aufstieg, sie möchte dieselben gewunden haben.

So saß er, als er bemerkte, daß er nicht länger einsam war. Einige Damen, Sommerfrischler vom See, tauchten an der Mauer auf und waren wohl gekommen, um die ungeheuren, uralten Linden bei der Kirche zu bewundern, von denen jede für sich mit gewaltigem Astwerk einen eigenen Hain bildet. Wildhoff trat, um nicht aufzufallen, etwas bei Seite. Wenn sie vorüber, dann dem lieben Grabe den letzten Scheidegruß – und fort, fort, nicht um in fernem Lande das Leid zu vergessen, sondern ihm zu leben, es ertragen zu lernen.

Elftes Capitel. Das vom See zum Friedhofe geleitet.

Kurze Zeit nachdem der kleine Oskar begraben worden und auch die Scene, welche im Caffeehause am See vorgefallen, so gut als vergessen war, kam Pauline Langenbècque sehr aufgeregt von einer Kahnfahrt zurück. Alsbald suchte sie ihre Freundin Luise auf, welche mit ihrer Mutter eine bescheidene Wohnung am westlichen Ufer des Sees gemiethet hatte. Die beiden Mädchen gingen eiligst mit einander in den Obstgarten hinterm Hause, wo nun die hübsche, schlanke Pauline rasch auf dem Rasen hinlief und sich mit dem Taschentuch Kühlung zuwehte. Sie erzählte dabei der fragenden Freundin in abgebrochener Weise, daß sie mit Vater und Mutter, dann

dem jungen Fuchs und der alten »Füchsin« auf dem See gewesen sei.

»Und was hat Dich denn dabei so alterirt?« fragte Luise. »Ist Dir die Broche in's Wasser gefallen?«

»Ach, Broche!« rief Pauline verächtlich.

»Hat Dir Dein Vater den Text gelesen?«

»Pah!«

»Hat Dich der junge oder die alte Fuchs geärgert?«

»Viel schlimmer.«

»Nun steht mir aber der Verstand still,« sagte Luise und machte eine Miene, als sei das bei ihr eine ziemlich seltsame Sache. »Es war doch auch kein Sturm auf dem See, eine Menge Kähne sah ich ganz ruhig fahren. Nun, bei den Helmings saß ja wieder Graf Leinberg! Sie müssen ja an euch vorübergekommen sein!«

»Freilich! Das war's ja!« sprudelte es unwirsch von Paulinens Lippen. »Unsinn!« verbesserte sie sich dann. »Das ist's nicht!«

»Nun, um Gotteswillen was ist's denn?«

»Ich bin verkauft!«

»Verkauft?«

»Ja, verkauft. Ich rede doch deutlich genug!«

»Ja von wem denn? An wen denn?«

»Von Vater und Mutter an die Füchse! Herr Felix ist mein Bräutigam, hat mein Jawort, das ich im Zorn gegeben und im Zorn halten will. Siehst Du nicht, wie ich mich als Braut brüste? Wie ich stolz geworden bin?«

Als sich Luise genügend verwundert hatte, sagte sie:

»Nun Pauline, Du wirst eine reiche Frau werden. Hunderttausend langen nicht. Ich hätt's um weniger gethan. Du hast nun alle Muße, Dich nach Behagen unglücklich zu fühlen.«

»Jetzt wird *sie* noch witzig!« rief Pauline mit verächtlicher Verwunderung nach Luisen blickend und dieselbe mit den Augen messend. »Ich muß sehr albern erscheinen, daß Du zur Spötterin neben mir werden kannst. – Also, ich bin verlobt, künftige Schwiegertochter der Frau v. Fuchs. Aber wartet nur, ihr sollt's büßen, Herr Felix und theuerste Frau Schwiegermama! Ich will Euch das Leben so sauer machen, daß ihr – – Ei, da kommt ja der schöne Felix schon daher getänzelt. Wird den galanten Bräutigam spielen wollen! Muß ihm doch entgegen fliegen!«

Und damit schwebte Pauline mit emporgehobenen, wie Flügel wogenden Armen dem Verlobten entgegen, indem sie einen Blick des Einverständnisses auf Kosten des geliebten Gegenstandes nach Luisen zurückgleiten ließ. Diese jedoch stand mit elegischen Empfindungen da.

»Jetzt kommt auch die unter die Haube!« seufzte sie. »Ach Gott im Himmel, was soll denn aus mir werden? Wär' mit so wenigem zufrieden, und doch wird mir nur der Altjungferkranz blühen!«

Luisens Verhängniß wollte, daß sie bald darüber in's Klare kommen sollte, was ihr blühte. In jenen Tagen starb nämlich ihr Onkel und setzte testamentarisch nicht seine junge Frau, sondern seine Schwester, Wittwe Sperling,

und deren Tochter Luise als Haupterbinnen ein. Ach, welche Seligkeit war das, als eine ganze Reihe junger Herren in Luisen eine Liebenswürdigkeit entdeckten, die sich wunderbarer Weise so spät enthüllte. Auch Arthur Maier fand zu seiner eigenen Befriedigung, daß seine wahren Neigungen und heißen Empfindungen für Luisen eigentlich nie erkaltet seien und bis zu diesem Moment in steter, wenn auch unmerkbarer Steigerung begriffen waren. Und Luisens Gutmüthigkeit staunte Arthurs Bosheit von je so sehr an, fand in derselben einen aufrichtigen Ersatz ihres eignen Wesens, daß sie seinen Schwur himmlischer Liebe und ewiger Treue mit großer Rührung anhörte und erwiederte. Nur *ein* Hinderniß bestand, – Luisens Mutter drohte mit ihrem Fluche, wenn sich ihre Tochter von Arthur Maier bethören lasse, und dieser zog diesen Umstand wie folgt in Erwägung:

»Sie kann wenigstens nicht mit Enterbung drohen, was allein in Betracht käme. Also Mutterfluch gegen die Aussicht auf 60,000 Gulden – acceptirt!!«

Es bedurfte keiner acht Tage, um eine kleine Entführung in's Werk zu setzen. Die arme Frau Sperling konnte wohl nicht anders mehr, als ihr Jawort zu geben. Wenn dann Luise ihren Arthur in süßen Brautstunden bat, er möge doch ihrer alten Mutter nichts nachtragen, so pflegte darauf Arthur Maier zu antworten:

»Nein, sie meint es ja eigentlich gut mit Dir! Drum wünsch' ich ihr das Allerbeste, nämlich –« so setzte er leise hinzu, – »daß sie bald ein recht schöner Engel werde.«

Diese beiden Verlobungen machten einige Zeit am See von sich reden, dann sprach man nicht mehr davon. Die Vermuthung, daß nunmehr die Verlobung des Grafen Leinberg mit der schönen Norddeutschen erfolgen werde, setzte die Geduld der darauf Wartenden noch auf die Probe. Der junge Graf ward zwar immer wieder in Gesellschaft der Familie von Helming gesehen, aber es wollte nicht eben scheinen, als sei sein Verhältniß zu der schönen Tochter ein vertrauteres geworden. Nun saß Herr von Helming eines Tages, in die Zeitung vertieft, nach Tische am offenen Fenster seiner Sommerwohnung, derselben, welche seine Familie vor Jahren bewohnt hatte. Draußen über dem See und der prächtigen Landschaft lag einer jener duftigen Nachmittage des Spätsommers, welche so sehr zu einer süß-schwärmerischen, wehmüthig-behaglichen Träumerei einladen. Das Gebirg mit seinen blanken Firnen war zart überflort, über den Wäldern lag eine bläuliche Färbung. Während des Lesens sah Herr von Helming öfter hinaus in die schöne Welt, endlich aber gerade vor sich hinauf eine modisch ausgeputzte Dame, welche so eben in das Zimmer getreten war.

»Nun, schon wieder flügge, Wanda?« fragte er mit leichtem Unmuth. »Ihr wollt ausfliegen, da ihr doch wißt, daß Graf Leinberg zu Besuch kommt.«

»Deine geistreiche Unterhaltung, lieber Bruder, wird ihn leicht mich und Irenen vermissen lassen!« sagte Wanda.

»Du bist ja ungemein bescheiden, Wanda. Aber laß ein ernstes Wort mit Dir reden. Die Aufmerksamkeit und Neigung des Grafen kann Irenen nicht entgangen sein.«

»Wir sind dafür ihm sehr gewogen. Ja! der Graf hat unsern Dank und unsere Freundschaft – doch nicht mehr!« sprach Wanda mit Ton und Haltung einer Theater-Königin.

»Du sprichst sehr bestimmt, wenn auch etwas theatralisch!« sprach Herr von Helming. »Denkt Irene wirklich so.«

»Nicht anders. Der Graf hatte die Freundschaft, durch seine Huldigungen die andern Thoren in Schranken oder fern zu halten. Dafür unsern Dank, nichts mehr.«

»Und das der ganze Lohn für seine unzweifelhafte Liebe?«

»Der ganze. Denn, wir Frau'n, wir lieben einmal nur!«

»Du bist eine Thörin, Wanda! Im Uebrigen möcht ich Dich doch in allem Ernste gefragt haben, ob eure Ausflüge über den See in irgendwelchem Zusammenhang mit fatalen Erinnerungen stehen.«

»Du sprichst in Räthseln. Erkläre Dich deutlicher.«

»Aufrichtig, trefft ihr bei euern Ueberfahrten mit – Herrn Wildhoff zusammen?«

»Leider nicht, – er wäre uns sehr lieb, wenn es der Fall wäre. Doch wohnt und weilt er nicht mehr am See. Nun aber, lieber Bruder, was hast Du noch gegen Herrn Wildhoff?«

»Ich brauche Dir das nicht zu wiederholen. Sein Charakter bedarf in meinen Augen noch einer sehr kräftigen Rechtfertigung. Du weißt selbst, welche Aufklärungen seine Handlungsweise nöthig hat.«

»Wir achten der Verläumdung nicht!« sagte Wanda. »Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee und Du entgehst doch der Verläumdung nicht! sprach schon Hamlet eben so wahr als schön zu Ophelia. Uebrigens, wenn auch Alles wahr, was man sagt von seiner schalkbewußten Miene, seinem Erblassen beim Namen seiner verstorbenen Frau, seiner Reue, aus welcher die Zärtlichkeit für ein Kind entsprungen sein soll: so macht ihn das nur um so interessanter und breitet einen romantischen Nimbus um seine Erscheinung.«

»So würde er eigentlich am besten für Dich passen, Wanda!« sagte Herr von Hliming, indem er mit einem eigenthümlichen Blick nach seiner romantisch gestimmten Halbschwester sah.

»Wenn Irene ihn nicht nimmt, so bin ich allerdings entschlossen, an ihre Stelle zu treten,« sprach Wanda mit großer Entschiedenheit.

»Du hast wirklich viel Muth,« entgegnete ihr Bruder. »Es ist nur gut, daß *er* Dich nicht mag.«

»Mich nicht mag?!«

»Nein.«

»Nicht?«

»Nicht.«

»Hat er Dir etwa anvertraut, daß er mich nicht mag?« fragte Wanda im Tone großer Verletztheit.

»Nein.«

»Nun also, warte bis er Dir's einmal sagt. Ich wundere mich überhaupt, lieber Bruder, daß Du als Gelehrter Dich so wenig gewählt ausdrückst. Nicht mag!!«

»Gott sei Dank, daß Irene vernünftiger ist als Du!« sagte Herr von Helming, als eben seine Tochter hereintrat und ihm mittheilte, sie wolle jenseits des See's mit Tante Wanda einen freundlichen Punkt besuchen, – der Schiffer warte ihrer schon. Herr von Helming setzte so unbeschränktes Vertrauen in seine Tochter und war so wenig gewohnt, einem ihrer Wünsche, die sich ohnehin selten äußerten, Widerstand entgegen zu setzen, daß er auch jetzt bei ihrem Anblicke keinen weiteren Einwand erhob und die Beiden gehen ließ, indem er seinem Mädchen so lange nachsah, als ihre schöne Gestalt zwischen den Bäumen hin noch sichtbar blieb. Bald waltete im Hause, auf der Dorfgasse und über der ganzen vorliegenden Landschaft jene träumerische Stille, die der Seele so wohl thut. Aber dennoch war kein Friede in der des alten Herrn; und als Frau von Helming hereintrat und sich an seine Seite setzte, um ihn nach seinem Kummer zu fragen, da wußte sie schon, was ihn bewegte. Der Eltern einzige Lebenssorge war nur noch das Glück ihres einzigen Kindes. Wie aber und durch wen sollte sich dasselbe gestalten? Während sie so beisammen saßen, fühlten sie, daß ihre Züge die keineswegs freudige Stimmung ihres Innern ausdrückten, und sie wollten die Welt nicht Zeuge ihrer Gemüthsverfassung werden lassen, weswegen sie sich vom Fenster zurückzogen, obgleich Niemand daher

kam, als eine alte Dame, die ihre Augen suchend über die stille Dorfgasse und die freundlichen Häuser hingleiten ließ. Später hörten sie draußen Jemand fragen, ob Herr von Helming zu Hause und zu sprechen sei, und als das Dienstmädchen bejahte und die Thüre sich öffnete, stand vor den beiden Gatten dieselbe greise, unbekannte Dame, welche sie schon aus einiger Entfernung auf der Gasse gesehen hatten.

Es war eine hochgewachsene, aber gebeugte Gestalt in Trauerkleidern. Blüthenweiße Haare umrahmten das bleiche Gesicht, dessen eingefallene Linien kaum noch die frühere Regelmäßigkeit erkennen ließen.

»Wen hab' ich die Ehre zu empfangen?« fragte Herr von Helming vortretend, als er gewahrte, daß die Fremde ihn ansah, ohne zu Wort kommen zu können.

»Sie kennen mich nicht mehr, Herr von Helming,« sprach die greise Frau mit einem schmerzlichen Lächeln.

»In der That –« antwortete Herr von Helming, »ich fühle mich sehr verlegen, mich nicht erinnern zu können und kann mich nur an Ihre Verzeihung und Güte wenden, meinem Gedächtnisse nachzuhelfen.«

»Frau von Luckner!«

Das Wort war nur halb laut gesprochen, aber wäre es mit der Stimme des Donners erklungen, es hätte keine mächtigere Wirkung hervorzubringen vermocht. Herr von Helming war todtenblaß geworden und vermochte mehrere Minuten lang kaum zu sich selbst zu kommen, so daß seine Frau den Empfang nicht ohne Erschütterung

fortsetzen mußte. Endlich aber näherte er sich der Greisin, ergriff sie bei der Hand und sprach, während Thränen in seinen Augen glänzten:

»O meine theuerste Freundin, was haben Ihnen die Menschen gethan!«

»Ich komme, lieber Freund, darüber mit Ihnen zu reden, wenn Sie mir Gelegenheit und Zeit gönnen wollen,« sagte Frau v. Luckner, sich zusammennehmend.

Als sich hierauf Frau v. Helming zurückziehen wollte, trat sie ihr in den Weg und nahm ihre Hand.

»Ich bitte, verehrte Frau, die ich so gerne meine liebe Freundin nennen möchte, bleiben Sie. Was ich zu sagen habe, das zu hören, haben Sie eben so viel Anspruch, als Ihr edler Gatte. Schenken Sie mir Gehör, ich bitte darum.«

Der monatelang unterhaltene Verkehr mit der Natur, dem sich Frau v. Luckner auf der Sonnenreut hingegeben, hatte allmälig und gelinde, aber sicher und unentrinnbar einen Umschwung ihres innern Lebens vorbereitet. Sie hatte gelernt, den umflorten Blick von der engen, dumpfen Beschränktheit des verkümmernden Ichs hinauszuwenden auf die Erscheinungen der Natur, auf das Ganze des Erdenlebens, – sie hatte in der wieder erwachenden Theilnahme daran gelernt, die am eignen Jammer zu verschmerzen und wieder für Andere zu fühlen. Vom günstigsten Einflusse auf diesen Wechsel in ihrem Gemüthe war aber besonders der Umgang mit der Sonnenreuter Lisi, der Jugendgespielin Ida's. Derselbe ließ etwas von der Frische des guten Mädchens in ihre Seele übergehen.

Lisi hatte nicht blos von den Kinderjahren Ida's zu erzählen gewußt, sondern mehr noch von deren letzten Wochen in der Einsamkeit der Sonnenreut, von ihrer Verklärung in der Reue, von ihrem Glück im Sterben, von dem rührenden Verhältnisse, das sich zwischen ihr und ihrem Gemahle entwickelt hatte. Einmal, als Wildhoff sich eine kurze Erholung durch einen Spaziergang im Freien gestattete, hatte Lisi die Wache an Ida's Krankenlager übernommen, und hier hatte die Sterbende ihr gebeichtet und mit schmerzlicher Entzückung von Wildhoffs verkanntem Edelmuth gesprochen, welcher durch ihre Mutter der bösen Welt nicht länger vorenthalten werden sollte. Was Frau v. Luckner nicht mehr aus dem Munde ihrer todten Tochter vernommen, das hörte sie jetzt. Und die bitterste Reue über ihre Herbheit gegen Wildhoff half ihr mit aus der starren Versunkenheit ihres eignen Schmerzes. Zum ersten Male hörte sie von den Verfolgungen, die er erduldet unter dem entsetzlichen Verdachte, den das Verhalten seiner Schwiegermutter gegen ihn so sehr verstärken mußte. Und als sie ihn, allen Lebenshoffnungen entsagend, die Vorbereitungen zu einer Reise in die große fremde Welt hinein treffen sah, ward ihr Herz in arger Qual gefoltert ob des bittern Schicksals, das doch sie allein ihm bereitet, ob des verlornen Lebens, dem sie alle Blüthen geraubt.

Zu jener Zeit nun, wo sie mit nach innen strömenden Thränen die gebrochene Jugendkraft Heinrich's betrauerte, kam eines Tages ihre Kammerjungfer Jeannette und bat mit gerötheten Augen, sie anzuhören. Und nun

vernahm sie das Eingeständniß vielfacher Schuld, deren sich die Zofe gegen ihre Herrin, besonders aber gegen Ida und Wildhoff bewußt war. Unumwunden gestand die Elende ihre Theilnahme an dem Verrathe ein, dessen Opfer Ida in jener Nacht am See geworden, so wie an der Verdächtigung Wildhoffs vor der Welt. Was Arthur Maier aus Haß gethan, habe ihre verblendete Liebe zu diesem unterstützt und sich erst jüngst erboten, wo nöthig vor Herrn v. Helming zu bestätigen, was Arthur Maier demselben von Wildhoffs Charakter und Handlungen mitzutheilen gewußt. Nun aber, da der Treulose sich mit Luise Sperling verlobt habe, wolle sie Alles bekennen.

Daß Frau v. Luckner über ein solches Gewebe ränkevoller Bosheit, die vielleicht noch viel zu enthalten übrig ließ, in hohem Grade sich empörte, läßt sich ebenso leicht denken, als daß Jeannette alsbald ihres Dienstes entlassen ward. Einstweilen nahm die treue Wärterin des Kindes, Thekla, ihre Stelle ein. Frau v. Luckner aber raffte sich zu einem Entschlusse auf. Unwiderstehlich fühlte sie sich aufgefordert, für ihren Schwiegersohn Zeugniß abzulegen. Jetzt, nachdem das Kind auch todt war, erreichte dasselbe kein höhnisches Lächeln mehr, keine giftige Nachrede vermochte in dessen stilles Herz den Keim zu einem unseligen Leben zu legen. Selbst auf Kosten des Geheimnisses und der Ehre ihrer gestorbenen Tochter fühlte sich Frau v. Luckner stark genug, der Wahrheit die Ehre zu geben und sich eines drückenden Schuldbewußtseins zu entlasten, um ihrem so arg verkannten und verläumdeten Neffen gerecht zu werden. Darum war sie

heute nach dem westlichen Seeufer gekommen, um den ersten und entscheidendsten Schritt zu thun. Sie ließ dabei keine anderen Rücksichten walten, als wahr und treulich zu berichten, wie Alles gekommen und gab so ohne Schonung ihrer selbst oder ihrer Tochter eine erschütternde Schilderung des Elends, das sie über sich, ihre Tochter und ihren Neffen gebracht. Herr v. Helming und seine Frau waren davon so furchtbar ergriffen, daß sie ihre Thränen nicht zurückzuhalten vermochten und sich bittere Vorwürfe über die arge Verkennung Wildhoffs, deren sie sich selbst bewußt waren, zu machen.

Unterdeß waren Irene und Tante Wanda über den See gefahren und hatten auf der Wiese beim Landhaus Blumen gepflückt, um Kränze daraus zu winden, mit welchen sie den Weg über die Waldhügel nach dem freundlichen Kirchhof einschlugen, wo der kleine Oskar begraben lag. Bald lag der rasige Abhang vor ihnen, von dessen Höhe die heiligen Bäume der Germanen, uralte Linden, ihre grünen Kuppeln über die Grabstätte erhoben und mit dem weißen Kirchthurm an Höhe wetteiferten. Die hehre Stille lag wie sonst über dem Orte, da sie durch das Gitterthor über die Gräber hinschritten, da und dort verweilten, um einen frommer Erinnerung geweihten Denkspruch zu lesen.

»Wir sind nicht allein hier,« sagte jetzt Wanda. »Dorten, wo des Kindes kleines Grab, sitzt ein Mann.«

Irene fuhr mit der Hand nach dem Herzen, aus welchem alles Blut in dunklen Purpurwolken durch den zarten Hals in das schöne Antlitz stieg. Die Kränze waren

ihrer Hand dabei entsunken. Dort bei dem Grabe des kleinen Oskar saß allerdings ein Mann, den Kopf tief niedergebeugt und von der Hand halb verborgen. Dennoch hatte sie den Mann alsbald erkannt, den Mann, den sie geliebt und einzig nur lieben konnte und der nun einsam in seiner stummen Trauer über dem Grabe seines Liebling weilte. Sie empfand den Drang, hin zu eilen an seinen Hals, um ihn nicht wieder zu lassen und aller Schmerz seines Lebens ja selbst die Schuld und deren Strafe mit ihm zu theilen, – und doch vermochte sie keinen Fuß zu rühren.

Ein Ausruf Wanda's schien ihn aus seiner wehmüthigen Träumerei geschreckt zu haben, denn er sah jetzt herüber, kalt, fremd, fast unmuthig. Dann erhob er sich, offenbar um zu gehen. Aber Wanda rief seinen Namen, eilte hinzu und Irene konnte nicht zurückbleiben. Erst jetzt erkannte Wildhoff, wer da nahte, und der Wechsel seiner Gesichtsfarbe deutete auf seine Ueberraschung, ließ aber nicht erkennen, ob sie eine freudige, oder unangenehme war. Ja, der Ton in seiner Stimme ließ letzteres vermuthen, als er jetzt sagte:

»Entschuldigen Sie, meine Damen, wenn ich Ihnen durch mein Hiersein den Genuß Ihres Spazierganges verkümmere.«

Irene ward bleich. Dieser Ton drang wie ein eisiger Luftzug zu ihrem warmen, glühenden Herzen. Wanda aber versicherte:

»Sie verkümmern uns nichts, Herr Wildhoff, wir sind im Gegentheile erfreut, Sie zu sehen.«

»Müssen aber fürchten, Sie zu stören,« fügte jetzt Irene hinzu, sanft, fast leidvoll, so sehr sie sich zwang, unbefangen zu erscheinen.

»Nicht doch, gnädiges Fräulein,« erwiederte Wildhoff. »Ich war, wie Sie sehen mußten, eben im Begriffe, mich zu entfernen, danke nun aber dem Zufall, der mir gewährt, mich auch noch von Ihnen zu verabschieden, Fräulein v. Helming.«

»Sie wollen – fort,« sprach Irene mit fast ersterbender Stimme, indem sie erblaßte. Aber sie rang und faßte sich, indem sie weiter sprach: »Also fort aus der Gegend?«

»Aus der Gegend, aus dem Lande,« erwiederte Wildhoff und hätte hinzusetzen mögen: »am liebsten aus der Welt!«

»Und Sie können so leicht von Ihren Freunden scheiden?« fragte jetzt Wanda.

»Man wird mich noch leichter vermissen, mein verehrtes Fräulein,« sprach Wildhoff mit starker Seele, seine bittern Empfindungen niederkämpfend. »Seit auch dieses Grab sich gewölbt hat, gibt es nichts mehr, das mich hier zurück halten könnte.«

»Nichts mehr?« sprach jetzt Irene und ihre Augen schimmerten feucht. »Nicht der Wunsch Ihrer Freunde, Sie in einem geachteten Wirkungskreise neue Stärke gegen Ihre Trauer finden zu sehen, nicht –«

Sie stockte. Wildhoff hielt aber ihre sichtliche Bewegung nur von Mitleid eingegeben, wogegen sich sein stolzes Herz empörte.

»Nicht eine freundliche Theilnahme, die ich kaum mehr zu schätzen vermag, nachdem mein Herz an Liebe und Treue nicht mehr glauben kann,« sagte er.

Durch Irenen's schöne Züge zuckte es, aber sie beherrschte sich und erwiederte nur:

»Dann bedauere ich Sie, Wildhoff.«

»Bedauern und Mitleid sind ja immer die Empfindungen, denen man sich am leichtesten hingibt und die man am wenigsten verdienen möchte,« meinte er; aber Irene fiel, ihre Hand darreichend, rasch ein:

»Nicht doch, Wildhoff! Wenn wir scheiden müssen, so geschehe es ohne Bitterkeit. Leben Sie wohl, meine besten Segenswünsche begleiten Sie!«

»Leben – Sie – wohl!« sagte Wildhoff langsam, indem er ihre weiche Hand berührte.

Zitterte die seinige so sehr, oder die ihrige? – Einige Sekunden lang hielt er noch diese Hand, diese liebe, liebe Hand – und dann nicht mehr. Er ging rasch hinweg, ohne sich mehr umzusehen. Doch, – als er das Gitterthor des Friedhofs erreicht hatte, sah er nochmals zurück. Irene stand dorten, stolz und hoch aufgerichtet, mit unter der Brust gekreuzten Armen, mit ernstem Ausdruck, wie eine Heroine. Hätte er gewußt, was sie in diesem Momente innerlich niederkämpfte, sie wäre ihm noch mehr als Heldin erschienen, wie sie so dastand, so stolz, so hoch, so schön und so traurig. Und nun lag das Gitterthor des Friedhofs hinter ihm – er ging.

»Gnädiger Gott,« seufzte jetzt Wanda aus Grund ihres in Mitleidenschaft gezogenen Herzens. »Was soll das werden?«

»Was?« fragte Irene, aus ihren Gedanken aufschreckend. »Nun kann ich ruhiger meinen Eltern und Dir, liebe Tante, leben. Aber hinweg von diesem See.«

»Um des Himmels willen, Irene, wie siehst Du aus! Was ist Dir?« rief Tante Wanda, im Tone des höchsten Schreckens auf das schöne Mädchen starrend, das sich nicht länger beherrschen konnte und dessen Züge einen so unsäglich bittern Ausdruck annahmen, daß ihr Anblick erschütternd wirkte. »Was ist Dir, meine Liebe?«

»Nichts,« antwortete Irene mit fahlen, bebenden Lippen, »nichts, als daß ich mich in einem Manne täuschte. Gib dort die Kränze her, liebe Tante, wir wollen sie auf des Kindes Grab legen, das so glücklich da unten ruht!«

Wanda ging und las die auf den Boden gefallenen Kränze auf. Als sie zurückkam, stand Irene nicht mehr da, sondern lag auf ihren Knieen, ihr Haupt auf das kleine Grab niedergebeugt, die Hände um das Kreuz geschlungen, das der Welt verkündete, wer hier ausgelitten und in Frieden ruhe. Man hörte nicht, daß sie weine, – aber ihr schöner Körper zuckte in krampfhafter Weise und ihr Haupt hing tief herunter, als wolle es sich niederlegen auf diese Schollen, wo man Ruhe fand. Wanda aber legte die Kränze auf das Grab und weinte bitterlich.

Zwölftes Capitel. Welches, wie alle Schluszcapitel, das Ende bringt.

Der Schmerz Wildhoffs, als er den Rasenhügel hinunter schritt, war nur von seinem Stolz etwas gedämpft. Mehr und mehr aber wirkten der Nachempfindung dieses Zusammentreffens noch andere Gefühle mit. Er hatte Irene wieder gesehen in der ganzen Hoheit und Schönheit ihres Wesens. Er hatte wieder diese Hand berührt, die allein ihm noch die Freude am Leben hätte wiedergeben können, und die einem Andern bestimmt war. Er hatte ihre Gestalt wieder vor Augen gehabt, ihre zarten Wangen, ihren weichen Hals, auf den die goldnen Locken niederfielen. Und sollte denken, daß sie nicht mehr für ihn so schön, so zart, so weich und so lieb sein sollte. Er hatte ihr wieder in die Augen geschaut und ihre Stimme gehört, die er nimmer hören sollte in der weiten fremden Welt, – nimmer. Und er war von ihr geschieden mit kalten, ja kränkenden Worten. Sie fielen ihm schwer auf's Herz und lasteten bei jedem Schritte schwerer darauf. Durfte er ihr denn zürnen? Hatte er ein Recht mit Groll zu entsagen? Sollte sie mit verletzten Gefühlen seiner gedenken, wenn sie es je noch that?

Als er am Fuße des Hügels angelangt war, bemerkte er, daß er kein Andenken von dem Grabe Oskars mitgenommen habe, wie er sich doch vorgesetzt hatte. Mit raschem Schritte ging er zurück, um schnurgerade über die Mauer zu steigen. Ach, dort auf dem lieben Grabe kniete sie noch immer, ihr Haupt an die gute Tante gelehnt, die

weinend und tröstend daneben stand. Mit einem Sprung war er wieder im Friedhofe und an Irenens Seite. Sie erhob sich rasch und wich zurück

»Irene,« sprach er jetzt mit warmem, zitterndem Tone, »verzeihen Sie mir. Jedes kränkende Wort brennt mir in die Seele. Sie sollen meiner nicht in Unfrieden gedenken. Seien Sie glücklich, Irene, so glücklich als ich einst zu werden gehofft, da – –« Er stockte und beugte sich blos nieder, um die Hand zu küssen, die er ergriffen hatte und die wie ein Espenblatt zitternd in seiner ruhte. »Ihr Andenken wird die Einsamkeit meines Lebens verschönern. Mögen Sie auch an der Seite eines geliebteren Mannes meiner so liebreich gedenken, wie dieses Grabes, für das Ihre liebe Hand noch Kränze hat, wo sie so viel Glück zu spenden im Begriffe ist. Graf Leinberg ist ein edler Mann –«

Er stockte wieder. Jetzt aber ergriff Irene das Wort.

»Darum zürnt er nicht, daß diese Hand nie die seinige wird,« sagte sie. »Wildhoff, konnten Sie je darüber Zweifel hegen? O, ich sehe, daß Sie ein Frauenherz nicht kennen.«

»Irene, fing Wildhoff wieder an, »darf ich denn in meiner Nacht an die Morgenröthe glauben, die Ihre Worte in mein gebrochenes, getrübtes Leben malen? Darf ich denn –«

»Sie dürfen Alles, Herr Wildhoff,« sprach Tante Wanda hervortretend. »Sprach doch auch des großen Wallenstein Tochter zu Max: Bin ich nicht Dein? Bist Du nicht mein?«

»Irene! Du mein?«

»Wie konntest Du zweifeln!« sagte sie, nur ihm verständlich, denn ihre thränenschweren Augen, ihr Antlitz ruhte schon an seiner Brust.

Er hielt sie umschlungen, fest, innig. Aber er sah dabei zum Himmel und schickte einen innigen Wunsch empor, auf dieses Glück nicht neidisch zu sein, das er am Grabe seines Kindes wiedergefunden. Dann sagte er:

»So wollen wir denn liebend leben und nichts, nichts soll uns wieder trennen!«

»Wir kommen auch nicht, um zu trennen, sondern zu segnen!« sprach eine Stimme über die Mauer herüber, und mit Ueberraschung erkannte er seine Tante und die Eltern Irenens.

»Mein Sohn, mein Heinrich! Mein liebes, schönes Kind,« fuhr Frau v. Luckner fort und reckte halb in segnender, halb in flehender Haltung die Hände nach Wildhoff und Irenen aus.

»Nun, mein lieber Freund!« fing nach dem ersten Empfang Herr v. Helming an, »Sie versprachen einst, mich zum Vertrauten Ihrer Wünsche und Empfindungen zu machen, wenn Sie einmal Verpflichtungen eingehen und ein bindendes Wort verlangen können!«

»Das thu' ich jetzt, mein Vater,« sprach Wildhoff, indem er sich dem Greise näherte, der ihn mit ausgebreiteten Armen empfing, während Frau v. Luckner Irenen umschlossen hielt, als hätte sie nach langer Trennung ihre Tochter wieder gefunden.

An jenem Abende machte es noch großes Aufsehen, als man die Familie Helming mit der Frau Luckner und dem Architekten Wildhoff über den See fahren sah, und zwar letzteren an der Seite der schönen Irene, ein Vorzug, dessen sich Graf Leinberg nie erfreute. Dieser aber erklärte offen, daß er nicht an diesem Schluß der Geschichte gezweifelt habe, da Fräulein v. Helming ihre fortdauernde Liebe zu einem Manne, der ihrer vollkommen würdig sei, niemals verläugnet habe. Als man den Grafen Leinberg sprechen hörte, ging das Befremden in Verwunderung über; man begann einzusehen, daß man sich der Bekanntschaft des Neffen der Frau v. Luckner und Bräutigams des Fräulein v. Helming kaum zu schämen habe; man wünschte Aufklärung über das »unbegreifliche bedauernswerthe Mißverständniß«. Aber Wildhoff fühlte sich gerechtfertigt im Herzen seiner Braut und deren Eltern. Das war ihm hinreichende Genugthuung. Er fand noch selbigen Abends Gelegenheit, dem Grafen Leinberg die Hand zu drücken, in Bezug auf die Andern sagte er:

»Deren Verachtung habe ich ertragen gelernt, – ihre Achtung ertragen zu lernen, fiele mir vielleicht zu schwer, und ihrer Theilnahme bedarf ich nicht.«

Andern Tags aber brachte er seine schöne Braut zu Herbert, in dessen Wohnung ein froher Tag erblühte. Bevor man nach der Heimath der Braut abreiste – wohin auch Frau v. Luckner nachfolgen wollte, um noch ein wehmüthiges Glück in dem ihrer Freunde zu genießen – besuchte man auch die Sonnenreut, wo Hanns und Lisi

die schöne Braut und ihre Verwandten durch ihre oberländischen Liedlein ergötzten, wie vor drei Jahren im Wirthshaus am See. Der Herr Gebirgsbewohner Hanns gefiel der Tante Wanda immer noch ausnehmend gut, diesem aber nebst seiner Lisi die schöne Braut vor Allem, so daß er sie denn auch ein »g'schmaachs, wunderliebs und herzigs Diendl« nannte.

Dabei ist aber aufzuklären, wie es gekommen, daß der Bernecker Hanns nach all' dem, was vorgegangen, vertraut mit der Tochter des Sonnenreuters verkehren konnte. Nun, es hatte lange genug gedauert, bis der alte Bernecker eines Tags zum Wanderstab griff und mit schwerem Ledergürtel der Sonnenreut entgegen wanderte, diesmal in der friedlichsten Absicht. Er wurde dort auch nicht mit dem Schrecken und der Scheu vor einem Haberfeldmeister empfangen, sondern als Schuldner, der seinem Gläubiger ein Darlehen zurück zahlt. Der Bernecker hatte seinen Prozeß gewonnen, der ihn wieder zu einem sehr wohlhabenden Manne machte, – er konnte sich jetzt schon sehen lassen. Gezahlt war, die Quittung in der Tasche, aber der Bernecker rückte noch immer nicht vom Flecke. Er schaute nur immer so der Lisi zu, wie sie ab und zuging, eine prächtige, heitere Hausfrau, die das Haus gar sehr in Ordnung hielt. Das Zusehen mußte ihm großes Vergnügen machen, und das Reden mit ihr noch mehr, denn als er nur einmal dazu gekommen war, hörte er gar nicht wieder auf.

»Aber ich,« sagte er endlich, »kunnt' einen gewissen daheim eifern machen, wann ich ihm sagen kunnt', daß ich von der Sonnenreuter Lisi a Handerl hab' kriegt.«

»Macht's ihn eifern, Bernecker,« sagte Lisi lachend. »Da habt's ein schön's Handerl!«

Der Bernecker hielt die kleine Hand in seiner großen und betrachtete sie. Dann griff er mit der Linken in die Tasche.

»Für so a nett's Fingerl g'hört a schön's Ringerl!« sagte er, indem er ihr einen Ring ansteckte, wogegen sich die Lisi auch nicht wehrte, während der Bernecker hinzufügte: »Er kommt vom Bernecker Hanns! Wenn der Sonnenreuter nix dagegen hat, so trag' ihn.«

Der Sonnenreuter aber hatte schließlich auch wirklich nichts dagegen. Ihm war man endlich auch noch wegen des Bilwizschnittes gerecht worden. Man hatte ihn an den drei Sonnwendnächten zur bestimmten Stunde des Zaubers beobachtet und nichts Verdächtiges wahrgenommen, – dennoch war der Bilwizschnitt in der Flur bewerkstelligt. Entweder war also ein anderer der Bilwizschneider, oder es machte Einer den Schnitt, um den Sonnenreuter dafür büßen zu lassen. Darüber war man so lange im Unklaren, bis kurz vor der Hochzeit der Lisi mit dem Hanns die rothe Urschi so krank und elend wurde, daß sie die Lisi vor ihrem Sterben um Verzeihung bitten ließ; sie habe sich damals in der stürmischen Himmelfahrtsnacht auf der Sonnenreut geirrt und bereue, der Lisi dadurch Leid zugefügt zu haben; sie sei überhaupt durch den Haggl in ihrem Haß gegen die Leute

auf der Sonnenreut bestärkt worden; derselbe habe auch den Bilwizschnitt gemacht, um den Sonnenreuter in's Gerede zu bringen, dann auch selbiges Haberfeldtreiben, bei welchem der lange Hies erschossen worden sei, an den Gensd'armeriebrigadier verrathen, um sich gut anzuschreiben. Hinter dem Haggl sei noch ein Anderer gesteckt, der auch zweimal mit dabei vor der Sonnenreut gewesen. Aber Urschi starb und nannte diesen Andern nicht; man zweifelte jedoch keinen Augenblick, daß sie den Teufel selber meine.

Als nun der Haggl keck genug war, bei der Hochzeit der Sonnenreuter Lisi gleich andern Burschen gegen Abend zu erscheinen, setzten sich zwei ihm uns bekannte Gäste neben ihn auf die Bierbank. Er hatte leer getrunken und reichte seinen Krug der Kellnerin hin.

»Kein's mehr,« gebot jetzt der ihm zur Rechten sitzende Bursche in Hochländer Tracht der Kellnerin. »Der Kerl wird heut' noch Wasser saufen!«

»Oder einen Kragen um den Hals tragen!« sagte der zur Linken und zeigte dem Haggl unterm Tische etwas.

Darüber ward der Elende kreideweiß, fing an zu zittern und mit den Augen zu rollen, stand von der Bank auf und wankte mehr hinaus, als er ging. Es war schon in der Dämmerung. Sobald Haggl das Hochzeitshaus im Rücken hatte, fing er an zu laufen, als sei ihm die ganze

Hölle auf der Ferse. Schweißtriefend kam er am Hochrand der Fallach an und ließ sich, ohne einen Pfad zu suchen, hinunterrutschen. An Händen und Füßen geschunden eilte er dem Brückensteg entgegen, der auf mächtigen Balken sich über den reißenden Strom schwingt, und dieser ging an jenem Abende noch besonders hoch. Jetzt hatte er ihn erreicht. Als er in die Mitte der Brücke kam, tauchte am jenseitigen Ende ein Bursche auf mit dem Wachholderzweig auf dem Hute und einem Ding in der Hand, das wie eine Seidenschlinge aussah. Entsetzt prallte Haggl zurück und lief wieder der andern Seite zu. Aber mit einem Schrei sah er hier dieselbe Erscheinung auftauchen, und als er wieder zurück sprang, waren die beiden sich schon näher gerückt, er aber in der Mitte. Sie drohten nicht, sie sprachen nichts, aber Haggl klammerte sich an das Brückengeländer an, ließ sich in gräßlicher Todesangst niederhängen, und endlich – plumps! – mußte etwas schweres in's Wasser gefallen sein, denn die kalten Wellen des Alpenstroms gurgelten und glucksten seltsam in der Stille des Abends. Die beiden Hochländer mit den Wachholderzweigen auf den Hüten gingen aber ruhig an einander vorüber, jeder in seiner Richtung und waren bald im Ufergebüsch verschwunden.

Einige Tage darauf fand man in dem Weidengestrüpp des Fallachufers draußen im Unterland den Körper eines Ertrunkenen, der wohl im Rausche in den Strom gefallen sein mochte. Es ergab sich später, daß es der Haggl gewesen.

In jenem Spätjahr und Winter machten Herbert's Novellen aus dem hauptstädtischen Leben einiges Aufsehen. Seine Absicht war zu zeigen, wie tragisch sich das Geschick von Einzelnen und von ganzen Familien auf dem Grunde fauler und zerfahrener öffentlicher Zustände entwickeln kann. Die Erzählungen selbst, Hauptpersonen, Conflicte, Vorgang und Verlauf waren wie immer seine Erfindung, obgleich die Wirklichkeit ihm Stoff gerade genug geboten hätte. Er wollte nicht in bestehende Familiengeheimnisse hinein greifen, vermied es selbst bei seinen Nebenpersonen, für die er *zum Theil* Züge aus dem wirklichen Leben satyrisch verwandte, soweit es die verschrobenen Verhältnisse zu zeigen galt. Aber das Publikum suchte, wie das zu gehen pflegt, sobald es nur einmal auf dem Schauplatze der Erzählungen sich orientirt hatte, in denselben wirkliche Vorgänge, wirkliche Personen; und Herbert war sehr erstaunt, die Gestalten seiner Phantasie als lebende, in der Hauptstadt umherlaufende Menschen bezeichnen zu hören. Es war ihm das ein sehr unbehagliches Gefühl, ob gleich ein Zeugniß dafür, daß er mitten in's Leben gegriffen, daß man an seine Gestalten glaubte und denselben Fleisch und Blut zutraute. Dagegen war es ergötzlich zu hören, wie Viele sich selbst getroffen fühlten. Je lächerlicher und »grauer« eine Figur gemalt war, desto mehr Leute fanden sich, welche sich in ihr geschildert finden wollten. In einem »anmuthig-lachenden« Ministerialrathe, fanden sich

zwei Ministerialräthe und drei andere Räthe gezeichnet, die alle anmuthig lachten. Für einen Aesthetiker, der auf einen Baum zu sitzen kam, meldeten sich außer Professor Casimir Bader noch drei andere, die alle drei schon auf Bäume gestiegen waren, und noch ein Vierter, der hinter einem Rosenstrauch ein Liebespaar belauschend, sein Beinkleid zerrissen. Ein mit gutem Appetit gezeichneter Poet war die Veranlassung für zwei Dichter und vier Dichterlinge, sich verletzt zu fühlen. Durch die Schilderung eines Malers, der Dichterportraite in die illustrirten Journale lieferte und dabei einen Kahlkopf hatte, waren ein ganzes Dutzend Künstler tödtlich gekränkt, von welchen die eine Hälfte Dichter portraitirte, die andere Hälfte Kahlköpfe hatte. In einem Geldbaron, dessen Stammbaum auf die Patriarchen der Bibel zurück ging, fanden sich mehrere Geldbarone des Landes wieder, und in einem Kunstverleger, der lange Geschichten ohne Pointe erzählte, wollten sich alle Kunstverleger und mehrere Buchhändler der Stadt erkennen.

Das war nun zwar sehr belustigend für den Verfasser, verdroß ihn jedoch auf die Dauer. Er hatte allerdings Zustände und Verhältnisse und nur zum Theil auch deren Vertreter geißeln wollen. Nun machte er die Erfahrung, daß man scandalsuchend sich an das Einzelne hing und darüber das Ganze und seinen Zweck aus den Augen verlor. Als ihm aber eines Tags Gerichtsrath Brand wieder sagte, wie viele sich getroffen fühlen, sagte Herbert ärgerlich:

»Gut, ich gebe ihnen die Erlaubniß dazu!«

»Sich getroffen zu fühlen? Nun, es wird an scharfen Kritiken nicht fehlen.«

»Nur zu! Ich möchte gereizt werden! Denn ich fühle, daß ich zu viele Rücksichten genommen. Man ist also nicht einmal dankbar für die Schonung! – Man setzte wohl voraus, daß ich dulden und schweigen werde! Das ist ja beleidigend. Wenn ich seither nur, mit einzelnen Pfeilschüssen geplänkelt habe, so gehe ich, um Zeit zu gewinnen, die nöthige Rüstung anzulegen. Dann komme ich im Harnisch mit Schwert und Lanze, – das soll noch ganz andere Wunden geben.«

Damals nämlich, im angehenden Frühlinge, hatte Herbert von Wildhoff die ernstliche und dringende Einladung erhalten, sich in dessen Nähe an der Ostsee anzusiedeln, wo er sich angekauft hatte.

»Wir genießen hier ein innigeres Glück,« hieß es in dem Schreiben, »als es ohne den Durchgang durch unsere Leidenszeit möglich gewesen und stehen auch in unserm Glücke den Leidenden näher, als es bei ununterbrochener Lebensfreude hätte werden können. Selbst meine liebe Tante Luckner freut sich eines schönen Nachsommers in ihrem Leben und ist in Erwartung der Verstärkung unserer Familie beständig beschäftigt. Komm nun auch Du mit den Deinigen, lieber Herbert. Es steht bei unserm Gute an der Ostsee ein Haus, wie geschaffen zur poetischen Production. Deine, meines Schwiegervaters und meine Bücher geben vereinigt schon eine stattliche

Bibliothek, die Universitätsbibliothek in der Nähe bietet natürlich noch viel mehr. Dazu die freundliche Landschaft, die schönen Buchenhänge, die Meerbuchten und dahinter die offene See. Komm also mit Deinen Lieben aus dem Lande, wo Du heimisch ein Fremdling warst, und werde hier als Fremdling heimisch.«

Herbert hatte sich schon lange aus der fortschreitenden staatlichen Auflösung hinausgesehnt. So sehr er es zu verwinden suchte, konnte er doch nicht gleichgültig dabei bleiben und die Zerfahrenheit und Zerrüttung, die sich kundgab, drückte auf sein Gemüth. Seine Lieben waren ohnehin freudig bereit zu gehen. Draußen suchte er kein Paradies, kein besonderes Glück, keine Gunst auf Kosten Anderer, sondern nur Ruhe für gedeihliche Thätigkeit. Dankbar wollte er die Gastfreundschaft in fremdem Lande genießen und diese nicht mit Verachtung von Land und Leuten lohnen. Er wußte, wie kränkend es ist, sich auf heimischem Boden Anderen beugen zu müssen. Und so saß er eines Morgens schon im Wagen des Bahnzugs, der ihn fortbringen sollte, als der Sozusagen daher kam, um jedem der Kinder noch als Angedenken ein duftiges Frühlingssträußchen zu bringen. Wildhoff hatte seiner so wenig vergessen, als der Thekla und des Fridolins vergessen worden war. Letzterer hatte wieder einen Dienst angenommen, aber wie er sagte, sei es nichts rechts, »nicht so wie bei *uns*«, und schon darum nicht, weil ein Anderer im Hause die Inspection der Weinflaschen besorgte. Thekla dagegen war in Stand gesetzt, ohne dienen zu müssen, gemächlich zu leben.

»Aber, daß Sie gehen, Herr Docter, freut mich so zu sagen gar nicht!« sagte der Dienstmann noch ganz zuletzt. »Da geh' ich vielleicht auch noch, denn alle Mühe bessere Ordnung einzuführen ist sozusagen umsonst. Was unsereiner gut macht, verderben die großen Herren wieder. Hab' ich damals den Leith so schön zugerichtet, daß er vier Wochen gut that. Aber sein gnädiger Herr legt ihm mit Orden, Titeln und Stellen ein Pflaster um das andere auf, und so ist's wieder der alte Tanz. Ich geb's auf. Es hilft doch nicht viel.«

Herbert hatte mit großem Erstaunen zugehört, als er sagte:

»Sie sprechen ja, als ob Sie zur Walkerbande gehörten?«

»Ja,« sagte der Sozusagen trocken. »Ich gehöre dazu, ich bin so zu sagen Hauptmann und Bande in einer Person. Aber ich geb's auf, Dr. Herbert. Es hilft hier Alles nichts mehr! So leben Sie denn recht wohl! Der liebe Gott behüte Sie mit Frau und Kindern!«

Der Sozusagen sah noch immer wehmüthig dem Zug nach, während Dr. Herbert mit Verwunderung des Gesellen gedachte, der, um die Welt zu verbessern, so seltsam zu Werk gegangen war. Erst als man vom Zug aus die Alpen in der Ferne erkennen konnte, drängte sich in Herberts Abschied eine elegische Empfindung. Aber die Sonne schien durch das Wagenfenster, und die Kinder plauderten so treulich und waren so glücklich über die rasche Fahrt. Möge sie ihn dem bescheidenen Glücke zuführen, das er bedarf, um wirken zu können.